

**UNTERSUCHUNGEN
UEBER DEN
GERMANISCHEN
VOKALISMUS**

Hermann Paul



8251.35

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

UNTERSUCHUNGEN

UEBER DEN

GERMANISCHEN VOKALISMUS.

VON

HERMANN PAUL.

(Sonderabdruck aus den beiträgen zur geschichte der deutschen sprache und literatur,
band IV und VI.)

HALLE.

MAX NIEMEYER.

1879.

0

UNTERSUCHUNGEN

UEBER DEN

GERMANISCHEN VOKALISMUS.

VON

HERMANN PAUL.

D/22

HALLE.

MAX NIEMEYER.

1879.

8251.35



German Department fund

Sonderabdruck aus den beiträgen zur geschichte der deutschen sprache und literatur,
band IV und VI.

I.

Die vocale

**der flexions- und ableitungs-silben in den
ältesten germanischen dialecten.**

DIE VOCALE DER FLEXIONS- UND ABLEITUNGS-SILBEN IN DEN AELTESTEN GERMANISCHEN DIALECTEN.

Westphal hat durch seine abhandlung über die auslautgesetze des gotischen in Kuhns zeitschr. 2, 161 ff. der deutschen, ja überhaupt der indogermanischen grammatik eine der nachhaltigsten anregungen gegeben. Indem er in den vorgeschichtlichen verstümmelungen der endsilben das walten fester gesetze erkannte, ermöglichte er erst ein wissenschaftliches verständnis der germanischen flexion in ihrem verhältnis zu der der verwanten sprachen. Und durch sein beispiel wurde es klar, dass überall für die flexionslehre einer jeden sprache nur auf dem von ihm vorgezeichneten wege eine sichere unterlage gewonnen werden konnte. Dass indessen die aufstellungen Westphals im einzelnen zu einer befriedigenden erklärung der tatsachen noch nicht ausreichten, ward bald erkannt, und es schlossen sich daran versuche, sie weiter zu bilden.

Der durchgreifendste, insbesondere was die vocale betrifft, war der von Scherer: Zur gesch. d. deutsch. spr. 99 ff. Das wesentlichste verdienst desselben bestand darin, dass er die betrachtung vom gotischen auch auf die übrigen germanischen dialecte hinüberlenkte. Er betonte einerseits zuerst nachdrücklich, dass die germanischen urformen nicht unmittelbar durch das gotische gegeben, sondern erst mit hülfe der vergleichung aller dialecte zu ermitteln seien. Er machte anderseits den ersten ansatz dazu, die über den standpunkt des gotischen hinausgehenden weiteren einbussen des auslauts im ahd. und altn. (vgl. besonders s. 114 ff. 415 ff.) gleichfalls auf gesetze

zurückzuführen. So unbestreitbar aber Scherers verdienste nach dieser seite hin waren, und so vieles von ihm zuerst richtig gestellt wurde, so waren seine flüchtig hingeworfenen andeutungen doch weit entfernt davon, den gegenstand zu erschöpfen, weit entfernt davon, in jeder hinsicht gebilligt werden zu können. Insbesondere wurde, meiner überzeugung nach, gerade mit der umgestaltung von Westphals vocalischem auslautgesetze, trotz der scheinbaren grösseren consequenz, zum teil nicht in eine richtigere bahn eingelenkt, sondern im gegen teil ein irre führender abweg betreten. Diese meine überzeugung hängt zusammen mit einem gleich weiter zu erörternden principiellen gegensatz der anschauung, in welchem ich zu Scherer stehe.

Erheblich war die umgestaltung der auslautgesetze durch Leskien in einem 1872 auf der Leipziger philologenversammlung gehaltenen vortrage, vgl. die berichte darüber, ausserdem Germ. 17, 374 ff. und Zachers zs. 4, 238. Seine regeln, mit denen ich mich in den wesentlichsten punkten einverstanden erklären muss, beziehen sich wesentlich auf die consonanten. Uns geht hier nur der wichtige satz an, dass ein langer vocal in der letzten silbe, wenn ihm ursprünglich noch ein nasal folgte, auch nach abfall desselben im urgermanischen keine verkürzung erleidet (*tuggo, managei, dage* etc.), ein satz, wodurch mehrere künstliche erklärungen Scherers überflüssig geworden sind.

Einen bedeutenden fortschritt brachte Braunes arbeit über die quantität der althochdeutschen endsilben, Beitr. II, 125 ff. Sie hat das mit Scherer gemein, dass sie gleichfalls die in der nachgotischen sprachentwicklung waltenden gesetze aufsucht und daraus schlüsse auf das urgermanische zieht. Sie führt aber, innerhalb der gränzen, welche sie sich gesteckt hat, viel weiter, indem sie auf grund untrüglicher, bisher nicht gewürdigter kriterien eine von der bisherigen sehr abweichende bestimmung der quantitätsverhältnisse gewinnt und, hierauf gestützt, eine richtigere und allseitig durchgeführte feststellung des verhältnisses der althochdeutschen endsilben zu den urgermanischen, woraus sich dann wider eine berichtigung des Westphalschen gesetzes ergibt nach einer richtung hin, welche der von Scherer eingeschlagenen geradezu entgegengesetzt ist.

Dazu kommt ein weiteres moment, wodurch die klarheit und consequenz in den resultaten erzielt ist: die angemessene würdigung der neben den lautgesetzen in der sprache wirksamen mächte; dartüber weiter unten.

Wenn ich nun noch einmal in ausführlicher weise auf den gegenstand eingehe, so bewegen mich dazu verschiedene gründe. Zunächst haben Braunes aufstellungen anfechtungen erfahren, welche es gilt zurückzuweisen. Sodann aber bedürfen sie wirklich noch einiger correcturen, wie ich sie teilweise schon in meinem aufsatz über den ablativ (Beitr. II, 339) zu liefern versucht habe, aber, wie es scheint, nicht überzeugend genug. Ferner mussten neben dem ahd. auch die übrigen, bisher in dieser hinsicht vernachlässigten dialecte in entsprechender weise herangezogen werden. Dabei ergeben sich noch manche lücken, die die bisherige untersuchung gelassen hat. Dieselbe hat sich fast ausschliesslich den letzten silben der wörter, und zwar vorwiegend den auslautenden vocalen zugewendet. Das moment, worauf man dabei vornehmlich die aufmerksamkeit richtete, war die lautliche einbusse, die verkürzung oder der gänzliche wegfall. Wir werden hier sämtliche ableitungs- und flexionssilben ins auge fassen und dabei nicht bloss die quantitativen, sondern gerade vorzüglich die qualitativen veränderungen ihres vocalismus berücksichtigen. Ausgeschlossen von unserer betrachtung, soweit sie nicht zu bestimmtem zwecke herangezogen werden muss, bleibt die vocalausstossung, da dieselbe demnächst von Sievers behandelt werden wird.

Ich deutete schon darauf hin, dass die lautgesetze, denen die endsilben unterworfen sind, die auslautgesetze, wie man sie wol mit ungenauer verallgemeinerung des begriffes bezeichnet, die notwendige grundlage für die flexionslehre bilden müssen. Umgekehrt ist natürlich ein eingehen auf die letztere bei der feststellung der gesetze unvermeidlich. Um das lautverhältnis zwischen verschiedenen dialecten oder verschiedenen entwicklungsstufen desselben dialectes zu ermitteln, muss man wissen, welche formen einander wirklich lautlich entsprechen. So lange man es mit den lautgesetzen nicht sehr streng nahm, so lange fand man nicht sehr viele erhebliche schwierigkeiten bei der vergleichung der germanischen dialecte

oder der indogermanischen sprachfamilien unter einander in bezug auf ihre declination und conjugation. Es genügt eine ungefähre ähnlichkeit der formen, die allgemeine möglichkeit oder wahrscheinlichkeit der bei der vergleichung postulierten lautübergänge. Sobald man anfängt dieselbe strenge gesetzmässigkeit für die lautveränderungen in den endsilben zu suchen, wie sie für die in den wurzelsilben längst anerkannt ist, stellt sich der vergleichung scheinbar entsprechender formen eine menge früher nicht geahnter schwierigkeiten entgegen. Ein gesetz, welches man etwa aus neun fällen abstrahiert hat, will auf den zehnten nicht passen. So sieht man sich auf den verschiedensten enden in das dilemma getrieben: entweder hat die regel keine durchgängige giltigkeit, oder die ihr widersprechenden formen sind lautlich mit einander unvereinbar. Wer von dem gefühl für das gesetzmässige in allen spracherscheinungen durchdrungen ist, wird immer geneigt sein sich für die zweite möglichkeit zu entscheiden. Der wissenschaft ist nur mit zwingendem gesetz, nicht mit willkür gedient. Aber nicht immer lässt sich eine regel durch eine einigermaßen beträchtliche zahl von unzweideutigen beispielen belegen. Der wahrscheinlichkeitsgrad ihrer giltigkeit kann ein sehr verschiedener sein. Das macht die untersuchung oft verwickelt und schwierig.

Die weitere frage ist dann: was ist mit den lautlich nicht zusammengehörigen formen anzufangen? Die abweichungen lassen sich in zwei gruppen sondern, wobei freilich die zugehörigkeit zu der einen oder zu der andern nicht immer so einfach auszumachen ist.

Erstens: es erklärt sich die verschiedenheit der einander gegenüberstehenden formen daraus, dass sie (resp. ihre lautlichen vorstufen) ursprünglich verschiedene function hatten. Hierher gehört es, wenn Braune den unterschied zwischen got. *daga* und ahd. *tage* (= urgerm. **dagai*) so deutet, dass ersteres die form des instrumentalis, letzteres die des dativs oder locativs sei; ferner wenn der unterschied in der bildung der 2. sing. ind. praet., got. *gaft* = ahd. *gâbi*, wie es jetzt ziemlich allgemein geschieht, darauf zurückgeführt wird, dass letzteres die optativform ist. Der hergang ist dann entweder so zu denken, dass der ursprünglich bestehende functionsunterschied

der verschiedenen formen verloren gegangen, worauf dann in der einen mundart diese, in der andern jene als überflüssiger ballast über bord geworfen ist. So in dem ersten beispiele, wo vorauszusetzen sein wird, dass im got. zunächst die neben einander bestehenden formen **dagai* und *daga* beliebig untermischt für alle gebrauchswesen des indogermanischen dat., loc., instr. und abl. verwendet wurden, worauf dann die sprache sich der ersteren erledigt hat, während im abd. zunächst noch beide formen bewahrt sind (*tage* und *tagu*), aber gerade die im got. erhaltene schon im verschwinden begriffen und bald bis auf wenige unverstandene reste ganz ausgestossen, und im altn. der letztere vorgang schon im anfang unserer überlieferung vollzogen ist. Oder es hat sich, wie in dem zweiten beispiele, eine form von anfänglich abweichender bedeutung an die stelle einer andern gedrängt, die dann, sei es wegen ihrer undeutlichkeit, sei es wegen ihres singulären, von dem sonstigen formsysteme abstehenden charakters, sei es aus syntaktischen oder irgend welchen andern ursachen, einfach verloren gegangen ist, ohne etwa vorher auch umgekehrt die stelle der form, welcher sie unterliegt, mit vertreten zu haben. Ein uns näher liegendes, ganz sicheres beispiel für den ersten fall bieten die heutigen niederdeutschen stadtdialecte, von denen die einen mir, die andern mich, die einen Ihnen, die andern Sie (in der anrede) gleichmässig für dat. und acc. gebrauchen; oder der baierische dialect im gegensatz zu den übrigen mundarten und der schriftsprache, indem er den unterschied zwischen dem dual und plur. des personalpronomens so wenig bewahrt hat wie diese, aber nicht wie sie die form des du. durch die des plur., sondern umgekehrt die des plur. durch die des du. hat verdrängen lassen. Ein modernes beispiel für den zweiten fall ist es, wenn in unserer heutigen schriftsprache der conj. praet. vielfach den mehr und mehr ausser gebrauch kommenden conj. praes. vertreten kann und in gewissen fällen vertreten muss, während das umgekehrte unmöglich ist.

Zweitens: Die lautlich unvereinbaren formen haben niemals verschiedene function gehabt. Auf diesen fall insbesondere bezieht sich die oben angedeutete principielle verschiedenheit des standpunktes. Scherer, wo er einen solchen anerkennt, und mit ihm andere verfahren meist so, dass sie die beiden (resp.

drei oder mehr) abweichenden bildungen nach massgabe der sonst geltenden lautgesetze auf ältere grundformen zurückführen, welche schon in uralter zeit nebeneinander bestanden haben sollen. Dabei wird entweder angenommen, das die doppelformen nur bis an den anfangspunkt der speciell germanischen¹⁾ (oder vielleicht slavogermanischen, europäischen) entwicklung zurückreichen, dass sie aber in der indogermanischen ursprache ihre lautliche vereinigung finden. So wird der unterschied von got. *anstais* und ahd. *ansti* zurückgeführt auf die schon im urgermanischen vor dem wirken des auslautgesetzes neben einander liegenden formen **anstajas* und **anstijas*, beide aber auf indog. **anstajas*; so der von got. *nēmjau* und ahd. *nāmi* auf urgerm. **nāmyau* und *nāmim*, indog. **nāmjam*. Oder es wird die verschiedenheit bis in die ursprache zurückverlegt. So bei der endung des gen. pl. der weiblichen *a*-stämme: got. *-ô* — ahd. *-ôno* = indog. **-ām* — **-ānām*; so bei der des nom. pl. der männlichen *a*-stämme: ahd. *-a* — alts. *-os* = indog. **-ās* — *-āsas*. Zur ansetzung indogermanischer doppelformen führen dann auch die wirklichen oder scheinbaren abweichungen des gesamtgermanischen von den verwanten sprachen. Das nebeneinanderherlaufen der parallelförmigen, mag es nun bereits in der urzeit oder erst in einer etwas späteren periode seinen anfang genommen haben, lässt sich auf zwei verschiedene arten denken, von denen bald die eine, bald die andere vorausgesetzt wird: entweder teilen sich verschiedene dialecte in ihren gebrauch, so dass jeder nur eine erzeugt oder bewahrt, oder sie pflanzen sich in den selben dialecten zu beliebig wechselndem gebrauche fort.

Neben dieser auffassung ist nun aber noch eine andere denkbar, dass nämlich von den zwei (oder mehr) unvereinbaren formen nur die eine (vielleicht auch gar keine) lautliche fortsetzung einer indogermanischen oder selbst germanischen urform ist, dagegen die andere (oder die andern), um es mit dem gewöhnlichen ausdruck zu bezeichnen, nach 'falscher analogie' gebildet oder nach J. Grimms ausdruck 'unorganisch' ist, weshalb sie auch in der regel nicht viel über die zeit hinaus, in der sie überliefert ist, zurückzureichen

¹⁾ Ein ähnliches verfahren kann natürlich bei der grammatik einer jeden andern sprache angewandt werden und ist darin angewendet worden.

braucht. Der zulassung solcher 'falschen analogieen' hat man in der formenerklärung niemals ganz entraten können. Aber sie sind von der älteren vergleichenden grammatik und bis auf die neueste zeit immer perhorresciert worden als etwas, das man nur im höchsten notfalle zu hülfe ziehen dürfe. Die ursache, weshalb man sich nicht häufiger genötigt sah diese hülfe in anspruch zu nehmen, war eben einerseits und vorzugsweise die, dass man an lautliche erklärungen keine sehr hohen ansprüche stellte, anderseits die, dass man mit der zurtückführung aller formenvarierungen in den einzelsprachen auf ihre einheitlichen ursprünge, namentlich was die stambildung betrifft, noch nicht völlig ernst machte. Scherer, indem er eine consequentere durchführung der lautgesetze anstrebte, ist auch in der annahme von analogiebildungen weiter gegangen als die früheren grammatiker, aber die ältere auffassung ist doch noch so mächtig bei ihm, dass er derselben, wo es irgend angeht, durch die ansetzung mehrfacher grundformen zu entgehen sucht. Seit einigen jahren hat sich mit wachsender entschiedenheit eine richtung bahn gebrochen, welche neben consequenter durchführung der lautgesetze der bisher in ihrer bedeutung unterschätzten analogie zu ihrem rechte zu verhelfen strebt. Ich nenne von arbeiten, die sich in dieser richtung bewegen, auf speciell germanistischem gebiete die schon erwähnte abhandlung von Braune über die quantität der ahd. endsilben und die von Sievers über die schwache adjectivdeclination (Beitr. II, 98 ff.), sowie dessen paradigm; von solchen, die sich auf den weitem kreis des indogermanischen erstrecken: Leskien, 'Die declination im slavisch-litauischen und germanischen', Leipzig 1876; Osthoff, 'Forschungen im gebiete der indog. nominalen stambildung', Jena 1875. 6 und 'Zur frage des ursprungs der germanischen *n*-declination' (Beitr. III, 1 ff.), sowie einige kleinere aufsätze desselben verfassers; endlich das am tiefsten in die gesammte indog. stambildungs- und flexionslehre eingreifende, die unter Osthoffs anregung entstandenen abhandlungen Brugmans 'Nasalis sonans in der indog. grundsprache' (Curtius studien 9, 287) und 'Zur geschichte der stambabstufenden declination' (ib. 363). Die grundanschauung, in welcher die genannten übereinstimmen und zu der ich mich auch schon früher in meinen in der Germ. erschienenen

recensionen von Heynes alts. gramm. und Sievers paradigm. bekannt habe, beruht auf der Überzeugung, dass der entwicklungsgang der sprache in den älteren perioden nicht prinzipiell verschieden gewesen ist von dem in den jüngern, dass daher die erfahrungen, welche aus den klar und deutlich zu beobachtenden tatsachen in den letzteren sich ergeben, auch auf die ersteren anzuwenden sind. Vielleicht am instructivsten in dieser hinsicht sind die slavischen sprachen, an denen auch zuerst von Leskien, zunächst in seinen vorlesungen die neue methode in umfassendem massstabe geübt ist. Seiner persönlichen anregung haben wir übrigen, glaube ich, alle nicht wenig zu danken. Unsere richtung findet auf verschiedenen seiten heftigen widerstand. Da derselbe grossenteils auf einer verkenntung unserer motive beruht, so halte ich es auch nach den trefflichen ausführungen von Burgman in Stud. 9, 317 anm. 33 noch nicht für überflüssig etwas näher darauf einzugehen.

Die hauptaufgabe, welche sich die vergleichende grammatik anfangs stellte, war, aus den ältesten überlieferten gestaltungen die urformen zu construieren und diese dann in ihre elemente zu zerlegen. Es war dies die einzige art, wie die wissenschaft ihren anfang nehmen konnte. So erhielt man plötzlich eine überraschende aufklärung über den sprachbau, indem man lernte, wie zwischen wurzel und ableitungssuffix, zwischen stamm und casusendung, zwischen verbalstamm, den das tempus bezeichnenden modificationen desselben, dem modus-element und der personalendung zu sondern und jede einzelne form aus der zusammensetzung dieser teile herzuleiten sei. Diese zergliedernde richtung aber hat zu lange einseitig die sprachwissenschaft beherrscht. Sie hat eine isolierende betrachtungsweise hervorgerufen, die wol die mannigfaltigen gestaltungen der einzelnen wurzeln, stämme oder suffixe in den verschiedenen sprachen und sprachperioden mit einander vergleicht, aber das verhältnis der einzelnen formen zu den gruppen, welchen sie angehören, zu sehr vernachlässigt und einen schematismus, welcher mit formeln rechnet und sich die wirklichen vorgänge in der sprachgeschichte nicht hinlänglich deutlich macht.

Eine einfache tatsache ist es besonders, die man sich stets gegenwärtig halten muss: die zusammensetzung der

wurzeln und suffixe zu stämmen, die der stämme und casus- oder personalendungen zu nominal- oder verbalformen hat sich in der indogermanischen ursprache lange vor ihrer spaltung vollzogen; als sie sich in die verschiedenen sprachfamilien schied, gab es keine wurzeln, stämme oder suffixe mehr, sondern nur fertige wörter, es konnten also auch keine solche zusammensetzungen mehr stattfinden, wie sie für die urzeit vorausgesetzt werden. Das liegt so sehr auf der hand, dass es keiner erinnerung zu bedürfen scheint, und doch wird es immer wider ignoriert. Man hat sich gewöhnt von griechischen, germanischen etc. wurzeln, stämmen und suffixen zu reden und die scheidung der worte in diese elemente durch den druck kenntlich zu machen. Dagegen ist nichts einzuwenden, so lange man damit lediglich den praktischen zweck verbindet die bildungsweise zu verdeutlichen, aber sehr viel, wenn man diese abstractionen wie reale dinge behandelt. Weder darf man ihnen in den einzelsprachen wirkliche existenz unterschieben, noch darf man sie in der nach den lautgesetzen construierten urgestalt ohne weiteres der indog. grundsprache zuschreiben. Wir haben leider gerade auf dem gebiete der deutschen grammatik viele arbeiten, voll von unverdauter sprachwissenschaft, in denen die verfasser besonders wissenschaftlich zu verfahren meinen, wenn sie nur immer mit wurzeln und stämmen operieren. Aber auch in sonst tüchtigen werken entstehen verhängnisvolle irrtümer aus dem mangel an klarheit über den in rede stehenden punkt. Und das ist eben auch die ursache, warum man nicht dazu gelangt ist die bedeutung der analogie richtig zu würdigen.

Man stelle sich nur einmal den process, durch welchen das formensystem einer flexivisch ausgebildeten sprache sich weiter entwickelt, recht deutlich vor. Dasselbe existiert natürlich nirgends anders als in der vorstellung der einzelnen menschen welche der sprachgemeinschaft angehören. Aufgenommen in die vorstellung wird es dadurch, dass man von andern hört, wie sie es anwenden. Da nun in der rede keine selbständigen wurzeln und suffixe mehr existieren, so werden auch keine solche in die vorstellung eingeführt, sondern nur die bis auf casusendung und personalendung fertigen wörter ohne das geringste bewusstsein davon, dass eine zusammen-

setzung aus verschiedenen elementen stattgefunden hat. Nur aus solchen fertigen wörtern setzt sich der vortrat zusammen, aus welchem ein jeder beim sprechen schöpft. Keineswegs aber hat er ein material von stämmen und endungen zur verfügung, aus denen er für jeden einzelnen fall die erforderliche form componieren könnte. Natürlich aber verhält es sich doch nicht so, dass er jede einzelne form, bevor er sie anwendet, schon gehört und dem gedächtnisse eingeprägt haben müsste. Ein solches auswendiglernen aller besonderen formen einer sprache wäre ja eine absolute unmöglichkeit. Vielmehr ist er im stande, auch selbständig casus von nominibus, tempora und modi, und personen von verbis, abgeleitete wörter von einfacheren zu bilden, die er entweder niemals gehört oder, wenn er sie gehört, nicht besonders gemerkt hat; und dies kann nur geschehen, da das componieren aus wurzel oder stamm und suffix ausgeschlossen ist, nach dem muster der andern fertigen bildungen, die er durch den verkehr mit seinen stammgenossen in sich aufgenommen hat. Diese nämlich sind allmählig aus der vereinzlung, in der sie ihm nach und nach zugekommen sind, herausgetreten, und haben sich in seiner seele nach den gesetzen der ideenassociation zu gewissen gruppen zusammengeschlossen, welche den grammatischen kategorien entsprechen, aber niemals als solche ohne anhaltendes nachdenken oder unterricht zum klaren bewusstsein kommen. Diese gruppierung unterstützt zunächst ausserordentlich das gedächtnis, ermöglicht aber weiterhin auch das zustandekommen neuer combinationen. Dieses ist es, was wir analogiebildung nennen können.

Es liegt nach dem gesagten auf der hand, dass jeder, indem er spricht, in einem fort analogiebildungen schafft. Reproduction aus dem gedächtnis und neubildung durch combination sind dabei, dürfen wir wol sagen, gleich mächtige factoren. Wenn man davon den einen gewöhnlich überieht, so liegt das an einem fehler, der überhaupt nach den verschiedensten seiten hin die richtige auffassung der spracherscheinungen getrübt hat. Man nimmt die sprache, wie sie in grammatik und wörterbuch zusammengefasst wird, d. h. die gesammtheit der innerhalb einer volksgemeinschaft möglichen wörter und formen nebst den damit verknüpfbaren begriffen,

als etwas fertig vorliegendes und bedenkt nicht, dass das nur eine abstraction ohne alle realität ist, dass die reelle sprache nur im individuum existiert und auch in der betrachtung nicht von demselben losgelöst werden darf, wenn man ihr wesen und ihre entwicklung verstehen will. Niemand kann vom leben der sprache eine richtige anschauung haben, wer sich das nicht klar gemacht hat. Man muss also, um die existenz einer jeden einzelnen gesprochenen form zu begreifen, nicht fragen: 'ist sie in der sprache üblich?' oder: 'ist sie den vom grammatiker abstrahierten gesetzen derselben gemäss?' sondern: 'hat sie derjenige, welcher sie gerade anwendet, schon im gedächtnis gehabt oder hat er sie erst selbst gestaltet und, wenn das letztere, nach welcher analogie?' Dass sie etwa schon vorher von einem andern gestaltet war, ohne ihm überliefert zu sein, das ändert an der sache nichts; sie bleibt darum seine schöpfung. Wenn z. b. im nhd. jemand den nom. plur. *milben* gebraucht, so kann es sein, dass er denselben aus dem gebrauche anderer gelernt hat, aber auch, dass er nur den sing. *milbe* gehört hat, andererseits aber weiss, dass etwa zu *schwalbe* der pl. *schwalben*, zu *lerche* der pl. *lerchen* etc. heisst, woraus sich ihm unbewusst die ideenassociatiou *milbe* — *milben* ergibt; es kann endlich auch sein, dass er zwar den plur. *milben* schon gehört hat, dass sich ihm derselbe aber nicht so fest eingepägt hat, dass er sich seiner noch erinnern würde, falls derselbe sich nicht in seiner seele mit einer reihe von andern ähnlichen formen associiert hätte, die dazu helfen, ihn in die erinnerung zurückzurufen. Es ist daher nicht leicht, ja oft unmöglich, den anteil des gedächtnisses und den der schöpferischen phantasie in jedem einzelnen falle klar zu sondern.

Das wechselseitige kraftverhältnis beider factoren kann ein sehr verschiedenes sein. Es ist klar, in dem grade, in welchem das gedächtnis sich stärkt und sein gebiet ausbreitet, in demselben grade macht es die schöpferische tätigkeit überflüssig und lässt sie nicht mehr zur geltung kommen. Natürlich kann dieselbe bei wachsender fülle der anschauungen und ideen wider nach andern richtungen hin immer stärker in anspruch genommen werden, aber jedenfalls bleibt jede bereicherung des gedächtnisses für sie eine einbusse. Daraus begreift es sich, dass bei kindern in den ersten jahren das geschäft

der analogiebildung ein ausserordentlich reges ist, und mehr und mehr gehemmt wird, je mehr fortschritte sie in der erlernung der sprache machen. Ebenso ist es eine tatsache, dass das productive sprachvermögen gerade so wie der trieb zu lautlichen veränderungen um so stärker ist, je weniger die mundart durch den zwang einer geregelten schriftsprache in schranken gehalten wird. Durch die schriftliche fixierung erhält das gedächtnis jedes einzelnen eine mächtige stütze, an der jederzeit ausschreitungen aus dem betretenen gleise ihre correctur finden können. Grammatisches bewusstsein und schulung treten hinzu, um die unbefangenen wirkende schöpferkraft zu ersticken. Es kann daher jedenfalls keine rede davon sein, dass in den älteren perioden die analogiebildung weniger wirksam gewesen sein sollte als in den modernen. Es ist allgemein anerkannt, dass die freiheit in bezug auf schöpfung neuer worte in den indogermanischen sprachen durchschnittlich um so grösser ist, je altertümlicher sie sind. Eine menge von ableitungen, wie sie ehemals nach dem muster der überkommenen bildungen vielleicht aus jedem beliebigen substantivum oder verbum im augenblick geschaffen werden konnten, sind allmählig ihrer lebenskraft beraubt; so haben sich einige reste davon durch die generationen hindurch im gedächtnis bewahrt, aber es lässt sich nichts ähnliches mehr danach hervorbringen. Der process bei der schöpfung neuer formen (mögen sie für die sprache überhaupt oder nur für das individuum neu sein) ist aber kein anderer als der bei der wortschöpfung, nur dass die etymologisch zusammengehörigen wortexemplare sehr verschiedenartig sein können, während alle formen eines wortes immer eine bestimmte abgeschlossene reihe bilden, weshalb sie von der einbildungskraft viel leichter zu producieren sind, zumal wenn grammatische schulung dazu kommt. Diese leichtigkeit der production ist die ursache, weshalb wir gewöhnlich mit einer form alle übrigen desselben wortes für gegeben erachten und die tätigkeit des geistes bei vergegenwärtigung derselben übersehen. Ebenso nun wie im wortgebrauch muss auch bei der anwendung der einzelnen formen die schöpferische phantasie gegenüber dem gedächtnis in den älteren sprachperioden einen stärkeren anteil haben als in den jüngeren, teils weil das letztere noch nicht so durch die hilfsmittel der

schriftlichen fixierung und der schulung gestützt ist, teils weil die zahl und mannigfaltigkeit der bildbaren formen, je weiter zurück, um so grösser wird, so dass dem entsprechend auch die anforderungen an das gedächtnis bis ins ungläubliche gesteigert werden müßten, wenn wir nicht annehmen wollen, dass demselben ein teil der last durch die stärkere tätigkeit der analogiebildung abgenommen worden ist.

Erkennt man aber einmal die ganze bedeutung der analogie für das leben der sprache an, so kann man sich auch nicht mehr gegen die 'falsche analogie' sträuben. Denn diese ist tatsächlich durchaus nichts anderes als die 'richtige', oder wie man es nennen mag, und wirkt genau mit derselben psychologischen notwendigkeit. Wir tragen durch diese unterscheidung einen gesichtspunkt in die betrachtung hinein, der für den wirklichen vorgang vollkommen irrelevant ist. Schafft der sprechende nach analogie eine form, die schon vor ihm in der sprache üblich gewesen ist, oder die sich nach den lautgesetzen correct aus einer form der ursprache oder überhaupt einer älteren sprachperiode hätte entwickeln können, so hat er dabei nicht mehr bewusstsein von den ursprünglichen gesetzen der formenbildung, als wenn er eine form hervorbringt, die sich mit den letztern nicht verträgt. Sollte das erstere immer der fall sein, so müßte eine vollkommene gleichförmigkeit den ganzen sprachbau beherrschen. Eine solche zeigte vielleicht die indogermanische ursprache annähernd in der flexion des subst. und adj. zu der zeit, als die stämme eben mit der casusendung componiert waren. Daneben war aber schon die pronominalflexion abweichend, und beim verbum kann namentlich in bezug auf die bildung des präsensstammes niemals eine solche gleichmässigkeit bestanden haben. Gegen die grosse harmonie aber, die doch im verhältnis zu der späteren zeit bestand, wirkte von anfang an eine unmerklich, aber unaufhaltsam arbeitende, zerstörende gewalt in der lautlichen umgestaltung, durch die sie allmählig mehr und mehr untergraben ward. Zum beleg, wie mächtig dieselbe schon vor der trennung der sprachfamilien gewirkt haben muss, brauche ich nur zu erinnern an die verschmelzung der vocalisch anlautenden flexionsendungen mit dem auslautenden vocal des stammes und an die veränderungen, welche durch das verschiedene

accentverhältnis zwischen der wurzel und den einzelnen suffixen hervorgebracht sind, die zahlreichen dehnungen, steigerungen, verkürzungen, ausstossungen von vocalen, durch welche beiden momente die einfachen ursprünglichen verhältnisse in hohem grade compliciert worden sind. Die sogenannte falsche analogie ist nun nicht bloss eine notwendige folge dieser störung der harmonie, sondern zugleich eine reaction dagegen, wodurch das gedächtnis von der sich ihm aufdrängenden erdrückenden last einer menge von absonderlichkeiten befreit wird, die es wegen ihrer scheinbar willkürlichen regellosigkeit nicht mehr zu beherrschen vermag.

Jedenfalls werden ausserordentlich viel mehr solche falsche analogieen gebildet als in der sprache wirklich zur geltung kommen. Denn das mangelhafte gedächtnis des einzelnen wird durch das seiner stammesgenossen ersetzt. So haben viele nur eine momentane dauer, andere bleiben auf ein oder wenige individuen beschränkt, und man pflegt sie dann unter die kategorie der sprachfehler zu rechnen. Gerade so, wie eine tendenz zu lautlicher veränderung nur durchdringt, wenn sie bei einer grösseren zahl von individuen vorhanden ist, so gelangen analogiebildungen nur dann zu allgemeiner anerkennung, wenn sie psychologisch so nahe liegen, dass sie unabhängig von vielen verschiedenen individuen gebildet werden und, wenn einmal gebildet, sich bequem dem gedächtnisse einprägen und weiter verbreiten. Dass dieser fall leicht eintreten kann, beweist die häufigkeit gewisser sprachfehler. Diese jüngern formen kämpfen dann mit den ältern eine grössere oder kleinere zeit lang um die existenz. Ob diese oder jene den sieg davon tragen, ist eine reine machfrage. Fällt die entscheidung zu gunsten der jüngern aus, so ist der sogenannte sprachfehler zur normalen form geworden, die als solche anerkannt werden muss trotz alles widerspruchs unserer historischen grammatiker. So ist es heute und so war es immer. Wenn ein sprachvergleich den auf rein lautlichem wege entstandenen formen gewissermassen einen höheren wert beilegt, so urteilt er dabei einseitig nach der brauchbarkeit für seinen besondern zweck, die urform daraus zu construieren, nicht nach der brauchbarkeit für den zweck, für den die grammatischen formen in erster linie da sind, als leichtes und bequemes

mittel der verständigung zu dienen. Ich denke aber, die zeit rückt heran, wo man diese falschen analogiebildungen, diese unorganischen formen für einen ebenso würdigen und interessanten gegenstand der betrachtung ansehen wird wie die sogenannten organischen. Man wird sich immer mehr überzeugen, dass die ersteren auch in altertümlichen sprachen einen grossen procentsatz der gesamten formenmasse bilden, ja dass streng genommen eigentlich organische formen uns vielleicht nirgends mehr vorliegen.

Aus der wechselbeziehung zwischen gedächtnis und analogie folgt, dass diejenigen formen am wenigsten der gefahr ausgesetzt sind durch Neubildungen verdrängt zu werden, welche sich dem gedächtnisse am stärksten einprägen, sei es durch die leichtigkeit der association mit andern gleich gebildeten formen, oder sei es durch die häufigkeit des gebrauches. Deshalb werden in der regel die von anfang an weniger verbreiteten bildungsweisen durch die verbreiteteren verdrängt, wo nicht andere momente, z. b. das princip der deutlichkeit das gegenteil bewirken. Deshalb bewahren die gewöhnlichsten wörter am besten ihre altertümliche flexion, auch wenn sie damit sehr vereinzelt stehen. Es ist eine in den verschiedensten sprachen zu beobachtende tatsache, dass sich unter den sogenannten anomala nur ausnahmsweise seltene wörter befinden; vielmehr gehören darunter gerade die notwendigsten elemente der täglichen rede. Und ihre anomalie besteht ja eben darin, dass sie sich der sonst das formensystem der sprache beherrschenden nivellierungstendenz entzogen haben.

Eine classificierung der analogiebildungen hat Brugman a. a. o. versucht. Mir scheint das wesentlichste einteilungsprincip davon hergenommen werden zu müssen, ob als muster die entsprechenden formen anderer wörter oder die übrigen formen des gleichen wortes dienen. Die erstere art entsteht meist dadurch, dass in zwei ursprünglich verschiedenen flexionsclassen ein teil der formen auf lautlichem wege die unterscheidenden merkmale der bildungsweise verloren hat, was dann eine ausgleichung auch unter den übrigen formen nach sich zieht. Ausserdem kann das streben nach deutlichkeit die veranlassung sein die zu sehr abgeschwächten und dadurch unbestimmten endungen durch vollere und charakteristischere aus einer andern

classe zu ersetzen. Beispiele dieser art liessen sich massenhaft anführen, auch wenn man sich auf die längst anerkannten und von niemand bezweifelten beschränken wollte. Und doch wird ihr gebiet noch beträchtlich auszudehnen sein. In viel höherem grade gilt das aber von der zweiten art. Es werden durch dieselbe viele ursprüngliche verschiedenheiten zwischen den einzelnen formen getilgt, namentlich aber auch solche, welche mit der anfänglichen bildungsweise gar nichts zu tun haben, erst durch secundäre lautveränderungen entstanden und daher für die charakterisierung der bedeutung überflüssig sind, so z. b. nhd. der unterschied im wurzelvocal zwischen sing. und plur. praet. der starken verba, der grammatische wechsel zwischen *d* und *t*, *h* und *g*, *s* und *r*, und anderes. Die bedeutsamkeit dieser speciellen gattung für die älteren sprachperioden ist erst durch Osthoffs und Brugmans arbeiten klar geworden.

Die herbeiziehung der analogie in allen fällen, wo lautliche erklärungen nicht genügt, erspart uns die ansetzung ursprünglicher oder in sehr hohes alter zurückreichender doppelformen. Ich habe mich noch darüber auszusprechen, warum mir dies letztere erklärungs mittel so viel als möglich vermieden werden zu müssen scheint. Die sprache, soweit sie unserer beobachtung zugänglich ist, pflegt keinen luxus mit formen zu treiben. Ein und die selbe mundart hat in der regel nicht mehrere in ganz gleicher verwendung. Wo dies vorkommt, ligt die ursache entweder darin, dass zwischen den gleichwertigen formen ursprünglich verschiedenheit der function bestand, die allmählig verloren gegangen ist, oder darin, dass ein lautwandel oder eine analogiebildung noch nicht völlig durchgedrungen ist. Dieser zustand des schwankens pflegt aber nur ein übergangsstadium zu sein, welches damit endet, dass nur eine form beibehalten, die andern überflüssigen ausgestossen werden. Unzählige beispiele für diesen vorgang liessen sich anführen. Mitunter werden auch beide formen beibehalten, übernehmen aber verschiedene functionen, vgl. nhd. *also—als*, *dann—denn*, *wann—wenn*, *knabe—knappe*, *rabe—rappe*, *worte—wörter*, *man—männer—männer*. Aber man wird mühe haben einige fälle aufzutreiben, in denen sich doppelformen unterschiedslos durch viele jahrhunderte hindurch in ein

und derselben lebendigen mundart fortgepflanzt haben. Nur in der poetischen tradition pflegen sie sich wol länger neben einander zu halten, weil sie der bequemlichkeit des verses und der diCTION dienen. In dieser kommt unter umständen auch das zusammenwirken verschiedener mundarten in betracht. So erklärt sich die variabilität der formen in der Homerischen und wahrscheinlich auch in der vedischen sprache, welche in der natürlichen rede des täglichen lebens weder bei den Griechen noch bei den Indern jemals so bestanden haben wird.

Was die indogermanische ursprache betrifft, so scheint allerdings die ansicht sehr verbreitet zu sein, dass darin die bunteste mannigfaltigkeit geherrscht habe. So erhebt noch neuerdings Zimmer in der zeitschr. f. d. altert. 19, 398 gegen Sievers den vorwurf, dass seine auseinandersetzungen über die declination des artikels an einem principiellen fehler litten, weil er öfters von den paradigmern der indogermanischen sprache, des germ. u. s. w. spräche und jede form, die in das von ihm construierte paradigma nicht hineinpasste, als falsche analogie und dergleichen bezeichnete. 'Wer des guten glaubens lebt', fährt er s. 399 fort, 'dass die Indogermanen noch keine paradigmern hatten, am wenigstens aber Schleichers compendium kannten, der wird alle jene voraussetzungen, mit denen sich Sievers umgibt, nicht teilen'. Wenn mit diesem geistreichen dictum irgend etwas gesagt sein soll, so kann es nur das sein, dass die indogermanische sprache nicht durch feste grammatistische normen geregelt war, dass sie willkürlich zwischen den verschiedensten bildungsweisen hin und her schwankte. Zimmer zeigt durch diese äusserung, dass er kein verständnis für die motive hat, die Sievers bei seinen aufstellungen geleitet haben. Ich kann jetzt auf die neuesten forschungen von Osthoff und Brugman verweisen, in denen für ein grosses gebiet der formenlehre der nachweis geführt ist, dass die Indogermanen allerdings paradigmern hatten, freilich nicht immer dieselben wie in Schleichers compendium, aber noch viel merkwürdigere. Zwar wird vielleicht Zimmer und werden andere die hier gewonnenen resultate nicht anerkennen; aber jedenfalls sind sie bedeutend genug und durch so triftige gründe gestützt, das man von einem jeden, der als ihr gegner auftritt, mindestens verlangen muss, dass er sich über die dabei befolgte methode

klar geworden ist und über die motive, die dazu geführt haben, und uns dann seine gründe darlegt, weshalb er dieselbe nicht billigen kann.

Was ich gegen die von Scherer beliebte zurückschiebung gewisser dialektischer verschiedenheiten der germanischen stämme in ein sehr frühes altertum einzuwenden habe, denke ich demnächst an anderer stelle ausführlich zu erörtern. Ich bemerke hier nur so viel. Da die dialektischen unterschiede in einem stäten wachstum begriffen sind, so werden wir uns bei einem solchen, den weiter zurück zu verfolgen uns die quellen mangeln, um so mehr mit der allgemeinen wahrscheinlichkeit in einklang halten, je weniger weit wir seine entstehung über den anfangspunkt nserer historischen kenntnis zurückrücken. Ohne not dürfen dabei nicht gleich viele jahrhunderte übersprungen werden.

So viel um mein verfahren im folgenden zu rechtfertigen. Ich bitte um entschuldigung, wenn ich etwas breit geworden bin. Aber es scheint nötig um von allen verstanden zu werden. Wir kommen jetzt zu unserm eigentlichen thema.

Den ausgangspunkt für unsere betrachtung bilden die schicksale der im urgermanischen nach wirkung des vokalischen auslautgesetzes als längen erhaltenen vocale. Es wird nicht bezweifelt, dass das gotische hier die ursprünglichen verhältnisse im wesentlichen bewahrt hat. Wir legen somit den gotischen lautstand für die weiterentwicklung in den übrigen dialekten zu grunde, werden aber im auge zu behalten haben, ob wir nicht in einzelnen fällen auf abweichungen des gotischen vom urgermanischen geführt werden.

Braune hat für das ahd. die behandlung der langen vocale in den endsilben durch folgendes gesetz bestimmt: im auslaut tritt bis auf einige noch weiter unten zu erörternde ausnahmen verkürzung ein; folgt dagegen noch ein consonant, so bleibt die länge bewahrt. Die geltung dieses gesetzes ist mit besonderer sicherheit für den alemannischen dialect nachgewiesen. Demgegenüber kennen das altnordische, angelsächsische, altfriesische und altsächsische keine solche unter-

scheidung. Hier ist die verkürzung überall gleichmässig eingetreten ohne rücksicht darauf, ob noch ein consonant folgt. Sie ist es auch in denjenigen ableitungs- und flexionsvocalen, die nicht in der endsilbe stehen. Es bleibt dabei die möglichkeit, dass die verkürzung vor consonanten später eingetreten ist als im auslaut. Aber nichts weist darauf hin, dass es sich wirklich so verhält.

Das fränkische bildet eine übergangsstufe, schliesst sich aber, scheint es, im wesentlichen an das niederdeutsche an. Und wiederum vermittelt das bairische zwischen dem fränkischen und alemannischen. Wenigstens hat sich die vocallänge hier nicht so lange erhalten. Nicht massgebend für das fränkische im allgemeinen darf uns die Bamberger beichte und die in derselben handschrift überlieferte beschreibung von himmel und hölle sein, welche eine anzahl von endungen übereinstimmend mit Notker durch circumflexe auszeichnen, vgl. Braune s. 138. Wir dürfen daraus höchstens den schluss ziehen, dass der südlichste teil des ostfränkischen hierin dem oberdeutschen principe folgt. Man könnte auch an eine etwas ungehörige übertragung des Notkerschen accentuationssystems denken. Diese annahme aber dürfte doch bedenklich sein. Zwar fehlt es nicht an falschen längezeichen über den wurzelsilben, vgl. Scherer in den Denkmälern s. 517. 8. Aber anderseits ist eine entschieden unrichtige quantitätsbezeichnung in den flexions-silben nicht zu constatieren. Auch zeigt die behandlung derselben gegenüber andern fränkischen quellen entschiedene analogieen zu der bei Notker, z. b. die des gen. pl. der schwachen declination, der zwischen *ône* und *ôn* schwankt.

In den sonstigen fränkischen denkmälern weisen verschiedene umstände darauf hin, dass in den meisten fällen die länge geschwunden oder im schwinden begriffen ist. Wenn Williram nur wurzelsilben accentuiert, so hat das vielleicht eben darin seinen grund, dass es in ableitung und flexion keine vollen längen mehr gab.

Weiter führt uns die beobachtung des Otfriedischen verses, worüber die untersuchungen von Wilmanns in Haupts zeitschr. 16, 113 ff. von wichtigkeit sind. Wilmanns schliesst erstens, dass ausser dem *-êr* im nom. sing. masc. der starken adjectiva (und in *unsêr*, *inûêr*) alle schlussilben keine voll-

wichtige vocallänge bewahrt haben. Dieser schluss basiert darauf, dass dieselben häufig mit sicher kurzen wurzel- oder flexionssilben reimen. Er schliesst zweitens, dass die verkürzung auch schon die vorletzte silbe angegriffen hat in der endung des gen. plur. *-ôno*, welche ihre länge nur nach unbetonter silbe bewahrt zu haben scheint z. b. in *selidôno*, nicht nach der tonsilbe, weil genitive, wie *ginddono* vom dichter im reime vermieden werden. Es scheint danach, dass der nebeton, wie sehr begreiflich, für die erhaltung der länge von wichtigkeit gewesen ist. Denn wenn *selidono* den versausgang zu bilden und drei hebungen zu tragen vermag, dagegen *ginadono* nicht, so kann das seine ursache nur darin haben, dass der nebeton in dem ersteren stärker hervortritt. Es genügt also in diesem falle zur erhaltung der länge nicht einmal der nebeton unter allen umständen. Um so mehr darf angenommen werden, dass in gänzlich unbetonter silbe, z. b. in *gebono* der vocal nicht lang geblieben ist, wie dies auch Wilmanns s. 115 für wahrscheinlich hält. Danach wäre es auch recht gut denkbar, dass in den endungen, die unmittelbar nach langer tonsilbe noch zum versschluss taugen, wie die des praeteritums *-ota, -eta*, doch nach kurzer tonsilbe verkürzung eingetreten wäre. Etwas sicheres lässt sich aber darüber nicht ausmachen. In 'Himmel und hölle' und der Bamberger beichte finde ich keine längezeichen nach kurzer wurzelsilbe, wie sie bei Notker nicht selten sind, ohne dass indessen daraus bei der geringen zahl der fälle ein positiver beweis für die kürze entnommen werden könnte.

Ausser dem metrum hat man als erkenntniszeichen der kürze die veränderlichkeit der vocalqualität betrachtet. Scherer (Zur geschichte s. 114 ff.) hat den satz aufgestellt, dass dieselbe stets auf urgermanische kürze, wie sie sich nach wirkung des gemeingermanischen vocalischen auslautgesetzes ergeben habe, zurückdeute. Die unhaltbarkeit dieser aufstellung kann nach den untersuchungen von Braune nicht zweifelhaft sein. Uebrigens, falls man selbst das resultat der letzteren nicht anerkennen wollte, so liessen sich weitere gegenstände in reichlicher menge anführen, zumal wenn man sich nicht auf die allerältesten denkmäler beschränkt, sondern den zeitpunkt für die geltung des gesetzes, wie dies Scherer ja tut,

durch das ende des 9. jahrhunderts begränzt. Ich brauche hier vorläufig nur an das schwanken zwischen *e* und *a* in den endungen der zweiten schwachen conjugation zu erinnern, wie es sich reichlich in baierischen und fränkischen quellen des 9. jahrhunderts findet. Oder wollte Scherer seinen satz auf die auslautenden vocale beschränkt wissen, was sich aus seinen worten durchaus nicht entnehmen lässt? Anders steht es mit der frage, ob das schwanken als zeugnis für gegenwärtige kürze angesehen werden kann. Für Notker hat Braune die unveränderlichkeit aller langen vocale der endsilben nachgewiesen. Man darf wol die vermutung wagen, dass sich dieser satz verallgemeinern lässt. In vorhistorischer zeit allerdings ist die wandlung von *ôn* in *ân* beim schwachen femininum und neutrum, sowie einige andere noch näher zu erörternde veränderungen erfolgt. In die geschichtliche zeit hinein reicht das schwanken im nom. acc. pl. der feminina nach der *a*-declination, wo neben dem im alemannischen sicher langen *-â* noch vereinzelt in den ältesten denkmälern *-ô* erscheint. Das braucht uns aber wol noch nicht abzuhalten die erhaltung der qualität der langen endsilben für die weitere entwicklung des althochdeutschen in der zeit, aus der unsere denkmäler stammen, anzunehmen. Ein durchaus zwingender beweis für die gültigkeit des gesetzes ist auf keine weise zu erbringen, und es bedarf noch genauer erwägung des einzelnen.

In der behandlung des auslautenden germanischen *ô* zeigt sich eine bemerkenswerte differenz zwischen dem altnordischen und westgermanischen. In ersterem ist dasselbe in unbetonter silbe durchgängig zu kurzem *a* geworden. Die fälle sind: 1) nom. sing. sw. fem. *tunga*; 2) nom. sing. sw. n. *auga*; 3) gen. pl. *gifá, tungna*; 4) die adverbia *ella, görva, illa, jafna, snemma, viða* und die auf *-liga (-la)*, welche den gotischen bildungen auf *-ô* entsprechen; 5) 2. sing. imp. der sw. verb. nach der zweiten classe *kalla*; 6) die praeterita *söra, röra, gröra*, welche der gotischen bildung *saisô* entsprechen, so dass also das *ô* wurzelhaft ist, aber wegen der tonlosigkeit nicht im mindesten anders behandelt wird als in flexionssilben.

Im westgermanischen dagegen hat sich *ô* in zwei verschiedene laute gespalten, die regelrecht im ahd. und alts. als *o* und *a*, im altfries. und ags. als *a* und *e* erscheinen. Die angelsächsische gestalt der vocale erscheint nicht ganz selten auch im altsächsischen, und umgekehrt finden sich im ältesten ags. noch formen, die in den vocalen zum sächsisch-hochdeutschen stimmen, worüber neuerdings Sweet in 'Dialects and prehistoric forms of old English' gehandelt hat.

In der mehrzahl der fälle stimmen ahd. und ags. in der scheidung überein. Ahd. alts. *o*, ags. altfries. *a* findet sich 1) im gen. plur. ahd. (*gebo*) *gebôno*¹⁾, *zungôno*, alts. *gebono*, *tung-ono*, altfries. *jeva*, *jevena*, *tungena*, ags. *gifa*, *gifena*, *tungena*; 2) in der 2. pers. sing. imp. der schwachen verb. nach der zweiten classe ahd. *salbo*, alts. *salbo*, altfries. *salva*, ags. *sealfa*; die damit schon im urgermanischen gleich lautende 1. 3. pers. sing. conj. praes. ist nur im ahd. und alts. in entsprechender weise erhalten, während im altfries.-ags. nur die weiterbildung *salvi(g)e*, *sealfi(g)e* erhalten ist. Ahd. alts. *a*, altfries. ags. *e* erscheint in folgenden fällen: 1) im nom. sing. des sw. fem. ahd. *zunga*, alts. *tunga*, altfries. ags. *tunge*; 2) im nom. sing. des sw. n. ahd. *herza*, alts. *herta*, altfries. *âge*, ags. *eage*; dazu kommt ein fall, in dem urgerm. *ô* erst durch den westgermanischen abfall des *s* in den auslaut getreten ist; 3) gen. sing. der fem. nach der *a*-declination ahd. *geba*, *blindera*, alts. *geba*, *blindera*, altfries. *jeve*, *blind(e)re*, ags. *gife*, *blndre*; wie sich dazu die ahd. alts. nebenformen auf *-o*, *-u* verhalten, wird später zu untersuchen sein.

In dem andern fälle, wo im westgerm. *s* abgefallen ist, finden wir abweichungen. Im nom. acc. plur. der fem. nach der *a*-declination finden wir beim subst. die formen ahd. *gebâ* (die länge, für den alemannischen dialect durch circumflectierung bei Notker erwiesen, vgl. Braune s. 137), woneben seltener in der Benedictinerregel, den Murb. hymn. und gl. Jun. noch formen auf *-ô* (vgl. Dietrich, Historia declinationis theotiscaae primariae 8. 9), alts. *geba*, altfries. *jeva*, ags. *gifa*, beim adj. da-

¹⁾ Ich behalte der übersichtlichkeit halber möglichst dieselben beispiele bei, wenn auch gerade von ihnen nicht die betreffenden formen belegt sind.

gegen ahd. *blinto* (länge des vocals nicht erweislich), alts. altfr. *blinde*, *blinda*, ags. *blinde*. Was zunächst das adj. betrifft, so zeigt die abweichung des sonst in diesen verhältnissen zum hochdeutschen stimmenden alts., dass hier eine lautliche entsprechung unmöglich ist. Braune hat gezeigt, dass ein ahd. *e* in den endsilben, welches mit *a* wechselt, entweder auf germanisches *e* (dies nur, wenn noch ein consonant folgte), oder auf ein älteres aus *ai* contrahiertes *ê* zurückgeht. Dasselbe gilt ftr das alts. und altfries. Wir haben formübertragung aus dem masc. anzunehmen, wie eine solche auch bei Notker stattgefunden hat, vgl. Braune s. 146. Ebenso werden wir die ags. form auffassen, wenn wir den unterschied von der substantivischen flexion berücksichtigen, welcher dem im ahd. allerdings bestehenden unterschiede durchaus nicht correspondiert, sondern geradezu entgegengesetzt sein würde. Also wider eine übereinstimmung der drei nördlichen dialecte des westgermanischen. Die ausgleichung hat um so weniger etwas auffallendes, da sie bereits im urgerm. im dat. (*þaim*, *blindaim* im fem. statt des zu erwartenden **þôm*, **blindôm*) und gen. (*þizê*, *blindaizê* — *þizô*, *blindaizô* im got. statt der zu erwartenden **þaizê*, *blindaizê* — **þôzô*, **blindôzô*; im westgerm. und altn. fehlt auch der unterschied des auslautenden vocals) eingetreten war. Das niederfränkische, das friesische und das jüngere alt-sächsisch, wie es in der Freckenhorster rolle erscheint, haben auch den nom. acc. des neutrums dem masc. fem. angeglichen. Uebrigens kommen im ältern westsächsischen ziemlich zahlreiche beispiele der endung *-a* im nom. acc. plur. fem. der adjectiva vor, also in übereinstimmung mit dem subst. Dieses *-a* ist die regel z. b. in Aelfreds *Cura pastoralis* (vgl. Sweets ausgabe XXXVI). Sonst sind also die eigentlichen formen des nom. pl. fem. im alts. ags. altfries. nur beim subst. erhalten. Hier ist die übereinstimmung der drei dialecte unter einander und mit dem ahd. nur eine scheinbare. Ahd. alts. *a* müsste sich im altfries.-ags. zu *e* wandeln, und dem altfries.-ags. *a* müsste ahd. alts. *o* entsprechen. Die hier vorliegende abweichung zwischen den beiden zweigen des westgermanischen, die wir in bezug auf diesen punkt unterscheiden müssen, ist aber doch vielleicht keine ursprüngliche. Das nach dem altfries. und ags. zu erwartende ahd. *o* ist wirklich regel beim

adj. und in resten auch beim subst. erhalten, so dass es nicht unwahrscheinlich ist, dass es kurz vor der zeit, aus welcher unsere ältesten denkmäler stammen, noch allgemein geherrscht hat. Es bliebe noch die abweichung des alts. Aber vielleicht dürfen wir annehmen, dass auch hier das *a* verhältnismässig spät aus *o* entstanden ist. Eine andere differenz zwischen alts. und ahd. besteht im nom. acc. der masc. nach der *a*-declination, der umgekehrt im alts. der regel nach auf *os*, im ahd. dagegen stets auf *a* (in eigennamen noch *as*) ausgeht, dessen länge für den alemannischen dialect schwach bezeugt ist (vgl. Braune s. 135). Es kann wol keinem zweifel unterliegen, dass in diesem falle die erhaltung des *o* im zusammenhange steht mit der erhaltung des auslautenden *s*. Denn, wie wir gleich weiter im einzelnen sehen werden, ist vor consonanten ahd. alts. *o*, ags. *a* durchstehend und hat nicht wie im auslaut ahd. alts. *á*, altfries. ags. *e* zur seite. Es ist somit gewis wahrscheinlich, dass die verspätung in der wandlung des *o* zu *a* im ahd. (und vielleicht auch im alts.), sowie das altfries. ags. *a* bedingt sind durch das ursprünglich schliessende *s*, welches allein auch die erhaltung der länge im ahd. erklären kann.

Eine abweichung, für die sich kein solcher grund auffinden lässt und die wol in eine frühere zeit zurückreicht, besteht bei den adverbien, welche den gotischen auf *ô* entsprechen: ahd. alts. *lango* = altfries. ags. *longe*. Eine classe von angelsächsischen adverbien aber gibt es, in denen ein *a* dem altsächsischen *o* gegenübersteht, die adv. auf *-unga* (*-inga*, *-enga*) — *-ungo*, ags. *gegnunga* = alts. *gegnungo*, vgl. Gramm. III, 357 — 9. Es kann die frage aufgeworfen werden, ob wir bei den letzteren eine andere bildung voraussetzen haben, worauf wir noch zurückkommen werden. Den übrigen ags. adv. auf *a*, die gramm. II, 119. 120 angeführt werden, entsprechen keine althochdeutschen auf *o*, und sie gehören wol sämtlich nicht hierher.

Soweit die klaren beispiele, in denen sich das gotische und die westgermanischen dialecte mit ihren gesetzmässigen entsprechungen regelrecht gegenüber stehen. Es kommen dazu einige weitere, in denen die letzteren und zum teil auch das altnordische nach den bisher besprochenen analogieen auf urgermanisches *ô* weisen, das aber im got. nicht anzutreffen ist.

Ahd. alts. *o*, altfries. ags. *a* findet sich ausser den weiter unten zu besprechenden fällen, in denen es auf urgerm. *au* zurückzuführen ist, noch in zweierlei fällen. Erstens im nom. sing. der männlichen *an*-stämme *hano*—*hona* gegenüber got. *hana*, an. *hani*. Schon Scherer (Zur gesch. 120) hat bemerkt, dass die westgermanischen formen auf ursprüngliches **hanâ* zurückzuführen seien, wofür Braune (152) richtiger **hanô* einsetzt. Die bisher besprochenen urgermanischen *ô*, abgesehen von denen, die erst durch den westgermanischen abfall des *s* in den auslaut getreten sind, gehen sämtlich auf indogermanisches *âm* oder *ân* zurück. Auch hier liegt indog. *ân* zu grunde. Das westgermanische zeigt regelrechte lautliche entwicklung aus der urform, die formen des ostgermanischen sind nicht lautlich zu erklären. Zweitens gehören hierher die gen. plur. der masc. und neutr. und der fem. nach der *i*-declination, die im westgermanischen in bezug auf den auslautenden vocal nicht von den fem. nach der *a*- und *an*-declination unterschieden sind, also gleichfalls auf *-ô* weisen gegenüber got. *-ê*. Das altn. *-a* stimmt zum westgerm.; ob es auch got. *-ê* entsprechen kann und wie das letztere sich zu westgerm. *ô* verhält, bleibt weiterhin zu untersuchen.

Wir haben ferner noch einige fälle, in denen dem ahd. alts. *a* regelrecht altfries. ags. *e* entspricht, während wir gotisches *ô* vermissen. Hierher gehört zunächst der acc. sing. der fem. nach der *a*-declination *geba*, alts. *geba* = altfries. *jevê*, ags. *gife*. Diese formen lassen nach den bisher vorgebrachten analogieen ursprüngliches *ô* vermuten. Eben darauf weist im altn. wenigstens die form des adjectivums *blinda* = ahd. *blinta*, altfries. ags. *blinde*. Und dieses *ô* ist auch im urgerm. zu erwarten, da indogermanisches *âm* zu grunde liegt, während im nom. indog. *â* regelrecht zu *a* verkürzt werden musste. Ich habe Germ. 20, 105 im anschluss an Braune und zum teil schon an Scherer ausgeführt, dass eine verwirrung der ursprünglichen verhältnisse in den einzelnen dialecten in folge einer ausgleichung zwischen nom. und acc. eingetreten ist. Es kommt dabei noch das schon von Scherer erkannte, von Braune consequenter durchgeführte und weiter unten näher zu erörternde gesetz in betracht, dass gotischem auslautenden *a* in den übrigen dialecten *u* entspricht, welches eventuell abfällt. Demnach

ist der unterschied im ags. richtig bewahrt (*gifu—gife*), ebenso im ahd., alts. und altn. beim adjectivum (und pronomen); die form des accusativus ist in den nom. getreten im ahd. alts. beim subst., im altfries. auch beim adj.; die form des nom. ist in den acc. getreten im altn. beim subst., im gotischen allgemein. Der einzige rest einer unterscheidung zwischen nom. und acc. besteht im got. bei den *-ja*-stämmen mit langer wurzelsilbe: *bandi—bandja*. Wie man auch das verhältnis dieser beiden formen zu einander fassen mag, jedenfalls sind sie ein zeugnis dafür, dass beide casus noch nicht übereinstimmend lauteten, als die zusammenziehung im nom. eintrat, da sich dieselbe sonst gewis auch auf den acc. erstreckt haben würde. Es hat hier also keine einwirkung des nom. auf den acc. stattgefunden, offenbar wegen der zu grossen verschiedenheit beider. Dadurch sind wir aber nicht genötigt, unsere hypothese, die so sehr durch die analogie der übrigen dialecte gestützt wird, für das gotische überhaupt fallen zu lassen und etwa eine rein lautliche verkürzung anzunehmen, vielmehr liegt es nahe zu vermuten, dass in diesem falle die analogie der übrigen, viel zahlreicheren weiblichen *a*-stämme eingewirkt hat. Unsere ansicht hat neuerdings eine weitere bestätigung erhalten. Osthoff hat es in Kuhns zs. 23, 90 ff. höchst wahrscheinlich gemacht, dass die gotischen adverbia auf *ô* wie *galeikô* etc., welchen die ahd. alts. auf *-o*, die ags. auf *-e*, die altn. auf *-a* entsprechen, accusative sing. fem. sind. Schwerlich wird sich eine andere erklärung vorbringen lassen, die den lautgesetzen genüge leistet.

Ein zweiter fall, in dem ahd. alts. *a* und altfries. ags. *e* einander gegentüberstehen, und zwar gleichfalls einem got. *a* entsprechend, ist die 1. 3. sing. ind. praet. der schwachen verba *nerita, nerida = neredē*. In einem dritten falle muss das ahd. ausser spiel bleiben: der acc. sing. masc. der adj. lautet alts. *helagna*, altfries. *blind(e)ne*, ags. *blindne*. Ich stelle diese fälle zunächst hierher, um die regelmässigkeit in dem verhältnisse von ahd. alts. *a* zu altfries. ags. *e* zu illustrieren. Eine richtige auffassung für sie zu finden können wir erst späterhin versuchen.

Es erübrigt noch, die schicksale des ursprünglichen *ô* in einsilbigen wörtern zu betrachten. Dieselbe gehören zwar in-

sofern nicht hierher, als sie selbständige wurzelsilben sind und folglich nicht wie die unbetonten endsilben der verkürzung unterworfen. Aber die proklitischen pronomina und partikeln zeigen wenigstens in bezug auf die vocalqualität eine der der endsilben analoge behandlung, und in bezug auf die quantität wenigstens insofern, als sie wie diese, und zwar gleichzeitig mit ihnen, wie es scheint, die diphthonge zusammenziehen, die langen vocale im allgemeinen nicht diphthongisieren, wo es in den bedeutungsvollen wörtern geschieht.

Zur klaren vergleichung zwischen dem gotischen und den übrigen dialecten bieten sich nur die formen des artikels, und auch bei diesen sind die lautlichen entsprechungen zum grossen theile nicht mehr zu erkennen, weil sie durch jüngere analogiebildungen verdrängt sind. Im altn. bemerken wir eine sehr beachtenswerte scheidung des got. *ô* in *û* und *â*. Ersteres tritt ein im nom. sing. fem. *sû* = got. *sô* und war ursprünglich jedenfalls auch vorhanden im nom. acc. plur. neutr., wie die älteste runenform des zusammengesetzten pronomens *pusi* beweist, während wir vom einfachen nur die jüngere analogiebildung *pau* kennen. Dagegen erscheint *â* im acc. sing. fem. *pâ* = got. *pô*, gerade so wie es vor auslautendem consonanten ursprünglich eingetreten war, wie der nom. plur. fem. des zusammengesetzten pronomens beweist: *pasi* = *pâssi* gegenüber der jüngeren analogiebildung *pær*. Die verschiedene behandlung findet ihre begründung in einer ursprünglichen verschiedenheit. Das *û* entspringt aus einem *ô*, welches indogermanischem auslautenden *â* entspricht, und welches in mehrsilbigen wörtern verkürzt als *u* erscheint; das *â* aus einem *ô*, welches im indog. durch einen consonanten gestützt und erst im germ. durch abfall desselben in den auslaut getreten ist, welches nicht anders behandelt wird wie ein noch im germ. durch einen consonanten gestütztes *ô* und in mehrsilbigen wörtern verkürzt als *a* erscheint. Ob diese verschiedene behandlung ursprünglich auch im westgerm. stattfand, ist schwer mit sicherheit auszumachen; für die zweite art des *ô* haben wir die lautliche entsprechung nur in der fries. und angelsächsischen form des acc. sing. fem. *thâ*, *pâ*, womit nach dem abfall des *s* die des nom. acc. pl. fem. übereinstimmt. Für die erste art finden sich vom artikel im abd. und alts. keine lautlich entsprechenden formen.

Ebenso wenig entsprechen im afries. und ags. die formen des nom. sing. fem. *thiu, seo*. Dagegen scheint in den beiden letzteren dialecten der nom. acc. plur. neutr. *ihâ, pâ* dem gotischen *þô* zu entsprechen. Dann würde also das westgermanische den unterschied, den wir im altn. fanden, nicht machen. Indessen ist es möglich, dass hier die analogie des masc. und fem. eingewirkt hat, die lautlich zusammengefallen waren, indem sowol *pai* wie *þôs* zu *pâ* werden musste. Im friesischen ist ja auch beim adj. ausgleichung aller drei geschlechter eingetreten. Für die zweite art des *ô* lassen sich, wenn man die fälle, wo der vocal erst im westgerm. auslautend wird, hinzunimmt noch ein paar andere beispiele anführen, nämlich der nom. acc. pl. fem. ahd. *zwâ, zwô*, alts. *tuâ* (nur Hel. 125, 18 im Mon. *tuo*), afries. *twâ*, ags. *twâ* = got. *twôs* und ags. *bâ* = dem vorauszusetzenden got. *bôs*. Es herrscht hier also im ahd. schwanken zwischen *a* und *o* gegenüber regelmässigen *a* der übrigen dialecte gerade wie bei der unbetonten endsilbe der substantiva und adjectiva. In der hochdeutschen nebenform *zwuo* endlich zeigt sich dies wort als ein vollbetontes behandelt.

Demnach haben wir einfachem got. *ô* entsprechend in den übrigen dialecten der qualität nach eine dreifache spaltung: 1) das im indog. auslautende *ô*, welches durch den hochton im urgerm. vor verkürzung geschützt ist; dieses ist im altn. deutlich von den übrigen *ô* gesondert, indem es zu *û* verdumpft ist, während für das westgerm. eine ähnliche ursprüngliche sonderung nur danach vermutet werden kann, dass die entsprechende kürzung *u* ist; 2) und 3) die aus *d* + nasal entstandenen *ô*, die sich im westgerm. sondern in ahd. alts. *o* = afries. ags. *a* (2) und in ahd. alts. *a* = afries. ags. *e* (3), während sie im altn. beide als *a* erscheinen.

Wir haben gesehen, dass in bezug auf die scheidung von 2 und 3, bis auf eine geringe differenz im westgerm. übereinstimmung besteht. Es folgt daraus, dass ursprünglich für jede classe ein und derselbe laut durch das ganze gebiet hindurch bestanden haben muss. Und zwar kann es keinem zweifel unterliegen, dass das ahd. die ältere lautform bewahrt hat.

Die priorität des *a* vor dem *e* hat noch nie jemand bezweifelt. In älteren ags. denkmälern findet sich zuweilen *æ* und sogar *a* (vgl. Sweet s. 5. und einleitung zu seiner ausgabe von Alfreds Cura pastoralis XXII. XXXV. XXXVI.). Im nordhumbrischen besteht schwanken zwischen *e* und *a*, auch in späterer zeit; so in den von Bouterwek herausgegebenen evangelien, vgl. einleitung s. CXV, ff. Wenn auch vielleicht weniger eine bewahrung des ursprünglichen lautes als eine rückkehr zu demselben vorliegt, jedenfalls muss der *e*-laut eine dem *a* sich nähernde klangfarbe von alters her bewahrt haben, da er sich nicht mit dem aus *i* entstandenen mischt, welcher nicht in *a*, sondern vielmehr in *i* überschwankt. Interessant ist es, dass das alts. insofern eine brücke vom ahd. zum afries. und ags. bildet, als auch hier das *a* teilweise eine hellere färbung annimmt und in die schreibung mit *e* zu schwanken beginnt. Zahlreiche beispiele dafür liefert der Monacensis des Heliand. So erscheint *e* im nom. acc. des starken fem.: *harmscare* 7, 18; *scole* 22, 24; *huuile* 33, 10. 20; *erde* 39, 5. 42, 24; *frume* 46, 6; *unsculdige* 22, 24; *lange* 31, 2. 33, 20; *ene* 3, 2; *these* 8, 24. 40, 4 etc. Im nom. sing. des schwachen fem.: *thiorne* 15, 15. 20, 9. 61, 23. 84, 21. 85, 15; *tunge* 94, 10; *quene* 85, 14; *sunne* 86, 12. 89, 10. 96, 7. 129, 13. 137, 20; *suidare* 44, 18. Im nom. acc. sing. des schwachen neutr.: *herte* 53, 16. 97, 23. 101, 10. 113, 4. 141, 13. 142, 23. 154, 5; *ore* 149, 2; *helage* 15, 22. 20, 8. 21, 17. 54, 18. 113, 4; *betzte* 62, 14. 113, 21. Im gen. sing. der fem. nach der *a*-deklinatation: *frofre* 39, 7. *bede* 84, 11; *helpe* 110, 20. In der I. III. sing. des schwachen pract.: *mahte* 5, 14; *fragode* 6, 21; *thahte* 7, 15; *macode* 7, 18 und ausserordentlich häufig. Im acc. sing. masc. der adjectiva und pronomina: *helagne* 63, 23. 64, 19. 118, 11. 149, 8. 160, 18; *mahtigne* 107, 11. 123, 8. 124, 20. 138, 16; *mildiene* 118, 9; *thane* 30, 3. 24. 39, 16. 40, 24; *gehuuane* 43, 18 u. s. f. In partikeln *huuande* 39, 20; *same* 112, 19. 115, 1. 3. 131, 19. 141, 23 (= *sama* daneben *samo*). Für den nom. acc. plur. der feminina nach der *a*-declination habe ich keinen beleg gefunden, wiewol ich nicht für das nichtvorkommen garantieren kann. Es ist dies wol nicht zufällig, da wir hier das *a* als wahrscheinlich jung erkannt haben und im ags. *a*, nicht *e* entspricht. Dem Cott. ist dieses *e* fremd,

mindestens bis auf ganz vereinzelte fälle. Mir ist nur 47, 21 *that helage barn* aufgestossen. Ueber das vorkommen des *e* in westfälischen urkunden vgl. gramm. I, 637.

Dieser übergang von *a* in *e* ist durchaus nicht, weder im ags. noch im alts. mit der späteren allgemeinen schwächung der volleren endvocale zu tonlosem *e* zu identificieren, da gar nicht abzusehen ist, warum das *a* früher der schwächung hätte unterliegen sollen als andere vocale. Eher werden wir diesen lautwechsel zu vergleichen haben mit der angelsächsisch-friesischen tonerhöhung des *a* in den wurzelsilben zu *ä* (*e*), die auch dem alts. nicht ganz fremd ist. Ist diese auffassung richtig, so folgt daraus, dass diese erhöhung nichts mit dem wortaccente zu schaffen hat, wie häufig angenommen wird.

Ein solches *e* findet sich öfter auch bei Isidor: *sine*, *chimeine* (acc. sg. st. f.); *zifarande* (nom. sg. sw. f.); *geistliihhe*, *undurquhedene*, *susliihhe* (acc. sg. sw. n.); *fone*. Ferner bei Tat. im acc. sg. des st. fem. *gruobe*, *thine* etc. (Sievers s. 35).¹⁾ Vgl. noch Pietsch in Zsch. zeitschr. 7, 342. Auf die vereinzelte form *helfe* bei Kero 151, sowie auf den nom. pl. *atume* 110 ist wol kein gewicht zu legen.

Hiermit ist natürlich nicht auf eine linie zu stellen das *e*, welches unter dem einflusse eines ursprünglich vorhergehenden *j* entstanden, oder wenn man lieber will aus *ia* oder *ea* contrahiert ist.²⁾ Dasselbe findet sich gerade in den ältesten, besonders alemannischen quellen. Beispiele: nom. acc. sg. st. fem. *secce*, *scaide*, *phalanze*, *piunte*, *uise*, *ude*, *eselinne*, *hundinne*, Voc. St. G. (vgl. Henning, Sanktgall. sprachdenkm. s. 90. 92); *sunte* Gl. Pa. 140. 220; (= gl. K.) *phalance* ib. 142; *framade* (*erda*) ib. 152; *tunculle* gurgitem ib. 161 (= gl. K. und R^a); auch wol *scruntusse* fissura ib. 239; *musse* nympha ib. 174 (= gl. K. und R^a); *garde* Is. II^b 16 (neben *garda* und *gardea*); nom. sg. schw. f. *huore* Voc. St. G. (Henning 94); *frauue* gl. Pa. 212. 240 (woraus die identität der bildung mit altn. *Freyja* hervorgeht); *zature* meretrix gl. K. 210^a (*zatre* R^a); *mucke*

¹⁾ Aber *sie*, *thie* sind wol nicht hierher zu ziehen, vielmehr haben wir darin den durch assimilation des zweiten componenten an den ersten bewirkten übergang des diphthongen *ia* zu *ie*.

²⁾ Dass aber die erstere auffassung vorzuziehen ist, zeigt *cumpurie* tribus Voc. St. Gall. 356.

ib. 211^b; ungewis, ob st. oder schw. *tenne scortum* 210^a (= R^a); nom. pl. st. fem. *lungunne, gerte, pruce* Voc. St. G. (Henning 90); *sunte peccata* gl. Pa. 207; nom pl. masc. *chamarare* gl. Pa. 132 (= gl. K.); *arslahere* ib. 181 (= *irslahere* gl. K.); *phlanzare* ib. 241 (= gl. K.); *kartare* ib. 241 (= *kartari* gl. K.); *rumare* ib. 241 (= gl. K.); *chaftaere* alvearia ib. 156 (= *chaftere* gl. K. und R^a); *lerare* gl. K. 168^a (= *lærari* Pa.); *arnare* ib. 202^b (= *arnari* R^a); *wuizzinare* ib. 217^b; *bisprehhare* R^a 136; *uuehhare* Kero 85 (2 mal); *meldare* gl. Hrab. 959^a; *irrare* ib. 966^a; *betere* Tat. 87, 5; *buochere* ib. 91, 4. *asnere* ib. 97, 5.; *scribere* ib. 101, 2 (alle 4 beispiele vom corrector geändert). Wenn diese formen in den späteren quellen verschwinden, so kann das kaum anders aufgefasst werden, als dass sie durch die analogie der übrigen *a*-stämme zurückgedrängt sind.

Die priorität des *o* vor dem *a* ist nicht so allgemein als ausgemacht betrachtet worden. Vielmehr hat die vorstellung von dem *a* als dem reinsten und ursprünglichsten aller vocale und zum teil auch die scheinbare übereinstimmung mit dem gotischen (in *hana*) vielfach die meinung erzeugt, es sei das ags. in dieser hinsicht ursprünglicher als das ahd. Die entgegengesetzte ansicht begründet neuerdings Sweet s. 4. Er weist nach, dass sich in den ältesten ags. denkmälern noch reste von *o* finden, z. b. ein gen. pl. *Fariseo*, nominative sg. *uræcko. bogo*. Mit recht macht er auch geltend, dass die aus dem lat. entlehnten wörter auf *o* die declinationsweise der schw. masc. angenommen haben. Bei wörtern wie *draca, struta* könnte allerdings die analogie der lateinischen flexion mitgewirkt haben, die ja ursprünglich mit der germanischen schwachen identisch ist; das ist aber nicht möglich bei *creda* aus *credo*, und dies wort ist daher besonders beweisend. Einen weiteren beweis dafür, dass dem ags. *a* älteres *o* zu grunde liegt, werde ich bei einer späteren gelegenheit liefern. Die tendenz das *o* in den flexionsendungen zu *a* zu wandeln erhellt auch daraus, dass selbst ursprüngliches *u* bisweilen davon ergriffen wird, worüber Bugge, Zsch. zeitschr. IV, 194: vgl. *fela* und vereinzelt *beala, geara, neara-, seara, brega*; ferner *maga, vala* mit übergang in die schw. declination.

Widerum wird diese tendenz in schwächerem grade vom

alts. geteilt. Die beispiele der schreibung *a* für *o* im auslaut sind allerdings nicht sehr häufig, finden sich aber in verschiedenen quellen. So im nom. sing. der schw. masc.: *encora* (anachoreta) Hel. 26, 4 M. Im gen. pl.: *uisera* Hel. 24, 19 M.; *uisara* 1, 4. 25, 8 C.; *treuwana* 140, 1 M. (zweifelhaft; es steht *treuwan asuikan*); *sundigara* Str. gl. 13; *allera* Mers. gl. 21; *selfedia* (personarum) ib. 33.¹) Im adv. *langu* Hel. 11, 13 M (*lang* C); *liohta* 20, 7 C; *milda* 168, 1 C (M fehlt); *untellica* (ineffabiler) Mers. gl. 45.²) Ausnahmslos steht *a* im nom. sing. masc. nach abfall des *s* in der Freckenhorster rolle: *penninga*, *ferscanga*.

Durchaus nicht mit diesen vereinzelt *a* auf eine linie zu stellen ist das *a* im nom. sing. masc. der schwachen adjectiva im Heliand. Heyne bemerkt in seiner altsächsischen grammatik nichts über dies *a*, wiewol er es in der Heliandausgabe beibehält. Sievers setzt in seinen paradigmern *a* in klammern neben *o*. Es hat aber damit eine eigentümliche bewantnis. Es ist am verbreitetsten bei den comparativen. So steht übereinstimmend in beiden hss. *betara* 6, 23 (*that he si betara than uui*); 28, 16 (*betara than ic*); 72, 10 (*ni was . . . gilobo thiū betara*); 127, 3 (*betara rad*); *giamarlicara* (*forgang*) 22, 12; *engira* (*uueg*) 54, 6; in C *lioßera* 164, 4 (*dod uuari iu than allon lioßera*); *mildera* (*hugi*) 106, 23 (an diesen beiden stellen fehlt M.); *latera* (als prädicat zu *sunu*, *latoro* M); *uisera* (*uuarsago*, *uisaro* M) 88, 8; in M *armlicara* (*dod*, *armlicro* C); *godlicora* (*alah*, *godlicoro* C) 130, 19. In beiden hss. habe ich *o* nur in dem substantivischen *aldirō* gefunden, ohne dass ich indessen für absolute vollständigkeit meiner sammlungen einsteilen möchte, wobei auch noch eventuelle ungenauigkeiten in den angaben Schmellers zu berücksichtigen wären. Doch steht so viel fest, dass wir *-a* im comparativ als die eigentlich normale endung ansehen müssen. Nicht so überwiegend ist dieselbe beim superlativ. Für diesen habe ich folgende beispiele gefunden. In beiden hss. übereinstimmend steht *a* nur

¹) Andererseits findet sich *u* in *bodht* Hel. 15, 16 C.

²) Dagegen wird einige male im Cott. *uo* wie für *o* in wurzelsilben geschrieben, zwei mal *languo* 38, 20. 44, 5 und sieben mal *suithuo*, vgl. Schmellers glossar.

in *bezta* 113, 1 und *furista* 109, 4; in *flodo fagorosta* 23, 5 kann *flod* als fem. aufgefasst sein, wiewol allerdings das masc. die regel ist. Nur in C steht es in *bezta* 30, 14. 95, 13; 151, 7 (*bezto* M); 118, 24 (*best* M); 165, 11 (fehlt M); *liobosta* 14, 24; 24, 24 (*liobosto* M). Uebereinstimmend in beiden steht *bezto* 160, 7; *furisto* 149, 3; 155, 4; *lazto* 132, 12; 131, 4; 133, 5; 15; *herosto* 104, 24; ferner steht *bezto* in M gegen *best* C 29, 13 und *herrosto* in C 105, 18, wo M fehlt. Für den positiv dagegen habe ich kein einziges beispiel von *a* für *o* gefunden. Die betreffende form kommt nicht gerade sehr häufig vor, aber es gibt doch einige adjectiva, welche nicht ganz wenige beispiele dafür liefern. Ziemlich häufig sind, wie man sich nach den wörterbüchern überzeugen kann, *eno*, *godo*, *helago*, *liobo*, *mario*, *rikio*, *selbo*; vereinzelt kommen vor *aldo* 15, 4; *faho* 54, 7; *glauuo* 57, 3; *gramo* 32, 16; *mahtigo* 69, 11; *odago* 103, 13; *uuiso* 9, 23 und vielleicht noch einige andere, so dass gelegenheit genug zum vorkommen der formen auf *-a* gegeben wäre. Es kann daher an zufall nicht gedacht werden. Wir haben hier gewis keinen lautlichen vorgang vor uns, sondern eine übertragung aus dem fem. und neutr., ein merkwürdiges seitenstück zu der sonst stattfindenden überwältigung des neutrums durch masc. und fem. oder des fem. durch masc. und neutr. Woher aber die beschränkung auf comparativ und superlativ, dafür vermag ich keine befriedigende erklärung zu geben.

Auch im oberdeutschen, aber meist erst in später zeit, tritt ein *a* für *o* des nom. sing. der schw. masc. auf, welches zum teil in den heutigen mundarten fortlebt, in diesen aber vielleicht erst aus *e* entstanden, vgl. Weinh. Al. gramm. s. 432. Vereinzelt steht schon in der Benedictinerregel *erista* 45 das aber vielleicht mit Seiler für einen schreibfehler zu nehmen ist. Vereinzelte beispiele von *a* im gen. plur. aus nicht sehr alten quellen führt Graff I, 14 auf. Schon in der Benedictinerregel steht *kidancha* cogitationum, wol mit Seiler als übersetzungs- oder schreibfehler zu fassen; vgl. noch *samosa*, *sosa* bei Tat. ♂ (Sievers 44).

Es kann nun in frage gezogen werden, ob die westgermanische scheidung zwischen *o* und *a* gegenüber dem einheitlichen *ô* im got. und dem einheitlichen *a* im altu. erst durch

secundäre spaltung entstanden ist, oder ob sie in das urgermanische zurückreicht und im got. und altn. zusammenfall der früher getrennten laute eingetreten ist. Was den letzteren dialect betrifft, so könnte man sich denken, dass analog wie im ags. und fries. übergang des *o* in *a* stattgefunden hätte, ohne dass wie in diesen beiden dialecten gleichzeitig oder vorher übergang des *a* (= ahd. *a*) in *e* eingetreten wäre. Mit dieser annahme, für die sich ebensowenig wie für die entgegengesetzte ein beweis erbringen lässt, würde übrigens noch nichts darüber constatiert sein, ob die spaltung auch den gotischen lautverhältnissen zu grunde liegt, oder ob sie zu den sonstigen secundären erscheinungen gehört, die das altn. mit dem westgerm. gemein hat. Für die priorität der einheit fallen am meisten die abweichungen zwischen den beiden abteilungen des westgermanischen ins gewicht. Wenn das adv. im ahd. auf *-o*, im ags. auf *-e* = älterem *-a* ausgeht, so muss man notwendiger weise in vorhistorischer zeit einen übertritt entweder von *o* in *a*, oder von *a* in *o* anerkennen. Dann aber ist kein grund abzusehen, warum nicht vielleicht alle in betracht kommenden *a* aus *o* oder alle *o* aus *a* entstanden sein sollten. Und wenn wir bei dem nom. acc. plur. der weiblichen *a*-stämme im ahd. noch deutlich die spuren des übergangs von *o* in *a* erkennen, so wird es danach wahrscheinlich, dass wir als urgermanisch das gotische allgemeine *o* anzusehen haben. Dazu würde stimmen, dass sich auch in den wurzelsilben durch die übereinstimmung aller mundarten *ô*, nicht mehr *à* als gemeingermanischer vertreter der indogermanischen *â* erweist, und dass auch, wie wir weiter unten sehen werden, in den ableitungs- und flexionssilben, wo der vocal nicht den auslaut bildet, *ô* für das westgermanische wie für das gotische als das ursprüngliche feststeht. Doch aber dürfte die spaltung wol in keine sehr späte zeit gesetzt werden. Da wir im ahd. noch die länge *gebâ* aus *gebô* haben, so lässt sich daraus der schluss ziehen, dass der angenommene westgermanische übergang von *o* in *a* jedenfalls nicht durch verkürzung des vocals bedingt sein kann, wie wahrscheinlich der spätere entsprechende im ags. altfries. (und alts.), vielmehr müste er wol der verkürzung vorangegangen sein.

Für die nichtunterscheidung im urgerm. könnte ferner

geltend gemacht werden, dass die gleichmässige behandlung im got. und altn. noch stimmt zu der gleichmässigkeit im indogermanischen, da ja durchweg *â* mit folgendem nasal oder *s* zu grunde liegt. Indessen ist gerade die vermuthung nicht ganz abzuweisen, dass das *â* vor auslautendem nasal sich bereits in vorgermanischer oder, wenn man den ausdruck richtig verstehen will, in gemeineuropäischer zeit in zwei verschiedene laute gespalten hatte, die wir als *â* und *ô* bezeichnen können. Letzteres wäre griech. *ω*, lat. *o*, altbulg. *y* (*ŭ*), lit. *ū*, *ũ*, verkürzt *u*.

Ueber die entstehung des altbulgarischen *y* hat kürzlich Leskien gehandelt, Declination im slavisch-lit. und germ. s. 14. Er stellt hier nach dem vorgange von Joh. Schmidt die regel auf, dass *y* aus *a* + nasal entstanden sei, wenn auf den nasal ursprünglich noch ein anderer consonant gefolgt sei, während sonst *ă* + nasal *ŭ*, *ê* + nasal *ę* gäbe. Was die behandlung des kurzen *a* betrifft, so kann die richtigkeit der regel nicht bezweifelt werden und dieselbe hat ihren guten grund. Denn *y* ist die entsprechende länge zu *ŭ* und entsteht in den hierher gehörigen fällen durch die sogenannte ersatzdehnung nach assimilation des auf den nasal folgenden consonanten, so dass wir z. b. für den acc. plur. *vlŭky* etwa die entwickelungsreihe *-ans*, *-uns*, *-unn*, *-ân*, *-û*, *-y* anzusetzen hätten. Der grad der verdampfung des kurzen *a* bleibt derselbe, gleichviel ob dehnung eintritt oder nicht. Der unterschied zwischen *ę* und *y* aber ist kein unterschied der quantität, sondern der qualität. Wie dieser von der eventuellen folge eines consonanten auf den nasal abhängig sein soll, dafür lässt sich nicht leicht ein grund angeben, man müsste denn annehmen, dass die doppelconsonanz zunächst verkürzung bewirkt hätte, und dann das verkürzte *a* natürlich ebenso behandelt wäre, wie das ursprünglich kurze. Die regel würde nur so recht rationell werden, wenn *â* + nasal stets *ę* gäbe, so dass also die verdampfende wirkung des nasals auf das kurze *a* stärker wäre als die auf das lange. Dagegen spricht nun ein fall, in dem wir *y* sicher an stelle eines ursprünglichen *â* finden, nämlich der acc. plur. der feminina nach der *a*-declination *ženy* aus **gvanâns*. Es wäre aber denkbar, dass hier eine angleichung an das masc. stattgefunden hätte, ein

vorgang, der um so begreiflicher wäre, weil ein etwa entstandenes *ženų mit dem acc. sing. zusammengefallen wäre. Im litauischen haben wir eine verschiedene behandlung: masc. *panis*, fem. *mergūs*. Wenn wir von dem mit dem acc. plur. gleichlautenden gen. sing. der weiblichen *a*-stämme, der noch keine befriedigende erklärung gefunden hat, absehen, so bleiben noch zwei formen übrig mit auslautendem *y* aus *a* + *nas.*, nämlich der nom. sing. der männlichen *n*-stämme *kamy* und der nom. sg. masc. neutr. des part. praes. act. *nesy*. Hier läge nach der auffassung Leskiens kurzes *a* zu grunde. Wir hätten also wider die entwickelungsreihe *ans* (*ants*, im neutr. des part. haben wir wol formenübertragung aus dem masc. anzunehmen), *uns* etc. Die reihenfolge *ans*, *am*, *ân*, *ûn*, die ebenfalls denkbar wäre, würde der regel Leskiens widersprechen, insofern dann auf das *a* zur zeit, als die verdampfung eintrat, nicht mehr *nas.* + *cons.* gefolgt wäre, der verloren gegangene consonant aber doch nicht mehr wirken konnte. Während nun beim acc. plur. nichts hindert, die erstere reihenfolge anzunehmen, so spricht mindestens in einem von den beiden zuletzt angeführten fällen die vergleichung der verwanten sprachen entschieden dagegen.

Im nom. sing. der *n*-stämme weisen alle übrigen sprachfamilien auf eine indog. grundform auf -*ân* (skr. *açmâ*, altbaktr. *açma*, gr. *ἄζμων*, lat. *homo*, altir. *menme*, lit. *akmâ*, im russ.-lit. noch *akmün*, urgerm. **hanô* vgl. oben s. 339), wie ziemlich allgemein anerkannt ist. Ich halte es allerdings nicht für wahrscheinlich, dass das *s*, wie Scherer annimmt, hier niemals vorhanden gewesen ist, aber es muss schon in indogermanischer zeit geschwunden sein mit hinterlassung von ersatzdehnung. So hat es auch Leskien in seinem auf der Leipziger philologenversammlung 1872 gehaltenen vortrage aufgefasst (vgl. Gern. 17, 375). In seiner abhandlung über die declination aber sieht er eben in dem slav. *y* einen beweis für das vorhandensein eines schliessenden *s* noch im slavischen. Die unwahrscheinlichkeit, die in dieser annahme liegt, ist eine sehr bedeutende. Der abfall eines auslautenden *s* widerstreitet den lautgesetzen des litauischen, germanischen, griechischen und lateinischen. Wenn trotzdem alle indogermanischen sprachen in diesem falle gleichmässigen verlust des *s* und gleichmässige

ursprüngliche dehnung des vokals zeigen, so kann kaum etwas evidentener sein, als dass wir es mit einem vor die sprachentrennung fallenden vorgange zu tun haben. Und es ist doch wol zu erwägen, ob diese annahme durch Leskiens regel gestürzt wird, oder nicht vielmehr umgekehrt letztere durch die nach der vergleichung der verwanten sprachen gebotene auffassung. Die sache liegt ja so, dass nur ein sicheres beispiel für *y* in der endsilbe aus *a* + nas. + cons. vorhanden ist, der acc. plur. der *a*-stämme. Für den in rede stehenden fall und für das part. ist erst aus der vergleichung der verwanten sprachen zu constatieren, was zu grunde ligt. Andererseits bringt Leskien für die entstehung eines *q* aus *â* + auslautendem nasal auch nur drei beispiele bei, acc. sing. fem. *ženq*, instr. sing. fem. *ženojq*, 1. pers. sing. praes. *berq*. Und dem gegenüber haben wir *q* aus *a* + nas. + cons. in 3 plur. aor. *nesq* (*q* aus *ant*) und ebenso in der vorletzten silbe in 3. plur. praes. *nesqti* (aus *anti*) und im part. praes.: nom. sing. fem. *berqšti*, gen. masc. neutr. *berqšta* etc. Ich kann demnach das material nicht als genügend zur begründung von Leskiens regel betrachten.

Derselbe sucht allerdings auch aus der litauischen form die existenz des *s* noch im sonderleben dieser sprachfamilie zu begründen. Aber auch hier scheint mir seine begründung nicht zwingend zu sein. Die älteste form ist *akmûn*, woraus sich die hochlitauische *akmû* (daneben *akmu*, *akmo*) entwickelt. Im preussischen vocabular steht bereits *smoy* (homo) = lit. **žmû*, jetzt verloren gegangen. Andere formen des preussischen sind wie die lettischen jüngere analogiebildungen. Leskien stellt nun den satz auf, dass sich auslautendes *û* im littauischen aus *u* (ursprünglichem oder aus *a* entstandenen) + nas. nur entwickele in einsilbigen wörtern, oder wo noch ein consonant folge, sei es dass dieser ursprünglich zu demselben worte gehöre oder durch zusammenrücken zweier wörter angetreten sei. Aber unter den beispielen, die er anführt, ist keines, welches unserm falle insofern entspräche, dass der auf den nasal folgende consonant abgefallen wäre. Da wir für *akmû* als vorstufe *akmûn* anzusetzen haben, so ist nicht recht einzusehen, wie der doch jedenfalls verlorene consonant noch auf die weitere lautgestaltung hätte einwirken können. Wir finden *û* nur da, wo wirklich noch im gegenwärtigen litauisch ein

consonant oder eine ganze silbe folgt. Wenn wir es daneben auch in einsilbigen wörtern auslautend finden, so weist uns dieser umstand den weg zur erklärang. Wir haben eine vollkommene analogie im gotischen. Der instrumental *vilku*, die 1. sing. praes. *vežû* verhalten sich zu den instrumentalen *jû*, *gerû-jû* (mit dem guten), der 1. sing. praes. mit angefügtem reflexivpronomen *vežûs* gerade wie *giba*, *hwana*, *hwamma* zu *sô*, *ainôhun*, *hvanôh*, *hwammêh*; d. h. in den einsilbigen wörtern und da wo der vocal durch einen consonanten oder eine ganze silbe gestützt nicht unmittelbar im auslaute stand, ist die alte länge bewahrt geblieben, in mehrsilbigen ist sie im auslaut verkürzt; denn wir können auch das lange litauische *u* im verhältniss zu *û* als eine verkürzung auffassen. Es hatte sich also entweder überall gleichmässig *û* entwickelt, welches dann im auslaut zu *u* wurde, oder wahrscheinlicher ein laut, welcher in der weiterentwicklung ausnahmslos zu *û* geworden wäre, wenn er nicht vielfach vorher zu *u* geworden wäre. Das gleiche verhältnis findet auch da statt, wo gar kein nasal oder sonstiger consonant verloren gegangen ist, vgl. nom. acc. du. *tûdu*, *gerûju*—*gerû*. Und auch bei den übrigen vocalen steht in ähnlicher weise kürzung im auslaute neben erhaltung der alten länge im inlaute, vgl. Schleichers litauische gramm. § 27, 4. Bei den *n*-stämmen hätten wir nun allerdings ausnahmsweise ein unverkürztes *û* im auslaut mehrsilbiger wörter. Es ist möglich, dass die einsilbigen *szû* und *zmû* auf die wenigen noch vorhandenen mehrsilbigen einfluss geübt haben, die übrigen sämtlich, wie ursprünglich wahrscheinlich alle *n*-stämme, den accent auf der endsilbe haben. Eine consequente behandlung der auslautenden langen vocale und diphthonge hat im litauischen überhaupt nicht stattgefunden, vgl. nom. plur. masc.: subst. *pónai*, pron. *kokė*, adj. *geri*, trotzdem gleichmässig indog. *ai* zu grunde ligt. Wir geraten also auf diese weise nicht in einen solchen conflict mit den litauischen lautgesetzen, als wenn wir den abfall des *s* in eine späte zeit setzen.

Das litauische *û*, das slavische *y* sind, soweit sie aus *â* entstanden sind, vermutlich durch die stufe *ô* hindurch gegangen, vielleicht auch durch nasalvocal, da die verdumpfung durch den nasal veranlasst ist. Wenn in andern fällen aus *â* + nas. lit. slav. *q* geworden ist, so hat sich hier

der einfluss des nasals gewis erst in einer jüngerer periode geltend gemacht, als in den fällen, wo *u* (*ū*, *y*) entstanden ist. Es fragt sich nun, ob in den letzteren der anfang der verdampfung so weit zurückgeschoben werden kann, dass ein geschichtlicher zusammenhang nicht bloss zwischen slav. und lit., sondern zwischen allen europäischen sprachfamilien angenommen werden kann. Von den *n*-stämmen geht der nom. im lat. und wie wir gesehen haben, auch im urgerm. auf *o* aus. Das griechische scheint zu widersprechen, da wir hier neben dem zu erwartenden *ων* auch *ην* (*ποιμῖν*) und *ας* (*μέλας*) haben. Allein wir haben hier eine zerstörung der ursprünglichen verhältnisse. Osthoff hat in seiner abhandlung über die germanische *n*-declination im dritten bande dieser beiträge überzeugend nachgewiesen, dass der unterschied zwischen starken und schwachen casus auch in den europäischen sprachen ursprünglich vorhanden war. Er hat s. 72 ff. ausgeführt, wie der unterschied im griechischen dadurch verwischt ist, dass entweder das *ε* der schwachen oder das *ο* oder *α* der starken casus oder das *ω* des nom. verallgemeinert ist. Wir können noch einen schritt weiter gehen, indem wir annehmen, dass das *η* des nom. sich zu *ε* der obliquen casus gebildet hat, nach analogie des verhältnisses von *ω* und *ο*. Und ebenso werden wir *μέλας* etc. als jüngere analogiebildung fassen. Unter dieser voraussetzung gewinnen wir für den nom. der *n*-stämmen ein gemeineuropäisches *ōn*.

Weniger klar liegen die verhältnisse bei dem nom. masc. des part. praes. (fut.). Für diesen müssen wir wol jedenfalls als gemeinindog. den ausfall des *t* im stammauslaut annehmen. Man vgl. skr. *bharan*, altbaktr. *barāç*, altbulg. *bery*, lit. *augqs*, griech. *φέρων*, lat. *ferens*, altir. *cara*. Got. *bairands* scheint zu widersprechen, es kann aber nach der übereinstimmung der übrigen sprachfamilien kaum zweifelhaft sein, dass hier das *d* aus den obliquen casus eingedrungen ist. Der schwund des *s* im skr., griech., altbulg. und altir. kann erst im sonderleben der einzelnen sprachfamilien eingetreten sein. Was das griech. betrifft, so haben wir eine sichere analogie dafür in den comparativen *μείζων* etc. Immerhin aber bleibt es möglich und nicht gerade unwahrscheinlich, dass auch hier das *s* schon im indog. verloren war und im altbaktr., lat., lit. und germ. nach

analogie der übrigen nomina wider angetreten ist. Es könnten dann *φέρων* und *bery* die einzigen lautgesetzlichen vertreter im europäischen sein und auf gemeineurop. *-ôn* weisen. Indessen das ist nur eine unsichere möglichkeit. Es kann auch *bery* etwa zunächst aus *beruns* entstanden sein und würde dann zu Leskiens regel stimmen. Merkwürdig aber ist es, dass der nom. sing. fem. und die obliquen casus *a* haben: *berašti, berąšta* etc.

Ein weiterer fall, in dem man versucht ist europäisches *ô* anzunehmen, ist der gen. plur. Hier haben wir griech. *-ων*, lat. *-um*, germ. *ô* (nur im got. daneben *ê*), lit. *-ûn, -û*, altbulg. *ŭ*. Die vocalverdampfung in den beiden letzten sprachfamilien weist Leskien (s. 14) wider dem sonderleben derselben zu. Massgebend für ihn ist es zunächst, dass im altpreussischen neben den formen auf *-un* noch solche auf *-on* und *-an* vorkommen. Aber abgesehen davon, dass jedenfalls kein reiner *a*-laut hat bezeichnet werden sollen, wie das schwanken mit *o* in demselben denkmale beweist, so kann man auch die annahme einer rückkehr oder annäherung an den ursprünglichen laut nicht so ohne weiteres ausschliessen. Man braucht nur an die entwicklung im ags. und altn. zu denken. Was das slavische betrifft, so bemerkt Leskien, dass *y*, wie es aus *âm* durch eine mit dem lit. gemeinsame zwischenstufe *ûn* hindurch entstanden sein müsste, nicht zu *ŭ* gekürzt sein würde. Er nimmt deshalb kürzung des *âm* zu *am, an*, woraus sich regelrecht *ŭ* hätte entwickeln müssen. Dagegen ist aber zu erinnern, dass eine solche verkürzung jedenfalls ebenso singular sein würde wie die verworfene von *y* zu *ŭ*, welche letztere wenigstens durch die kürzung von *i* zu *ĩ* eine einigermaßen entsprechende analogie hat. In diesem dilemma wird daher noch immer die erklärungs vorzuziehen sein, welche die analogie des litauischen für sich hat.

Endlich kommt in betracht die 1. sing. praes. ind. der verba mit thematischem vocal: griech. *φέρω*, lat. *fero*, altir. *biur* (aus *biru*), lit. *vežù* (*vežûs*), altbulg. *veza*, got. *baira*. Das gotische *-a* steht der annahme eines älteren *ô*, wie wir sehen werden, nicht im wege. Aber im slavischen sollten wir **vezy* erwarten. Entweder hätten wir hier eine abweichung von den übrigen europäischen familien anzunehmen, wie auch die

wandlung des *a* zu *e* bisweilen in einer einzelnen familie unterbleibt¹⁾, oder der vocal wäre übereinstimmend mit den übrigen familien verdumpft, dann aber in der regelrechten weiterentwicklung zu *u*, *y* aufgehalten. Was letztere annahme betrifft, so könnte vielleicht eine anlehnung an die 3. plur. *vezqnti* als wirksames moment gedacht werden,

Gegen die vorgetragene auffassung könnte geltend gemacht werden, dass im slavischen die wandlung von *a* + nas. zu *y* nach ursprünglichem *j* nicht eintritt, sondern statt dessen der nasalvocal *ę*.²⁾ Wenn wir diesen umstand mit Leskien so deuten, dass das *j* die verdampfung des *a* überhaupt verhindert hat, so würde das slavische von vornherein seine eigenen wege gegangen sein, und ein historischer zusammenhang mit den übrigen sprachen würde danach unwahrscheinlich werden. Es ist aber auch denkbar, dass sich *ję* aus *ja* (mit bereits dumpfer aussprache des nasalvocals) entwickelt hat. Mehr fällt ins gewicht, dass sich *u* im lit., *y* im slav. auch abweichend von den übrigen sprachen findet, nämlich im acc. plur.: *vilkiis* — *vličky*, *ženy* (womit der gen. sing. übereinstimmt) gegen got. *-ans* (*-ôis* beim fem. nominativform), griech. in ältester form *-ovç* (graecoitalisch regelrecht aus *ans* entwickelt), *-avç*, lat. *os* (aus graecoit. *ons*), *as*. Ich habe aber bereits bemerkt, dass das slavische fem. vielleicht nach analogie des masc. gebildet ist (man könnte auch denken, dass zunächst in folge der doppelconsonanz verkürzung eingetreten wäre und dadurch zusammenfall mit dem masc.), da in den übrigen sprachen die form des fem. von der des masc. abweicht (lit. *rankàs*). Damit fiel der einzige fall fort, in dem *y* in speciell slavischer entwicklung aus langem *a* entstanden wäre. Im acc. des masc. könnte es, wie ebenfalls schon oben bemerkt, ersatzdehnung zunächst für kurzes *u* sein, wie sicher im acc. plur. der *u*-declination. Andererseits ist hervorzuheben, dass wenigstens in einem falle *ä* vor nasal sich als im gemeineuropäischen rein erhalten docu-

¹⁾ Vgl. Joh. Schmidt in Kuhns zs. 23, 333 ff., dem ich allerdings nicht in allen einzelheiten beistimmen möchte; gegen ihn jetzt Brugman, Stud. 9, 374 ff.

²⁾ Es käme hier übrigens nur in betracht ein *n*-stamm *korę* und die participia *pišę* etc., bei denen wir das alter des lautwandels ganz unentschieden gelassen haben.

mentieren würde, indem es weder im griech. noch im lat. zu *o*, noch im lit. zu *u*, noch im altbulg. zu *y* geworden ist, nämlich im acc. sing. der fem. nach der *a*-declination (*χοίρα*, *portam*, *ranka*, *raqa*). Dazu würde der acc. plur. kommen, wenn wir im slavischen formentübertragung aus dem masc. annehmen (lit. *rankas*). Ich mache noch darauf aufmerksam, dass in den fällen, wo wir gemeineuropäisches *ô* vermutet haben, das zu grunde liegende indog. *â* wahrscheinlich durch secundäre, aber schon indogermanische dehnung entstanden ist mit ausnahme des gen. pl., über dessen entstehung wir nichts wissen, von dem aber wenigstens bei den consonantischen und den *i*- und *u*-stämmen eventuell das gleiche angenommen werden könnte; so dass wir auf einen indogermanischen unterschied geführt würden.

Sehen wir nun, wie sich hierzu der unterschied von westgerm. *o* und *a* stellt. Wir haben schon constatiert, dass auch dem westgermanischen *a* ein älteres *ô* zu grunde liegt, dass überhaupt das im europäischen rein erhaltene *â* sich bereits im urgerm. zu *ô* gefärbt hat. Wenn demnach ein unterschied von dem etwa schon bestehenden älteren *ô* aufrecht erhalten wäre, so könnte er es nur insofern, als das jüngere dem *â* näher geblieben wäre. Die gefahr der vermischung hätte dann allerdings nahe gelegen. Es ist übel, dass das vergleichbare material nur gering ist, stimmen würde das *o* des nom. sing. der männlichen *n*-stämmen und des gen. plur., anderseits das *a* des acc. sing. der weiblichen *a*-stämmen. Die adverbialia aber würden nur im ags.-fries. den zu erwartenden vocal haben, während für das ahd.-alts. *o* sich kaum eine erklärungs bietet. Auffallend ist unter allen umständen, dass der nom. sing. der weiblichen *n*-stämmen (ahd. *zunga*) abweichend von dem der männlichen behandelt ist. Diese sind germanische neubildungen aus den *a*-stämmen hervorgegangen (vgl. Osthoff in diesen Beiträgen III, 80). Wir finden in der weiterentwicklung der germanischen dialecte beständig berührung und vermischungen zwischen den weiblichen *a*- und *n*-stämmen. Man könnte daher versucht sein, das *a* der letzteren aus einwirkung der ersteren zu erklären. Aber diese erklärungs würde nicht auf das ags. und beim adj. auch nicht auf das ahd. und alts. passen, da hier die form auf *-a* (*-e*) nur acc. der *a*-stämmen ist. Rätsel-

haft bleibt der nom. der neutralen *n*-stämme. Dehnung des ableitungsvocals scheint auch im slavischen stattgefunden zu haben (*imę*; nasalvocal im auslaut entsteht sonst nur aus langem vocal + nas.), aber die qualität des vocals scheint durch den vocal der obliquen casus bestimmt zu sein (gen. *imene*) wie im lateinischen (*nomen*), bietet also für das germanische nichts vergleichbares. Ein *a* sollte man erwarten in der 1. sing. ind. praes. im alts. und in der 1. 3. sing. conj. praes. auch im ahd. von den verben auf *ôn*, **salba* statt *salbo*. Denn dieses durch das ganze verbum durchgehende *ô*, welches überall den thematischen vocal sammt dem moduselement verschlungen hat, kann erst im germanischen für indog. und europ. *â* eingetreten sein. Hier erklärt sich die erhaltung des *o* jedenfalls aus der überwiegenden analogie aller übrigen formen, in denen das *o* nicht auslautend ist. Dieselbe analogie wird auch schon im urgermanischen eingewirkt haben. Wenigstens wenn, wie dies wahrscheinlich ist, die contraction bei diesen verben sich schon vollzogen hatte, bevor das vocalische auslautsgesetz wirksam wurde, welches die verkürzung des *ô* (*â*) bewirkte, so musste auch hier lautgesetzlich *a* entstehen. Eine länge von drei moren anzusetzen, die zu einer zweimorigen verkürzt wäre, halte ich für unstatthaft. Und eine nachwirkung des in der 1. sing. indic. als rest der personalendung *-mi* einmal auslautenden *-m* wird bei diesen verben ebensowenig anzunehmen sein wie bei allen übrigen. Das *o* im nom. acc. plur. fem. der adj. ist nicht störend, falls wir dieselbe richtig durch einwirkung des erst spät dahinter geschwundenen consonanten erklärt haben. Fassen wir alles zusammen, so lässt sich die annahme einer urgermanischen scheidung von älteren und jüngeren *ô* nicht stricte zurückweisen, aber auch nicht hinlänglich motivieren, da wir als bedingung für die westgermanische scheidung von *a* und *o* immer noch andere, teils vermutbare, teils verborgene und vielleicht rein zufällige momente anzunehmen genötigt sind. Falls wir für das urgermanische eine einheit voraussetzen haben, so bleibt natürlich die möglichkeit, dass eine im europäischen bestehende verschiedenheit durch den allgemeinen übergang des *a* in *o* wider aufgehoben ist. Es fehlt dann überhaupt an einer bestätigung unserer hypothese durch das germanische. Ich bemerke übrigens noch

einmal ausdrücklich, dass ich dieselbe überhaupt als ganz problematisch angesehen wissen und nur die anregung zu etwaiger weiterer prüfung gegeben haben möchte.

Kehren wir von dieser abschweifung auf einen festeren boden zurück. Wir hätten nun die umwandlungen des durch einen consonanten gestützten *ô* zu betrachten. Zur richtigen beurteilung derselben aber wird es sich empfehlen, vorab die schicksale des urgermanischen *a* in endsilben vor nasal zu behandeln, da dieselben denen des *ô*, soweit es der verkürzung unterlegen ist, sehr analog sind. Das ursprünglich auslautende *n* ist im altn. und altfries. abgefallen, jedenfalls erst in einer zeit, als der davor stehende vocal bereits die jetzt vorliegende qualität erhalten hatte.

Das ahd. zeigt hier eine zwiefache spaltung, die im ags. und altn. zu einer noch mehrfachen gesteigert ist und die der des gotischen auslautenden *ô* analog erscheint. Einesteils unterliegt das *a* der verdampfung zu *o* oder *u*, andernteils bleibt es erhalten oder geht in hellere vocale über. Das erstere ist der fall im acc. sing. und nom. acc. plur. der schwachen masculina, die ahd. alts. auf *-un, -on*, ags. auf *-an*, altfries. altn. auf *-a* ausgehen. Ferner im dat. plur. der männlichen und neutralen *a*-stämme und abgesehen vom ahd. auch der männlichen und neutralen *n*-stämme: ahd. *-um, -om, -un, -on*, alts. *-un, -on*, altfries. *-um, -on*, ags. und altn. *-um*. Endlich abweichend vom ahd. (das alts. ags. altfries. kommen hier nicht in betracht, weil die form durch ausgleichung der drei personen verloren gegangen ist) im altn. in der 1. plur. des verbums: *farum, temjum, hafum*.

Im alts. ags. altfries. altn. lautet der gen. und dat. sing. der schwachen masculina und neutra übereinstimmend mit dem acc. sing. der masculina, während sie im ahd. übereinstimmend mit dem got. auf *-in (-en)* ausgehen. Dass das got. und ahd. hier das ursprüngliche verhältnis bewahrt haben, welches in den andern dialecten durch ausgleichung zerstört ist, kann nach Ostoffs ausführungen im dritten bande dieser beiträge nicht mehr zweifelhaft sein. Ich bemerke noch, dass

im Cott. des Heliand neben der form auf *-un* oder *-on* die auf *-en* sehr häufig, ja überwiegend ist. Beispiele für den gen. sind: *herren* 9, 5. 21, 16. 29, 3. 30, 23. 32, 23. 35, 6. 45, 10 und sehr häufig; *uuden* 8, 14; *ahwalden* 8, 19. 15, 2; für den dat. *herren* 12, 23. 20, 17. 33, 19. 35, 17. 23. 36, 2 und häufig; *herten* 15, 9. 44, 10; *brudigumen* 15, 16; *banen* 19, 17; *uillien* 37, 2; *hoheyn* 48, 8. Grimm setzt im paradigma *-en* als die normale endung an, während sie Heyne in seiner alt-sächsischen grammatik gar nicht aufführt, wol weil er sie für eine schwächung aus *-on* hält, was jedenfalls nicht richtig ist, eben weil sie auf gen. und dat. sing. beschränkt ist. Es kann zweifelhaft sein, ob *-en* aus dem originale erhalten ist und ob dann die formenausgleichung vielleicht erst im laufe des 9. jahrhunderts eingetreten ist, oder ob es, was mir wahrscheinlicher ist, vom schreiber des Cottonianus eingeführt ist und zu den eigentümlichkeiten desselben gehört, wodurch er sich dem fränkischen nähert. Vereinzelte alts. und altfries. genetive auf *-in* in eigennamen meist aus späterer zeit stellt Förstemann in Kuhns zs. 16, 335. 6 zusammen. Bei den meisten aber ist es sehr zweifelhaft, ob wir wirklich genetive von schwachen masculinen vor uns haben. Andererseits sind die durch ausgleichung entstandenen *-on*, *-un* auch dem hochdeutschen, nicht ganz fremd. Sie finden sich besonders in bairischen meist jüngern denkmälern, vgl. Graff 2, 919. 920; Kelle, Otfried II, 241. 2. Die ältesten beispiele sind: *uillun* Fragn. 35, 23; *namon* Tat. 134, 3. 142, 2; *theismon* ib. 89, 4. In der Benedictinerregel, die Graff anführt, findet sich nach Seiler kein beispiel. Ueber genetive auf *-on*, *-un* in eigennamen vgl. Förstemann a. a. o. s. 337 ff. Sie sind meist aus späterer zeit. Dass hier *o* und *u* nicht unmittelbar aus ursprünglichem *a* hervorgegangen ist, sondern dass wir es mit einer verirrung des sprachgefühls, wo nicht gar zum teil mit blossen schreibfehlern zu tun haben, dafür spricht, abgesehen von dem vereinzelt vorkommen der formen und ihrem fehlen in den ältesten denkmälern, noch der umstand, dass öfter *-en* oder *-in* im acc. sing. und im nom. acc. plur. der schwachen masc. auftritt, vgl. Graff II, 921 ff. Nicht in betracht kommen dabei natürlich die beispiele aus Nötker und andern denkmälern, welche bereits die kurzen vocale zu *e* (*i*) abschwächen. Schon

Fragm. 12, 27 steht selbst für den acc. plur. des neutrums *ugin*.

Wie verhält sich nun ahd. alts. *u* oder *o* zu ags. altfries. altn. *a*? Wiewol letzteres zum got. stimmt, so folgt daraus keineswegs, dass es das unverändert bewahrte got. *a* ist. Da wir im auslaut sicher das *a* aus älterem, im hochdeutschen bewahrten *o* entstehen sahen, so werden wir es nach dieser analogie jedenfalls für möglich halten müssen, dass auch *-an* (*-a*) zunächst aus *on* hervorgegangen ist, dass also die vocaltrübung alle germanischen dialecte ausser dem gotischen betroffen hat. Dieselbe fehlt übrigens auch in dem uns vorliegenden ags. nicht gänzlich. Das nordhumbrische, welches mit dem fries. und altn. den abfall des *n* teilt, bietet formen auf *-u*, z. b. *galgu* acc. sing., *eorðu* acc. oder dat. sing. (vgl. Sweet s. 4). Einen positiven beweis für die entstehung des *o* aus *a* kann ich erst später in anderem zusammenhange erbringen. Es spricht schon die allgemeine analogie sehr entschieden dafür, wie sich noch weiter aus der betrachtung der entwicklung des urgermanischen langen *ô* im inlaut ergeben wird. Wir würden dann wahrscheinlich auch den altnordischen acc. plur. der männlichen *a*-stämme *daga* ebenso anzusehen haben. Unsere auffassung wird weiter dadurch bestätigt, dass im alts. wie vereinzelt auslautendes *a* neben *o*, so auch, und zwar viel häufiger, *-an* neben *-on* steht. Es findet sich in beiden hss. des Heliand, jedoch seltener in C. Beispiele sind aus M: acc. sing. *frohan* 34, 1; *uullean* 41, 1; *neriandan* 35, 17; *forman* 47, 21; *suaran* 51, 19; gen. sing.: *frohan* 32, 11. 24; *herran* 32, 33. 35, 6; *uuelan* 39, 24; *ledan* 33, 9; *neriandan* 34, 11; dat. sing.: *frohan* 33, 7; *alouwaldan* 33, 16; *herran* 36, 2. 46, 12; *milderan* 36, 2; *godan* 44, 9. 53, 14; *hertan* 44, 10; *ubilan* 53, 12. Ein beispiel für den nom. acc. plur. habe ich nicht bemerkt, was nicht ganz zufällig sein kann, da diese casus häufig genug vorkommen. Ich wüste hierfür keine andere erklärung zu geben, als dass das fem. und neutr., in welchen die endung ursprünglich *-an* war, erhaltend eingewirkt hat. Dass das *a* nicht dem originale, sondern dem schreiber angehört, also jünger ist als *o* (*u*), ergibt sich, wie Heyne in der vorrede bemerkt, daraus, dass es auf den ersten seiten gar nicht erscheint und erst allmählig häufiger wird. Aus C

führe ich an: acc. sing.: *heran* 21, 4; *beteran* 22, 4; *helagan* 26, 24; *fifan* 35, 20; dat. sing.: *abwaldan* 29, 33; nom. pl. *enan* 1, 9; *selban* 19, 23; *beteran* 106, 20. Das *a* scheint hier auf die adjectiva beschränkt.¹⁾ In niederdeutschen eigennamen ist nach Förstemann (a. a. o. s. 332) *-an* die gewöhnlichste form des gen. (vgl. auch gramm. I, 637). Auch in hochdeutschen, und zwar fast ausschliesslich bairischen quellen nicht der frühesten zeit findet sich öfters *-an* für den acc. sing. wie für den nom. acc. plur., vgl. Graff II, 221. 2 und 961, dazu die reime *brunnan : man* Sam. 14. 16; *uulleon : ellian* Ludw. 39. Auch das seltene *-an* im gen. dat. sing. (Graff II, 920) werden wir wenigstens in den jüngern bairischen quellen auf *-on* zurückführen. Genetive auf *-an* erscheinen nicht selten in bairischen eigennamen seit ende des neunten bis mitte des elften jahrhunderts, vgl. Förstemann a. a. o. s. 333. Anders dagegen sind vielleicht die ebendort aufgeführten älteren gen. auf *-an* in den westrheinischen eigennamen aufzufassen, worüber später.

Was das verhältnis von *-on* zu *-un* betrifft, so ist ersteres zwar in späteren quellen teilweise als abschwächung von letzterem aufzufassen, dagegen als ältere zwischenstufe zwischen *-an* und *-un* in den früheren denkmälern, die für das urgermanische *u* im pl. praet. niemals *o* eintreten lassen. So fassen es Scherer, zur gesch. s. 116, und Braune, Beitr. 2, 150 auf. Dem fränkischen kommt fast durchweg *-on* zu. Tat. hat nur ganz wenige beispiele von *-un*, sonst *-on* (Sievers 46). Otrf.²⁾ hat durchgängig *-on* bei den subst., im acc. sg. der adj. abgesehen von *mihilun* in V. 14, 8, 23 (vgl. Kelle 242 ff. 289). Nur *-on* haben ferner das fränk. taufg., cat., Hamelb. und Würzb. markbeschr., Ludw., Strassb. eide, das praet. dagegen hat bei O. regelmässig *u*, bei T. mit wenigen ausnahmen (Sievers 45); ebenso steht *u* im Weissenb. cat. und im Ludw., in den übrigen denkmälern fehlen die belege. Wenn nun *-un* bei

¹⁾ Ich bemerke aber noch einmal, dass meine zusammenstellungen aus dem Hel. durchaus nicht den anspruch auf vollständigkeit machen. Eine solche zu erstreben, würde nicht den gehörigen nutzen gehabt haben, so lange wir nicht den genauen abdruck beider hss. von Sievers vor uns haben.

²⁾ Ich bemerke, dass ich, wo ich Otrf. citiere, von den eigentümlichkeiten der Freisinger abschrift absehe.

O. im nom. acc. pl. des schw. adj. erscheint, so liegt es auf der hand, dass wir hier formentübertragung aus dem fem. und neutr. vor uns haben. Nur so erklärt sich, dass *-un* auf das adj. und auf den plur. beschränkt ist. Das ist also ein genaues analogon zu der ausgleichung, wie sie im Hel. im nom. sg. der comparative und superlative stattgefunden hat, vgl. s. 346¹⁾. Auch die von Sievers aus T. angeführten beispiele auf *-un* sind von adjectiven. Einige fränkische quellen jedoch haben *-un* auch im subst. und im sing. So ist es insbesondere die regel bei Isidor, der auch noch in anderer beziehung von der fränkischen declinationsweise des schw. masc. und neutr. abweicht, nur selten daneben *-on* (Holtzmann 141). Ferner zeigen *-un* das mittelfränkische Trierer cap., priestereid (*scadun*), Würzb. beichte (*ungiloubun* 15), Frankf. gl. (*uizagun* 38); vgl. Pietsch bei Zach. 7, 348. In den älteren alemannischen und bairischen quellen herrscht entweder *-un*, oder sie schwanken zwischen *-un* und *-on*. Im Voc. St. G. stehen 2 *-un*, 3 *-on* (Henning s. 145); in Benedict. schwankt *-un* und *-on* (Seiler s. 441; der unterschied zwischen nom. und acc. pl., den dieser beobachtet, mag doch wol auf zufall beruhen); in Murb. Hymn. 11 *-un* neben 3 *-on* (Sievers ausg. 23); in Musp. 4 *-un* neben 1 *-on* (*euuigon* 41). Ausschiesslich *-un* haben Fragm. Theot. Exhort., Freis. patern., gl. Pa. und R^a. und andere, vgl. Braune a. a. o. und Graff II, 919 ff. 961, dessen angaben sich aber als nicht ganz zuverlässig erweisen. Mindestens da, wo die schreibung zwischen *u* und *o* schwankt, während das *u* des praet. unverändert bewahrt wird, müssen wir einen von dem des letzteren verschiedenen laut annehmen, der also eine mittelstufe zwischen *o* und *u* gewesen sein muss, und der nicht erst aus einem reinen *u* entstanden sein kann. Dasselbe gilt von dem altsächsischen laute, da in beiden hss. des Heliand *un* mit *on* wechselt, während der plur. des praet. regelmässig auf *un* ausgeht. Nur einmal habe ich *-on* bemerkt in *uaron* C 1, 1. Im ags. afries. und altn. sind beide laute scharf getrennt. Der

¹⁾ Gerade so endet bei Notker der nom. acc. pl. fem. des schw. adj. auf *-en*, während beim subst. und in den casus des sing. auch beim adj. *-in* erhalten ist, also der gleiche vorgang, nur dass die form des masc., der schon vorher die des neutr. angeglichen war, die oberhand gewonnen hat; vgl. Braune, Beitr. 2, 148.

erhöhung des *un* zu *on* in den beiden ersten dialecten ist die von *on* zu *an* voraufgegangen und so der zusammenfall vermieden. Allerdings findet sich im ags. zuweilen *-an* neben *-on* geschrieben, aber häufiger erst in späten hss., so dass über die verschiedenheit des lautes von dem *a* der schw. declination kein zweifel obwalten kann.

Was nun die endung des dat. plur. betrifft, so haben wir hier merkwürdiger weise in ahd. und alts. die gleiche behandlung wie beim schw. subst., dagegen im afries. ags. altn. eine abweichende. Wenn in den letzteren das zunächst für sie alle vorauszusetzende und im ältesten altn. noch vorliegende¹⁾ *om* nicht dem *on* analog zu *am* zurückgekehrt ist, sondern sich weiter zu *um* verdumpft hat, so ist das ohne zweifel dem einfluss des labialen consonanten zuzuschreiben. Wenn sich derselbe im alts. und ahd. nicht geltend gemacht hat und der völlige zusammenfall mit dem alten *u* nicht erfolgt ist ausser da, wo er auch beim schw. subst. vor *n* eingetreten ist, so mag das zum teil an der frühen abschwächung des *m* zu *n* liegen. Jedenfalls ist *o* in denjenigen oberdeutschen denkmalen, welche *m* bewahrt haben seltener als in der schwachen declination vor *n*. Absehen müssen wir dabei vom dat. der schw. masc. und neutr. So findet sich in den Sanetg. urk. nur 1 *om* neben 4 *um* (Henning s. 145). Beispiele für *om* aus glossen, die ausserordentlich weniger zahlreich sind als die auf *um*, gibt Graff II, 588. Kero (Seiler s. 437), die Murbacher Hymnen (Sievers s. 22), Isidor, Fragm. theot. haben nur *um* (*un*). Das grosse übergewicht der formen auf *um* über die auf *om* ergibt sich auch aus Förstemanns zusammenstellungen über die eigennamen in Kuhns zeitschr. 16, 91 ff. Dagegen bei der abschwächung zu *n* sind auch in den älteren denkmalern die beispiele auf *on* nicht so selten. In der exhortatio ist das einzige vorkommende beispiel des dat. pl. der männlichen a-stämme *meistron*, im Musp. steht neben *mannun* 93 *himilzungalon* 4 und *magon* 93. Wie beim schw. masc. ist *on* allein üblich bei Otfrid. Im Weissenb. cat. steht noch *himilom*, im Ludwigs. *hanton*, *fianton*. Aber sonst steht *o* für das fränkische nicht so

¹⁾ Falls die schreibung *om* eine wirkliche lautliche verschiedenheit von der späteren *um* bezeichnet, was ja allerdings sehr zweifelhaft ist, da *o* auch für urgerm. *u* geschrieben wird.

fest wie im acc. sing., nom. acc. plur. des schw. masc. Im fränk. taufg. stehen *bluostrum*, *gotum* neben *geldom*, *gellon*. Im Tatian kennen ὄδζ nur *on*, aber αβγά haben viel häufiger *un*, meist, wahrscheinlich von dem schreiber ζ, in *on* corrigiert (Sievers s. 45. 6). In der lex Salica steht *un*: *magun*, *farahun*; ebenso in Würzb. beichte; -*um* in Frankf. gl.; vgl. Pietsch bei Zach. 7, 348. Aus Förstemanns zusammenstellungen a. a. o. s. 90 ff. ergibt sich, dass in den verschiedenen fränkischen gebieten *un* (*um*) und *on* (*om*) in eigennamen mit einander wechseln und dass in einigen *on* überwiegt oder älter ist als *un*. Eine etwas abweichende behandlung der endung des dat. pl. von dem ableitungssuffix der schw. masc. zeigt sich auch darin, dass im Hel. kein *an* eintritt. Ebenso sind die beispiele dafür aus den späteren oberdeutschen quellen selten (z. b. im Bamberger glauben 1 *werchan*; *kaheizzam* Murb. Hymn. 5 ist zu singular, als das man es nicht für einen schreibfehler nehmen sollte). Die meisten finden sich noch in eigennamen (auch nieder- und mitteldeutschen) späterer zeit, worüber Förstemann a. a. o.

Die oberdeutsche endung des dat. pl. des schw. masc. und neutr. ist *ôm*, *ôn*. Die länge ist bezeugt durch doppel-schreibung in der Benedictinerregel, durch Notkers accentuation und sein auslautgesetz, sowie dadurch, dass für *o* bis auf ganz vereinzelte fälle nie *u* erscheint. Das *ô* kann natürlich nicht dem gotischen *a* entsprechen, sondern ist aus dem fem. übertragen. Es ist zweifelhaft, ob diese übertragung auch im fränkischen stattgefunden hat. Das constante *on* bei O. ist ja weder für gegenwärtige nach ehemalige länge beweisend, und in den partien des Tat., welche bei den männlichen und neutralen *a*-stämmen gewöhnlich *un* zeigen, erscheint dasselbe sehr häufig auch im dat. der schwachen declination (Sievers s. 46). Der wechsel von *un* und *on* spricht wol entschieden für kürze des vocals. Da er auch beim starken und schwachen fem. sich zeigt, so muss für dieses verkürzung angenommen werden. Es ist nun möglich, dass die gleiche verkürzung auch beim masc. und neutr. stattgefunden hat, es mangelt aber ein beweis dafür, dass da jemals länge vorhanden gewesen ist. Wir haben für das fränkische so wenig veranlassung eine solche als ursprünglich anzunehmen wie für das alts., ags., altn., bei denen andererseits aber auch nichts dieser annahme in wege stehen würde.

In der 1. pl. ind. praes. der starken verb. und der schwachen nach der ersten classe sollten wir gerade so wie im altn. auch in den übrigen dialecten verdampfung des got. *-am* zu *-um* (*-om*) erwarten. Und ich vermute, dass diese wirklich eingetreten war. Die ursprüngliche form ist im westgerm. nirgends rein bewahrt. Im ags., afries. und alts. ist sie durch die form der dritten person verdrängt. Die für das ahd. in den paradigmata angesetzte endung *-am* existiert nicht, dafür in selbständigem gebrauch nur *-em* (*-en*, vereinzelt *-an* in jüngern quellen mit secundärem *a*), was wir später zu erklären haben; die älteren oberdeutschen und einige fränkische quellen bieten statt dessen *-amês* und noch häufiger *-emês*. Aber in den gl. K. ist die gewöhnliche endung *-umes*, woneben nur ein paar mal *-emes*, auch in Ra. begegnet einmal *nahumes* (Graff II, 575. Scherer, zur gesch. 191). Für diese hinlänglich sicher beglaubigten formen gibt es keine andere erklärang, als wenn wir sie mit den altnordischen auf *-um* zusammenstellen. Das *-amês* der übrigen denkmäler ist erst aus *umês* entstanden. Der übergang des *u* in *a* in vorletzter, nicht hochbetonter silbe ist ein ganz regelrechter lautwandel, wie ich in einer der gegenwärtigen bald nachfolgenden abhandlung zu erweisen hoffe. Ich erinnere nur an *metamun-*, *metamî*, *metamên* aus got. *miduma*.

In einigen fällen erscheint *a* vor *n* in allen dialecten übereinstimmend unverändert erhalten, wobei jedoch zu bemerken ist, dass allerdings im afries. ags. altn. *a* erst wider aus *o* entstanden sein kann. Hierher gehören: inf. der starken verb. und der ersten classe der schwachen: ahd. alts. ags. auf *-an*, afries. altn. auf *a*; 3. plur. ind. praes. derselben verba: ahd. *ant*, alts. *-ad*, ags. *-að*, afries. *-ath*, altn. *-a*. Im altn. kommen dazu die nämlichen formen von der dritten classe der schw. verb.: *hafa* = got. *haban* und *haband*, wo im ahd. durch ausgleichung mit den übrigen formen der vocal *ê* eingedrungen ist, während im alts. altfries. ags. die verba in die erste oder zweite classe übergetreten sind.

Nur eine scheinbare ausnahme ist es, wenn die schwachen verb. im inf. auf *-en*, in 3 pl. praes. auf *-ent* ausgehen. Hier haben wir assimilation an das früh geschwundene *j*, welche viel allgemeiner verbreitet ist, als in den oben s. 344 besprochenen fällen, wo *a* auslautete. Das *e* ist gerade schon einigen der ältesten denkmäler eigen. Der voc. St. G. hat nur infinitive auf *-en*

(Henning 94), die fragm. nur *-en*, *-ent*, ebenso mit wenigen ausnahmen gl. Pa. und K.; aber Ra gewöhnlich *-an*, *-ant*, Kero *-an*, Is. *-an*, *-ant* mit ausnahme von *sitzent* (Holtzmann 133. 4), die Hymnen stets *-ant*, dagegen im inf. *-en* (A) und *-an* (B). Otrifrid hat stäts *-en*, Tat. bei weitem überwiegend, *-an* daneben nur in solchen partien, welche auch sonst *a* für *e* der endsilben eintreten lassen. Ebenso verhält es sich in beiden in bezug auf *-ent*, aber nicht bloss beim schwachen, sondern auch beim starken verb., bei dem die erklärang aus assimilation nicht anwendbar ist, und eine andere gesucht werden muss, die sich uns erst weiter unten ergeben kann, wo auch der vocal der ersten und zweiten person zu untersuchen ist. Im Hel. geht die 3. plur. stets auf *-ad* (*-at*) aus, dagegen im inf. stehen *-en* und *-an* nebeneinander, wovor *j* meist als *i* oder *e* erhalten ist. Wahrscheinlich haben wir hier nicht *-an*, sondern *-en* als das älteste anzusehen und das schwanken zwischen *e* und *a* gerade so aufzufassen wie im gen. und dat. sg. der männlichen und neutralen *a*- stämme, im nom. pl. der starken adj. und im opt. praes.

Der Mon. des Hel. hat auch im inf. der starken verba öfter *-en* für *-an*, also analog dem auslautenden *e* für *a*, z. b. *afgeben* 17, 16; *helen* 19, 11; *gistanden* 20, 7 etc. trotzdem im ags. nicht *e* entspricht. Auch Tat. ($\alpha\beta\gamma$) teilt diese eigentümlichkeit (Sievers 36).

Wesentlich ebenso wie im inf. und in der 3 p. wird *a* in zwei fällen behandelt, wo es in vorletzter silbe steht, im gerundium und im part. praes., nur dass hier noch ein weiterer modificierender einfluss hinzukommen kann, die assimilierende kraft des folgenden *i* oder *j*, welches beim gerundium zwar schon in ältester zeit geschwunden ist (*ni* aus *nj*). Im altn. ist das ger. verloren gegangen, das part. hat das *a* unversehrt bewahrt: *gefandi*. Im ags. hat das part. regelmässig umlaut des *a* zu *e*: *gefende*, *neriende* etc. Das *e* ist dann durch ausgleichung auch bei dem substantivierten, consonantisch flectierter. part. eingetreten, bei dem es sich rein lautlich wahrscheinlich im dat. sg. und nom. acc. pl. entwickelt hatte, in denen der umlaut gerade so berechtigt war wie in *fēt* etc. Dagegen das ger. schwankt zwischen *a* und *e*. Man vgl. aus den poetischen denkmälern *findanne*, *healdanne*, *gevinnanne*, *gyrvanne*, *secganne*,

gesettanne, habbanne, sceavianne etc. mit *bindenne, bärnenne, swingenne, secgenne, nergenne*. Die formen auf *-anne* scheinen die häufigern. Die ursache dieser vom part. abweichenden behandlung werden wir schwerlich in dem frühzeitigen ausfall des *j* zu suchen haben, da im ags. der umlaut so früh durchgeführt ist, dass jedes ausgefallene *i* oder *j* denselben hinterlässt, auch in den fällen, wo das ahd., dem er doch in diesem falle nicht fremd ist, keine spur davon zeigt. Vielmehr ist wol die form auf *-enne* als die ältere, regelrecht lautlich entwickelte anzusehen, und die auf *-anne* als eine anlehnung an den inf., eine vermuthung, die um so mehr für sich hat, weil der (unflectierte) inf. schon vielfach die stelle des ger. vertritt, vgl. die beispiele unter *tô* in Greins sprachschatz.

Alts. und afries. kennen in den beiden formen im gegensatz zum ags. den umlaut nicht. Dagegen zeigt das alts. beim schw. verb. durch einfluss des vorhergehenden *j* denselben wechsel zwischen *a* und *e* wie im inf. Compliciert sind die verhältnisse in ahd., indem *a* sowol durch das *i* (*j*) der endung, als durch das voraufgehende, dann stets ausfallende *j* in *e*, zuweilen auch *i* verwandelt werden kann, aber ohne dass diese assimilierenden einflüsse überall consequent gewirkt hätten. Otfrid hat in der schw. conj. stäts *-enti* (2 mal *-inti*), *enne(s)*; Für die verschiedene behandlung des part. und des ger. wird dieselbe deutung anzuwenden sein wie im ags. Die abweichung zwischen st. und schw. verb. zeigt, dass das folgende *i* schwächer wirkt, als das voraufgehende. Tat. (vgl. Sievers 36. 37) hat im schw. verb. *-enti* (*-inti* βá), selten *-anti* (αγ), *-enne*, ausnahmsweise *-anne* (γδδ'ζ), so dass also die verhältnisse dieselben sind wie im inf.; im st. verb. überwiegt *-enti* erheblich über *-anti*, dagegen ist *-anne* die normale form, woneben *-enne* nur etwa in der ausdehnung erscheint wie *-en* neben *-an*. Is. hat im schw. verb. *zellando, bitdande*, sonst 5 mal *-end-*; 1 *-enne*, 2 *-anne* (Holtzm. 134); im st. verb. 7 *-end-*, 9 *-and-*, dagegen 3 *-anne*, kein *-enne*. Ueber das verhältnis von *-enti* und *-anti* in den fränkischen glossen Pietsch, Zach. 7, 343. Gl. Pa. haben im schw. verb. fast durchgängig *-enti*, im st. stets *-anti*, da ja der umlaut hier überhaupt beinahe gänzlich fehlt; gl. K. im schw. verb. bei weiten überwiegend *-enti*, welches auch im st. neben *-anti* steht; dagegen R^a wechseln ohne unterschied beim

st. und schw. verb. zwischen *-anti* und *-enti*, zeigen also nur beeinflussung durch folgendes *i*. Fragm. haben im st. und schw. verb. neben einander *-anti*, *-anne* und *-enti*, *enne*. In Benedict. finden sich nach Seiler (458) von st. und schw. verb. in der ersten hälfte 39 *-anti*, gegen 33 *-enti*, 1 *inti* (*mezzinti*), in der zweiten 41 *-anti* gegen 5 *-enti*; dagegen im ger. vom st. verb. nur *-anne*, vom schw. neben 13 *-anne* auch 8 *-enne*, wie sich auch im inf. 5 mal *-en* findet (457). Während also hier das *e* nur aus dem einflusse des vorhergehenden *j* erklärt werden kann und ein umlaut gar nicht stattgehabt zu haben scheint, so ist der letztere doch unverkennbar in *tuenne*, welches 7 mal neben 8 mal *tuanne* erscheint. Es spricht das wider für unsere annahme, dass der anfangs (wenn auch vielleicht wegen der doppelconsonanz nicht consequent) eingetretene umlaut durch einwirkung des inf. zurückgedrängt ist. In den Hymnen (Sievers 25) hat vom schw. verb. A 10 *-anti*, 11 *-enti*, 1 *-inti*, B 4 *-anti*, 5 *-enti*; dagegen vom starken nur 4 *-ent-*, und zwar bei vorhergehendem und folgendem *e* (*kepenter* etc.), neben ca. 40 *-anti*; im ger. kommt vom st. verb. 1 *-enne* (*kusehenne*) auf 3 *-anne(s)*, vom schw. 1 *-ennes* auf 3 *-anne*, wie auch im inf. 2 *-en* neben 2 *-an* stehen. Wenn die schwachen formen des inf. und ger. mit *e* ausser einer auf A, die mit *a* ausser einer auf B fallen, welches sonst jüngere sprachformen als A zeigt, so dürfen wir das vielleicht nicht mit Sievers auffallend finden, wenn wir analoge erscheinungen vergleichen, z. b. dass der Voc. St. Gall. im inf. nur *-en* hat, namentlich aber, dass die wandlung von *ja* zu *e* im auslaut auf die ältesten denkmäler eingeschränkt ist. Wahrscheinlich ist, dass auch die einwirkung des voraufgehenden *j* wie der umlaut in der ältesten zeit allgemeiner gewesen ist als in der späteren, und wie dieser allmählig zurückgedrängt durch anlehnung an die analogen formen, die von anfang an kein *j* enthielten, also in unserm speciellen falle an den inf. und das ger. der starken verba.

Anders haben sich die lautverhältnisse im part. praet. gestaltet. Hier entspricht dem ahd. alts. *-an* im ags. *en*, im altn. *in(n)*. Fragt man nach der ursache, warum hier die behandlung des *a* vor auslautendem *n* abweicht von der im inf. und vollends von der in der schwachen declination, so bietet

sich ein Gesichtspunkt dar, der jedenfalls weiter zu verfolgen ist. Nämlich neben den nom. sing., wo das ursprüngliche *a* in letzter silbe steht, stellen sich die obliquen casus, in welchen es in die vorletzte tritt. Die stellung in der vorletzten silbe an sich kann aber nicht das wesentliche sein, da ger. und part. der analogie des inf. folgen. Das, worauf es ankommt, scheint mir vielmehr, dass *a* in den obliquen casus des part. in offener silbe steht und daher der einwirkung des nasals nicht in dem masse ausgesetzt ist, wie wenn er zu derselben silbe gehörte. Die unterscheidung zwischen offener und geschlossener silbe ist überhaupt von der allerhöchsten wichtigkeit für die richtige beurteilung des germanischen vocalismus. So einfach sie ist, liefert sie doch den schlüssel zum verständnis einer fülle von erscheinungen. Ich gedenke den nachweis dafür in der schon oben angekündigten abhandlung zu liefern. Erst in dieser kann ich näher auf die vocalverhältnisse des part. eingehen. Ebenso muss ich bis dahin die besprechung der andern wörter versparen, in welchen *a* je nach der verschiedenheit des casus teils in letzter geschlossener, teils in vor- und drittletzter offener silbe steht, also namentlich der ableitungen auf *-am*, *-an*, *-ar*, *-al*, *-ag*.

Wir kehren nach dieser weiten abschweifung zum *ô* zurück. Für die behandlung desselben in consonantisch auslautenden endsilben stelle ich folgende, allerdings noch näherer erörterung bedürftige regeln auf. Es spaltet sich frühzeitig übereinstimmend im westgerm. und altn. in zwei laute. Vor *n* im gen. dat. acc. sing. und nom. acc. plur. des schw. neutr. wird es zu *û*, sonst bleibt es. In den nördlichen dialecten tritt dann verkürzung ein, die sich wahrscheinlich bis ins fränkische hinein erstreckt. Soweit die länge der vocale erhalten ist, bleiben sie unverändert, soweit sie verkürzt sind, werden sie behandelt wie die entsprechenden kürzen.

Ahd. *-ûn* im schw. fem. steht vollkommen fest. Die verkürzung desselben im fränkischen wird nur schwach bezeugt dadurch, dass Tatian (Sievers 47) und Otfrid (Kelle 251. 3) in einigen vereinzelt fällen *-on* bieten (letzterer immer im

reime), welches auch im Ludw. erscheint (*uaston*: *man* 16). Sonst steht bei ihnen *un* fest, und ebenso in den übrigen fränkischen denkmälern: Hamelburger und Würzburger markbeschreibungen (nur *Druhicingon* in der zweiten), lex Salica, Fuldaer und Reichenauer beichte. In dieser unveränderlichkeit des *u* darf man aber keineswegs einen beweis für die erhaltung der länge sehen, da auch das kurze urgermanische *u* im plur. des praet. constant ist. Im nom. acc. plur. neutr. scheint das *un*, welches hier übrigens erst durch abfall des auslautenden vocals endsilbe geworden ist, im alemannischen frühzeitig kurz gewesen zu sein, da bei Notker dafür *en* erscheint und schon bei Kero zweimal *on*. Die kürze lässt sich nicht anders erklären als durch eine angleichung an das masc. Sie ist übrigens wol räumlich sehr beschränkt gewesen. Im fränkischen ist das neutr. durch constantes *un*¹⁾ deutlich vom masc. geschieden. Auch das zuweilen schon in alten quellen vorkommende *on* des nom. acc. pl. des femininum (Graff II, 923) beruht vielleicht auf ausgleichung an das masc. Wenigstens scheinen die fälle etwas häufiger als im sing., wo an eine solche angleichung nicht gedacht werden kann. Zum ahd. stimmt das altn. *tungu*, *tungur*, *hjörtu*, und diese übereinstimmung darf wol nicht als blosser zufall angesehen werden. Allerdings haben wir im alts. *-un*, *-on*, (*-an*), im ags. *-an*, im altfries. *-a* und diese formen scheinen auf *o* und weiter auf *ô* zu weisen. Von einem verkürzten *û* sollte man erwarten, dass es ebenso behandelt wäre wie ursprünglich kurzes *u*, dass also dafür wie im plur. praet. alts. *u*, ags. altfries. *o* stünde. Ehe wir aber eine von anfang an abweichende behandlung des vocals annehmen, werden wir es vorziehen, eine angleichung an das masc. zu vermuten, welche durch die geringe lautliche verschiedenheit (*u* und ein dem *u* nahe stehendes *o*) begünstigt wurde. Uebrigens ist im Hel. *o* im fem. seltener als im masc.²⁾

¹⁾ Nur einmal bei Otfrid *ougon* im reim auf *scouuon*, vgl. Kelle 249. Das von Kelle ausserdem angeführte *urkundon* IV, 19. 24 kommt von dem schw. masc. *urkundo* testis und ist nur, wie dies öfter bei Otfrid vorkommt, das dabei gesetzte adj. nicht richtig construiert.

²⁾ *a* findet sich wie beim masc., doch auch seltener. Beispiele: *beteran* C nom. pl. (M fehlt) 106, 20; *theru godon thiornan* M 21, 15;

Das unverdumpfte *ô* liegt im ahd. vor in folgenden fällen: im dat. plur. der feminina nach der *a*- und *n*-declination *gebôm*, *zungôm*; in den schwachen verben auf *-ôn*, indic. praes. *salbôm* (mit secundärem antritt des *m*), *salbôs*, *salbôt*, *salbôm* (dafür in den meisten quellen *salbômês*), *salbôt*, *salbônt*, conj. praes. *salbôs*, *salbôm* (neben *salbômês*), *salbôt*, *salbôn*, imp. *salbôt*, inf. *salbôn*, part. *gasalbôt*; im comparativ der adverbien *nâhôr*; im nom. (acc.) sing. der superlative und den damit gleichlautenden adverbien *nâhôt*; im nom. acc. sing. der subst. auf *ôd*, *ôt*, *uuzod* etc. (aufgezählt gramm. II, 252 ff. Graff V, IX); in *deonôt*; 2. sing. ind. praet. der schw. verba *-tôs* (das *o* nur dem ahd. und alts. eigen); über die alemannischen endungen des plur. *-lôm*, *-tôs*, *-lôn* wird später zu handeln sein. Die länge des *ô* ist in allen diesen fällen wenigstens für das alemannische bis auf Notkers zeit bezeugt. Wenn vor nasal in den jütern quellen sich zuweilen *u* findet, so mag dies, soweit nicht versehen der schreiber vorliegen, für eingetretene verkürzung sprechen. Vgl. *-um* im dat. pl. Graff II, 588¹⁾; *un* im inf. Graff II, 943, in 1. sing. praes. ib. 966; *unt* ib. 1146. Dass bei Otfrid mindestens nicht die volle länge bewahrt ist, machen Wilmanns zusammenstellungen (Haupt 16, 124 ff.) wahrscheinlich. Wenn die endung des part. *-ot* noch viel häufiger als die andern endungen mit langem *ô* gebunden wird, so ist dabei allerdings die häufige anwendung des subst. *nôt* im reime zu berücksichtigen, anderseits aber wäre hier ein grösserer widerstand gegen die verkürzung begreiflich durch die einwirkung der obliquen casus, in denen *ô* den tiefston trägt. Im übrigen lässt sich die verkürzung des *ô* im fränkischen deshalb nicht so sicher feststellen, weil auch das ursprüngliche *o* meist constant ist. Aber vereinzelt dative auf *-un* finden sich auch bei Otfrid im reime: *stuntun*, *uuntun* (Kelle 215), *gahun*, *forahun* (Kelle 252). Häufig ist *-un* im dat. pl. bei den schreibern $\alpha \beta \gamma \epsilon$ des Tatian, denselben die

helagan M nom. pl. 53, 17; *leran* dat. M 71, 19; für das neutr. *hertan* acc. pl. C 1, 15. M 130, 4 (*herta* C).

¹⁾ Aber von den dort angeführten beispielen sind etwa die hälfte zu streichen: *hantun* nach der *u*-declination; *nahtun* = got. *nahtam*; *brustum* Is. gl. K. nach consonantischer declination; *bauhungum* Is., *manungum* K zu nominativen auf *-unc*, die masculina geworden sind.

auch beim masc. und neutr. *-un* mit *-on* wechseln lassen (Sievers 46). Weitere vocalschwankungen finden sich bei Tatian in 2. sing. praet.: 7 mal *-tus* (Sievers 46), 5 mal (bei $\delta\delta'$) *-tas* (Sievers 44). Man vgl. auch *gisunduruth* Trierer cap. 19, *uizut* ib. 24 und Mainzer beichte 11. Sonstige belege für schwanken des \hat{o} in *a* oder *u* stellt Pietsch bei Zacher 7, 350 f. zusammen.

Nicht zu bezweifeln ist die verkürzung in den nördlichen dialecten, und so ist denn die behandlung des verkürzten \hat{o} genau dieselbe wie die des auch im ahd. verkürzten auslautenden \hat{o} und des ursprünglich kurzen, aus *a* verdumpften *o*. Wir haben hier wider eine spaltung durch einfluss des folgenden consonanten. Vor *m* steht altn. ags. altfries. *u*, alts., wo *m* zu *n* geschwächt wird, *u*, *o*. Die einzige hierher gehörige form, die durch alle dialecte durchgeht, ist der dat. pl. der fem., der nun lautlich mit dem dat. der masc. und neutra zusammengefallen ist. Im altn. kommt dazu die in den andern drei dialecten verloren gegangene 1. pers. plur. der schwachen verba *kallum*. Vor den übrigen consonanten gilt alts. *o*, ags. altfries. altn. *a*. Im alts. kommt zu den für das ahd. angeführten fällen noch der nom. acc. plur. der männlichen *a*-stämme *lagos*. Wie bei den ursprünglich kurzen und dem auslautenden *o*, wenn auch nicht ganz so häufig, findet sich auch hier ein hinüberschwanken nach *a*. So im inf. *costan* M 31, 4; *minnian* M 43, 16; *farfolgan* M 44, 23; *folgan* M 59, 9; *gehālan* M 110, 11; *uundran* C 5, 12; *escan* C 25, 1; *friehan* (diligere) C 43, 17. In 3. sing. ind. praes. *rotat* (rostet) M 49, 15. Im nom. acc. pl. *gestas* C 31, 9; *magas* C 43, 21; *inuuitradas* C 53, 11; *stutilas* M 94, 18; *dagas* C 121, 21; *penikas* Freckenh. 7; *kiasas* ib. 226. Zu bemerken ist indessen, dass häufig in Freckenh., zuweilen auch im Hel. \hat{a} für \hat{o} in wurzelsilben steht, so dass man das in flexionssilben auftretende *a* nicht gerade als kriterium für die kürze benutzen kann. Vereinzelt *u* im comp. *fullicur* M 43, 20, in *thianust* Beda 11. Im ags. lautet der nom. plur. der *a*-stämme *fiskas* (altfries. *fiskar*). Von den verbalformen kommen nur noch die 2. 3. sing. ind. praes. in betracht *sealfus(t)*, *sealfað*, während in den übrigen formen des praes. erweiterung des stammes eingetreten ist; ebenso im altfries. *salvast*, *salvath*. Der regel zu widersprechen scheint

das *o* im part. *sealfod*, im comparativ und superlativ *geornor*, *beorhtost* (in *-ust* schwankend, gramm. III, 579), in den ableitungen auf *-oð* (häufig in *-að* überschwankend: *fiscoð*, *fiscað*, gramm. II, 254). In allen diesen fällen aber hat wol wider die analogie der mehrsilbigen obliquen casus, bei den adverbien die des betreffenden adjectivums die oberhand gewonnen und den übergang des *o* in *a* verhindert. Bei den adverbialen comparativen steht allerdings dieser auffassung der umstand im wege, dass die betr. adj. den ableitungsvocal syncopiert haben: *beorhtra* etc. Aber jedenfalls haben wir einen älteren comparativ *beorhtora* voranzusetzen und weiterhin konnte auch die analogie des superlativs das *o* schützen. Teilweise kommt allerdings wol noch ein anderes moment dabei in betracht, was ich ein andermal zu untersuchen haben werde. Im altfries. lautet das part. *salvad*; im superlativ schwankt *-ost* und *-ast*, wol aus dem nämlichen grunde, der im ags. *-ost* erhalten hat. Die formen auf *-est* im ags. und altfries. sind wol durch übertritt in die andere bildungsweise (got. *-ist*) zu erklären. Im altn. haben wir *a*: im nom. plur. der männlichen *a*-stämme *fiskar*, im nom. acc. plur. und gen. sing. der weiblichen *a*-stämme *gjufar*; in der zweiten schw. conjugation: 2. 3. sing. 3. plur. ind. praes. *kallar*, *kallar*, *kalla*, 1. sing. conj. praes. *kalla*, inf. *kalla*, part. *kallaðr*; im comparativ und superlativ *breidar*, *breidastr*, *breidast*; in abgeleiteten substantiven *bunaðr* etc. (gramm. II, 255), hier aber wechselnd mit *u*, wie auch ursprünglich kurzes *a* in ableitungssilben mit *u* wechselt. Abweichend ist die 2. plur. ind. praes. und imp. *kallið*, die nur analogiebildung sein kann, sehr begreiflich, weil durch rein lautliche entwicklung einerseits die beiden andern personen des plur. mit den übrigen verbalclassen in ihrer bildung identisch geworden, anderseits in den übrigen verbalclassen die endung der zweiten übereinstimmend *-ið* geworden war. Ebenso verhält es sich mit dem conj. praes. Hier war die flexion der übrigen verbalclassen schon im urgerm. (got.) identisch, und ist in folge davon auf die einzige abweichende classe, in der nur die form der 2. sing. auf lautlichem wege identisch geworden war, übertragen worden.

Wir wenden uns zur behandlung des *ô* in vorletzter silbe. Im ahd. bleibt es unverändert. Die fälle sind folgende: gen.

plur. der schw. fem. *zungôno*, nach welcher analogie sich die weiblichen *a*-stämme (*gebôno*) und die schw. masc. und neutr. (*hanôno*, *herzôno* vgl. s. 364) gerichtet haben; von den formen der schwachen verba auf *-ôn* praet. *salbôda*, part. praes. *salbônti*, gerund. *salbônes*, part. perf. in den obliquen casus *gasalbôtes* etc., 1. plur. *salbômes*; comp. und superl. *liobôro*, *liobôsto*; abgeleitete substantiva *mânôdes*, *arnôdes* (messio), *dionôstes* etc., *ebanôti*, *einôti* etc. (gramm. II, 256 ff.; die diphthongisierung in *armuoti*, *heimuoti* ist nur so zu erklären, dass diese wörter bereits vor dem eintreten derselben als composita von *muot* (damals noch *mot*) aufgefasst wurden. Was sich hier über verkürzung und teilweise erhaltung der länge bei Otfrid aus seiner metrik ergibt, ist bereits oben s. 334 auseinandergesetzt. Als kennzeichen für die verkürzung könnte hier ausserdem das hinüberschwanken nach *a* angesehen werden. Aus Otfrid verzeichnet Kelle für das praeteritum einige beispiele von *a* s. 66 ff., darunter aber auch *merata*, während sonst nach langem wurzelvocal die länge des *ô* noch häufig durch den reim bezeugt wird; ebenso für den comp. und superl. s. 455. Aus Tatian einige wenige beispiele für *a* im praet. bei Sievers s. 43. 4. Sonstige beispiele für *a* im praet. geben Pietsch bei Zach. 7, 351 und Weinhold, Al. gramm. § 356, für den comp. und superl. gramm. III, 370 und Graff II, 342 ff. Da aber die beispiele sehr vereinzelt sind und dabei wider in schon sehr alten quellen vorkommen, so scheint es doch mislich darauf überhaupt einen schluss auf die quantität zu bauen. Aehnlich verhält es sich mit den vereinzelt *u* z. b. bei Tat. *mânude*, *satumes*, *goumumes* und dreimal *-uno* im gen. pl. (Sievers 46), im Trierer capitulare *sachunu*. In mittelhochdeutscher zeit sind in den oberdeutschen, besonders alemannischen quellen *a* und *u* als verkürzung des alten *ô* in ableitungssilben nicht selten. Ein entschiedener beweis für kürzung im fränkischen ist die frühzeitige abschwächung des gen. pl. zu *-eno*, *-ino* in der Lorseher und Mainzer beichte gegenüber der oberdeutschen zu *-ône*, *-ôn* (Braune, Beitr. II, 143).

Im alts. sind die fälle dieselben wie im ahd., nur fehlt 1. pl. *salbomes*. Für *o* findet sich *a* im praet. *uundradun* M 24, 20, häufiger im comparativ *odarlicaron* M 5, 8; *giamarlicara* M 22, 12; *armlicara* M 22, 13; *serara* M 22, 21; *diurlicara*

M 29, 24; *suuidare* M 44, 18; häufig *jungaro* in beiden hss. des Hel.; im superlativ *rikeast* M 60, 20; im gen. pl. *garvano*. Freck. 11; *gihorithano* Beichte 31; *u* steht in diesem casus *uuarsaguno* M 28, 3; *gumuno* C 30, 14; *e* in *heligeno* Psalmencommentar 59. Keinen zweifel über die kürze lässt die in C öfter vorkommende syncope des ableitungsvocals im comparativ, z. b. *saligron* 18, 19; *craftagron* 18, 18; *jungro* ist die gewöhnliche form.

Auf eine nähere erörterung der verhältnisse im ags. und altn. einzugehen ist hier nicht angezeigt, weil dieselben nur im zusammenhange mit andern erscheinungen des vocalismus dieser sprachen verständlich werden können.

Der behandlung des *ô* entspricht die des urgerm. *au*. Dasselbe muss in ableitungssilben viel früher contrahiert sein als in den wurzelsilben. Während wir in den letzteren die contraction im ahd. noch entstehen sehen, ist sie in den ersteren längst fertig, da bereits der weitere fortschritt der verkürzung im auslaut gemacht ist. Im ags. werden wurzel- und ableitungsvokal verschieden behandelt (*ea-a*). Am entscheidendsten aber ist es, dass die contraction und die darauf erfolgte verkürzung sich nicht auf das westgermanische beschränkt, sondern auch im altn. durch geht. Es war offenbar das aus *au* contrahierte *ô* mit dem urgermanischen zusammengefallen. Die behandlung in den einzelnen dialecten ist genau dieselbe wie die des nicht durch contraction entstandenen *ô*: im auslaut, wo es vom altn. abgesehen allein vorkommt, ahd. alts. *o*, ags. afries. altn. *a*; ebenso im altn. vor consonant. Hierher gehören: dat. sing. der *u*-declination got. *sunau* = alts. *suno*¹⁾, ags. *suna*, afries. *honda*, *fretha*; gen. sing. der *u*-declination got. *sunaus* = ahd. *frido* Kero 32, 1 (vielleicht noch erhaltung der länge durch einfluss des ursprünglich dahinter stehenden *s*, vgl. Braune a. a. o. 153), *frido* Is. XI^b 13, Hymn. 8, 8, 1²⁾, alts. *suno*, ags.

¹⁾ Doch kommt diese form nur C 69, 10. 174, 32 vor und könnte aus *sunu* abgeschwächt sein. Ich muss auf die flexion der *u*-stämme noch weiter unten genauer eingehen.

²⁾ Dietrich, Hist. decl. 16. 17 zieht noch hierher *uuito* und *thorno*, die aber gewis, namentlich das erstere, als gen. pl. zu fassen sind.

sunā, vuda, handa, afries. *sunā, fretha*, altn. *sonar, handar*; got. *ahtau* = ahd. alts. *ahto* (doch Freckenh. daneben *ahte*), ags. *eahta*, afries. *achta* (doch daneben *achte, acht*), altn. *átta*. Eine unregelmässigkeit zeigt die entwicklung der conjunction *aipþau*, insofern sich hier ein schwanken zwischen *o* (*a*) und *a* (*e*) ergibt: ahd. *eddo, odo* etc., doch vereinzelt auch *oda* (Graff I, 147), alts. *estho* (*esthuo* C) und *estha*, letzteres häufiger, afries. *jestha* etc. (vereinzelt *ofte*), ags. ist *odde* die gewöhnliche form, aber altnorthumbrisch *eðða*, in den Rushworth gloss. *eþa*, altn. *eða*. Dieses schwanken erinnert an die verschiedene behandlung des auslautenden *-ô* der adverbia.

In einem wichtigen fälle finden wir lautliche entsprechung nur zwischen got. *gibau, gēþjau, habaldēdjau* = altn. *gefa, gæfa, hefða*. Die daneben stehenden formen *gefi, gæfi, hefði* treten erst in jüngerer zeit auf, wodurch die annahme ausgeschlossen ist, dass etwa von anfang an doppelformen neben einander bestanden hätten. Sie können aber auch nicht lautlich aus den älteren entstanden sein, da dafür jegliche analogie mangelt. Vielmehr beruht das *i* auf ausgleichung mit den übrigen personen, in denen *i* rein lautlich entwickelt war. Dieser vorgang, welcher für das altn. so gesichert wie möglich ist, muss auch für das westgermanische angenommen werden. Hier sehen wir ihn allerdings nicht vor unsern augen vor sich gehn, sondern haben von anfang an identität mit der dritten person, im praes. *-e* (woneben ahd. alts. *-a*), im praet. ahd. alts. *-i*, afries. ags. *-e*. Diese formen lautlich aus den gotischen zu erklären, wird niemand einfallen. Wol aber begegnet man der auffassung, dass der unterschied der gotischen und westgermanischen formen auf ursprünglich verschiedener lautlichen behandlung derselben indogermanischen urform beruhen. So lässt Joh. Schmidt, zur geschichte des indog. vokalismus II, 413 aus der ursprünglichen form des praet. **gābjām* sich zwei verschiedene formen entwickeln, einerseits durch vokalisierung des nasalklanges got. *gēþjau*, andererseits durch contraction des *jā* (wie in den übrigen personen) **gābim*, woraus nach wirkung der auslautgesetze ahd. *gābi* entstanden wäre. Das wäre ein wichtiges moment für uralte scheidung von ost- und westgermanisch. Aber zunächst bietet sich für den opt. des praes. keine andere

erklärung als die von uns für die form auf *-i* im altn. accep-
tierte. Als indog. grundform wird gewöhnlich **bharajam* an-
gesetzt, wozu skr. *bharêjam* stimmen würde. Daraus leiten
Scherer (zur gesch. 472) und J. Schmidt (vocalismus I, 169)
die gotische form *bairau* durch die zwischenstufen **beraam*,
**berâm* hindurch ab. Es lässt sich einiger zweifel gegen die
richtigkeit dieser entwicklung erheben. Die hierbei statt-
findende zusammenziehung nach ausfall des *j* müssen wir ver-
gleichen mit der in der dritten schwachen conjugation. Hier
entsteht aus **habajama*, **habajandi*, **habajani* etc. *habam*, *haband*,
haban ¹⁾. Danach müsste auch *beram* mit kurzem *a* das resultat

¹⁾ Ich kann Scherer nicht beistimmen, der (zur gesch. 179), um die
stammformation der schwachen verba zu erklären, eine spaltung des ur-
sprünglichen *-aja* in *aja*, *ija*, und *aji* und daraus, mit ausfall des *j*, *aa*,
ia (*ja*) und *ai* annimmt. Abgesehen von sonstigen schwierigkeiten, die auch
Scherer nicht verborgen geblieben sind, ist vor allem zu erinnern, dass
der thematische vocal, wie das durch die vergleihung der verwanten
sprachen bestätigt wird, schon gemeineuropäisch nicht anders behandelt
sein kann als beim starken verbum, d. h. sich je nach den verschiedenen
personen im indic. in *a* (*â*) und *e* (= got. *i*) gespalten hatte. Diese
spaltung stand also lange vor der contraction fest, es konnte folglich
eine spaltung in classen nicht dadurch entstehen, dass als thematischer
vocal einerseits *a*, andererseits *i* durch alle personen durchgegangen wäre,
und eine auf diese voraussetzung gebaute erklärung der contraction ist
unstatthaft. Wie dann ferner eine verschiedenheit der zweiten und
dritten classe im opt. hätte entstehen sollen, bleibt bei Scherers auf-
fassung vollkommen rätselhaft. Oder waren hier etwa in der dritten die-
endungen *-iu -eis* etc.? Die dreiteilung kann, falls wir, wie es richtig
zu sein scheint, an dem gleichmässigen ausfall des *j* festhalten, nur aus
einer dreifachen modification des *a* erklärt werden: *-âja-*, *-aja-*, *-eja-* (*-ija*)
= *-âa-* (*-âa-*), *-aa-*, *-ia-* (*ja-*), wobei dann die verschiedenen färbungen
des zweiten *a* (*a* und *e* oder *i*) zu berücksichtigen sind. Die gesetze
für die contraction sind dann sehr einfach. Nämlich *ô* verschlingt überall
den thematischen vocal sogar mit moduselement, was für einen langen
vocal wol begreiflich ist, während das von Scherer vorausgesetzte kurze
a unmöglich in der 2. 3. sing. und 2. plur. ind. und noch weniger im
opt. ein *ô* hätte erzeugen können. Für die dritte classe gilt folgendes
gesetz: *a* vereinigt sich mit dem disparaten *i* zu *ai*, also *habais*, *habaip*,
dagegen, wo es auf ein anderes *a* stösst, sei es ein selbständiges oder
der erste component eines diphthonges, da schwindet das eine *a*, also
haba, *habam*, *habau*, *habais* etc. Scherer nimmt daran anstoss, dass *a*
+ *a* kurzes *a* ergeben sollte. Er meint daher, dass zuerst *habâm*, *habând*

der contraction sein. Dass aber aus unbetontem *am* sich *au* entwickelt hätte, dafür fehlt es an einer analogie. Im opt. praet. und im passivum liegt *âm* zu grunde. In ein neues stadium tritt die frage, wenn wir mit Brugman als indog. grundform **bharajm* mit sonantischem, silbenbildenden nasal ansetzen, gerade wie für die 3 plur. **bharajns* (skr. *bharejus*). Dann müssen wir wol weiter annehmen, dass das sonantische *m* sich wie sonst im germ. zu *um* entwickelt hat, so dass also *berau* zunächst aus **bera-um* entstanden wäre. Die entstehungsart des *au* wäre also nicht vollkommen identisch mit der im opt. praet. und im pass., wo das *m* nicht silbenbildend war. Vielleicht haben wir bei diesen den vorgang so aufzufassen, dass das *u* sich nicht aus dem *m* entwickelt hat, sondern aus der

etc. entstanden wäre, nur in der ersten person *haba* durch wirkung des auslautgesetzes (letzteres übrigens gegen seine theorie, wonach dreifaches *a* auch nach eintritt des auslautgesetzes als gewöhnliche länge erhalten bleibt), und dass dann die analogie des starken verbums die verkürzung herbeigeführt hätte. Aber es sind der abweichungen doch zu viele, als dass diese einwirkung grosse wahrscheinlichkeit hätte, und eine notwendigkeit diese hilfe herbeizuziehen, liegt wol nicht vor. Doch mag man darüber streiten. Jedenfalls darf die analogie der starken verba nicht herbeigezogen werden um den normalen wechsel von *a* und *i* in den personen des ind. vor der contraction zu erklären, den Scherer für etwas secundäres hält gegenüber durchgängigem *i*, wie es den ahd. formen zu grunde liegen soll (*habem, habent* etc.). Vielmehr bewahrt umgekehrt das got., wozu das altn. stimmt, die ursprünglichen verhältnisse welche im ahd. durch das fortwuchern des *ê* zerstört sind. Letzteres begreift sich aus dem bereits vorhandenen übergewichte dieses lautes, verbunden mit der analogie der verba auf *-ôn*, bei denen bereits die durchgehende gleichheit des vocals auf lautlichem wege erzielt war. Diese ausgleichung muss auch Scherer wenigstens für die erste person anerkennen, wo er nicht umhin kann, der gotischen form die priorität zuzuerkennen. Gewis ist es doch viel einfacher, diese priorität auch auf die übrigen personen auszudehnen, als eine an und für sich unwahrscheinlichere wirkung der analogie im got. und altn. anzusetzen, so dass man also doch nicht ohne eine solche auskommt, und derselben erst noch einen ganz willkürlich ersonnenen lautübergang vorangehen zu lassen, der ganz aus den durch die sonstige analogie vorgezeichneten bahnen herausweicht. Uebrigens gibt doch unzweifelhaft die übereinstimmung des got. und altn. eine stärkere gewähr für die ursprünglichkeit einer form als das ahd. allein (denn die übrigen westgermanischen dialecte kommen nicht in betracht), falls man nicht die kriterien für eine ostgermanische sprachgemeinschaft an den haaren herbeiziehen will.

zweiten hälfte des *a* unter dem einflusse des *m*, so dass also vor dem consonantischen auslautgesetz **berjau*m, **beraidau*m bestanden hätten. Von **bharajm* aus gelangen wir auf lautlichem wege nicht zu **bharaim*. Wir müssen entweder annehmen, dass diese form von anfang an neben jener bestanden hat, oder dass sie frühzeitig durch ausgleichung an die übrigen personen eingetreten ist, wofür man sich noch auf griech. *γερω* berufen könnte. Was gegen derartige annahmen einzuwenden ist, habe ich in der einleitung bemerkt. Geben wir einmal die analogie zu, so ist es das einfachste sie der jüngern entwicklung des westgermanischen zuzuweisen.

Wenn wir für das praes. die ausgleichung anerkennen, so haben wir gewis keinen grund sie für das praet. zu läugnen. Eine spur von der einstigen existenz der form auf *-jau* im westgerm. liefert uns das verbum 'wollen'. Wenn *viljau* auch nicht als opt. perf. zu fassen ist, sondern vielmehr mit J. Schmidt (vocalismus II, 468) als opt. aor. oder lieber mit Scherer (zeitschr. f. d. altert. 19, 157) als. opt. praes. ohne thematischen vocal gebildet, so ist doch die bildungsweise genau dieselbe. Wir finden im westgerm. neben andern formen ahd. *uillu*, alts. *uilliu*, ags. *vile*, offenbar nach der analogie eines gewöhnlichen praes. der ersten schwachen conjugation gebildet. Die ursprüngliche form musste nun jedenfalls von einer solchen beschaffenheit sein, dass sie das einwirken einer solchen analogie ermöglichte. Das wäre der fall bei ahd. *uillco*, wie es sich lautlich aus *viljau* hätte entwickeln müssen, aber nicht bei *uili*, wie es aus **vileim* hätte entstehen müssen. Besonderes gewicht erhält dieses argument dadurch, dass das aus *vileis*, *vili* entstandene *uili* in der zweiten person gar nicht durch eine analogiebildung nach dem gewöhnlichen ind. praes. verdrängt ist, in der dritten wenigstens nur im mittel- und südfränkischen (*uillit*)¹⁾ und wol erst durch veranlassung der ersten person. Es fragt sich, ob sich nicht vielleicht sogar reste der ursprünglichen form erhalten haben. Nichts zu geben ist auf *uillco*, welches in der vordern partie des Hel. gewöhnlich ist, indem *o* gerade so in der regelmässigen schwachen conjugation erscheint; ebensowenig auf *uillo* in jüngern ahd. quellen, wie

¹⁾ Vereinzelt auch in Hel. C 51, 2.

der Freisinger hs. des Otfrid, Williram etc. Dagegen sehr bemerkenswert ist die form *uilla*¹⁾, die neben *uili* 5 mal bei Tatian erscheint (vgl. Sievers gloss.), ferner 2 mal in der Freis. hs. des Otfrid, ursprünglich auch 2 mal in der Wiener, aber vom corrector in *uille* corrigiert (Kelle 113). Wenn Graff meint, dass dieselbe auch als (reguläre) conjunctivform angesehen werden könne; so ist dagegen erstens zu erinnern, dass im wirklichen conj. der wurzelvocal stäts *e* (oder verdumpft *o*) ist, und zweitens, dass allerdings in der Freis. Otfridhs. *a* in der endsilbe für normales *e* stehen kann, aber nicht in den particen des Tatian, in welchen die form *uilla* vorkommt, der ausserdem dort kein *uille* zur seite steht. Sollte hier das *a* zunächst aus *o* entstanden sein, welches dem ursprünglichen *au* entspräche? Bisher hatten wir allerdings noch kein beispiel, in welchem das aus *au* contrahierte *o* im ahd. zu *a* fortgeschritten wäre, abgesehen von der nebenform *oda* (= ags. *oððe*), die auch gerade bei Tatian ziemlich häufig ist. Ich glaube kaum, dass sich eine andere einigermassen wahrscheinliche erklärung wird finden lassen. Merkwürdig ist ferner die form *uille*, die bei Otfrid gleich häufig ist wie *uilla*. Graff führt sie ausserdem aus gl. Par. und C. Sg. an. Zweimal unmittelbar hintereinander steht sie im Voc. St. G. (Henning 94). Gegen die annahme einer regulären conjunctivform spricht wider der wurzelvocal. Henning a. a. o. erklärt das *e* aus contraction. Für den Voc. wäre die entstehung aus *eo* (*io*) nicht ohne analogie, die aus *ea* ganz regulär. Da wir nun aus Is. sehen, dass diese zusammenziehung auch in das fränkische gebiet hinüberreicht, und da Otfrid noch wenigstens die silbe *jan* stäts zu *en* wandelt, so würde es wol nicht zu gewagt sein auch bei ihm *uille* aus *uillea* abzuleiten. Zu allen diesen formen tritt nun noch ahd. *uili*, von Tat. neben *uilla* gebraucht, bei Notker abgeschwächt *uile*, ags. *vile*, übereinstimmend mit der dritten (und zweiten) person. Wenn dies lautlich erklärt werden sollte, so müste man das nebeneinanderstehen der formen **viljau* und **vilim*, **vilî* für das westgermanische behaupten, also eine ganz verschiedene behandlung der grundform in einem und demselben

¹⁾ Auch im Cott. des Hel. 117, 8 *uellia* = *uilliu* M, worauf aber kaum gewicht zu legen ist.

dialecte, was noch viel unwahrscheinlicher sein würde, als dass sich ost- und westgermanisch durch die verschiedene behandlung gesondert hätten. Viel wahrscheinlicher ist es, dass *uuli* aus der dritten person in die erste eingedrungen ist, wie es denn auch als form der letzteren erst in jüngeren quellen nachzuweisen ist als *uilla*. Uebrigens braucht der Notkerschen form gar kein *uuli* vorausgegangen zu sein, vielmehr kann die form des Voc. *uulle* im alemannischen, wenigstens sangallischen dialect ruhig fortbestanden haben, bis die abschwächung der zweiten und dritten person zu *uile* eingetreten war, so dass dann die ausgleichung nur in der vereinfachung der consonanz bestand. Im ags. tritt umgekehrt die doppelconsonanz auch aus der ersten person in dritte, so dass beide *ville* und *vile* lauten.

Durch die analogie dieses verbums gewinnen wir jedenfalls für die annahme der formübertragung auch im opt. praet. einen noch festeren halt. Vielleicht können wir einen schritt weiter gehen. Die wandlung des indog. *ajm* und *âm* in *au* beschränkt sich, wie wir gesehen haben, nicht auf das ostgermanische, sondern kann auch für das westgermanische nicht abgeläugnet werden. Möglicherweise aber reicht sie bis über die zeit des sonderlebens der germanischen sprachfamilie hinaus zurück. Im litauischen wird der opt. gebildet durch zusammensetzung des supinums mit einem opt. der wurzel *bhu*. In der 1. sing. hat eine starke verkürzung stattgefunden. Sie lautet von der wurzel *suk sükczau* wie die analogie der übrigen personen zeigt abgekürzt aus **suktumbiau*. Dies *-biau* erklärt Schleicher (comp. § 306) aus *bh(u)jâm*, doch gewis richtig. Wir hätten also wenigstens für den opt. praes. der verba ohne thematischen vocal die gleiche entwicklung wie im germanischen. Andere formen zur vergleichung stehen nicht zu gebote. Das slavische lässt uns leider ganz im stich, da eine erste person des nur noch als imp. gebrauchten opt. nicht erhalten ist.

Andererseits reicht auch vielleicht die zusammenziehung des *jâ* in den übrigen personen vielleicht in eine vorgermanische zeit zurück, scheint allerdings zunächst auf dual und plural und zwar mit ausnahme der 3. pers. plur.¹⁾ beschränkt

¹⁾ Diese weicht von vornherein insofern von den übrigen personen

gewesen zu sein und erst von da aus sich auf die 2. 3. (schliesslich teilweise auch 1. sing.) ausgedehnt zu haben. Im altbulg. steht *i* (= *i̇*) im du. und pl. des opt. praes. der verba *-mǎ*, z. b. von *jamǎ* (edo, wurzel *jad*): *jadivě, jadita; jadimǎ, jadite*, dagegen 2. 3. sing. *jaždǎ* aus **jadjǎ*, also ohne contraction. Im lit. haben wir den du. *siktumbiva, siktumbita*, pl. *siktumbime, siktumbite*; im sing. ist die 2. pers. *siktumbei* jüngere analogiebildung (vgl. Schleicher a. a. o.), die dritte *siktu* hat das verb. finit. ganz verloren, so dass wir also über die ursprüngliche gestalt des sing. nicht entscheiden können. Die 3. plur. fehlt in beiden sprachen. Im griech. haben wir stets die uncontrahierten formen im sing. und in 3. plur.: *τιθείην* (aus *τιθεε-ζήην*), *τιθείης, τιθείη, τιθείεν* und entsprechend im aor. *θείην* etc. Dagegen stehen contrahierte und nicht contrahierte formen neben einander in 2. 3. du., 1. 2. pl.: *τιθειήτων-τιθείτων, θειήμεν-θειμεν* etc. Die längeren formen werden gewöhnlich als die ursprünglichen vorangestellt, so dass die contraction erst innerhalb des griechischen stattgefunden hätte. Aber dass die zusammenziehung von *ει* (*αι, αι*) und *η* zu *ει* (*αι, αι*) irgend welche analogie hätte, ist mir nicht bekannt, und die kürzern formen erweisen sich als die älteren, bei Homer fast ausschliesslich gebrauchten. Sie sind durch contraction des wurzelvocals mit *ι* entstanden, die längern sind jüngere analogiebildungen nach dem sing.¹⁾ Im lat. haben wir die ursprünglichen verhältnisse in der ältesten flexion des verb. *esse: siem, sies, siet, simus, sitis, sient*. In späterer zeit hat eine formenausgleichung stattgefunden, der im westgerm. entsprechend, keine zusammenziehung des *ie* zu *i*, die meines wissens in den lateinischen lautgesetzen keine begründung hat; ebenso bei *velim, edim, duim*. Ich denke die vorliegenden tatsachen erweisen klar genug einerseits die ursprüngliche scheidung im gemeineuropäischen, andererseits die an verschiedenen

ab, als die endung im indog. jedenfalls nicht mit Schleichers compendium als *-jant*, wahrscheinlich auch nicht als *-jant* anzusetzen ist, sondern als *jnt* mit sonantischem nasal, daher griech. *-ειν*, skr. *-jus*, altbakt. *-jēn*.

¹⁾ Das obige war niedergeschrieben, als ich bemerkte, dass bereits G. Curtius (das verbum der griechischen sprache II, 83) sich für die priorität der kürzern formen entscheidet und auch auf die übereinstimmung mit *simus, sitis* gegenüber *siem, sies, siet* aufmerksam macht.

stellen auftauchende tendenz zur ausgleichung. Für die scheidung lässt sich auch eine ratio finden: die zusammenziehung war ursprünglich auf die fälle beschränkt, wo *ja* im silbenauslaut stand. Wir mussten uns auf die betrachtung des opt. praes. (und aor.) der verba ohne thematischen vocal beschränken, weil der des perf. im slav. und lit. ganz verloren, im lat. und griech. nicht in der ursprünglichen form erhalten ist. Wir dürfen aber annehmen, dass letzterer, weil von anfang an gleich gebildet, auch gleiche behandlung im gemeineuropäischen erfahren hat. Ein paar reste der ursprünglichen bildung liegen noch im griechischen und oskischen vor, die den für praesens und aorist gewonnenen resultaten wenigstens nicht widersprechen, aber allerdings wegen ihrer unvollständigkeit dieselben nicht vollkommen bestätigen können. Im griech. sind nämlich nur singularformen erhalten, und zwar von stämmen mit auslautendem vocal: *ἔσταλην*, *τεθναίην*, *τετλαή* (Curtius, verbum der griech. spr. II, 224). Aus dem oskischen führt Schleicher, comp. § 290 an 3. sing. *sefucid*, 3. plur. *tribarakuttins*, also bereits mit übertragung des *i* auf die ursprünglich nicht contrahierten formen.

Für das germanische nun ergibt sich hieraus, das got. *gēbjau*, altn. *gæfa* die einzigen lautlich aus der grundform entwickelten formen der ersten person sind, dass dagegen ahd. *gābi* wie altn. *gæfi* nur durch formentübertragung entstanden sein können, weil das *i* auf lautlichem wege überhaupt nur im du. und in der 1. 2. plur. entstanden ist. Das eindringen desselben in die 2. 3. sing. und 3. plur. war bereits im urgerm. erfolgt, und zwar vor dem eintritt des vocalischen auslautgesetzes, wodurch *i* zu *i* verkürzt wurde, da sonst die 3. sing. nicht auf *-i* ausgehen würde. Dass die 1. sing. verschont blieb, lag offenbar daran, dass sie sich schon zu abweichend gestaltet hatte durch wandlung des *-ām* zu *-au*. Erst später bei weiterer abschwächung wurde auch sie von der analogie ergriffen.

Wir haben gesehen, dass auslautendes *-ð* in einsilbigen innerhalb des satzgefüges nicht vollbetonten wörtern bis zu einem gewissen grade den unbetonten endsilben analog behandelt wird. Etwas ähnliches könnten wir für *-au* erwarten. Man glaubt, dass die gotische partikel *þau* im selbständigen

gebrauche den übrigen dialecten fehle. In der composition haben wir sie in ahd. *eddo* etc. und in ags. *peah*, afries. *thâch*, altn. *þô*, ahd. mit verkürzung *doh* = got. *pauh* in *sveþauh*, *þauhjaba*. Ich meine, sie liegt auch selbständig vor in einem worte, welches man bisher im got. vermisste, in ahd. alts. *thô*, *dô*, ags. *þá*. Ob altn. *þá* dazu zu stellen ist, bleibt zweifelhaft, weil es auch aus *þan* entsprungen sein kann; das wahrscheinlichste ist, dass darin *þâ* (= ahd. *dô*) und *þan* zusammengeschmolzen sind. Dasselbe wird vom afries. gelten, wo *than*, *dan* nur im westerlauwerschen erhalten sind (neben *da*), während die übrigen quellen nur *tha*, *da* kennen. Die lautliche abweichung von ags. *peah* und *þá* und von altn. *þô* und *þá*, wenn letzteres heranzuziehen ist, beruht eben darauf, dass der vocal bei jenem als vollbetonter wurzelvocal behandelt ist, bei diesem wegen seiner enklitischen oder proklitischen natur gleichzeitig mit dem *au* der ableitungssilben contrahiert und darum in bezug auf die qualität gleich gemacht ist, nur dass dann, wegen der doch grösseren selbständigkeit des wortes, nicht auch verkürzung darauf gefolgt ist. Die bisher übliche erklärung von *dô* aus indog. *tât* ist wahrscheinlich lautlich unmöglich, jedenfalls wenn altn. *þá* = *dô* ist, weil sie *û* statt *â* verlangen würde (vgl. s. 341). Was die bedeutung betrifft, so ist zunächst zu beachten, dass *tha* im fries. wie got. *pau* in der bedeutung 'oder' gebraucht wird. Es ist nicht wahrscheinlich, dass wir darin eine verstümmelung von *ieftha* zu sehen haben, ebenso wenig wie in *ief* (mnl. *of*) in der bedeutung 'oder'. Vielmehr liegen hier die beiden gleichbedeutenden wörter noch selbständig vor, die sonst mit einander verbunden zu werden pflegen.¹⁾ Im westerlauwerschen steht

¹⁾ Afries. *ieftha*, alts. (Hel. C) *eftha* müssen wol als die ursprünglicheren formen gefasst werden gegenüber got. *aippau*, ahd. *eddo* etc., in denen assimilation eingetreten ist. Allerdings wäre umgekehrt die entstehung des *f* aus *þ* an und für sich recht wol denkbar, aber sehr unwahrscheinlich ist sie vor einem zweiten *þ*. Wenn Bezzenberger, Got. adverbien s. 93 dagegen bemerkt, dass aus *bþ* nicht *þþ* entstehen können, da *captus* = got. *haftu-* sei etc., so übersieht er dabei, dass es sich nicht um zwei von anfang an in demselben worte vereinigte laute handelt, sondern um eine lautverbindung, die erst durch das aneinanderücken zweier worte entstanden ist. Man könnte mit derselben logik schliessen, dass aus *nih þan* nicht *nipþan* werden konnte, weil *rectus*

auch in dieser bedeutung *dan*. Dies führt uns auf die enge beziehung, die zwischen *pan* und *pau* = *dô* besteht. Beide werden im westgerm. in der bedeutung *tum* und *quam*, wenn auch nicht in ganz gleicher weise, angewendet, und dasselbe scheint im altn. der fall gewesen zu sein. Got. *pau* hat diese bedeutung nicht; am nächsten berührt sich damit seine verwendung *da*, wo es griech. *ἀν* übersetzt. Am wichtigsten ist die verwendung nach comparativen: *pau* = *quam* und *pana*, worin das *a* wahrscheinlich mit dem an den acc. des pron. antretenden *a* zu vergleichen ist, in *panamais*, *panaseips* = eo. Beide verwendungen haben offenbar den gleichen ausgangspunkt. Im westgerm. dient für beide nur die eine partikel: ahd. *dan* nach dem comparativ und *dana halt*, *dana mër*, noch häufiger ags. *pan*, *pon* vor dem comparativ = 'desto'. Es scheint also, dass *pan* und *pau* ursprünglich identisch sind. Für letzteres ergibt sich so wie so kaum eine andere deutung, als dass das *au* durch vocalisierung des nasalklanges entstanden ist. Möglich, dass es auf **tâm* zurückgeht, wofür die sonstigen analogieen sprechen. Dann würden sich *pan* und *pau* verhalten wie masc. oder neutr. und fem. eines und desselben casus.

Kaum von der hand zu weisen ist die auch wol allgemein anerkannte identität von *pan* und lat. *tum*. In der verwendung nach comparativen entspricht dem *pan*, insofern im lat. das fragepron. das relativum vertritt, ganz genau *quam*. Ja man darf wol auch *tunc* und *pauh* vergleichen. Dieser parallele lassen sich nun noch andere an die seite stellen. Die got. partikel *jau* wird aus *ja-u* abgeleitet. Bedenklich wird diese ableitung schon dadurch, dass sie an den drei oder eigentlich nur zwei stellen, an welchen sie fragend erscheint, im abhängigen satze steht = 'ob'. Es scheint daher, dass das abhängigkeitsverhältnis in ihr ausgedrückt, dass daher in ihr nicht die versicherungspartikel *ja* enthalten ist. An der andern stelle, an welcher sie noch vorkommt, übersetzt sie griech. *ἄρα*.

= *raihts* ist. Die annahme Bezenbergers, dass ahd. *odo* von *eddo* zu trennen und nicht mit *pau* zusammengesetzt sei, ist nicht zu billigen. Die vereinfachung der doppelconsonanz erklärt sich aus der proklitischen natur des wortes. Ueber vereinfachung in nicht hochbetonter silbe vgl. s. 407, anm. Ebenso wird also wol auch altn. *eða* aufzufassen sein.

Uppström meint, dass eine verwechslung von seiten des übersetzers mit *āpa* vorliege, und diese meinung hat beinahe allgemeine zustimmung gefunden. Aber notwendig ist sie nur unter der voraussetzung der composition, und nicht gut begründet, weil *jau* nicht in directer frage nachzuweisen ist. Könnte *jau* nicht ebenso wie *pau* aufgefasst werden? Es könnte ebenso in mannigfacher weise, sowol demonstrativ als relativ verwendet sein. Vielleicht gehört dazu ahd. *joh*, nicht zu *jah*. Mit *jau* würde lat. *jum* zu vergleichen sein. Diesem aber entspricht offenbar got. *ju*. Beides aber widerstreitet sich nicht. Wir haben jedenfalls eine zwiefache art der vocalisierung des nasalklanges anzunehmen, falls nicht vielmehr noch eine andere auffassung geboten ist, was sich, auch wenn wir *jau* bei seite lassen, schon aus der vergleichung von *pau* und *ju* ergibt. Der unterschied von *au* und *u* scheint auf den von *ām* und *um* zurückzuweisen, so dass dem *ju* eigentlich ein lat. **jum* an die seite zu stellen wäre. Er könnte aber auch auf den betonungsverhältnissen beruhen, indem *au* die vollbetonte, *u* die enklitische form repräsentierte. — Wie *pauh* auf *pau*, so muss *nauh* = ahd. *noh* auf ein selbständig nicht nachweisbares **nau* zurückgehen. Vielleicht haben wir dies *nau* in altn. *na*, welches gerade auch in der verbindung *nina* vorkommt. Nur erscheint dies *-na* vorwiegend erst in späteren quellen. Aber eine directe herleitung aus *nu* würde doch auch bedenklich sein und mindestens in *-vetna* ist es schon sehr alt. Sonst existiert statt dessen nur *nu* in allen germanischen dialecten. Wir werden nicht umhin können, **nau*, *ni*, *nauh* zu vergleichen mit lat. *nam*, *num*, *nunc*.¹⁾ Allerdings stellt sich dem letzteren auch skr. *ni*, *nā*, altbakt. *nā*, griech. *νύ* (altbulg. *nyñe*) an die seite, wodurch die sache complicierter wird. Man vergleiche aber im skr. die verbindung *nā-nam* jetzt, welcher doch wol got. *ninu*, wahrscheinlich auch griech. *νιν* und altbulg. *nyñe* anzuschliessen ist. Ausserdem scheint es sicher, dass *num* nicht von *nunc* zu trennen ist wegen *etiamnum* und sich zu diesem verhält wie *tum* zu *tunc* (vgl. Curtius, Grundzüge 285).

¹⁾ Bezzenberger freilich, Got. adv. 192 erklärt, lat. *nunc* könne got. *nauh* natürlich nicht entsprechen. Derselbe meint, man müsse got. *nauh* ansetzen wegen ahd. *noh*, während er doch auf der folgenden seite ahd. *doh* = got. *pauh* setzt.

Endlich gehört hierher *hvan*. Dies wird temporal und modal gebraucht, entspricht also in der bedeutung sowol dem lat. *quam* als *quum*, nur dass ersteres nicht mehr interrogativ und indefinitiv, sondern nur relativ gebraucht wird. Eine verwendung, die der von *þan* vor dem comparativ entspricht, liegt vor in alts. *hvanêr*, altn. *hvenâr*, *hvenær*; falls es in *hven-âr* und nicht in *hve-nâr*, *hve-nær* zu scheiden ist. Ein dem *þau* correspondierendes **hvau* fehlt, ist wahrscheinlich verloren gegangen, indem *hvan* seine functionen mit übernommen hat. Aus diesem vorausgesetzten **hvau* aber scheint alts. *huô* (auch bei Tat. *uuo*), mnl. und nld. *hoe*, ags. *hû* entstanden zu sein. Diese formen sind lautlich nicht mit dem instr. *huiu* — *hvÿ* zu vereinigen und scheiden sich begrifflich ganz deutlich davon. Sie bedeuten 'wie' vor adj. und verb. wie got. *hvan* vor adj. (adv.). Ich bemerke jedoch, dass ich kein analogon für die zusammenziehung *hû* aus **hvâ*, wie man nach *þâ* erwarten müste, kenne. Dieselbe weist vielmehr zunächst auf **hvâ*. Es müste also der einfluss des *v* von anfang an eine abweichung des aus *au* contrahierten *ô* hervorgebracht haben. — Aus *hvan* ist *-hun* entstanden, welches dem lat. *-quam* und *-cum-que* entspricht. Kaum kann eine vergleichung zutreffender sein. Bezzenberger (s. 110) leugnet trotzdem den zusammenhang von *-hun* sowol mit *hvan* als mit *-quam*. Aber seine gründe sind wider nicht stichhaltig. Er setzt mit Scherer (s. 373) *-hun* = skr. *-çana*, und schliesst dann: *-hun* kann nicht = *-quam* sein, weil im lat. *n* nicht zu *m* wird. Aber wer zwingt uns denn *-hun* mit *-çana* zu verbinden? Ist nicht vielmehr der umgekehrte schluss berechtigt: *-hun* kann nicht von *hvan* und nicht von lat. *quam*, *quum* getrennt werden, folglich kann es nicht = skr. *çana* sein? Wenn Bezzenberger weiter bemerkt, dass dem *quam*, wahrscheinlich acc. sing. fem., nicht got. *-hun* entsprechen könne, so hat er insofern recht, als die dem *-hun* lautlich entsprechende form *quum* ist, welches ja in der verbindung mit *que* eine ähnliche function wie *-quam* hat. Es hat aber gerade, so wie *hvan* die function von *quam* mit übernommen.

Ich habe oben *u* zunächst mit Joh. Schmidt als vocalisierung des nasalklanges bezeichnet. Indessen ist es doch wol anders zu erklären. Nach Brugman und Osthoff entsteht im

germ. aus jedem unbetonten *an* ein *un*, wahrscheinlich durch die zwischenstufe von *nasalis sonans*. Die im satzgefüge enklitischen oder proklitischen wörter werden ebenso behandelt sein wie die unbetonten silben eines wortes. Daraus erklärt sich der unterschied des vocales zwischen *þan*, *hvan* und *ju*, *nu*¹⁾, ebenso aber auch die bewahrung des nasales bei jenen, der verlust bei diesen. Denn wir müssen das gesetz von dem abfall des nasals im germ. so fassen, dass er nur die unbetonte, nicht die betonte silbe trifft, gerade so wie der abfall des *s* (*z*, *r*) im ahd. (*tag—er*).

In allen diesen formen muss ein bestimmter casus verschiedener pronominalstämme stecken. *tam* und *quam* werden gewöhnlich für acc. sing. fem. erklärt, wofür die ausführungen Osthoffs in Kuhns zeitschr. 23, 90 als weitere bestätigung dienen könnten. Man wird aber schwerlich *tum* und *quum* als acc. sing. masc. nehmen, vielmehr in ihnen das neutr. erwarten, so dass sie nicht acc. sein können. Nun wird *þan* im got. als instr. des artikels verwendet in *mipþan*, *mipþanei*. Viel verbreiteter ist diese verwendung von *þan*, *þon* und *hvan*, *hvon* im ags., welche nach den verschiedensten präpositionen (*ær*, *æfter*, *be*, *for*, *on*, *tô*, *við*, *mid*, *betvið*, *eac*) stehen; vgl. Dietrich, Haupt 11, 405. Hierher gehört auch *siððan* = *sið þan*, auch im altn. *siðan*, *meðan*. Dietrich hält *þan*, *hvan* für den acc. sing. masc., verkürzt aus *þane*, *hvane*, und stützt sich dabei darauf, dass dieser casus vielfach im altgerm. instrumental gebraucht würde. Indessen beschränkt sich der angenommene instrumentale gebrauch des acc. darauf, dass er mitunter im ahd., häufig im ags. (vgl. die beispiele bei Dietrich) nach der präposition *mid* gebraucht wird, nach der gerade *þan* seltener ist als nach andern präpositionen, welche niemals den acc. nach sich haben. Ferner würde doch wider das neutr., nicht das masc. verlangt. Endlich ist die form verschieden. Got. *þana* erscheint nur bei voranstellung vor dem comparativ. Dietrich beruft sich besonders auf *hwene*, *hwanc* neben *hvon* in der bedeutung 'paulo'. Aber Grein (Sprachsch. 2, 123) hat

¹⁾ Auf denselben verhältnissen beruht der unterschied von *an* und *u*: *an* steht im anfang des satzes stets vor dem fragepron., *u* ist stets enklitisch. Ganz ungerechtfertigt scheidet daher Bezzenger (s. 81) letzteres von ersterem und gr. *äv*.

gewis recht es von *hvan* ganz zu trennen, wenn auch wol seine ableitung nicht richtig ist. Wenn *hvon* bei subst. und bei adj. im positiv, *hvene* dagegen nur bei comparativen gebraucht wird, so zeigt dieser functionsunterschied zur genüge, dass beide formen nicht identisch sein können, und ihr verhältnis zu einander lässt sich kaum anders fassen als das des acc. zum instr. oder instrumentalen dativ. Wegen des gänzlichen fehlens der form *hvan*, welches nicht wol zufällig sein kann, ist Grein hinlänglich berechtigt *hvôn*, *hvêne* anzusetzen. Die sonstige verwendung von *pan*, *hvan* nach comparativen in temporalem und modalem sinne ist weniger instrumental als ablativisch.

Es bieten sich nun instrumentalformen einer andern sprache zur vergleichung dar: *pan* (*pau*); *hvan*; *ju* (*jau*?) = lit. *tũ*, altpreuss. *s-tu*; *altpreuss. *ku* (in *senku*, womit, *ku-ilgimai* wie lange); lett. *jũ - jũ* (je-desto); vgl. Leskien, Decl. 73. Es haben im lit. alle männlichen *a*-stämme dieselbe bildung des instr.: *vilkũ* und vom adj. *gerũ*, aber zusammengesetzt mit dem art. *gerũju*. Das *u* ist in mehrsilbigen wörtern im auslaut verkürzt aus *ũ*, und dieses geht zunächst auf *u* + nas. zurück, welches seinerseits aus *a* + nas. entstanden sein kann (vgl. *tũs*, *vilkũs* im acc. pl.). Die weiblichen *a*-stämme bilden den instr. auf *-a* (*galvã*, *tã*). Leskien führt dies auf indog. *-ã* zurück. Er bemerkt aber, dass Baranowski *galvã* schreibt, weil das *a* im ostlitauischen zu *u* wird, was nach anderen analogien darauf hinweist, dass es ursprünglich nasalvocal war. Er bringt ausserdem selbst noch weitere momente bei (namentlich dass das lettische gleichfalls *-u* zeigt), welche für Baranowskis ansicht sprechen. Trotzdem ist er geneigt in den formen auf *-u* nur analogie nach dem masc. zu sehen. Ich sehe nicht ein warum man nicht bei der natürlichsten erklärang bleiben soll, dass lit. *-ã* = *-ã* auf *-ãm* zurückgeht (so dass also dieselbe bildung wie beim masc. vorliegen würde), zumal da die instrumentalbildung auf *-ã* sonst im lit. so wenig wie im slav. vorhanden ist. Und so haben wir dasselbe *m* auch wol in der altbulg. endung des instr. der weiblichen *a*-stämme *-ojã* = skr. *-ayã* zu erkennen.

Die litauische instrumentalendung *m* wird von Leskien als verkürzt aus dem an die übrigen stämme antretenden *-mi* =

altbulg. *mǐ* erklärt, welches in *tū-mi* noch einmal an die fertige instrumentalform angefügt ist. Diese verkürzung ist lautgesetzlich nicht zu rechtfertigen, wenn sie in die sonderentwicklung des litauischen gesetzt wird. Schiebt man aber mit Leskien, wozu nun auch die germanischen und lateinischen formen nötigen, den abfall des *i* in eine sehr frühe zeit zurück, so lässt sich derselbe sehr wol durch analogieen stützen. Er findet sich verschiedentlich im loc. sg. der *n*- und *r*-stämme, insbesondere aber in der 1. pers. sg. Auch die nicht gleichmässige behandlung des *mi* wäre aus diesen analogieen zu rechtfertigen. Wir könnten vielleicht sogar in bezug auf die beschränkung des abfalls im lit. eine parallele ziehen zwischen den *a*-stämmen und den verben mit thematischem vocal. Indessen bleibt die identität von *-m* und *-mi* immer nur vermutung, welche in der völligen gleichwertigkeit beider suffixe im lit. ihre wesentlichste stütze hat. Es sind dabei noch weitere momente zu berücksichtigen.

Lit. *-mi*, altbulg. *-mǐ* wird von Leskien wie fast allgemein auf *-bhi* zurückgeführt. Der wandel des *bh* in flexionsendungen zu *m* ist auch ihm der wesentlichste punkt der übereinstimmung zwischen dem slavölettischen und dem germanischen. Zimmer in einer anzeige von Leskiens buch (Archiv f. slav. phil. 2, 340 ff.) hält auch dies moment für hinfällig, indem der übergang nicht auf die drei sprachfamilien beschränkt sei. Er stützt sich dabei auf den dat. der *n*-stämme im altir.: *annairn*, *annain*, *annin*, den er auf **annami* zurückführt. Indessen vermisse ich den beweis dafür, dass die von ihm angeführte deutung Siegfrieds aus **annambi*, **annambi*, **annammi* unmöglich sei. Wenn er dagegen geltend macht, dass der stammauslaut *n* schon in frühester zeit vor consonantisch anlautendem suffix ausgefallen sei und sich zum beweis dafür auf skr. *nāmahis* etc., gr. *ὀνόμασι*, got. *namam* beruft, so ist zu bemerken, dass nach Ostoffs und Brugmans untersuchungen diese formen anders aufzufassen sind, dass als indog. grundform des stammes vielmehr *namm-* mit sonantischem *n* vor cons. anzusehen ist. Also das *n* war nicht geschwunden, und wenn es geschwunden gewesen wäre, so müsste es wol aus andern casus wider eingedrungen sein; denn wie wollte sonst Zimmer das doppelte *n* in

anmainn erklären? Demnach scheint es mir nicht auszumachen zu sein, ob *-nbi* oder *-nmi* zu grunde liegt.

Aber die vergleichung der lateinischen formen hebt die beschränkung auf die drei nördlichen sprachfamilien auf. Und da muss wol in frage gezogen werden, ob denn das *m* überhaupt aus *bh* entstanden ist. Man wird sich schwer entschliessen bildungen wie *coram*, *palam*, *trifariam* etc. von *tam* und *quam* zu trennen. Sind aber auch diese als instrumentale zu fassen, dann muss die möglichkeit in betracht gezogen werden, dass vielleicht alle von Osthoff in Kuhns zs. 23, 90 ff. angezogenen adverbialbildungen doch nicht accusative, sondern instrumentale sind. Ein umstand, der dagegen spricht, wäre die verschiedene behandlung des *-âm* in got. *pau* und *galeiko*, die allerdings vielleicht auf den unterschied von einsilbigkeit und mehrsilbigkeit zurückgeführt werden könnte.

Indessen abgesehen davon ist schon wegen des lat. die entstehung des *-m* aus *-bh* unwahrscheinlich. Es bleibt dann für die auffassung des *-mi*, *-mī* eine doppelte möglichkeit. Ist es aus *-bhi* entstanden, so ist *-m* vollständig davon zu trennen. Halten wir aber an der zusammengehörigkeit von *-m* und *-mi* fest, was doch empfehlenswerter scheint, so gelangen wir zu einem von *-bhi* ganz verschiedenem suffixe *-mi*. Wenn so die wandelung von *bh* in *m* für den instr. sg. fortfällt, so bleibt sie doch für die casus des du. und pl. bestehen und die übereinstimmung des slavolettischen mit dem germanischen gegenüber den andern familien bleibt dabei unverkürzt bestehen. Vielleicht ist jetzt zu einer neuen erklärang der merkwürdigen erscheinung der weg gebahnt. Leskiens hypothese (s. 100) stösst doch auf manche bedenken, die von Zimmer a. a. o. vorgebracht sind. Möglicherweise ist gar kein rein lautlicher vortrag anzunehmen. Schon vor längerer zeit hat mir Sievers die vermutung ausgesprochen, dass vielleicht von anfang an im sg. ein instrumentalsuffix *-mi* neben den suffixen des du. und pl. mit *bh* bestanden haben möchte, welches dann die letzteren beeinflusst und sich assimiliert hätte.

An die behandlung des *au* könnten wir die des *ai* anschliessen. Die früher unrichtig beurteilten verhältnisse sind jetzt klar gelegt von Braune, beitr. II, 153 ff. 161 ff. Das *ai* in flexions- und ableitungssilben wird stets zu *é* contrahiert. Im auslaut wird es dann durchgängig verkürzt und erscheint ahd. afries. als *e* schwankend mit *a* (im afries., seltener im ahd. auch mit *i*), ags. *e* (wofür in den ältesten quellen auch zuweilen *i*, seltener *æ* und *a* sich findet, vgl. Sweet s. 7), altn. *i*, in den älteren hss. *e* geschrieben, und zwar keinen umlaut erzeugend¹⁾ und das *e* der wurzelsilbe nicht zu *i* wandelnd. Ueber die verbreitung des *a* im ahd. vgl. Braune s. 154, Graff I, 11. 12. 20. Es findet sich vorwiegend in bairischen quellen, ist aber auch schon den ältesten alemanischen denkmälern wie Vocab. und Kero nicht fremd. Im Hel. überwiegt es über das *e*. Die fälle sind folgende. 1) Nom. (acc.) pl. masc. der starken adjectiva: ahd. *blinte* (*a*), alts. afries. *blinde* (*a*), - ags. *blinde*, altn. *blindir* mit jüngerm antritt des *r* nach analogie der substantiva. 2) 3. (und durch formübertragung 1.)²⁾ pers. sing. opt. praes.: ahd. *gebe* (*a*) alts. *gebe* (*a*), afries. *ieve*, ags. *gife*, altn. *gefi*; ebenso in der ersten schwachen conjugation *nerje* (*a*) etc.; und in der dritten ahd. *habe* (*a*), altn. *haf*, während im alts. ags. afries. übertritt in die zweite oder erste classe stattgefunden hat. 3) Imp. der dritten schw. conjug.: ahd. *habe* (*a*), alts. *habe* (*a*), *saga* (Mon., nur noch in diesen beiden wörtern), altn. *vaki* (*haf* nach analogie der starken conjug.); im ags. afries. und überwiegend auch im alts. übertritt in die erste oder zweite classe. 4) Dat. sing. der männlichen und neutralen *a*-stämme: ahd. alts. afries. *fiske* (*a, i*), ags. *fisce*, altn. *fiski* = urgerm. *fiskai*; wie Braune s. 161 nachgewiesen hat. 5) Dat. sing. der weiblichen *a*-stämme dem got. *gibai*, *þizai* entsprechend: ags. *gife*, *þaere*, *blindre*, altn. *þeirri*, *blindri*. Es erhellt, dass die ahd. formen *gebu*, *deru*, *blinderu* (*o, a*) sowie die entsprechenden altsächsischen und altn. *gjöf(u)* nicht gleichfalls den gotischen auf *-ai* entsprechen können, worüber später, wo auch zu untersuchen sein wird, ob die angelsäch-

¹⁾ Ausser nach *g* in *degi*.

²⁾ Im ags. und afries. fällt durch den normalen abfall des *s* auch die 2. person hierher, im afries. durch abfall des *n* auch der ganze plur.

sischen nicht auch anders aufzufassen sind. Ebenso ist klar, dass das ahd. alts. *i* im gen. und dat. der *i*-stämme (*ensti*, *seli*) nicht dem got. *ai* entsprechen kann, auch nicht das ags. *e* und altn. *i*, weil sie umlaut erzeugen.

Wo das aus *ai* contrahierte *ê* durch einen consonanten gestützt ist, haben wir wider erhaltung der länge im hochdeutschen, verkürzung und gleiche behandlung wie im auslaut in den nördlichen dialekten. Die fälle sind im ahd. folgende. Dat. plur. des starken adj. *blintēm*, *blintēn*, welche form bei Notker auch die entsprechende des schw. adj. verdrängt hat (Braune 136 anm.) Die 2. 3. sing. und 2 pl. ind. praes. der schwachen verba nach der dritten classe *habēs*, *habēt*, 2. pl. imp. *habēt*, dazu der nom. (acc.) des part. praet. *gihabēt*, ferner durch ausgleichung des ableitungsvocals (vgl. s. 377 anm.) der inf. *habēn*, die 3. pl. ind. praes. *habēnt* (1. pl. nur in fränkischen quellen *habem*, *haben*) und in folge secundären widerantritts des personalsuffixes auch 1. sing. *habēm*. Die 2. sing., 1. 2. 3. pl. opt. praes. der starken verba und der ersten und dritten classe der schwachen *gebēs*, *gebēm*, *gebēt*, *gebēn*; *nerjēs* etc.; *habēs* etc.; die jüngern analogiebildungen im alemannischen *êreên* etc. und *loboên* etc.; bei Notker ist die 1. pl. auf den ind. übertragen (Braune 138). Für die verkürzung im fränkischen sprechen wider die reime Otfrids. Weiter muss wenigstens mit grosser wahrscheinlichkeit als zeichen der verkürzung der wechsel mit *a* angesehen werden, da dadurch das *ê* vor consonant dem sicher kurzen auslautenden *e* völlig gleichgestellt ist. Dieser wechsel findet sich bei Tatian, besonders in γ (Sievers 43) sowie in andern fränkischen quellen, worüber Pictsch bei Zach. 7, 346, besonders aber in den jüngern baierischen quellen. Beispiele für *-an* im inf. der 3. schw. conjugation Graff II, 943, in der 1. sing. ind. praes. ib. 966, für *-ant* in der 3. pl. ind. praes. ib. 1146, für *-an* in der 3. pl. opt. praes. ib. 962. 963. Für letzteres kommen schon drei beispiele in der Benedictinerregel vor (*furichueman*, *arbeiten*, *lesan*, Seiler 452) und eins bei Is. (*setzan* 13^a, 4). Stünde es von diesen vereinzelt stellen fest, dass sie nicht schreibfehler oder sonstige versehen sind, so dürften wir dem auftreten des *a* keine beweiskraft für die verkürzung beilegen. Doch könnte gerade in den angeführten fällen *a* für *ee* verlesen sein, vgl.

Seherers anm. zu Denkm. LVII, 1. In der zweiten hälfte des 9. jahrhunderts ist *a* in Baiern ganz gewöhnlich.

In den nördlichen westgermanischen mundarten sind der vergleichbaren fälle weniger. Durchgängig erhalten sind nur die formen des opt. praes.: alts. *gebēs, -as, geben, -an*; ebenso *nerien, -ean*; *scauuoien, -ogean*; ags. *helpen* (2. sing. *helpe*), *neren, sealfc(g)en*; afries. *helpe* mit abfall des auslautenden *s* und *n*. Von der ursprünglichen bildungsweise der 3. schw. conj. haben sich nur einige reste im Cott. des Hel. erhalten: 2. 3. sing. praes. *habes, habas; habed, habad; sagad*. Sonst hat übertritt in die erste oder zweite classe stattgefunden.¹⁾ Der dat. pl. des adj. lautet ags. *blindum*, alts. *blindun, -on*, gebildet wol einerseits nach der analogie des substantivums, anderseits nach der des schw. adj. Wenigstens scheint mir diese annahme die grösste wahrscheinlichkeit für sich zu haben, da sie zu der sonstigen nivellierenden tendenz dieser dialecte stimmt. Man könnte allerdings auch denken, dass hier die ursprüngliche, mit der substantivischen identische flexion bewahrt sei und die übertragung der pronominalen flexion sich auf das gotische und ahd. beschränkt habe, oder dass nur in den beiden letzteren dialecten die ausgleichung zwischen den anfänglich verschiedenen formen des masc. neutr. und des fem. (*blindaim — *blindôm*) eingetreten gewesen, und so die form des fem., etwa unterstützt von der analogie des subst. und schw. adj., auf masc. und neutr. übertragen sei. Schwierigkeiten macht die friesische form *blinde (-a)* für alle drei geschlechter übereinstimmend mit der des dat. des masc. und neutr. im sing. Man könnte denken, sie sei der althochdeutschen entsprechend mit abfall des *m*. Aber einerseits wäre eine solche übereinstimmung mit dem ahd. gegenüber dem alts. ags. (und altn.) sehr singular, und anderseits fällt sonst im afries. wie im altn. zwar das auslautende *n*, aber nicht *m* ab. Bemerkenswert ist allerdings, dass nach dumpfem vocal der nasal grössere festigkeit zu besitzen scheint, als nach hellem, wie die vergleichung der pluralformen des ind. und opt. praet. zeigt: *fundun — funde* (und entsprechend im praes. *findo*).

¹⁾ In dem ags. pl. ind. praes. *habbað, habbað*, inf. *habban* kann schon wegen der gemination keine erhaltung der ursprünglichen bildung gesucht werden.

Doeh geht auch der dat. der *i*-declination auf *-em* oder *-im* aus. Indessen weiss ich nicht, wie man zu einer befriedigenden erklärung auf nichtlautlichem wege gelangen könnte. Der vocal des sing., für den wir jedenfalls zunächst *blindum* (= ags. altn.) anzusetzen hätten, müsste dann nach dem plur. modificiert sein wie beim pronömen, wo wir übrigens die formen *thâm*¹⁾ und *thâ* noch neben einander haben. Eine möglichkeit der erklärung bleibt noch für den sing.: *blinde* könnte instr. sein, der nicht bloss im neutr., wie im altn., sondern auch im masc. an die stelle des dat. getreten wäre.

Im altn. ist der dat. pl. *blindum* auf dieselbe weise zu beurteilen wie im alts. und ags. Sonst entspricht dem *ai* regelrecht *i*. In der dritten schw. conj. 2. 3. sing. 2. pl. ind. praes. *vakir*, *vakið*, 2. pl. imp. *vakið*, der umlaut in *hefir* dagegen erklärt sich nur durch vergleichung mit alts. *habis*, *habid* des Mon. und ags. *häfst*, *häfð*. Im. opt. *gefir*, *gefm*, *gefið*, *gefi* und entsprechend in den übrigen conjugationsclassen, auch in der zweiten schwachen durch formenausgleichung (*kallir* etc.).

Vielleicht haben wir zu den bisher besprochenen, vollkommen klaren fällen noch einen weiteren zu verzeichnen. Im alts. liegen von weiblichen substantiven mehrere genetive auf *-es* vor: *burges*, *nahtes*, *kustes*, *kraftes*, *giburdies*, die beiden letzteren allerdings mit männlichem artikel versehen, der aber nur als eine abirrung der sprache in folge der singulären bildung angesehen werden kann. Ich habe in der Germania 19, 226 diese formen als reste consonantischer declination aufgefasst, die sich an die analogie der *a*-declination angelehnt hätten, in folge wovon das *s* unversehrt geblieben wäre und der vocal davor sich eingedrängt hätte. Dafür, dass wirklich die bewahrung des *s* auf einem solchen einflusse beruht, spricht der ags. gen. *burge*²⁾, woneben *byrig* wol mit angleichung an

¹⁾ So mit langem vocal jedenfalls auch im sing. anzusetzen wie im ags. = altn. *peim*.

²⁾ Doch finden sich auch von andern consonantisch flektierenden die genetive *böce*, *bröce*, *göse*, *müse*, und es bleibt daher zweifelhaft, ob *burge* in beziehung zu alts. *burges* zu setzen ist und nicht vielleicht bei allen fünf wörtern übertragung aus der *a*-declination vorliegt. Erhaltung der ursprünglichen consonantischen form darin zu sehen, ist ganz unmöglich. Denn selbst, wenn der vocal des suffixes *-as* durch das ur-

den dat., während von *niht* der gen. *nihtes* gebildet wird und *cräft* und *cyst* ganz ins masc. übergetreten sind. Der vorgang ist zu vergleichen mit der bewahrung des *s* in der 2. sing. opt. nach analogie des ind. praes. Dagegen ist die zurückführung auf die consonantische form doch etwas bedenklich, denn *burgs* und *dages* hätten etwas zu wenig ähnlichkeit gehabt, als dass eine angleichung des ersteren an das letztere grosse wahrscheinlichkeit hätte. Ausserdem werden nur *baurgs* und *nahts* im got. consonantisch flectiert, die andern drei sind sicher ursprüngliche *i*-stämme und keine spur sonst weist darauf hin, dass sie jemals consonantisch flectiert sind. Es könnte daher doch vielleicht in frage kommen, ob wir nicht eher formen nach der *i*-declination vor uns haben, den gotischen auf *-ais* entsprechend, wobei noch daran zu erinnern ist, dass die meisten teilweise consonantisch flectierten feminina im got. daneben formen nach der *i*-declination aufweisen. Got. *-ais* müsste nach den bisherigen ausführungen, abgesehen vom westgermanischen auslautgesetz, im alts. und ags. *-es* (*-as*) geben. Dann wäre also *burge* die lautlich correct entwickelte form, und bei den übrigen wörtern beschränkte sich der einfluss der *a*-declination auf die verhinderung der wirkung des auslautgesetzes. Allerdings ist *nahtes* auch hochdeutsch, und hier müssten wir auch die verkürzung des *ê* auf rechnung der analogie bringen, die, wie Scherer (zur gesch. 440) bemerkt, zuerst in der formel *tages enti nahtes* gewirkt hat, aber schwerlich auch in dieser hätte wirken können, wenn der gen. ursprünglich ganz abweichend, etwa *naht* oder *nahti* gelautet hätte.

Aber auch der gen. der männlichen (und neutralen) *i*-stämme kann, mindestens teilweise, kaum anders gedeutet werden. Es unterliegt keinem zweifel, dass die declination derselben ursprünglich der weiblichen gleich war. Wenn im got. die casus des sing. nach analogie der *a*-stämme gebildet sind, so liegt dies offenbar daran, dass durch das auslautgesetz im nom. und acc. der unterschied beider stammclassen verloren gegangen war. Mitgewirkt haben kann viel-

germanische auslautgesetz zunächst noch verschont geblieben wäre, wofür man sich etwa auf die analogie des nom. pl. berufen könnte, so hätte er doch nach dem jüngern westgerm. gesetzte ausfallen müssen, so gut wie im nom. pl. (*bêc* etc.).

leicht auch die ursprüngliche übereinstimmung beider in der dativendung *-ai*, falls dieselbe erst nach der ausgleichung durch die instrumentalendung *-a* verdrängt ist. Eine solche erklärung ist aber auf das westgermanische nicht durchgängig anzuwenden. Holtzmann, *Altd. gramm.* I, 1. 222, Schlüter, *Die mit dem suffix -ja gebildeten nomina* und besonders Sievers, *Paradigmen z. deutsch. gramm. (nachtrag)* haben gezeigt, dass das westgermanische in der behandlung des auslautenden *i* vom gotischen abweicht, indem es nur nach langer wurzelsilbe abfällt (und zwar viel später als im got.), nach kurzer erhalten bleibt, z. b. ahd. *uini*, alts. *seli, heti, meti, -scepi*, ags. *sele, hete, vine* und als letzte reste des neutr. ahd. *meri*, alts. *meni*. Bei diesen wörtern stimmt die form des nom. und acc. nicht zu der der gewöhnlichen *a*-stämme, sondern zu der der *ja*-stämme, es konnte also auch nur ein übertritt in die flexion der letzteren dadurch veranlasst werden. Dieser liegt im alts. wirklich vor in *hetiās* in der Essener beichte und *-skepies, -scipies*, häufig im Hel. Das daneben stehende *scipes* 44, 6. 72, 10 in C und *metes* 36, 20 in C haben ihr *j* eingebüsst, dessen früheres vorhandensein noch am umlaut erkennbar ist. Ebenso verhält es sich durchweg im ags. Dass der übertritt erst spät erfolgt ist, beweist das unterbleiben der gemination (cf. *flettie* etc.). Im dat. ist im alts. gleichfalls die analogie der *ja*-stämme eingetreten neben den zum fem. stimmenden formen auf *-i*. Im ahd. aber kann bei den hierher gehörigen wörtern im gen. und dat. (*uines, uine; meres, mere*) niemals ein *j* vorhanden gewesen sein. Dass die gemination unterblieben ist, gibt dafür, wie das alts. zeigt, noch keinen beweis. Aber wo sie unterbleibt, erhält sich das *j*, vgl. *brunia, brunie, brüneje; herie, herige* etc. Man darf daher keine übertragung aus der flexion der *ja*-stämme annehmen, und der umlaut in *meres, mere* kann nur aus den übrigen casus eingedrungen sein. Unterblieben ist er in *sales, sale*, wonach umgekehrt erst wider der nom. acc. *sal* gestaltet ist, der nach den lautgesetzen *seli* heissen müsste.¹⁾ An eine übertragung aus der *a*-declination darf

¹⁾ Andere wörter wie *maz, haz, -scaf* waren, falls die lautverschiebung schon vor dem abfall des *i* eingetreten war, bereits langsilbig, und daraus würde sich die vom alts. und ags. abweichende behandlung erklären. Andernfalls sind sie ebenso wie *sal* aufzufassen.

wegen der abweichung des nom. nicht gedacht werden. Allerdings findet sich dieselbe im gen. und dat. von *u*-stämmen, während der nom. acc. noch auf *a* ausgeht. Aber jedenfalls ist diese übertragung sehr jung, wie die reste der ursprünglichen flexion beweisen, und wahrscheinlich erst dadurch veranlasst, dass nach dem zusammenfall der *a*- und *i*-declination im sing., der gen. und dat. beinahe aller masc. und neutr. auf *-es*, *-e* ausgieng. Und auf die *u*-stämmen konnte keine andere analogie einwirken, während die übereinstimmung im nom. acc. sing. zwischen *i*- und *ja*-stämmen notwendigerweise die ersteren in die analogie der letzteren, nicht die der einfachen *a*-stämmen hätte hinüberdrängen müssen.

Diese gründe werden wol ausreichen zum beweis, dass die vorstufe zu *uines* und ebenso zu *gastes* nicht **uini*, **gasti* dem fem. entsprechend gewesen sein kann. Eine natürlichere entwicklung ergibt sich, wenn wir nach analogie des got. fom. **gastais* als grundform ansetzen, woraus sich **gastês* contrahierte, worauf dann leicht die analogie der *a*-stämmen einwirken konnte auch ohne übereinstimmung im nom. Diese erklärang wäre auch für das alts. und ags. anzuwenden. Die analogie der *ja*-stämmen bei den kurzsilbigen wörtern wäre dann erst hinterher eingedrungen, so dass *scepiês* zunächst aus **scapes* entstanden wäre. Dafür kann vielleicht noch *mates* Hel. 36, 20 M (= *metes* C) zeugen. Noch natürlicher würde der vorgang, wenn wir auch dem dat. *gaste* nicht erst ein **gasti* nach *ansti* voraufgehen liessen, sondern ihn direct auf ein **gastai* nach *anstai* zurückführten.

Wie die behandlung des contrahierten und verkürzten *au*, sowie die des verkürzten *ô* ihr entsprechendes seitenstück in der des ursprünglich kurzen, vor *n* aus *a* verdumpften *o* hat, so die des verkürzten *ai* in der des ursprünglich kurzen *e*. Dieses ist nicht sehr häufig; einerseits, weil es in ursprünglich letzter silbe durch das gemeingermanische auslautgesetz getilgt ist, weshalb sich die fälle gar nicht mehr unmittelbar erkennen lassen, in denen es aus indog. *a* entstanden war; andererseits, weil es in ursprünglich vorletzter silbe meist zu *i* geworden ist.

Ich habe nicht gefunden, dass bisher jemand auf das verhältnis von *e* und *i* in ableitungs- und flexionssilben geachtet hätte. Man wird von vornherein vermuten müssen, dass sich dasselbe nach derselben norm regelte wie in den wurzelsilben. In diesen stimmen sämtliche dialekte mit ausnahme des got. wesentlich überein. Wir dürfen voraussetzen und können es zum teil stricte beweisen, dass die kleinen abweichungen, auf die wir stossen, durch jüngere veränderungen hervorgebracht sind, nachdem ursprünglich eine fast vollkommen gleichmässige regelung stattgefunden hatte, die schon in eine sehr frühe zeit fallen muss, und an der auch das got. teil nahm, in welchem später durch den allgemeinen eintritt des *i* die ursprünglichen verhältnisse verwischt wurden. Das gesetz für dieselbe wird gewöhnlich nicht ganz richtig gefasst, indem immer noch Grimms vorstellung von den drei grundvocalen nachwirkt. Wir können es so formulieren: Indog. *i* bleibt in jeder stellung; europ. *e* wird *i* vor nasal + cons., ferner vor andern consonanten, wenn die folgende silbe ein *i* oder *j* enthält, aber nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, wenn sie *u* enthält, sonst bleibt es. Eine erörterung der wirklichen oder scheinbaren ausnahmen von dieser regel spare ich mir auf ein andermal. Versuchen wir jetzt, wie weit wir in den ableitungs- und flexionsendungen damit durchkommen.

In der conjugation haben wir got. *i* in der 2. 3. sing. und 2. pl. ind. praes. der starken verba und der schwachen nach der ersten classe *gibis, gibip, nasjis, nasjip*; ferner im pract. und part. der schwachen verba nach der ersten classe *nasida, nasips*. In den beiden letzten fällen entspricht in den übrigen dialecten unlautwirkendes *i*. Es ist für unseren zweck unnötig genauer auf die schwierige frage nach dem ursprung dieses vocals einzugehen, zu untersuchen, ob er ursprünglich kurz oder verkürzt ist, ob aus *ja* entstanden, ob er lautlich dem *j* oder dem ersten *a* (*i*) des suffixes *-aja* (*-ija*), soweit dies zu grunde liegt, entspricht; es genügt darauf hinzuweisen, dass auch die andern europäischen sprachen in der entsprechenden verbalclassen *i* zeigen vgl. lat. *sopibam, sopivi, sopitus* (= urgerm. **svabjan*, ahd. *suebben*), altbulg. *saditi* (plantare = got. *satjan*), lit. *dalyti* (partiri). Das part. entspricht wahrscheinlich genau der indog.

urform, da Grassmann (Kuhns zeitschr. 11, 81 ff.)¹⁾ gewis recht hat, wenn er das sanskritparticipium *vêditás* aus einer wurzel *vêdi* ableitet, die er überhaupt für die ursprüngliche verbalwurzel hält, zu der im praes. der thematische vocal getreten ist. Das *i* würde also die kürze sein zu der steigerung *aj* im praes.²⁾

Ebenso ist das *i* in der 2. 3. sing. gemeingermanisch und umlaut wirkend. Das stimmt zu der regel für die wurzelsilbe. Denn die personalendungen waren vor eintritt des auslautgesetzes *-si*, *-ti*. Die mehrfach ausgesprochene ansicht, dass die verwandlung des thematischen vocals in *i* eine assimilation an das ursprünglich auslautende *i* sei, hat also eine gewisse berechtigung, insofern der fortschritt von dem schon europäischen *e* zu *i* auf einer solchen ursache beruht. In der 2. pl. dagegen ist die indogermanische endung *-ta(s)*, europäisch *-te(s)*, urgerm. *de*.³⁾ Der thematische vocal sollte daher im ahd. alts. als *e* (*a*), im ags. als *e*, im altn. als *i* erscheinen, und zwar ohne umlaut zu wirken und ohne ein *ë* der wurzelsilbe in *i* zu wandeln. Die richtig entsprechende form ist altn. *gefið*, *farid*. Es nötigt also nichts mit Scherer (zur gesch. 193) und J. Schmidt (Kuhns zeitsch. 23, 360) die altnordische form von der gotischen zu trennen und mit Scherer für erstere eine jüngere schwächung aus *-að* anzunehmen. Im westgerm. erscheint *a*: ahd. *gebat*, alts. *gebad*, ags. *gebað*, afries. *gebath*; in den letzteren drei dialecten gilt dieselbe form auch für die erste und dritte person. Scherer und J. Schmidt (a. a. o.) nehmen an, dass sich hier das indog. *a* abweichend vom got. erhalten habe, gerade so, wie sie dies auch für das altn. als ursprünglich voraussetzten. Schmidt benutzt dies als ein argument gegen die übereinstimmung der europäischen sprachen in bezug auf die wand-

¹⁾ Vgl. Scherer, Zur gesch. 182.

²⁾ In den part. der zweiten und dritten classe würden dann die vocale *ai* und *ô* durch verallgemeinerung vom praesens und, falls sie dort ursprünglich waren oder früher eintraten, vom praet. her eingedrungen sein. Man vgl. lat. *domitum* zu *domare* und *tacitum* zu *tacere*, während in *aratum* und *deletum* vielleicht dieselbe ausgleichung wie im germanischen eingetreten ist. Uebrigens kann das *ô* in einigen ableitungen aus *nominibus* leicht ursprünglich sein.

³⁾ Mit Scherer für das urgotische *-di* anzunehmen liegt nicht der geringste grund vor.

lung des *a* zu *e*. Ich habe mich schon früher (Beitr. II, 342) gegen die annahme einer ursprünglichen verschiedenheit innerhalb der germanischen dialecte hinsichtlich der spaltung des *a*-lautes erklärt. Neuerdings ist Brugman (Studien 9, 366 ff.) gegen Schmidt für die übereinstimmung innerhalb des gesamten europäischen sprachgebietes eingetreten. Er weist mit schlagenden gründen nach, dass es bereits in der indogermanischen ursprache zwei (oder noch mehr) verschiedene *a*-laute gegeben hat, die er als *a*₁ und *a*₂ bezeichnet, unterschieden, scheint es, in bezug auf die qualität durch hellere und dunklere färbung, zugleich aber wol auch in bezug auf die quantität, indem *a*₁ als schwächung von *a*₂, respective *a*₂ als steigerung von *a*₁ erscheint. Dem *a*₂ entspricht im sanskr. ausser vor doppelconsonanz *â*, im slav., griech. und lat. *o* (im späteren lat. zum teil *u*), im germ. *a*. Dagegen ist, wie sich Brugman ausdrückt, die ungestörte entwickelung von *a*₁ im europäischen *e*¹⁾. Wo sich

¹⁾ Die scheidung des thematischen vocals in *a*₁ und *a*₂, die nicht wol mit accentverhältnissen zusammenhängen kann, scheint durch die folgenden consonanten bedingt zu sein. Vor *v*, *m* und *n* steht *a*, vor *s*, *t* und im auslaut (vgl. den imp.) *a*₁. Man sollte ganz entsprechende verhältnisse bei den nominalen *a*-stämmen erwarten. Es stimmt die behandlung vor *m*: acc. sing. griech. *λῆξον*, altlat. *lupom*, altir. *fer(n)* (der wurzelvocal weist auf *a* der endung), lit. *vilka*, altbulg. *vlükü*; instr. sg. altbulg. *vlukomī*, lit. *vilku* (aus **vilkūm*); dat. instr. du. altbulg. *vlükoma*, lit. *vilkam*; dat. abl. pl. altbulg. *vlükomū*, lit. *vilkams*, got. *vulfam*. Ebenso vor *n*: acc. pl. griech. *λῆξονς* (dor. *-ons*), lat. *lupos*, altbulg. *vlükky*, lit. *vilkus*, got. *vulfans*. Auslautend im voc. steht *a*₁ (*e*): griech. *λῆξε*, lat. *lupe*, altir. *maic* oder *mic* (= vorhistor. *maque* von *mac* filius), altbulg. *vlüče*, lit. *vilke*. Aber vor *s* finden wir abweichungen. Man vgl. die genitive altpreuss. *stesse*, altbulg. *česo*, got. *þis*, *dagis* mit altgriech. *τοῖο* (aus **τοσῖο*), *ἑπιοῖο*. Es ist hier gewis der verdacht gerechtfertigt, dass das griech. *o* auf einer ausgleichung beruht, zumal da wir den *o*-laut durch die ganze flexion durchgehen sehen. In den italischen sprachen sind die formen (lat. *-i*, *ei*, letzteres erst in jüngerer zeit erscheinend als ersteres, osc. *-eis*, umbr. *-es*, *-e*, *-er*) so wenig klar zu deuten, dass sie wol bei der ganzen frage ausser spiel bleiben müssen. Möglicherweise sind sie übertragungen aus der *i*-declination, wiewol für das lat. der umstand dagegen spricht, dass das in jener gewöhnlich nicht fehlende *s* hier gar nicht erscheint. Jedenfalls haben wir keinen anhalt dafür, dass ein dem griechischen entsprechendes *o* im italischen bestanden hat. Eine contraction des vocals aus *oi* ist deshalb unwahrscheinlich, weil im lat. *i* die priorität vor dem *ei* hat, während im nom. pl. das umgekehrte verhältnis besteht (Bücheler, Grundriss d. lat. decl. 36). Altir. *fir* weist

statt dessen *a* findet, da ist nach Brugman der natürliche gang der entwicklung gestört¹⁾, teils durch lautliche einflüsse, wie z. b. einwirkung der benachbarten consonanten, teils durch formenassociation. Er weist für eine reihe von fällen die ursachen der störung nach, zeigt ausserdem, dass vielen scheinbar erhaltenen *a* sonantischer nasal zu grunde liegt, und erledigt damit einen grossen teil des von Schmidt gegen das gemeineuropäische *e* vorgebrachten materiales. Auch das westgerm. *a* in der 2. pl. lässt sich deutlich als eine störung erkennen, und zwar als eine secundäre, durch formenausgleichung bewirkte, welche das regelrecht entwickelte *e* (*a*₁) verdrängt hat. Schmidt macht selbst in einer anmerkung darauf aufmerksam, dass die Monseer fragmente 8 mal in der 2. pl. *-it* haben, sonst durchstehend *-et*. Die fälle sind aufgezählt von

auf *e* oder *i* der endung, ohne dass sich freilich ausmachen lässt, ob nicht eine analogiebildung zu grunde liegt. Im nom. sing. weisen griech. *λύκος*, lat. *lupus* (altlat. *-os*), altir. *fer*, lit. *vilkas* auf *a*₂. Sollte hier die analogie des acc. und zugleich die des neutr. schon gemeineurop. die lautliche entwicklung beeinflusst haben? Im altbulg. ist geradezu die accusativform *vlākŭ* in den nom. gedrungen (vgl. Leskien, Declination im slav. - lit. 4). Auch im genitivsuffix der consonantischen stämme findet sich eine verschiedenheit: altbulg. *matere* (auch lit. *mōtėrs* wird auf **mōteres* zurückgeführt werden müssen); dagegen griech. *μητρός*, altlat. *Venerus*, wobei es aber fraglich ist, ob das spätere *-is* und das schon sehr früh bezeugte *-es* (*salutes*, *Apolones*, vgl. Bücheler 30) aus *-us* entstanden oder etwa aus den *i*-stämmen eingedrungen, und nicht doch etwa die ursprüngliche der slavischen entsprechende form ist. Irisch allerdings auch der gen. *athar* (*patris*). Dagegen im nom. pl. haben alle übereinstimmend *e*: *μητέρες*, *πόλλες*, *πίχρες*, lat. *matrēs* nach der *i*-declination, aber altertümlich noch *patrēs* (Bücheler 16), altbulg. *matere*, *patije*, *synove* (lit. *mōters*). Vgl. auch Zimmer im Archiv für slav. phil. 2, 343, der den unterschied von *ποδός* und *πόδες* doch wol mit recht auf die verschiedenheit des accentus zurückführt, wobei aber das slavische *e* unerklärt bleibt.

¹⁾ Eine rückkehr des zuerst regelrecht entwickelten *e* zu dem ältern *a* anzunehmen, scheint sich Brugman zu scheuen. Mir scheint nichts im wege zu stehen, vielmehr die grösste wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, dass eine solche bei den dorischen formen *πατέρα*, *φάρω*, *τράπω* anzunehmen ist. Man vergleiche nur die ausserordentliche häufigkeit des *a* für älteres *ē* oder *e* in den neuern deutschen mundarten. Dieselbe rückkehr scheint mir auch in vielen fällen in der litauischen sprachfamilie vorzuliegen. Bekannt ist die aus den eigennamen zu erweisende rückkehr des langen *ē* zu *ā* in den altgermanischen mundarten.

Holtzmann, Isidor 130, aber mit einigen Fehlern und nicht vollständig. Ich finde folgende: *furirinnit ir* 36, 21; *ir gabintit* 9, 11; *ir antbintit* 9, 13 *ir furbit* 15, 23; *ferit* 13, 20; *ir zimbrit — enti sconit — enti quidit* 16, 7; *gahorit — forstantit — gasihit* (2 mal) 6, 27. Das sind im ganzen 12. Das *i* wirkt auf den wurzelvocal wie ein urgermanisches. Daher stehen neben einander *quidit — quedet, gasihit — gasehet, ferit — furet*. Schmidt nimmt an, dass *i* dem got. *i* entspreche, dagegen *e* abschwächung aus *a* sei, und statuiert danach für den dialect der fragmente und ursprünglich für das hochdeutsche überhaupt das nebeneinanderbestehen beider formen. Dagegen ist zunächst zu erinnern, dass die fragmente keinen gesprochenen dialect repräsentieren. Sie sind aus einer fränkischen quelle von einem bairischen schreiber abgeschrieben, der seinen eigenen dialect mit dem des originals mischt. Dieser letztere liegt uns unvermischt im Isidor vor. Hier ist der ausgang der 2. pl. durchgängig *-et*, niemals *-it* und eben so wenig *-at*. Man könnte nun etwa denken, dass *-et* die vom schreiber aus dem originale beibehaltene, *-it* die ihm selbst eigentlich zukommende form sei. Indessen muss man sich doch erst nach allen seiten umsehen, ob sich nicht eine anderweitige erklärungs dieser formen findet, die so, wie sie Schmidt auffasst, von allem abweichen würden, was sich sonst auf westgermanischem gebiete findet, ja auch wegen der einwirkung auf den wurzelvocal vom skandinavischen, und die ausserdem auch im gotischen keine sichere entsprechung haben würden, indem hier das *i* = urgerm. *e* sein kann. Dass eine blosser verschreibung nicht vorliegen kann, schliesst allerdings Schmidt mit recht aus der modification des wurzelvokals. Aber vielleicht liegt eine verwechslung mit der 3. sg. vor, die sich etwa daraus begreifen liesse, dass dem schreiber die formen auf *-et* statt der auf *-at* nicht geläufig waren. Dies ist am ersten denkbar in den drei fällen, wo das personalpron. nicht dabei steht. Für die fälle, wo *ir* dabei steht, ist zu bemerken, dass bei Is. das pron. der dritten person ebenso lautet und jedenfalls auch in der quelle der fragmenta so lautete, während sie selbst allerdings *er* schreiben. Falls aber die formen wirklich gesprochen sind, so können sie meiner überzeugung nach nur erst aus den danebenstehenden auf *-et* entstanden sein, und

zwar kaum anders als durch anchluss an die 2. und 3. sing., zumal was die modification der wurzelsilbe betrifft.

Dass diese formen nicht in der weise, wie Schmidt will, den gotischen entsprechen können, ergibt sich mit bestimmtheit daraus, dass die correct den gotischen und altnordischen entsprechenden formen vielmehr die auf *-et* sind. Dies kann nicht erst im ahd. aus *-at* entstanden sein. Weder Is. noch Fragschwächen je das *a* in geschlossener silbe zu *e*. Alle ausnahmen davon sind nur scheinbar und erklären sich durch vorwärts oder rückwärts wirkende assimilation an *i, j* oder *e*, vgl. oben s. 365. Die 3. pl. der starken verba geht ausnahmslos auf *-ant*, der inf. auf *-an* aus. Das eben so ausnahmslose *-et* ist regelrecht aus dem urgermanischen bewahrt. Dies *-et* ist überhaupt im fränkischen niemals durch *-at* verdrängt worden. Bei Otfrid werden die personen des plur. von starken wie von schwachen verben ausnahmslos gebildet auf *-en -et, -ent*, dagegen der inf. des starken verb. mit wenigen ausnahmen, die durch reinmot veranlasst sind (Kelle 125) auf *-an*. Ebenso ist sonst das *a* der ableitungssilben, wo keine assimilierenden einflüsse sich geltend machten, unversehrt bewahrt. Im Weissenb. cat. kommt nur die erste person vor ohne *-ês*: *farlâzzem* 4. 20; *quedhem* 7. 10; mit *-ês* *uuelaquedhemes* 103; dagegen merkwürdiger weise gerade von schwachen verbis *ginotames compellimur* 70; *hruamames benedicimus* 103, und dasselbe *a* steht im opt. eines schw. und eines st. verb.: *giloubames endi bijehames credamus et confiteamur* 84. Die infinitive lauten *singan* 18; *gilouban* 31; *uuesan* 52. 80. 111; und die gerundia *gigehanne* 70; *quedhanne* 71; *arstandanne* 97. Selbst im schwachen verbum kommt noch *-an* im inf. und gerundium vor z. b. *giterjan* 30 und *bittanne* 33. Ebenso ist anderswo das *a* unversehrt erhalten z. b. im part. praet. *arbolgan* 23; *bifangano* 33 etc.; im acc. sing. der adj. *sinan, unseran* etc.; in *nidhar, uzzar* etc. Tatian flectiert *-emes, -et, -ent*, nur 1 mal *ames*, 1 oder 2 mal *-at*, 4 mal *-ant*, alles in abschnitt γ , wo auch sonst *a* für *e* der endungen eintritt (Sievers 36. 7). Der inf. der st. verb. geht ganz überwiegend auf *-an* aus, wofür allerdings $\alpha\beta\gamma$ zuweilen *-en* eintreten lassen (Sievers 36), wie auch in andern endungen zuweilen, aber immer nur ausnahmsweise *e* für *a* erscheint. Auf grund dieser tatsachen ist es nicht erlaubt das *e* im plur. des st. verb. für laut-

liche abschwächung aus *a* zu halten. Die ursprünglicheren verhältnisse in dem älteren Is. geben uns aufschluss über den gang der entwicklung. Das *e*, welches zunächst in der zweiten person und mindestens in dem dialecte des Tatian (über den Weissenburger kann man zweifelhaft sein) auch in der ersten bestand, hat das *a* der dritten verdrängt, und es ist so eine gleichförmigkeit im ganzen plur. hergestellt. Dabei hat sehr wahrscheinlich, was den vorgang noch viel begreiflicher macht, die analogie der schwachen verba mitgewirkt, in denen das *a* schon vorher durch das vorhergehende *j* in *e* gewandelt war. Diese analogie aber kann nicht das alleinige motiv gewesen sein, da sie sonst auch für den inf. hätte massgebend sein müssen, wozu wir vielleicht einen ansatz bei Tat. finden dürfen. Was den bairischen dialect betrifft, so findet sich in Musp., Exhort. und Freis. patern. kein beleg für die 2. pl. Weinhold, bair. gr. § 284 bemerkt, dass er aus bairischen quellen *-at* nicht mehr belegen könne, sondern nur *-et*. Vielleicht fehlt es, was sich erst nach einer vollständigen publication der glossen entscheiden lässt, ganz an beispielen aus älteren quellen, in denen die allgemeine abschwächung zu *e* noch nicht durchgedrungen ist, abgesehen von den Fragm., die für die herrschaft des *-et* (*-it*) auch auf bairischem gebiete beweisend sein würden, wenn sich feststellen liesse, dass es nicht bloss der vorlage nachgeschrieben ist. Bemerkenswert ist gewis, dass kein einziges *-at* eingemischt ist. Jedenfalls bedarf es noch eines beweises, das *-at* jemals im bairischen existiert hat. Von alemannischen quellen bieten der Voc. St. G. und die Hymnen keinen beleg. Die Benedictinerregel hat *-at*, nur imperativisch (Seiler 452). Sonstige beispiele für *-at* bringt Weinhold, al. gr. § 342. Ich vermag nicht zu constatieren, ob *-et* in alten quellen niemals vorkommt.

Ich denke, es dürfte nun doch wol bedenklich erscheinen das *a* wo es sich in der 2. pl. findet, als den unversehrt bewahrten indogermanischen laut zu betrachten. Eine so frühe scheidung der germanischen stämme in der art, dass die nördlichen Westgermanen mit den Alemannen, die zwischen beiden wohnenden Franken abweichend davon mit den Ostgermanen, von denen sie räumlich weit getrennt waren, übereingestimmt hätten, ist so ungläublich wie möglich. Dagegen erscheint die jüngere angleichung der zweiten person an die dritte als etwas

sehr natürliches. Wir haben ja eben die umgekehrte angleichung der dritten an die zweite zu constatieren gehabt. Dabei darf nicht ausser acht gelassen werden, dass das überall als ursprünglich vorausgesetzte *e* nach den sonstigen analogien dem *a* (*tages-tagas* etc.) sehr nahe stehen musste, dass also bis zu einer völligen gleichstellung mit dem *a* der dritten person nur ein kleiner schritt war. Ferner erinnere ich daran, dass ja im alemanischen später die angleichung weiter geht und auch das *n* der dritten person in die zweite eindringt. In den nördlichen dialecten sind bekanntlich alle drei personen des plur. einander gleich gemacht. Ich habe dies Germ. 20, 109 so erklärt, dass die formen der zweiten und dritten person lautlich zusammengefallen wären und durch ihr Übergewicht die der ersten verdrängt hätten, während im opt. und im praet. der lautliche zusammenfall der formen der ersten und dritten die der zweiten verdrängt hätte. Diese auffassung ist nicht ganz richtig. Auf lautlichem wege ist kein völliger zusammenfall zweier personen erfolgt, und es ist nur die form der dritten person, die zur herrschaft gelangt ist. Im opt. und im praet. könnte die 1. pers. mit der dritten allenfalls im alts. lautlich zusammengefallen sein, wiewol auch hier im dat. pl., den wir zur vergleichung heranziehen müssen, der übergang von auslautendem *m* in *n* im Hel. noch nicht ganz vollzogen erscheint, also doch wol lange nach der angleichung im verbum; im ags. aber und ursprünglich auch im afries. wird auslautendes *m* nie zu *n*. Im ind. praes. aber war durch den ausfall des nasals die dritte pers. zwar der zweiten bedeutend näher gerückt, aber noch eine verschiedenheit bewahrt: *-eð* (*-að*) — *-að*. Endlich will ich nicht unerwähnt lassen, dass im (Werdener) Psalmencommentar sich für die 3. pl. die formen *gisclahed* 39¹⁾, *brengeð* 40 (*hebbed* 68) neben *sprekað* 39 finden. Hat das alts. etwa zwischen den ursprünglich verschiedenen vocalen der 2. und 3. pers. geschwankt?

In der declination haben wir ein klares urgermanisches *ë* im gen. sing. der männlichen und neutralen *a*-stämme ahd. *-es* (*-as*), alts. *-es* und *-as*, ags. *-es* (nordhumbrisch auch *-as*, vgl. Bouterwek Evang. CXVI), altn. *-s* aus **esja*, **essa*. Das

¹⁾ Ich citiere nach den Denkmälern.

j war jedenfalls zu früh geschwunden, um auf das *e* einwirken zu können. Die behandlung stimmt auf das genaueste zu der des auslautenden *e* (*a*) im dat., welches aus *ai* entstanden war, abgesehen von der syncope im altn., bei der sich die ursprüngliche quantitätsverschiedenheit offenbart. Klar ist das *ë* auch beim st. adj.: ahd. gen. und dat. sing. fem. *blintera* (*blintara*), *blinteru* (*blintaru*), im vocal dem got. *þizos*, *þizai* entsprechend und im gen. pl. *blintero* (*blintaro*) mit übertragung des vocals aus dem sing., vgl. Sievers in diesen beitr. II, 114. Im alts. überwiegt *a*, wol mit unter dem einfluss des *r*. Im ags., afries. und altn. ist nach den gesetzen dieser sprachen der vocal syncopiert. Der ahd. dat. sing. masc. und neutr. auf *-emu*, der selten auch im alts. erscheint, fällt als analogiebildung nach *demu* (Sievers 115) und wol auch nach dem fem. auf *-eru* gleichfalls hierher.¹⁾

In der *i*-declination war jedenfalls ein *e* in ursprünglich vorletzter silbe entstanden im nom. pl. **anstejez*²⁾ und in der für das westgermanische und altn. vorauszusetzenden grundform des dat. sing., mag man ihn aus der ablativform **ansteje(t)* oder aus einer locativform **ansteji* entstehen lassen. In beiden fällen musste vor dem *j* das *e* zu *i* werden und nach wirkung des auslautgesetzes trat contraction ein. Ebenso hätten

¹⁾ Reste des älteren *-amu* führt Sievers a. a. o. auf. Das *a* kann nicht als wechselnde schreibung von *e* aufgefasst werden, da z. b. in der Benedictinerregel und in den Hymnen kein *-ara*, *-aru* vorkommt. Vielleicht ist doch eine rein lautliche entstehung von *-emu* aus *-amu* anzunehmen, was ich hier noch nicht erörtern kann. Was die vereinfachung des got. *mm* betrifft, so beruht diese auf der accentlosigkeit. In folge des geringeren exspirationsdruckes, mit dem der vorhergehende vocal gesprochen wird, sinkt die fortis zur lenis herab (vgl. Sievers, Lautphysiologie § 28, 2). In den pronominalformen *demu*, *hucmu*, *imu* ist die vereinfachung nach analogie des adj. eingetreten, wider ein bemerkenswerter beitrage für die gegenseitige beeinflussung der beiden wortclassen. Bei *demu* und *imu* könnte die vereinfachung allerdings schon die folge der proklitischen natur dieser wörter gewesen sein. Analog ist die entstehung des *h* aus *hh* (*ch*) in *solihēr*, *uuelihēr*, mhd. *sother*, *welher*, bei Notker mit ausfall des *h* und contraction *solēr*, *welēr*. Ebenso sind die mhd. formen wie *wællier* aus *wællicher* zu erklären, die sporadisch vorkommen, während gewöhnlich der nebeton das *ch* erhalten hat.

²⁾ Das *e* in der endung *setze* ich nach den übrigen europäischen sprachen an, im abl. nach der lateinischen dritten declination.

wir in der *u*-declination die entsprechenden formen als **sunevez* und **suneve(t)* (oder **sunevi*). Danach sollten unserer regel gemäss nach wirkung des auslautgesetzes **suneuz* und, falls die ablativform zu grunde liegt, auch **suneu* ohne wandlung des *e* in *i* (*j*) hervorgegangen sein. Wir finden aber ahd. *suni* und *suniu*, altn. *synir* und *syni*, die auf **sunjuz* und **sunju* weisen. Daraus den schluss zu ziehen, dass der dat. auf die locativform **sunivi* zurückgehen müsste, wäre nicht statthaft, da wir damit für den nom. pl. nichts gewonnen hätten. Anderseits werden wir um dieser fälle willen unsere regel nicht brechen. Eine gewis wahrscheinliche deutung wäre die folgende. Das *e* in **suneuz* und **suneu* wurde schwächer beton als das darauf folgende *u* und ward in folge davon consonantisch (vgl. Sievers, Lautphys. § 16, 1 b) und gieng dadurch in *j* über, gerade so wie das consonantisch gewordene *e* im altn. (*bjóða* aus **beoda*, *jór* aus **ehur*, *ehor*, *eor*, *sjór* aus *saius*, **séor*, *seor*).

Von besonderer wichtigkeit sind die gen. und dat. sing. des schwachen masc. und neutr. In diesen wirkt das *i* in einer anzahl oberdeutscher quellen und bei Is. umlaut (vgl. Scherer, Gesch. 436; Weinh., Bair. gr. s. 354; Seiler, Beitr. I, 429). Es herrscht darin keine volle consequenz. Is. hat durchgängig *nemin*, 1 mal im gen., 6 mal im dat., dagegen *forasagin*, je 1 mal im gen. und dat. Fragm. *nemin* 6 mal im dat., dagegen *forasagin* und *lamin* je 2 mal im gen. Kero *nemin* 1 mal im gen., 4 mal im dat., *forasegin* 1 mal im dat., dagegen *lihhamin* 2 mal im gen., 4 mal im dat. (nach Graff). Freis. patern. *sonategin* B = *suonotakin* A. Ausserdem kommt vor *scedin* (dat.) in verschiedenen gl. (vgl. Graff); *lichemin* (gen.) nur 1 mal R^b. Der gewöhnliche mangel des umlauts in letzterem hängt wol damit zusammen, dass die zweite silbe wie eine tieftonige ableitungssilbe behandelt wurde, wie denn auch *uizagin* ohne umlaut bleibt. Andern oberdeutschen quellen, wie Gl. K., Exh. (*sonatagin*), Notk. ist der umlaut unbekannt. Einen unterschied in der behandlung zwischen gen. und dat. könnte man vielleicht in Fragm. constatieren, doch wird man denselben mit rücksicht auf die andern quellen vielmehr auf den unterschied der wörter zurückführen. Dass der umlaut nicht völlig durchgedrungen ist, könnte seinen grund darin

haben, dass das *i* von dem gewöhnlichen umlaut wirkenden *i* noch verschieden gewesen wäre. Indessen kann es auch auf eine andere ursache zurückgeführt werden, die wir jedenfalls zu hülfe ziehen müssen um das spätere gänzliche verschwinden des umlautes zu erklären. Es ist wider die aufgleichung mit den übrigen casus.

Neben den formen auf *-in* stehen solche auf *-en*. Das *-en* erscheint in den oberdeutschen quellen im allgemeinen erst spät und kann nur als eine abschwächung aus *-in* angesehen werden. Aber das älteste alemannische denkmal, der Voc. St. G. bietet in dem einzigen vorkommenden falle *-en* (*tuttenhaubit*, Henning 94). Im fränkischen ist *-en* allgemein. So ausnahmslos bei Otfried (Kelle 241. 248. 288. 9), bei Tatian (Sievers 44), im Weissenb. kat. (gen. *namen* 17; *lichamen* 36; dat. *antwerden* 17 etc.), in der Hamelburger markbeschr.¹⁾ (*Teitenbah* 9. 10; *Nendichenweld* 11; *Perenfirst* 13; *Matten ueeg* 16; *themo brunnen* 19), in der Würzb. markbeschr. 1 (*Nottenloh* 9; *Scelenhoue* 9. 14) und 2 (*Grimen sol* 5; *Stacchenhoug* 7; *Ezzilenbuohhun* 14), in Lex Salica (*fon galgen* 9), in den Eiden (*ce scadhen* 20); vgl. auch Pietsch bei Zach. 7, 345, der von Is. abgesehen *auuertitin* (depravati) Fgl. als einziges beispiel für *-in* im fränk. anführt. Is. weicht hier wider von den andern fränkischen quellen ab, indem bei ihm *-in* herrscht, wonen *-en* in *chrismen*, *selben*, *unhideiliden*. An eine abschwächung aus *-in* darf hier nicht gedacht werden, indem das *i* in den angeführten denkmälern dieser schwächung nicht unterliegt. Nur im Cat. steht einmal der dat. pl. *uueroldem*. Wir haben ferner oben s. 359 gesehen, dass dem Cott. des Hel. *-en* ganz geläufig ist, wonoben kein *-in* erscheint.

Jetzt werden uns auch die gen. auf *-an* verständlich werden, welche nach Förstemann (Kuhns zeitschr. 16, 333) in den westrheinischen gebieten im 8. und 9. jahrhundert herrschen und dann verschwinden. J. Schmidt sieht in denselben einen gewichtigen beweis für die altertümlichkeit des *a* und die bewahrung desselben aus urgermanischer zeit her. Förstemann macht schon auf den parallelismus dieser formen mit den gen.

¹⁾ Daneben scheint *-an* vorzukommen in *Scaranvirst* und *Staranbah* 11, beides zwei mal.

auf *-as* aufmerksam, die ganz zu der nämlichen zeit in diesen gegenden vorkommen und verschwinden. Der parallelismus ist allerdings ein vollständiger. In *-as* wie in *-an* steht das *a* für gemeingerm. *e*. Es darf auch fraglich erscheinen, ob die gen. auf *-an* in den niederdeutschen eigennamen, in welchen sie die regel bilden, durchaus auf *-on* und nicht vielmehr direct auf *-en* zurückgehen.

Was nun die formen auf *-in* betrifft, so verhalten sie sich zu denen auf *-en* gerade so wie im acc. sing. und nom. acc. pl. *-un* zu *-on*. In beiden fällen hat das fränkische die mittleren vocale bewahrt, das oberdeutsche ist zu den extremen fortgeschritten, nur dass das *e* vollständiger verdrängt ist als *o*. Es war dabei der einfluss des nasals wirksam, der schon früher in den wurzelsilben die vocalischen extreme hergestellt und geschützt hatte.

Vor der wirkung des auslautgesetzes muss der gen. **namen*s (oder *-es*), der loc., dessen form man im dat. sieht, **namen*i gelautet haben. Danach sollte man als westgermanische grundformen für den gen. *namen*, für den dat. *namin* erwarten. Diese scheidung findet sich nirgends. Auch eine scheidung in bezug auf die umlaut wirkende kraft des *i* ist, wie wir oben gesehen haben, kaum zu machen. Man könnte denken, dass im oberdeutschen das *i* aus dem dat. in den gen., im fränkischen (alts.) das *e* aus dem gen. in den dat. gedrungen wäre. Allein, wie wir gesehen haben, lässt sich auch die oberdeutsche form ohne schwierigkeit lautlich auf *-en* zurückführen, und das durch einwirkung des nasals entstandene *i* könnte wol auch umlaut bewirken, wenn es auch jünger war als das durch assimilation an folgendes *i* hervorgerufene. Für die beurteilung der frage kommt noch ein moment in betracht. Ich habe in diesen beiträgen II, 344 darauf aufmerksam gemacht, dass der dat. der consonantischen stämme eben so gut aus der ablativ- wie aus der locativform entstanden sein könnte. Erstere musste nach abfall des consonanten **namene* lauten. Wie wenn sich die sache folgendermassen verhielte? Ursprünglich standen neben einander gen. *namen*, loc. *namin*, abl. *namen*; bei den beiden letzteren ward der unterschied der bedeutung nicht mehr gewahrt; dann musste notwendig, falls eine von den beiden formen als überflüssig verloren gieng, durch die unter-

stützung des gen. die des ablativs über die des locativs den sieg davontragen. Dabei bliebe es immer möglich, dass wir im oberdeutschen noch eine unmittelbare fortsetzung des locativs auf *-in* hätten.

Es erhellt demnach, dass in der flexion unsere regel volle geltung hat. Wir haben weiter zu untersuchen, ob sie sich in der wortbildung bewährt. Dabei darf nicht ausser acht gelassen werden, dass hier die ursprünglichen verhältnisse durch die macht der analogie wesentlich umgestaltet sind, in viel höherem grade, als dies bei der flexion der fall ist. Es ist daher auch auf diesem gebiete noch sehr vieles aufzuhellen, ehe man ein sicheres urteil über die vocalverhältnisse fällen kann. Wir finden fast ausschliesslich *i*, nicht *e*. Wo die folgende silbe ein *i* oder *j* enthält, ist dies selbstverständlich, und wir brauchen für unsere zwecke nicht nach dem ursprung des vocals zu forschen. Wo dies aber nicht der fall ist, da wäre die forderung zu stellen, dass ein indogermanisches *i* (*j*) zu grunde liegt. Ich gebe daher einen überblick über die wichtigsten ableitungssuffixe, ohne es zu unternehmen alles einzelne endgültig erledigen zu wollen.

Im superl. ahd. *minnisto* ist das *i* indog. (sansk. *mahistha-* griech. *μέγιστος*), im comp. *minniro* ist es aus *ja* contrahiert wie eine solche zusammenziehung im superl. wahrscheinlich schon in der ursprache stattgefunden hat; die contraction ist analog der im praet. der schw. verb. nach der 1. classe. Das suffix *isc* in *kindisc* etc. ist = altbulg. *-iskŭ*, lit. *-iskas*; *-ing* in *kuning* = lit. *-ingas*. — In den zahlreichen abstracten auf got. *-ipa*, ahd. *-ida*, kann das *i* nicht immer direkt auf indog. *i* zurückgeführt werden. Die von adj. nach der *a*-declination abgeleiteten entsprechen den sanskritischen auf *-ātā* (z. b. *krūrātā* von *krūrā-* (grausam). Man darf aber daraus nicht schliessen, dass ihnen, die richtigkeit unserer regel vorausgesetzt, urgerm. *e* zukommen müsste. Denn wo ein consonantisch anlautendes suffix an einen nominalstamm auf *a* antritt, da erscheint der stammschliessende vocal ebenso wie in der composition stets als *a*₂ (*o*, *a*), niemals als *a*₁ (*e*). Deshalb ist eine lautliche entstehung des *i* aus *a* unmöglich. Dasselbe ist vielmehr von den ableitungen aus *i*- und *ja*-stämmen her eingedrungen. Die letzteren erlangten vielleicht dadurch das Übergewicht, dass

daneben zahlreiche abstracta auf *-ipa* standen, die aus verbis auf *-jan* abgeleitet waren; vgl. ahd. *gihaltida*, *arlôside*, *nemnida* etc. Beide arten der bildung musten notwendig mit einander vermischet werden, und auch da, wo zunächst das adj. zu grunde lag, musste das danebenstehende verb. einwirken. Man vgl. ahd. *heilida*—*heil*—*heilen*, *giheilid*; *gimeinida*—*gimein*—*gimeinen*; *frewuida*—*frô*—*frewuen* etc. Als parallele kann das *i* in lateinischen bildungen wie *justitia*, *durities* dienen, die sich an solche wie *segnities*, *servitium* angelehnt zu haben scheinen. Aehnlich wird es sich mit den seltenern bildungen auf *-ido* verhalten (gr. II. 249).— Die ahd. abstracta auf *-isal* = got. *izl* sind ursprünglich von verben auf *-jan* abgeleitet, vgl. Osthoff in diesen beitr. III, 339 ff.

Schwierigkeiten machen die ursprünglichen *s*-stämme und was daraus abgeleitet ist, worüber Zimmer, Die nominalsuffixe auf *a* und *â* 217 und Anzeiger der zeitschr. f. d. altert. I, 113, ferner Osthoff in diesen beitr. III, 343 zu vergleichen sind. Dieselben hatten, nach dem griech., lat. und slav. zu schliessen, ursprünglich im nom. acc. sg. *a*₂, in den übrigen casus *a*₁ (europ. *e*). Eine direkte lautliche fortsetzung von *a*₂ fehlt im germ. Im allgemeinen ist *e* aus den obliquen casus auch in den nom. eingedrungen. Indem nun die stämme in die *a*-declination übergetreten sind, sollten wir urgerm. *e*, nicht *i* erwarten, und eben so in den sich an sie anlehenden verben wie got. *halizon*. Dazu würde stimmen, worauf Osthoff a. a. o. aufmerksam macht, dass die hierher gehörigen wörter im altn. keinen umlaut in der wurzelsilbe erfahren haben (*hatr*, *barr*). Allein das entscheidet nichts über die qualität des ausgestossenen vocals. Das *i* ist im altn. nach kurzer wurzelsilbe so frühzeitig ausgefallen, dass es keinen umlaut hinterlassen hat, so in den kurzsilbigen *i*-stämmen *stauðr* etc. und im praet. *tandi* etc. Dagegen beweist *rökr* (= **rekr*), dass wenigstens zu der zeit, wo der urgermanische unterschied zwischen *e* und *i* in der wurzelsilbe sich festsetzte, der vocal der endsilbe noch nicht *i* war. Es müsste sonst **rykr* (= **rikvr*) lauten. Dasselbe ergibt sich aus *fjall*, dem nur **fels*, nicht **fils* zu grunde liegen kann. Ebenso zeigt ahd. *fëlis* (so, nicht mit umgelautetem *e* anzusetzen, vgl. gram. II, 269), dass das *i* erst in

einer späteren zeit entstanden sein kann.^{1) 2)} Wir können danach vermuten, dass überhaupt das im westgerm. allerdings in diesen bildungen bestehende *i* erst später als sonst das ge-

1) Osthoff zieht auch den eigennamen *Segestes* heran. Jedoch, wenn derselbe für unsern zweck etwas beweisen sollte, so wäre erst zu constatieren, ob in der sehr frühen zeit, in welcher derselbe überliefert ist, überhaupt schon ein wandel von *e* in *i* stattgefunden hatte.

2) Ich möchte beiläufig eine bemerkung über den übertritt der *s*-stämme in die *a*-declination anknüpfen. Zimmer spricht von dem antritte eines suffixes *-a*, welches zur bedeutungslosigkeit herabgesunken sei, ähnlich wie im skr. das suffix *-ka*, z. b. in *putraka* (sohn), in der bedeutung nicht unterschieden von *putrá*. Er findet dann, dass der antritt dieses *-a* bei einigen wörtern vor der wirkung des auslautgesetzes eingetreten sei, daher erhaltung des vocals (*sigis, riqis, rimis* etc.), bei andern nach derselben, daher ausfall (*ahs, ais, veihis* etc., altn. *hatr, sigr* etc.). In dieser auffassungsweise liegt zunächst ein principieller fehler, der sich überhaupt durch das ganze Zimmersche buch hindurchzieht weshalb auch die fruchte nicht in verhältnis zu dem aufgebotenen fleiss und scharfsinn stehen. Es ist derselbe fehler, den ich schon in der einleitung als einen weit verbreiteten gertügt habe. Es wird dabei übersehen, dass alle neubildungen in den einzelsprachen nicht durch zusammensetzung von stämmen mit suffixen geschehen, sondern nur nach analogie des überkommenen sprachmaterials. Wenn z. b. im nhd. jemand ein substantiv *reformierung* bildete, so würde er das tun, weil er etwa weiss, dass neben *regieren* ein *regierung*, neben *führen* ein *führung* steht. Ein gewisses dunkles gefühl von einer scheidung zwischen stamm und suffix liegt dabei allerdings vor. Aber das, was der sprachwissenschaftlich nicht gebildete mensch als stamm oder suffix fühlt, ist sehr verschieden von dem, was eine analyse der formen der ursprache als solche ergibt. Ihm ist, soweit überhaupt etwas davon in seinem bewusstsein ist, der stamm das in flexion oder ableitung auf der jeweiligen sprachstufe bleibende, suffix das veränderliche. Ein suffix *-a* konnte bereits in der jüngsten periode der indogermanischen spracheinheit nicht mehr im lebendigen bewusstsein existieren, wie es etwa die neuhochdeutschen endungen *-ung, -ig, -sal* etc. tun, da es bereits in verschiedenen formen mit dem casussuffixe zu einer einheit verschmolzen war und deshalb als zur casusendung gehörig angesehen werden musste. In viel höherem grade gilt das natürlich vom germanischen nach wirkung des auslautgesetzes, weshalb es auch ein vergebliches beginnen ist, alle in einem germanischen dialecte vorkommenden *a*-stämme, von denen man nicht weiss, ob sie nicht vielleicht ganz junge bildungen sind, nach der bedeutung des suffixes in nomina agentis und nomina actoris teilen zu wollen. Was nun unsern speciellen fall betrifft, so ist der ausdruck 'erweiterung der *s*-stämme durch suffix *-a*' höchstens zur verdeutlichung zulässig. Der wirkliche vorgang ist damit gar nicht bezeichnet. Zwar

meingermanische *i* aus *e* hervorgegangen ist. Umlautwirkend ist es allerdings bereits. Man könnte versuchen es durch anlehnung an andere bildungen mit urgermanischem *i* zu erklären. Bei ahd. *egiso*, *egislich* = ags. *egesa*, *egeslic* erinnere ich an die im got. daneben stehenden bildungen (*af-*)*agan*, (*un-*)*agei* = ahd. *egi* (wovon *egebäre* bei Notk., mhd. *egelich* neben *egeslich*). Die verba auf *-isôn* gehören zum teil zu *i-* oder *ja-*stämmen: *hreinisôn*, *lîhhisôn*, *lustisôn*, *rîhhisôn*, *strengisôn*, *ubarmuotisôn*, *tiurisôn*; ags. *bênsian*, *blissian*, *clænsian*, *miltisian*. Bei andern,

scheinbar weniger wissenschaftlich, im grunde aber viel correcter, werden wir ihn als übertritt der consonantischen stämme in die *a*-declination bezeichnen. Es ist dann aber mindestens in hohem grade wahrscheinlich, dass der anstoss dazu davon ausgieng, dass die bildung des nom. und acc. sing. in beiden classen identisch geworden war, was erst durch ausstossung des *a* in der endsilbe geschah. Daher wird Zimmers unterscheidung verschiedener perioden des übertritts nicht zu billigen sein. Es kommt noch etwas anderes hinzu. Durch das gotische auslautgesetz, falls es die noch consonantisch flectierenden stämme betraf, musste wol im nom. acc. *ahs* etc. entstehen, aber die übrigen casus und der ganze plural mussten die stammform *ahiz-* bewahren. Man müsste dann also noch weiter eine verallgemeinerung der stammform des nom. acc. sing. auf die übrigen casus annehmen. Ist aber eine solche auffassung einmal unvermeidlich, so ist es auch nicht nötig bei wörtern wie *sigis* etc. den übertritt in die *a*-declination in eine frühere periode zurückzuschieben als bei *ahs* etc. Vielmehr trat er wol auch bei ihnen erst nach der wirkung des auslautgesetzes ein, und die behandlung war zunächst die gleiche. Es entstand auch hier im nom. **sigs*, in den obliquen casus die stammform *sigiz*. Ein unterschied entstand erst dadurch, dass hier die ausgleichung in umgekehrter richtung erfolgte und *sigis* in den nom. einrang. Die ausgleichung konnte eben so gut vor wie nach dem übertritt in die *a*-declination erfolgen. So war der gang der dinge im got. Für das altn. brauchen wir keinen solchen ausgleichungsprocess anzunehmen. War hier ursprünglich verschiedenheit eingetreten, so musste dieselbe durch das spätere nordische syncopierungsgesetz wider beseitigt werden, wonach alle unbetonten kurzen vocale auch in vorletzter silbe nach kurzer wurzelsilbe frühzeitig ausgestossen wurden. Ueber die verhältnisse im westgerm. vgl. die folgende anmerkung. Als analogon für die ausgleichung im got. verweise ich auf die adverbien der comparative. Auch diese sind acc. sing. eines neutralen *s*-stammes und mussten lautgesetzlich das *i* der endsilbe einflüssen. Diese regelmässige entwicklung liegt uns aber nur in wenigen vor: *mins*, *vairs*, *panaseips*, *suns*. Die gewöhnliche bildung ist *-is*, die nicht anders erklärt werden kann, als dass sie aus den entsprechenden adjectiven eingedrungen ist, in welchen das *i* durch die stammerweiterung vor dem ausfall geschützt war.

aus *adjectivis* abgeleiteten, wie *mihhilisôn*, *heilisôn* stehen wenigstens verba auf *-jan* oder substantiva auf *-ei* daneben, so dass sich eine ähnliche verallgemeinerung denken liesse wie bei den substantiven auf *-ida*. Doch reicht das alles schwerlich zu einer genügenden erklärang des *i* aus, zumal in einem worte wie ahd. *ahir* = got. *ahs*. Wir werden doch wol eine lautliche entstehung desselben constatieren müssen.

Hierher gehören auch die *neutra*, die im plur. durch suffix *-ir* erweitert werden. Dies *-ir* erzeugt im ahd. in der wurzelsilbe umlaut, hat aber das *ë* nicht in *i* gewandelt und das *u* nicht vor dem übergange in *o* bewahrt (*prëtir*, *holir*). Man könnte daraus schliessen, dass *i* erst spät aus *e* entstanden ist. Dieser schluss ist aber nicht zwingend, weil die ursache wol zunächst darauf zurückgeführt werden muss, dass das *-ir* erst spät angetreten ist und deshalb, auch wenn es indog. *i* enthielte, nicht mehr auf die wurzelsilbe hätte wirken können. Ausgegangen muss die bildung jedenfalls von einigen wörtern sein, die ursprünglich *s*-stämme waren. Nun ist die zahl der hierher gehörigen *nomina* im ags. eine viel beschränktere. Grimm führt an: *äg*, *ceulf*, *cild*, *lamb*. Die vermutung¹⁾ liegt

¹⁾ Diese vermutung wird durch folgende tatsachen bestätigt. Neben *lamb* steht die form *lomber* (acc. sing.) Gûplac 1015. Ueber den ahd. dat. *chalbire* und den gen. in *kelbîrisbach* vgl. gramm. I, 622 anm. Das wort ist jedenfalls vollkommen identisch mit griech. *βρέφος*, dem skr. *garbhâ-* (masc.) entspricht (vgl. Curtius Grdz. 420), so dass sich hier in zwei verschiedenen sprachen *s*-stamm und *a*-stamm gegenüber stehen. Für *äg* lässt sich vielleicht eine von Curtius Grdz. 351 angeführte glosse aus Hesychius verwerten: *ᾠβρα τὰ ᾠὰ Ἀγγεῖοι*, also doch wol plur. eines *s*-stammes. *Lamb* und *cild* sind etymologisch dunkel. Aus dem ahd. führt Grimm a. a. o. von singularformen noch an: *pletirshahc* und *rindares*. Letzteres wort lautet ags. *hrjðer*, atries. *rither* (der nom. acc. sing. in den gesetzen nicht belegt). Es wäre möglich, dass in diesen wörtern *s*-stämme und *a*-stämme von alters her neben einander bestanden haben. Es ergibt sich aber auch eine sehr einfache erklärang der normalen ahd. declination, wenn wir von *s*-stämmen als grundlage ausgehen. Es kommen dabei ähnliche vorgänge in betracht wie die in der vorigen anm. besprochenen. Es kann in frage gestellt werden, ob bereits das gemeingermanische auslautgesetz, durch welches *a* und *e* in den endsilben vernichtet wurden, auch den ableitungsvocal der *s*-stämme im nom. acc. sing. im westgerm. und altn. wie im got. betraf, und so also dasselbe resultat ergab: **sigz* (**sigr*) etc. Zweifellos bejahend müste die frage beantwortet werden, wenn noch das dem indog. *a*₂ entsprechende

nahe, dass diese, vielleicht mit einigen andern, den grundstock gebildet haben. Bei ihnen zeigt sich kein umlaut (*cealfra*, *lambru*), wie er z. b. in *yldra* = *altiro*, *hæð* = *heilida*, *gælsian*

a in diesem casus bestand. Dagegen schwankend wird die beantwortung, wenn bereits *e* aus den obliquen casus eingedrungen war, Falls dieses sich schon weiter zu *i* entwickelt hatte, so konnte es dem gleichen gesetzte wie *a* und *e* nur im got. verfallen, nicht in den übrigen dialecten. Nach analogie des nom. acc. der consonantischen stämme (ags. *fēt*, altn. *fætr* etc.) aus **fōtir*, vgl. oben) könnten wir erhaltung erwarten. Die erstere möglichkeit, woraus sich also der wegfall ergibt, scheint mir vorzuziehen, da sich kaum auf andere weise eine befriedigende, erklärung aller erscheinungen wird geben lassen. Das weiche *s* ward dann meist zu einem *r*, welches sich aber von dem älteren *r* noch unterschied, wie die verschiedene bezeichnung in den ältesten runen beweist. Wir brauchen keinen anstand daran zu nehmen, wie ich später einmal zu zeigen gedenke, dass dies *r* sich im westgerm. wie im altn. auch im auslaut entwickelte, und dass es dies *r* war, nicht mehr *s*, welches vom westgerm. consonantischen auslautgesetze betroffen wurde. Das auslautende *r* entwickelte im westgerm. vor sich den sogenannten hilfsvocal, welcher, wie ich später einmal zeigen werde, ursprünglich stets *u* (nicht *a*) war; also aus **sigr* z. b. entstand **sigur*. Wollte man den ausfall des vocals nicht vorhergehen lassen, so müste man die entstehung des notwendig vorauszusetzenden *-ur* aus *-ir* durch die einwirkung des silbenschiessenden *r* erklären, welches auf das in offener silbe vorhergehende *i* nicht gewirkt hätte. So weit ich es aber bis jetzt übersehe, lässt sich die möglichkeit einer solchen wirkung des *r* nicht erweisen. Es kommt hinzu, dass ahd. *fahs*, ags. *feahs* (= gr. *πέζος*) nicht zu erklären sein würde, wenn der ableitungsvocal nicht schon gemeinermanisch ausgefallen wäre und darauf wie in got. *ahs* die form des nom. in die übrigen casus eingedrungen wäre. Jetzt vielleicht trat der übertritt in die *a*-declination ein, dessen chronologisches verhältnis zu den übrigen vorgängen man sich jedoch sehr verschieden denken kann. Nun konnte sich leicht eine ausgleichung zwischen dem *-ur* des nom. acc. sing. und dem *-ir* oder *-is* der übrigen casus einstellen, wobei bald das eine, bald das andere den sieg davontragen konnte. Ein weiteres moment trat dazu, die verhältnisse complicierter zu machen. Nach dem westgerm. auslautgesetz trat abfall des *r* im nom. acc. sing. ein, während es natürlich in den übrigen casus erhalten blieb. Diese discrepanz rief wider eine vermittelnde tendenz hervor, die sich nach zwei verschiedenen seiten hin geltend machen konnte. Einerseits nämlich konnte das *r* von den obliquen casus her im nom. wider hergestellt werden. Dabei sind noch zwei unterabteilungen zu machen, je nachdem der vocal der obliquen casus oder der des nom. zur herrschaft gelangt ist. Ersteres ist der fall in ahd. *ahir*, *egis*-; vielleicht in *hrýðer*, *ahher*, in denen jedoch das *-er* auch aus *-ur* gedeutet werden kann. Das andere in ags. *sigor*, *hålor*,

= *geilisôn* statt hat. Indessen ist zu bemerken, dass auch bei den bildungen auf *ð* = *ida* der umlaut bisweilen fehlt, wahrscheinlich durch angleichung an das zu grunde liegende adj. wider verschwunden (*earmð* neben *yrmd*, *treovð*), weshalb ein

salor (aber nur im dat. *salore*), *lomber* und ahd. *zebar*, wenn es mit Zimmer zu griech. *δέρας* zu stellen ist. Andererseits konnte die nominativform sich frei halten von dem einflusse der übrigen casus und dieselben ihrerseits in verschiedener weise und verschiedenem masse beeinflussen. Hier ward noch eine grössere mannigfaltigkeit hervorgebracht durch die verschiedene behandlung des ableitungsvocals je nach der quantität der wurzelsilbe. Nach kurzer ward er beibehalten, entweder als *-u* oder nach analogie der obliquen casus als *-i*. Dies veranlasste übertritt in die *u*-declination mit verwandlung des neutralen geschlechts in das männliche bei ahd. *sigu*; auch *situ* = alts. ags. *sidu* möchte man nach griech. *ἔθορς* hierher ziehen, doch schon got. *sidus*; vielleicht gehört auch *hugu* hierher. Dagegen übertritt in die *i*-declination gleichfalls mit vertauschung des geschlechtes in alts. *sigi* = ags. *sige*; alts. *seli* = ags. *sele*, ahd. *sal* (wegen ags. *salor* und *säl*, neutr. unter diese kategorie zu rechnen); alts. *heti* = ags. *hete*, ahd. *haz*; ags. *bere* (= got. *baris*); ags. *ege* (= *agis*). Vielleicht gehören weiter hierher: ahd. alts. *hugi* = ags. *hyge*; alts. *-scepi*, *-scipi* = ags. *-scipe*, ahd. *-scap* (altn. *skap* neutr. neben *skapr* masc.); alts. *cumi* = ags. *cyme*; alts. *quidi* = ags. *cvide*. Daraus erklärt sich auch vielleicht das schwanken zwischen *u*- und *i*-declination bei einigen stämmen, wiewol auch gewisse formen der ersteren den übertritt in die letztere veranlassen konnten. Nach langer wurzelsilbe aber musste der ableitungsvocal ausgestossen werden, mochte er *u* sein, wie vielleicht im ags., oder *i* wie im ahd., der regel gemäss überall in offener silbe, sei es im auslaut oder im innern des wortes. Streng durchgeführt ist diese regel wie in andern fällen im ags. (*cealf* — *cealfru*); weniger streng wie auch sonst im ahd., wo der vocal nur im auslaut fortgefallen ist, im inlaut sich erhalten hat; vgl. den ganz analogen fall *baz* aus *bati(s)* — *bezziro* (ags. *beta*, selten *betera*). So entstand also folgende declination: *chalb*, *chalbires*, *chalbire*, *chalb*; plur. *chalbiru* oder *chalbir* etc. Reste dieser flexionsweise liegen in den oben angeführten singularformen mit *-ir-* vor. Wider machte sich ausgleichung geltend, die sich aber, was nicht auffallend ist, auf den sing. beschränkte. So entstand ein unterschied zwischen sing. und plur., der, weil er einem fühlbaren mangel sonstiger unterscheidung abhalf, von der sprache organisch verwertet und in seiner anwendung weiter ausgebreitet ward. Auch auf den plur. konnte der nom. sing. wirken, wie es z. b. der fall ist in *chint* (erst mhd. wider *kinder*), falls es, wie doch wahrscheinlich, = ags. *cild* ist, und in *lamb*, wovon der plur. *lamb* neben *lambir* vorkommt. Wie das ags. neutr. *säl* sich herausgebildet hat, ist mislich zu entscheiden. Lautgesetzlich konnte der vocal im nom. acc. sing. nicht abfallen.

sicherer schluss aus dem fehlen des umlautes auf die qualität des ausgefallenen vocals nicht gestattet ist. Wahrscheinlich ist es allerdings, dass derselbe im ags. nicht *i* war, aber auch nicht ein *e* als vorstufe des ahd. *i*, sondern derselbe, den wir im nom. *lomber* haben, oder eine vorstufe desselben, d. h. *o* oder *u* (vgl. die anm.). Demnach sprechen diese wörter nicht dagegen, dass das *e* der *s*-stämme auch im ags. bei eintritt des umlautes bereits zu *i* geworden war, was sich noch weiter durch den übertritt verschiedener wörter in die *i*-declination bestätigt (vgl. die anm.).

Es gibt noch einen entsprechenden fall, in welchem sich ein *e* in unbetonter silbe ohne einwirkung eines folgenden *i* oder *j* zu *i* entwickelt hat, und zwar gleichfalls vor *z* (*r*). Dieser fall zeigt die entwicklung nicht auf das westgerm. beschränkt, sondern auch auf das altn. ausgedehnt, über welches wir bei den *s*-stämmen im zweifel blieben.¹⁾ Der vocal ist fortgefallen, und seine ursprüngliche qualität nur an der wirkung, die er hinterlassen hat, zu erkennen. Ich meine den nom. (acc.) pl. der consonantischen stämme: altn. *fætr*, *mýss*; ags. *fæt*, *mýs* etc. aus **fôtiz(-r)*, **mûsiz(-r)* etc. Wenn im ahd. und alts. die wenigen reste consonantischer formen keinen umlaut zeigen, so liegt dies daran, dass derselbe hier überhaupt erst nach dem ausfalle des *i* eingetreten ist; vgl. alts. *gast* = ags. *giest*, *gyst*, altn. *gestr*; ahd. *santa* = ags. *sende*. Es ist wahrscheinlich, dass das *i* bereits zu der zeit bestand, wo im westgerm. und altn. *a* und *e* in der endsilbe fortfielen. So wenigstens erklärt sich die erhaltung des vocals am besten. Wenn er noch *e* gewesen, so würde er schwerlich anders behandelt sein, als die übrigen *e* und *a*. Dies *i* ist also sehr alt, aber wie das in den *s*-stämmen doch etwas jünger als die übrigen germanischen *i*, jünger als die modification des *ë* in der wurzelsilbe durch folgendes *i*.

Es sind noch einige fälle von urgerm. *e* zu verzeichnen, die bisher, indem man von der grundlage des got. ausging, nicht richtig beurteilt wurden. Braune hat (Beitr. 2, 141) darauf aufmerksam gemacht, dass in denjenigen ahd. denkmälern, die

¹⁾ Falls wir nicht altn. *hæns* = alts. *hônir* setzen, was nur wegen der auffallenden bewahrung des *s* bedenklich ist.

sonst *-ar* in endsilben unversehrt bewahren, doch stets *e* steht in den verwantschaftsbezeichnungen *fater*, *muoter*, *bruoder*, *suester*, *tohter*, in *unser iuuer*, *ander*, *after*. Wo in diesen wörtern *a* ausnahmsweise erscheint, beruht es auf assimilation wie in *andaran*, *andara*, oder es steht wie sonst statt des normalen *e*, ähnlich wie im gen. sg. *-as* oder beim adj. *-aru*, *-aro*. Für die deutung dieses *e* hat neuerdings Brugman (Stud. 9, 378) den richtigen weg gewiesen. Er führt das in griechischen dialecten häufig statt des gemeineuropäischen *e* vor *ϕ* erscheinende *α* auf den einfluss dieses cons. zurück und findet, dass im got. eine entsprechende erscheinung vorliege. In den angeführten fällen nämlich bestand sicher europäisches *e*, bei den verwantschaftsbezeichnungen allerdings nur im nom. und acc. sg. Die veränderungen desselben sind auch im germ. auf einwirkung des *r* zurückzuführen, wovon die betreffenden ahd. formen verschont zu sein scheinen. Ich werde diese einwirkung ein andermal im zusammenhange zu erörtern haben. Sie erstreckt sich auf alle germanischen dialecte, äussert sich aber nicht überall ganz gleichmässig, und die ursprünglichen verhältnisse sind vielfach durch später eingetretene ausgleichung verdunkelt. Nur einen punkt muss ich hier gleich hervorheben. Im altn. zeigen *annarr*, *okkar*, *ykkar*, *yðar*, ferner die accusative sg. *foður*, *móður*, *bróður*, *systur*, *dóttur* abweichend vom ahd. und übereinstimmend mit dem got. einwirkung des *r*, dagegen sind die nominative *faðir*, *móðir*, *bróðir*, *systir*, *dóttir* wie im ahd. davon verschont geblieben. Man darf dafür also wol noch eine besondere ursache suchen, und ich möchte diese in der ursprünglichen länge des *e* finden. Die europäischen grundformen sind **patêr* etc. Man führt die verkürzung auf das germanische auslautgesetz zurück. Das ist aber nach der fassung, die wir demselben jetzt geben müssen, unmöglich. Es wäre der einzige fall der verkürzung eines durch consonanten gestützten vocals. Wir müssen vielmehr für das got. ausgleichung an den acc. annehmen (wie wahrscheinlich auch bei *hana*), und ähnlich wird die kürze im ahd. zu erklären sein. Dagegen lässt sich das altn. *i* direct auf *ê* zurückführen.

Die richtigkeit dieser auffassung vorausgesetzt, hätten wir ein beispiel für die behandlung von urgerm. *ê*, welche der von *ai* und *e* eben so conform wäre, wie die von urgerm. *ô* der

von *au* und *o* (aus *a* + nas. entstanden). Einen zweiten, und zwar ganz sichern beleg für conformität liefert die 2. sg. praet. des schw. verb.: got. *nasidês*, altn. *tamdir* ¹⁾, ags. *nerede*, afries. *neredest* (mit jüngerm widerantritt der personalendung). Im alts. finden wir zwei verschiedene formen auf *-es* und auf *-os*. Für dasselbe setzt Grimm *-es* an, Heyne *-os*, Sievers richtig, aber gewis nicht in der richtigen folge *-os*, *-as*, *-es*. Ich finde nur folgende formen belegt: *habdes* M. 90, 22 (*habis* C); 103, 22 = *habdos* C; *sendes* M. 125, 8 = *sandos* C; *mahtes* 1190, 20 (*mahtis* C. als conj. gefasst wie der umstand beweist, dass auch in dem davon abhängigen satze der ind. *mahte* in M. dem conj. *mahti* in C. gegenüber steht); 94, 9 = *mahtas* C; *ueldes* M. 24, 23 = *ueldas* C; *dedos* 168, 15 C. (M. fehlt); *saidos* C. 78, 3 (M. fehlt). Danach kommt also dem Mon. übereinstimmend mit dem ags. und fries. nur *-es* zu, dem Cott. *-os* und daneben *-as*, über welches letztere man zweifelhaft sein kann, ob es auf *-os* oder *-es* zurückgeht. Die niederfränkischen psalmen haben *-os*: *brahtos* 65, 12; *sattos* 55, 9. *testordos* 59, 3: *gedruvedos* 59, 4 und sehr häufig. Im ahd. ist wenigstens noch ein rest der endung *-es* erhalten. Is. hat neben 2. *-os* ein *-es*: *chimmerodes* (Holtz. 132). Die endung *-os* kann natürlich nicht lautlich aus *-ês* abgeleitet werden, es spricht die grösste wahrscheinlichkeit dafür, dass sie eine jüngere analogiebildung ist, worüber weiter unten.

Die 2. sing. praet. ist die einzige form im got., in welcher unbetontes *e* vor einem cons. erscheint. Im auslaut steht es im gen. pl. und in einer anzahl von adverbien. Wie es sich da zu den lauten der übrigen dialecte verhält, kann erst später im zusammenhange mit den entsprechungen des kurzen *a* erörtert werden. Hier haben wir noch zwei fälle zu verzeichnen, in denen im ahd. *ê* vor auslautendem consonanten erscheint, ohne dass in den übrigen dialecten sich etwas entsprechendes fände. Die erste ist das *êr* im nom. sing. masc. der adjective. Ich vermag keine neue befriedigende deutung dieser rätselhaften form zu geben. J. Schmidts annahme einer dehnung durch den folgenden consonanten würde uns freilich aus aller verlegenheit

¹⁾ Ein aus *ê* verkürztes *i* liegt im altn. ausserdem vor in *Hamdir* aus **Hampër*, **Hampëur* = *Hamadius*; vgl. Bugge in *Zach. zs.* 7, 394.

helfen, nur bleibt mir noch zweifelhaft, ob nicht das hinzutreten des accentus erforderlich ist um, abgesehen von den fällen der ersatzdehnung, vocalverlängerung vor liquida oder nasal hervorzubringen. Unter den verschiedenen deutungsversuchen hat immer noch der von Sievers (Beitr. II, 122) die meiste wahrscheinlichkeit für sich, wenn auch noch manche bedenken dabei sind. Eine einwirkung von *unsēr, iuuēr*, die freilich gleichfalls noch rätselhaft bleiben, wäre wol denkbar, wenn auch sie allein nicht massgebend gewesen sein wird.

Die andere hierhergehörige form ist die 1. plur. auf *-mēs*. Scherers zurückführung derselben auf eine indog. primärendung *-mansi* (zur gesch. 190 ff.) ist von A. Kuhn in seiner zeitschr. 18, 332 ff. schlagend widerlegt worden. Aus einer solchen form hätte, da das *i* doch schon gemeineuropäisch abgefallen sein müste, schwerlich etwas anderes werden können als *-mun*, *-mon* vgl. *hanun*, *-on* = got. *hanans*). Kuhn hält *-mēs* für ein an die fertige form angetretenes pron. der ersten person. Für die richtigkeit dieser ansicht glaube ich den schon von Kuhn vorgebrachten argumenten noch einiges hinzuzufügen zu können. Sievers bemerkt in seiner einleitung zum Tatian s. 21, dass gegen dieselbe der umstand spreche, dass sehr gewöhnlich vor und ein paar mal sogar nach den formen auf *-mēs* noch *uuir* stehe. Dagegen ist zunächst zu erinnern, dass der ursprung des *-mēs* vergessen und ein völliges zusammenwachsen mit dem verb. eingetreten ist. Man muss dann zur vergleichung die von Kuhn angeführten verbindungen herbeiziehen, wie sie in heutigen bairischen mundarten vorkommen, z. b. *mir gemme, gemme mir* = 'wir geben wir', 'geben wir wir'. Weiter aber ist zu bemerken, dass auch bei Tatian das gefühl dafür noch nicht ganz verloren gegangen ist, dass mit dem *-mēs* das pron. gesetzt ist. Es wird nämlich zwar ganz regelmässig *uuir* den formen vorgesetzt, fehlt aber ebenso regelmässig dahinter, abgesehen von den beiden von Sievers angeführten ausnahmen, die sich aus dem lateinischen texte erklären: *gemes uuir eamus et nos* 135, 8; *quæmemes uuir venimus et nos* 235, 3. Wo kein besonderer nachdruck erfordert wird, fehlt das pron., nicht bloss beim adhortativus, sondern auch sonst stets; vgl. *uuaz tuomes* 13, 17; *niouuuh ni gifengumes* 19, 6; *uuizagotumes, uuzvurphumes, tatumes* 42, 2; *giloubemes* 87, 9; *uuidarmezzomes*

73, 1; *gisahomes* 95, 1; *forstantemes* 131, 23; *farames* 82, 12 etc. Bei andern personen fehlt das pron. abweichend vom nhd. nur, wenn in mehreren auf einander folgenden sätzen, mögen sie im verhältnis der coordination oder der subordination stehen, dasselbe subject bleibt. Einige vereinzelte fälle kommen allerdings noch sonst vor (z. b. *uuaz guotes tuon* (faciam 106, 1; *ni habes* 131, 25; *uuaz quidu* 139, 5; *noh ni quedent* 140, 1); aber diese sind verschwindend gegenüber den zahlreichen beispielen wie *quidu ih, quidistu* etc. Am klarsten sieht man aber den unterschied, wenn man den gebrauch bei den kürzeren formen auf *-en* vergleicht, bei denen niemals *uuir* fehlt; vgl. *uuaz sculun uuir tuon* 13, 16; *uuaz tuon uuir* 13, 18; *birun uuir* 133, 4; *forhten uuir* 123, 2; *haben uuir* 131, 17; *steinon uuir* 134, 7; *gisahun uuir* 150, 20; mit abwerfung des *n* *uuizuuuir* 132, 17 etc. Die deutlichste illustration des verhältnisses liefert die stelle über das jüngste gericht 152, 3 *Mih hungrita inti ir gabut mir ezzan; mih thursta inti ir gabut mir trincan; ich uuas gast inti ir halotut mih, nacot inti ir bithactut mih. unmahtic inti ir uuisotut min; in carkere uuas inti ir quamut zi mir; entsprechend 152, 6; dagegen 152, 4 uuanne gisahun uuir thih hungrentan inti fuotritun thih, thurstentan inti gabunmes thir trinken; uuanne gisahun uuir thih gast uuesentan inti gihalotunmes thih, oda nacotan inti bithactumes? oda uuanne gisahumes thih unmahtigan oda in carkere inti quamunmes zi thir? und 152, 7 uuanne gisahun uuir thih . . . inti ni ambahtitumes thir. Ungefähr ebenso wie im Lat. verhält es sich im Is. Bei dem adhortativus fehlt das pron.: *archundemes* 2^b9, *suohhemes* 3^b1, *duoemes* 4^a14. 8^b16, *araughemes* 9^b3, *chichundemes* 15^b19, *folghemes* 15^b15, *lobemes* 16^b13, *singhemes* 16^b14; nur in *suohhemes auur uuir* 13^a8 steht es. Vor dem ind. steht es: *uuir findemes* 15^b11, *uuir beremes* 22^a11, *uuir durahfaremes* 15^b13; fehlt aber nach demselben: *in demo druhtines nemin archennemes* 8^a5; *in sines mundes gheiste instandemes* 8^a8. Widerum steht es beim praet., welches die kürzere form hat: *augidhom uuir* 9^a18; *chioffanodom uuir* 14^b10. Noch ungetrübter zeigt sich das bewusstsein von dem in *-mês* steckenden pron. in dem Sang. Patern. Die älteren Sanktgaller denkmäler haben im ind. praes. stets *mês*. Aber in der sechsten bitte, wo das pron. nachdrücklich hervorgehoben und deshalb*

wie im lateinischen texte selbständig ausgedrückt werden musste, setzt der übersetzer *sô uuir oblazem*. Unter solchen umständen darf die richtigkeit von Kuhns auffassung nicht mehr in zweifel gezogen werden. Die anlehnung des pron. erklärt sich aus der syntaktischen eigenheit, die sich in allen altgermanischen dialecten, besonders in der alliterierenden poesie zeigt, das prädicat dem subject auch ohne besonderen grund voranzustellen. Wenn sie in den ältesten denkmälern auf den ind. praes. beschränkt ist, so brauchen wir, um das zu erklären, nicht den unterschied von primären und secundären personalendungen heranzuziehen. Vielmehr erklärt sich dies daraus, dass die ganze erscheinung, wie Kuhn richtig erkannt hat, vom adhortativus ihren ausgang genommen hat, auf den sie bei Otfrid beschränkt erscheint. So begreift es sich, dass sie zunächst nur das praesens ergriff. Dass sie aber in den optativ später o.i.drang als in den ind., lag daran, dass bei dem ersteren aus syntaktischen gründen das subj. dem praed. immer voranging, weshalb eine übertragung erst möglich wurde, als die selbständigkeit des *-mês* nicht mehr empfunden ward. An eine unmittelbare ableitung des *-mês* aus einer grundform **majas*, wie sie Kuhn annimmt, kann ich allerdings nicht glauben. Vielmehr müssen wir die gotische form *veis* als gemeingermanisch ansehen. Die lautlichen schwierigkeiten liegen nicht sowol in dem *m*, als in dem *ê* und der erhaltung des *s*. Ein hinweis auf altn. *vér*, alts. ags. *uuê* und auf die erhaltung des *s* in alts. *dagos*, ags. *dagas* gewährt doch keine befriedigenden analogieen. Die form bleibt rätselhaft, aber eine lösung des rätsels darf nur auf dem angedeuteten wege versucht werden.

- Es bleibt uns von den langen vocalen nur noch *î* (= got. *ei*) übrig. Das gesetz für die behandlung desselben muss nach den bisherigen analogieen lauten: im auslaut verkürzung, vor einem consonanten erhaltung der länge im hochdeutschen, verkürzung in den nördlichen dialecten. Die qualität bleibt unversehrt, abgesehen vom ags.¹⁾ und afries., wo abschwächung des kurzen *i* zu *e* eintritt. Ich stelle die fälle voran, die keine

¹⁾ Vereinzelte reste von *i* in den ältesten denkmälern bei Sweet s. 6 u. 7.

schwierigkeit bieten. Nom. pl. (im westgerm. auch auf den acc. übertragen) der *i*-declination: got. *gasteis* = ahd. alts. *gesti* ags. *leode* (*gāstas* nach analogie der *a*-stämme), afries. *liode*, altn. *gestir*.¹⁾ Die adjectiva auf *-eig* = ahd. *ig* (die zeugnisse für die länge bei Braune s. 136. 138. 148, noch bei Otrf. reste der länge in vorletzter silbe, vgl. Wilmanns s. 113), mhd. verkürzt wie wahrscheinlich schon im alts., ags. *eg* nur am umlaut der wurzelsilbe von *eg* = *ag* zu unterscheiden. Im altn. scheinen diese bildungen nicht vorhanden, das zuweilen vorkommende *ig* aus *ag* entstanden zu sein. Die adjectiva auf *-ein-* = ahd. *in*, alts. altn. *in*, ags. afries. *en*. Die länge des *i* wird nicht nur im mhd. bewahrt, wie zahlreiche reime und das bairische *ei* beweisen, sondern teilweise sogar im mnl. (gr. 2, 179). Daneben aber zeigt sich die auf vorhergehender verkürzung beruhende abschwächung zu *en*, ausgehend vom mnd. und md., aber auch schon frühzeitig in Oberdeutschland eindringend. Man vgl. die reime *bliēn : zien* (= mhd. *zihen*) Veld. En. 9766 und *steinen : weinen*, nicht bloss bei Herbort und bruder Philipp, sondern auch im Flore und bei Heinr. v. d. Neuenstadt (Lexer 2, 1166). Hierbei sind jedenfalls für die erhaltung der länge die fälle, in denen das *i* einen nebenton hat (*gulđines, silberin*), für die abschwächung die, in denen es unbetont ist (*gulđin*), massgebend gewesen. Für die frühzeitige verkürzung im alts. spricht *gerstena* in Freck. 2. 11 neben sonstigem *gerstina, gerstinas, gerstin*.

Im opt. praet. geht im altn. (abgesehen von der 1. sing., die in den ältesten quellen noch *a* hat) und alts. *i*, im ags. und afries. *e* durch alle personen durch. Damit stimmt die 2. sing. ind. alts. *hulpi*, ags. *hylpe*, aus dem opt. übertragen (vgl. Braune s. 155). Im ahd., mindestens im alemannischen ist vor einem consonanten die länge erhalten, im auslaut steht bei den st. verb. kurzes, bei den schw. langes *i* (1. 3. sing. opt. *habèti, mahiti*). Die länge in den letztgenannten formen gegenüber der kürze beim st. verb. ist für das alemannische bezeugt

¹⁾ Scherers versuch (Zur gesch. 421), das altnordische *-ir* da, wo es nicht umlaut wirkt (*stađir*) auf urgerm. *-ais* zurückzuführen, ist schon von Leskien (Declination 78. 9) genügend zurückgewiesen. Auf den mangel des umlautes komme ich noch weiter unten zurück.

durch die circumflexe bei Notker (Braune 137) und dessen auslautgesetz (ib. 147). Im got. lautet die 3. sing. bereits auf kurzes *i* aus: *gêbi*, *nasidédi*. Um die länge im schw. verb. zu erklären, müssen wir zunächst annehmen, dass sie durch ausgleichung aus den übrigen personen eingedrungen ist. Und zwar ist dies wahrscheinlich in allen dialecten und auch beim st. verb. geschehen. Denn kurzes *i* hätte bei den starken praeteritis im altn. durchaus, im westgerm. wenigstens nach langer wurzelsilbe, welche in diesem tempus sehr viel häufiger ist als die kurze, wegfallen müssen. Die erste person ist dann gleichfalls im westgerm. und später auch im altn. der analogie der übrigen personen gefolgt wie im praes., vgl. oben s. 376. Es ging also einmal *i* gleichmässig durch alle personen durch. Wenn nun beim st. verb. die normale verkürzung eingetreten ist, beim schw. nicht, so kann die ursache, wodurch sie verhindert ist, keine andere sein als der auf der endung ruhende nenton. Die endung des schw. praet. hat ihren wert als zweites ursprünglich selbständiges wort eines compositums noch insofern bewahrt, als sie stets einen höheren ton hat wie der vorhergehende auslaut des verbalstammes. Diese betonungsweise wird für die ältere zeit durch die ausstossung des *i* bei den langsilbigen verben der ersten classe erwiesen. Dass sie auch in der spätern zeit die normale, wenn auch nicht ausnahmslose geblieben ist, zeigt die mhd. metrik und die geschichte der formen, indem auch in der zweiten und dritten classe bei langer wurzelsilbe wider die sonst geltende regel eher der stammauslaut ausgestossen wird als der endvocal (z. b. *ahte* im reim bei Hartmann, während *ahtet* bei den dichtern der blütezeit unerhört ist). Die verschiedene behandlung des auslautenden *i* im st. und schw. verb. bei Notker reflectiert sich auch in der weitem entwickelung. Noch in den alemannischen quellen des 14. und 15. jahrhunderts ist erhaltung des ursprünglich langen *i* ganz gewöhnlich (Weinhold al. gr. § 368). Dies *i* kommt aber auch in der 1. sing. des st. praet. vor (ib. § 347) und im opt. praes. (§ 343). Im ersteren falle könnte es aus den übrigen personen, im letzteren aus dem opt. praet. übertragen sein. Man könnte jedoch bei der verbreitung des *i* zweifelhaft sein, ob auf dasselbe überhaupt gewicht zu legen ist. In neueren schweizer mundarten aber liegt eine verschie-

dene behandlung des opt. praet. der st. und schw. verba deutlich vor: *gab, schtûrb, mües*, dagegen *lepti, loseti* etc. (Winteler, Kerenzler mundart s. 158 und die nachfolgenden paradigmata). Insofern findet eine abweichung statt, als die praet. der praet. praes. und die andern ursprünglich zweisilbigen schwachen praet. wie die starken behandelt werden: *tôrft, müest* etc., *hât, tât, bræcht*. Wir können wol nicht direct die gleichung aufstellen: ahd. $\hat{i} = i$, ahd. $i = \text{—}$. Denn die verkürzung geht durch alle personen hindurch, und nach den älteren quellen zu schliessen, scheint das i doch einmal gleichmässig durch die starken und schwachen formen durchgegangen zu sein, wie auch im opt. praes. die neuern mundarten i aufweisen. Aber wir haben doch eine treffende analogie für die wirkung des accents.

Ein zweiter fall, in welchem das ahd. die länge bewahrt hat, gleichviel ob ein consonant folgt oder nicht, liegt vor in den abstracten auf $-în$, $-î$. Hier bleibt kaum etwas anderes anzunehmen übrig, als dass die analogie der fälle, in welchen das \hat{i} durch einen consonanten gestützt war oder in vorletzter silbe stand, dasselbe auch im auslaut geschützt hat. Man könnte freilich einwerfen: warum ist das nicht im opt. praet. der st. verb. geschehen. Indessen unsere annahme rechtfertigt sich daraus, dass in der declination dieser wörter das princip der ausgleichung stark gewirkt hat. Wir sollten nach dem got. erwarten: nom. sing. *sconi* ($-i$), gen. dat. acc. *scônîn*. Statt dessen ist entweder die form des nom. in die obliquen casus oder umgekehrt die der obliquen in den nom. gedrungen. Die letztere flexionsweise ist auf das oberdeutsche, überwiegend auf das alemannische eingeschränkt, und es hat dabei wol eine einwirkung der von verben gebildeten abstracta auf $-îni$ - stattgefunden, von denen im ahd. nur noch wenige reste erhalten sind, nun vollständig mit den stämmen auf $-în$ - zusammengeworfen, z. b. *mendîn, toufîn* — *mendî, toufî* (gr. 2, 158). Die andere weise war ursprünglich wahrscheinlich allen westgermanischen dialecten gemein (alts. *eldi*), ist aber im ags. und teilweise im alts. durch eine jüngere bildungsweise verdrängt (ags. *yldo*). Für das altn. (*elli*), wo wir noch das gleich flectierende fem. des participiums (*gefandi*) und des comparativs (*betri*) hinzunehmen müssen, haben wir nicht nötig eine solche

ausgleichung anzunehmen, da ein lautlicher zusammenfall aller formen des sing. erfolgen musste. Im ags. sind noch unvermischt abstracta den got. auf *-eins* entsprechend erhalten: *ræden, vësten* etc. (gr. 2, 159); ebenso im altn. mit syncope *heyrn* (auditus), *spurn* (quaestio) etc. — Die weiblichen nomina agentis auf *-in* (*kuningin*) gehören nicht hierher, indem sie, wie neuerdings Henning (St. Gallische sprachdenkmäler 91 ff.) nachgewiesen hat, ihr langes *i* erst allmählig nach analogie der abstracta auf *-in* angenommen haben. Ebenso verhält es sich mit *truhtin*, daher bei Notk. *truhten*, mhd. *trehten* neben *trohtin, trehtin*, ags. *dryhten*, gen. *dryhtnes*. Die neutra auf *-i, -in* (*chindilî, becki, magati*) sind in ihrem ursprunge nicht ganz klar; jedenfalls ist das lange *i* im auslaut auf dieselbe weise wie beim fem. zu erklären.

Hierher zu ziehen würden auch die aus *ji* contrahierten *ei* des got. sein (*hairdeis, sokeis, sokeip, sokei*), falls diese contraction gemeingermanisch wäre. Ich sehe noch kein mittel darüber mit sicherheit zu entscheiden. Zu einer erörterung der frage wäre ein genaues eingehen auf die syncopierungs-gesetze des westgerm. und altn. erforderlich. Für die beschränkung auf das got. spricht am meisten der umstand, dass sich die zusammenziehung auch auf den gen. sing. und die 2. pers. pl. erstreckt, also die speciell gotische wandlung des *e* in *i* schon vorauszusetzen scheint. Es spielt dabei noch die weitere, schwer zu entscheidende frage mit hinein, ob die nominative auf *-jis* überhaupt gemeingermanisch gewesen sind.

Es kann nach den bisherigen erörterungen nicht zweifelhaft sein, dass im dat. sing. der *i*-declination, wo dem gotischen *ai* (*anstai*) in den übrigen dialecten ein umlautwirkendes *i* gegenübersteht, welches im westgerm. auch im gen. vorliegt, letzteres nicht aus ersterem entstanden sein kann. Es sind daher andere erklärungen dieser abweichung versucht. Die frage ist nicht zu trennen von der andern nach dem verhältnis der verschiedenen formen für den dat. der *u*-declination: got. *sunau* = ahd. *suniu, suni, suno* etc. Ich habe Beitr. 2, 341 ff. die schwierigkeiten so zu lösen versucht, dass ich die vom got. abweichenden formen aus dem ursprünglichen ablative ab-

geleitet habe. Ich weiss nicht, ob und wie weit meine hypothese billigung gefunden hat. Leskien (Declin. im slav.-lit.) nimmt, soweit sie die *i*- und *u*-stämme betrifft, keine rücksicht darauf und sucht auf anderem wege die abweichung in den formen zu deuten. Bei der besprechung des dat. der pron. aber (s. 127 ff.) wendet er sich überhaupt gegen meine annahme der existenz von ablativformen im germanischen. Es wird nötig sein noch einmal ausführlicher auf die frage einzugehen.

Zunächst bedarf der tatbestand noch einer genaueren feststellung. Was die *i*-stämme betrifft, so erweist sich das ags. und afries. *e* im gen. und dat. als aus *i* entstanden durch den umlaut und das im nordhumbrischen dafür eingetretene *i*. Ueber etwaige reste von genetiven, die lautlich den gotischen auf *-ais* entsprechen (ags. *burge*, alts. *burgese* etc.) siehe s. 396. Im altn. wirkt das teilweise abfallende *i* des dat. umlaut der wurzelsilbe (*heiði bekk[i]*), abgesehen von den fällen, wo derselbe auch in allen übrigen casus unterbleibt (*stað*). Dies berechtigt uns es mit dem *i* des westgerm. zu identifizieren. Indessen dürfen wir diesem umstande doch nicht unbedingt vertrauen. Im altn. werden alle casus des sg. und pl. der *i*-stämme gleichmässig behandelt, entweder alle mit, oder alle ohne umlaut (*bekkr—staðr*). Es ist wol klar, dass bei den kurzsilbigen im nom. und acc. pl. (*staðir, staði*) der lautgesetzlich zu erwartende umlaut nur unterblieben ist, weil er in den übrigen casus in folge der frühzeitigen ausstossung des *i* (vgl. *temja, tamði*) nicht eingetreten war.¹⁾ So könnte daher umgekehrt bei den langsilbigen der umlaut in den dat. sing. erst durch eine angleichung an die übrigen casus eingedrungen sein. Und so bliebe die möglichkeit, dass altn. *i* dem got. *ai* entspräche. Ein sicheres kriterium fehlt uns. Durch den gen. auf *-ar* (*-jar*) entfernt sich das altn. sicher vom westgermanischen.

Verwickelter sind die verhältnisse bei den *u*-stämmen. Es handelt sich dabei vornehmlich darum, ob drei verschiedene grundformen, *au, iu, u* anzunehmen sind, oder ob die

¹⁾ Die annahme, dass ursprünglich langes *i* weniger intensiv auf den wurzelvocal gewirkt habe als kurzes, trägt nichts dazu bei die altn. umlautsverhältnisse aufzuhellen, verwickelt im gegenteil nur in schwierigkeiten und widersprüche.

letzte auf die zweite zurückzuführen ist. Ich habe mich früher etwas zu voreilig für die letztere ansicht entschieden. Eine sorgfältige prüfung des vorliegenden materials ist unumgänglich, wobei auch die formen der übrigen casus, insbesondere des nom. (acc.) pl. mit in betracht gezogen werden müssen. Das urteil wird dadurch erschwert, dass im westgerm. schon in der ältesten zeit die *u*-declination im aussterben begriffen ist, namentlich in folge der lautgesetzlichen abwerfung des auslautenden *u* bei langsilbigen stämmen.

Am einfachsten liegt die sache im altn. Hier besteht im dat. nur die endung *-i* (*syni*), offenbar aus *-iu* (*ju*) entstanden wie im nom. pl. *-ir* aus *-jus*. Grössere mannigfaltigkeit herrscht im ahd. Die normale endung in den ältesten quellen ist *-iu*: *sitiu*, *suniu*, *fridiu*, *hugiu*, *sigiu*, *fuazziu*, *uualdiu* (?)¹⁾. An den meisten stellen könnten diese formen ihrer verwendung nach als instrumentale gefasst werden. Aber reiner dat. ist z. b. *suniu* Is. 2^a10 und Hymn. 19, 12. Daneben steht eine form auf *-i* *sunī* Is. 9^a17 (neben *suniu* und *sune* 9^b2). Vielleicht darf auch *henti* hierher gezogen werden. Doch ist das problematisch. Das wort gehört nämlich mit *fuoz*, *zand* u. a. zu denjenigen, die im urgermanischen noch consonantisch flectierten, im got. aber schon völlig in die *u*-declination übergetreten sind, welcher übertritt zunächst vom dat. und acc. pl. ausgegangen ist. Es fragt sich nun, ob im ahd. eine entsprechende entwicklung anzunehmen ist oder übertritt in die *i*-declination. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, dass im ags. und afries. sicher die *u*-flexion vorliegt also nicht dem westgerm. überhaupt abgesprochen werden kann. Das *u* wäre dann wie allgemein im nom. pl. *sunī*, *fuozī*, *siti* abgefallen. Ebenso haben wir neben einander *kunniu*—*kunni*, *mittiu*—*mitti*. Die regelrechte wirkung des auslautgesetzes unterliegt hier wie sonst beim *u* mehrfachen störungen, worüber wol Sievers in der s. 317 erwähnten untersuchung handeln wird. Erst von dem lautlich mit den formen der *i*-declinationen zusammengefallenen nom. (acc.) pl., eventuell auch von dat. sg. geht der völlige übertritt der hierher gehörigen wörter in die *i*-klasse aus, welcher bei anderen schon

¹⁾ Vgl. gr. I, 614. Aber die dort gleichfalls aufgeführten *falliu*, *lougiu*, *slegiu*, *stediu* sind instrumentale von *i*-stämmen.

in der ältesten zeit vollzogen ist. Endlich haben wir formen auf *u* und *o*, letzteres nur in späten quellen, wol sicher aus ersterem abgeschwächt: *fridu* (-*o*), *situ* (-*o*), *suno*. In den jüngeren quellen, z. b. Notk. lässt sich dies *u* oder *o* unbedenklich aus älterem *iu* ableiten. Es findet sich aber der dat. *situ* nach Graff (VI, 159) schon in alten glossen (8—9 jahrh.) vor, in den von Docen in Aretins beitr. VII, 244 ff. mitgeteilten und in den gl. Jun. A und C. Die form wird von ihm als instr. bezeichnet, und es fragt sich, ob wir darin nicht einfach einen instr. nach der *a*-declination zu sehen haben, wonach sonst auch der gen. und dat. sing. gebildet wird. Einen acc. pl. auf -*u* scheint Otrf. IV, 5, 59 zu bieten: *thar duent se uns io zi muate situ filu guate*. Regelmässig auf -*u(o)* gebildet, dem sing. gleich ist der nom. acc. pl. des neutr. *fehu*; nur einmal in R^b. erscheint *fhiu* (= got. **fhiwa*).

Im Hel. lautet der dat. von *sunu*, gewöhnlich *sunie* nach analogie der *ja*-stämme, in welche auch die männlichen *i*-stämme überschwanen (-*skepi*, -*skepie*), also vielleicht eine ältere form *sunī* voraussetzend, die sich Mon. 60, 24 wirklich findet. So lautet der dat. vom fem. *hendi* 92, 2 (neben *hand* 6, 5, consonantisch). Daneben findet sich *suno* im Cott. 69, 10, 174, 32. Dies könnte dem got. *sunau* entsprechen, da aber *o* in C ganz gewöhnlich auch im nom. und acc. steht, so spricht die grössere wahrscheinlichkeit dafür, dass es zunächst auf *u* zurückgeht. Letzteres haben wir in *sunu* M 86, 9, ausserdem im Psalmencomm. 9 *an themo frethu* (das *u* jedoch jetzt nicht mehr lesbar). Letzteres könnte als instr. nach der *a*-declination gefasst werden wie wol sicher *mid enigo feho* M 56, 5 = *mid enigon fehe* C, da von *fehu* auch der gen. und dat. stets nach der *a*-declination gebildet werden. Entstehung des *u* aus *iu* ist vielleicht nicht ganz unmöglich (vgl. *uuelu* C 90, 23), aber nicht sehr wahrscheinlich, da keine formen auf -*iu* daneben stehen und die normale vertretung des *iu* vielmehr *i* zu sein scheint.

Das ags. liefert unter den westgerm. dialecten noch das meiste material für die *u*-declination. Leider fehlt es mir zu einer vollständigen zusammenstellung desselben hier an den nötigen hilfsmitteln.¹⁾ Von masc. gehören hierher: *sunu*, gen.

¹⁾ Vgl. gramm. I, 640 ff.

sunā, dat. gewöhnlich *sunā*, aber auch *sunu* Beov. 344. Crist 635, nom. acc. pl. *sunā*, doch auch *sunu* Exod. 332. 341. Satan 648. Crist 91 und *sunō* Gen. 1615. Rätsel 47, 3. *Vudu*: dat. *vudā*, vgl. ausser den von Grein unter dem einfachen worte angeführten beispielen *bocvudā* Räts. 41, 106, *holtvudā* Phönix 171, daneben *vudu* in den poetischen Psalmen 73, 5; dagegen vom nom. acc. pl. ist mir kein *vudā* bekannt neben dem häufigen *vudu*, vgl. noch in den von Spelmann herausgegebenen Ps. 49, 11. 95, 12, ferner *bordvudu* Beov. 1243, *flōdvudu* Crist 854. *Medu*: dat. *meodo* Byrhtnoth 212. Beov. 604. Ob formen von *freoðo* (-u) noch hierher zu ziehen sind, oder ob dies wort schon überall als fem. (decliniert wie *yldo*, acc. auch *freoðe* wie *gife*) zu fassen ist, bleibt zweifelhaft. Von den übrigen kurzsilbigen ist nur nom. acc. sing. belegt. Von langsilbigen oder mehrsilbigen, welche lautgesetzlich das auslautende *u* verloren haben, sind zu belegen die dative *sumera* (häufig, vgl. Grein und Ettmüller); *vintra* (Metra 16, 14. Chron. Sax. 1013); *forda* (belege bei Bouterwek, Cādmon I, 321); *flōra* (Sat. 110, sonst *flōre*); *felda* (Byrhtn. 241. Dan. 170. Kemble 2, 46; dagegen *felde* Sal. 214), *herefeldā* (Andr. 10. 18. Elene 126), *vālfeldā* Äthelstān 51); *vealda* (Kemble 2, 228, in den gedichten stets *vealde*); *apostola* (Kemble 1, 114).¹⁾ Also nur *a*, denn auf *vintra* Ev. Marc. 13, 18 (Bouterwek) ist wegen der vocalschwankungen dieses denkmals kein gewicht zu legen. Dagegen kann ich für den nom. acc. pl. keine andere der *u*-declination angehörige form anführen als *vintru* Beov. 2209, sonst stets *vinter*; wenigstens hat man keine veranlassung das so häufig neben zahlwörtern vorkommende *vintra* (ebenso auch *wintra* in den nordhumbr. Ev. vgl. *wintra eða gero* Joh. 5, 5) für etwas anderes zu halten als den gen. Gewöhnlich fasst man *vintru* und *vinter* als neutrale formen auf. Sie sind aber, scheint es, die einzige veranlassung zur ansetzung des neutralen geschlechts neben dem männlichen für *vinter*. Wenigstens finde ich keine stelle, an der das geschlecht nicht entweder

¹⁾ Wie *apostol* wurde auch vielleicht *deofol* ursprünglich nach der *u*-declination flectiert. Der nom. plur. lautet Sat. 319 *deofla*, sonst *deoflu* und *deofol*. Das schwanken des geschlechts zwischen masc. und neutr. könnte damit zusammenhängen.

unbestimmt oder männlich wäre. Vielmehr ist *vinter* männlicher nom. pl. nach consonantischer declination, ebenso wie alts. *uuintar*, -er Hel. 15, 16 und altn. *vetr*. Das wort gehört unter die classe der ursprünglich consonantisch flectierten wörter. Feminina werden gewöhnlich nur zwei aufgeführt: *hond*: gen. dat. sing. und nom. acc. pl. nur *honda* (neben *hond* im dativ, consonantisch); *duru*, dat. *dura* überfall bei Finnsburg 14. Ev. Matth. 26, 71 (nach Etmüller), *hündura* And. 995 — *duru*, Sat. 98. 723. Ev. Matth. (Bouterwek) 26, 71, nom. acc. pl. *dura* Ps. Stev. 73, 5. 77, 23, ob auch *duru* ist zweifelhaft, weil sich meist nicht zwischen sing. und plur. scheiden lässt. Ausserdem aber bieten noch folgende formen nach der *u*-declination: *-laðu*: *äfter neodlaðu* Beov. 1320 (doch *vordläðe* acc. sing. Andr. 635. Crist 664); *lufu*: nur einmal acc. sing. *lufu* Hymn. 7, 30, sonst *lufe*; *feðer*: nom. acc. pl. *feðre*, *feðra* (*fiðera*), aber auch *fiðru*, gewöhnlich als plur. zu einem im sing. nicht vorhandenen neutr. angesehen, ein *fiðri* aber ohne die partikel *ge-* ist schwer zu denken; *varu* (custodia): acc. sing. *varu* Ps. 118, 17, sonst *väre*, dat. *vära* Edveard 3; identisch damit ist jedenfalls *-varu* civitas, bei dem das schwanken im nom. acc. plur. zwischen *vare*, *vara*, *varan* wahrscheinlich mit der ursprünglichen abwandlung des wortes nach der *u*-declination zusammenhängt; vgl. das in bezug auf *maga*, *vala* s. 345 gesagte. Als *u*-formen haben wir endlich noch aufzuführen die nom. acc. plur. *brôðru* (= got. *broþrjus*) Byrhtn. 191. Ps. 121, 8, beispiele aus Beda bei Dietrich, Hist. decl. 20, *gebrôðru* Byrhtn. 305 und *dohtru* Ps. 43, 15, woneben *dohtra* Gen. 1729, prosaische Ps. ed. Thorpe 44, 14.

Wir haben also im dat. sing. und nom. plur. *a* und *-u* neben einander, von denen nicht das eine aus dem andern entstanden sein kann. Zwar wird auslautendes *u* zuweilen zu *a* (vgl. oben s. 345), aber abgesehen von *fela* nur ausnahmsweise, und man müste es auch im nom. acc. sing. erwarten, wo es erst in den nordhumbrischen evangelien auftaucht (*suma*). Daher ist *a* = got. *au* zu setzen. Wichtig wäre es zu entscheiden, ob *u* aus *iu* entstanden ist. Gegen den ausfall des *i* (*j*) wäre nichts einzuwenden, aber man sollte erwarten, dass es umlaut hinterlassen hätte. Möglich wäre es aber immer, dass die analogie der andern formen denselben verhindert hätte.

Das friesische kennt nur *u*-formen auf *a*: *sunā* gen. sing. und nom. acc. plur.; *fretha* (*ferda*) gen. dat. sing. und acc. plur.; *honda* dat. sing. und nom. plur. Daneben stehen formen nach der *a*-declination und nach der schwachen und bei *hond* nach der consonantischen. Zur beurteilung der formen ist noch zu bemerken, dass *fretha*, *freda*, *ferda* auch als nom. acc. sing. erscheinen.

Es darf nicht übersehen werden, dass auch im got. im ganzen sing. ein schwanken zwischen *u* und *au* besteht. In das paradigma aufgenommen zu werden pflegt dasselbe für den vocativ. Aber auch nominative auf *-aus*, acc. auf *-au*, und umgekehrt dat. auf *u*, gen. auf *-us* sind ziemlich häufig, vgl. die belege bei Leo Meyer, Got. sprache s. 574. Hier wird man das schwanken kaum anders erklären als aus einer ausgleichung des unverständlich gewordenen wechsels zwischen diphthong und einfachem vocal, der doch keine deutliche unterscheidung der casus gab. Und es ist kein grund dieselbe erklärungs nicht auch auf das *-u* des westgermanischen anzuwenden, soweit es etwa nicht aus *-iu* entstanden sein sollte, so dass es sich also für uns nur noch um zwei verschiedene bildungsweisen *-au* und *-iu* handeln wird.

Die bisher versuchten erklärungen sind nun folgende. Scherer (zur gesch. 434 ff.) führt die formabweichungen auf ursprüngliche identität zurück. Er nimmt an, dass überall der gesteigerte stammauslaut *-av-*, *-aj-* zu grunde liege, in welchem sich das *a* gespalten habe, also *anstaji* zu **anstaji*, *anstai*—**anstiji*, *ansti*; **sunavi* sogar zu **sunavi*, *sunau*—**sunivi*, *sunju*—**sunuvi*, **sunū*. Die unmöglichkeit einer solchen willkürlich verschiedenen behandlung des *a*-lautes darf ich jetzt noch viel entschiedener behaupten, nachdem durch Brugman nachgewiesen ist, dass dem germanischen *e(i)*, *a* und *u* nicht bloss im gemeineuropäischen, sondern schon im indogermanischen verschiedene laute zu grunde liegen, da *i* auf *a₁*, *a* auf *a₂*, *u* auf nasalis oder liquida sonans zurückweist. Folglich ist eine lautliche vereinbarung der abweichenden formen unmöglich.

Dagegen nimmt Leskien (Declination 44) bei den *i*-stämmen eine ursprüngliche verschiedenheit der bildung an. Er führt got. *anstais*, *anstai* zurück auf **anstajas*, **anstaji* (oder schon vorgermanisch *anstais*, *anstai*), ahd. *ensti* auf **anstjas*, **anstji*

(gebildet wie ionisch *πόλιος, πόλι*), welche sich durch spaltung des *j* zunächst zu **anstjas, *anstji* erweitert hätten. Letztere annahme ist notwendig, wenigstens für den gen. Denn aus **anstjas* hätte **anstis* und daraus ahd. *anst* werden müssen. Ich will nicht entscheiden, ob sie berechtigt ist. Man darf sich nicht auf *frijana, sijau* berufen, denn hier wirkt der hochton mit, und die übliche erklärung von *harjis* ist schwerlich richtig. Ich bemerke, dass sich diese erklärungsweise auch in der *u*-declination für die formen auf *-u* anwenden liesse, welche Leskien nicht berücksichtigt oder auf *iu* zurückführt, z. b. got. *sunu* = indog. **sunwas, *sunwi* (gebildet wie *ἰχθύος*). Die formen auf *-iu* aber sieht sich Leskien genötigt als instrumentalformen zu fassen. Er nähert sich somit meiner auffassungsweise.

Um uns ein urteil über unsere frage zu bilden, müssen wir die ursprüngliche flexion der *i*- und *u*-stämme zu bestimmen versuchen. Bekanntlich werden die casusendungen entweder an die kürzere stammform auf *i, u* oder an die längere auf *ai au* angehängt. Diese doppelheit der formen erweitert sich zu einer dreiheit und wenigstens für den gen. und loc. sg. zu einer vierheit (vgl. Leskien, Decl. 27), indem einerseits *i(j)* und *u(v)* auch zu *ij* und *uv* zerdehnt erscheinen, anderseits nach *ai* und *au* der vocal des genitiv- und locativ-suffixes ausgestossen werden kann. Um die formenmannigfaltigkeit in den einzelsprachen zu erklären, nimmt man für viele casus einen beliebigen wechsel zwischen diesen verschiedenen bildungsweisen an, und da die zusammensetzung von stamm und casussuffix natürlich nicht erst in den einzelsprachen stattgefunden hat, so muss man, falls man die weiterentwicklung in den einzelsprachen auf rein lautliche momente zurückführen will, notwendig annehmen, dass die vierfache bildungsweise schon in der indogermanischen ursprache bestand, also z. b. nebeneinander gen. sg. *sunawas, sunaus — sunwas, sunwas*. Dabei hätten wir übrigens immer noch keine erklärung z. b. für die verschiedenheit zwischen dem got. nom. pl. *sunjus* und dem altbulgarischen *synove*. Denn got. *j* = europ. *e* weist auf *a*₁, altbulg. *o* auf *a*₂. Diese fülle gleichwertiger formen mag vielleicht mancher für die ursprache ganz angemessen finden. Aber Osthoff und Brugman haben von den *n*- und *r*-stämmen, sowie von verschiedenen andern

consonantischen stämmen bewiesen, dass dieselben ursprünglich jeden einzelnen casus nur auf einerlei weise, aus einer bestimmten stammform bildeten, und dass alle abweichungen davon in den einzelsprachen aus der wechselwirkung der verschiedenen casus auf einander zu erklären sind. Ein gleiches für die *i* und *u*-stämmen vorauszusetzen, sind wir gewiss in vollem masse berechtigt.

Es liegt nahe den unterschied zwischen *i*, *u* und *ai*, *au* dem zwischen schwacher und starker stammform zu vergleichen. Die erstere steht da, wo der accent ursprünglich auf das casussuffix, die letztere da, wo er ursprünglich auf den stamm fällt. Es würden also *ai* und *au* wie anderwärts durch den accent hervorgerufenene steigerungen sein. Diese lautliche erklärung würde wenigstens auf diejenigen wörter passen, welche den stammauslaut betonten. Nun sind die *u*-stämmen noch in dem uns vorliegenden sanskrit zum bei weiten grössten teile wie im griechischen oxytona. Nicht so überwiegend ist diese betonungsweise bei den *i*-stämmen. Dass sie es aber ursprünglich in höherem masse gewesen ist, unterliegt keinem zweifel. Die abstracta auf *-ti* betonen im vedadialect häufig noch dies suffix, während sie im classischen sanskrit den accent zurückgezogen haben, und die gewöhnliche form des suffixes im germ. (*-di-*), sowie die gestaltung der wurzelsilbe im germ. wie in andern sprachen weisen auf ursprüngliche betonung des stammauslautes hin (vgl. Verner, Kuhns zs. 23, 124; Brugman, Stud. 9, 299. 325).

Indessen diese sich zunächst darbietende auffassung kann nicht so unmittelbar gebilligt werden. Wir finden in den meisten fällen, wo der ungesteigerte stammauslaut im sanskrit erscheint, dass er, falls das wort ein oxytonon ist, den accent trägt: romsg. *kavis*, *sânîs*; acc. *kavim*, *sânûm*; instr. *kavîna*, *sânûna*; acc. pl. *kavîs*, *sânû's* (aus **kavîns*, **sânûns*); instr. *kavîbhis*, *sânûbhis*; dat. *kavîbhyas*, *sânûbhyas*; loc. *kavîshu*, *sânûshu*; gen. *kavînâm*, *sânûnâm* (mit secundärer dehnung); dat. du. *kavîbhyâm*, *sânûbhyâm*. Möglich ist es freilich und sogar nicht unwahrscheinlich, dass in den meisten fällen ursprünglich das casussuffix betont gewesen ist wie sonst in der stammabstufenden declination (z. b. **pitrbhyás* zu *pitá'*). Aber diese voraussetzung, für welche wir ausser der allgemeinen analogie und dem umstande, dass der gen. pl. auch oxytoniert vorkommt (*kavînám*), keinen

anhalt haben, ist ausgeschlossen bei dem. nom. und acc. sg., wo der accent von anfang an auf dem stammauslaut gelegen haben muss. Es ergibt sich daraus, dass es der accent nicht sein kann, was die steigerung des *i*, *u* zu *ai*, *au* veranlasst hat, und dass dafür ein anderes princip aufzusuchen ist.

Es ergibt sich aus den angeführten fällen zunächst das gesetz, dass der kurze stammauslaut ausnahmslos angewendet wird, wenn das casussuffix mit einem consonanten beginnt. Dieser regel fügen sich auch die speciell indischen neutralformen, die durch einschub eines *n* gebildet werden (gen. sing. *vārinās tālunas* etc.). Sie gilt ebenso in den übrigen indogermanischen sprachen. Die griechischen accusative *ἡδέα*, *ἡδέας* sind gewis jüngere analogiebildungen einerseits nach dem gen. und dat. sg., und nom. und gen. pl., anderseits nach den consonantischen stämmen (*πόδα* etc.). Wären sie altertümlich, so wäre der nasal, aus welchem *a* sich entwickelt hätte, von anfang an sonantisch (als vocal) aufgefasst. Die erklärung aus der analogie der übrigen casus ist ja aber unvermeidlich für den dat. (loc.) pl. *ἡδέσι* für *ἡδύσι* und ebenso *πόλεσι* für *πόλυσσι*. Entsprechend sind jedenfalls auch im abaktr. die accusative pl. *paçavô* (= *-as*), *paçvo*, *tanavô*, *tanvô* neben *tanâs* aufzufassen, und ebenso die vedischen *aryâs*, *paçvâs*. Es ist somit klar, woran auch wol niemand gezweifelt hat, dass im gotischen das *au* für *u* in den nom. und acc. sg. nur aus dem gen. und dat. und wahrscheinlich voc. eingedrungen sein kann. Eine analogie dazu im griechischen hatten wir schon im acc. *ἡδέα*. Noch weiter als im got. hat der diphthong, scheint es, fortgewuchert in den nomina auf *-εύς*, in welchen er sich durch alle casus hindurch verallgemeinert hat.

Bedingt nun aber ein folgender consonant die kürze des stammauslauts, so drängt sich die frage auf, ob nicht etwa umgekehrt ursprünglich ein folgender vocal die diphthongisierung nicht bloss gestattet, sondern sogar verlangt. Die bejahung dieser frage scheint der einzige weg, eine ratio in den complicierten verhältnissen zu finden, und ich denke, dass sich alle scheinbar entgegenstehenden schwierigkeiten beseitigen lassen.

Doch zuvor werfen wir noch einen blick auf diejenigen fälle, in denen gar kein suffix antritt, der stammauslaut also

auch den auslaut des wortes bildet. Im nom. acc. des neutrums herrscht allgemein der kurze vocal skr. *vá'ri*, *tá'lu* und entsprechend in den übrigen sprachen. Dagegen im vocativ des masc. und fem. steht im skr. der diphthong *kávê*, *sú'no* trotz der zurückziehung des accentus, die schon indogermanisch zu sein scheint (vgl. Brugman, Stud. 9, 370), woraus also wider hervorgeht, dass die steigerung nichts mit den accentverhältnissen zu tun hat. Beim neutr. schwanken *vá'rê* — *vá'ri*, *tá'lô* — *tá'lu*, begreiflicherweise, weil hier die einwirkung des nom. acc. wegen der suffixlosigkeit sehr nahe lag. Mit dem skr. stimmt das slavische und litauische, indem sie nur gesteigerte stammformen kennen, *akë*, *sunau*; *kosti*, *synu*. Das keltische hat gleichfalls steigerung bei den *u*-stämmen (*aido*). Im altbaktr. und griech. dagegen steht nur die ungesteigerte form, ebenso im got. bei den *i*-stämmen. Die *u*-stämme schwanken im got. zwischen *-au* und *-u*. Letzteres kommt nach L. Meyer, Got. spr. s. 574 11 mal vor, darunter aber 8 mal in fremdwörtern, während in echt deutschen wörtern *au* 8 mal steht, also entschieden überwiegt. Ziehen wir das resultat aus diesen tatsachen, so kann es kaum einem zweifel unterliegen, dass die gesteigerte stammform ursprünglich dem voc. allein zukam. Denn ein späteres eindringen des diphthongen wäre schlecht motiviert. Umgekehrt begreift sich die verdrängung desselben durch den einfachen vocal aus der einwirkung der mit dem voc. am nächsten verwanten casus, des nom. und acc. Der nom. hat ja in den jüngeren germanischen dialecten und, von der *a*-declination abgesehen, auch im lateinischen den acc. ganz verdrängt. Jedenfalls werden wir das *au* im gotischen voc. nicht ebenso erklären wie das zuweilen im nom. und voc. vorkommende. Vielmehr wird gerade erst von diesem *au* des voc. aus das eindringen in den nom. und acc. viel begreiflicher als nur vom gen. und dat. her.

Nun also wie steht es vor vocalisch anlautender flexionsendung? Im classischen sanskrit, womit im allgemeinen die gewöhnlichen formen der veden übereinstimmen, tritt wirklich in den meisten fällen das casussuffix an den gesteigerten stamm; wonach im loc. sg. das ganze nur aus dem voc. *i* bestehende suffix, im gen. der vocal des suffixes (*-as*) weggefallen ist: gen. sg. *kavé's*, *súnô's*; dat. *kaváyê*, *súnávê*; loc. (*kavá'u*)

sūndāu; nom. pl. *kavāyas*, *sūndvas*. Dagegen die kürze vor dem folgenden vocal in den entsprechenden halbvocal verwandelt erscheint im gen. loc. du. *kavyō's*, *sūnvō's* und im instr. sg. des fem. *gātyā*, *dhēnvā*. Ferner zeigt das fem. im gen. dat., loc. sg. neben den den masculinformen gleichgebildeten noch andere formen mit kurzem stammauslaute: *gātyās*, *dhēnvās*; *gātyāi*, *dhenvāi*; *gātyām*, *dhenvām*. Diese formen sind offenbar nach analogie der mehrsilbigen *i*- und *ū*-stämme gebildet. In den ersteren ist das *i* meist aus *iā* zusammengezogen, welche zusammenziehung nur vor folgendem consonanten eintritt und auslautend im nom., in den veden häufig auch im instr. Demnach sind zu *nadī* die regelrechten gen. dat. loc. *nadyā's*, *nadyāi*, *nadyām*. Nach dieser analogie sind zunächst die mehrsilbigen *ū*-stämme gebildet, wenn sie nicht von anfang an auf einer ähnlichen zusammenziehung beruhen. Wie auf die weiblichen *i*- und *u*-stämme, so wirkten sie auch auf die einsilbigen *i*- und *ū*-stämme ein und erzeugten bei ihnen entsprechende nebenformen, *bhiyā's*, *bhuvā's* neben *bhiyās*, *bhuvās* etc., während umgekehrt der nom. pl. *nadyās* nach *bhiyas* gebildet wurde. So können also formen wie *gātyās*, *dhēnvās* nichts für die ursprüngliche declination beweisen. Die einwirkung der *i*- und *ū*-stämme würde sich allerdings am leichtesten erklären, wenn **gātyas*, **dhēnvās* als vorstufen angenommen würden, doch könnte sie zunächst auch nur von dem in beiden wortclassen gleichgebildeten instr. ausgegangen sein.

Im Vedadialecct finden sich vom masc. wie vom fem. neben den normalen formen mit gesteigertem stammauslaut, die auch hier bei weitem überwiegen, solche mit kurzem¹⁾: gen. sing. *ariās* oder *aryās*, *avyas*, *jānyas* (zu *jāni* weib); *paçvās*, *mādhvas*, *krátvas*; *vāsvas*, *çiçvas*; dat. sg. *nirrtiyāi* (zu *nirrti* f. verderben), *dēvāhūtiē* (f. anrufung der götter); *krátvā* (nur einmal *krátavē*), *pāçvā* (neben *pāçavē*), *çiçvā*; nom. pl. *aryās*; *paçvās* (so gewöhnlich), *mādhvas*. Ferner finden sich auch vom masc. instrumentale ohne eingeschobenes *n* aus der kürzeren stammform gebildet: *ārmiā* (neben *ārminā*), *pavyā*; *krátvā* (häufiger als *krátunā*), *paçvā* (neben *paçunā*); *mādhvā* (neben *mādhunā*), *çiçvā*, *hānuā*. Einige wörter haben dergleichen formen auch im ge-

¹⁾ Die belege siehe bei Grassmann, Wörterbuch zum Rigveda.

wöhnlichen skr. So flectiert *pāti-* (herr): gen. *pátyus*, dat. *pátyê*, loc. *pátyâu*, instr. *pátyâ*; *sákhī-* (freund): *sákhys*, *sákhýê*, *sákh-yâu*, *sákhýâ*.

Es bestätigt sich also scheinbar das beliebige schwanken zwischen *j*, *v* und *aj*, *av* als das ältere. Kann aber nicht auch eine form aus der andern hervorgegangen sein? Und muss der kurze vocal das primitive sein? Bei den oxytona liegt in allen fällen, wo die kürzere stammform erscheint, der ton auf der flexionsendung mit ausnahme des dat. *paçvê*, in dem der accent zurückgezogen ist (aber auch einmal nom. *paçu*). Hieraus erklärt sich die ausstossung des *a* wie in so vielen andern fällen.¹⁾

Vor vocalisch anlautender flexionsendung entspricht also wirklich (und damit nehmen wir die hypothese, von der wir ausgingen, wider auf) der unterschied von *y*, *v* und *ay*, *av* dem zwischen schwacher und starker stammform. Die instrumentale *gátyâ*, *úrmyâ*, *dhênwâ*, *paçvâ* verhalten sich zu den nominativen pl. *gátayas*, *úrmaryas*, *dhênávas*, *paçávas* genau wie *pitrá* zu *pitáras*, wie *ukshná* zu *ukshánas*, wie *tudatá* (= **tudntá* mit sonantischem *n* nach Brugmans nachweis) zu *tudántas*, *praticá* (= **pratiñcá*?) zu *pratyáñcas*.²⁾

Der unterschied zwischen *y*, *v* und *ay*, *av* beruht also auf verschiedenheit des accentus, und wo in einem und demselben

¹⁾ Es freut mich zu constatieren, dass eine ähnliche annahme in beschränktem umfange schon von Bopp, Krit. gramm. d. sanskritsprache³ s. 114 anm. ausgesprochen ist: 'Fasst man aber *sákhây* überhaupt als das ursprüngliche thema, so lässt sich daraus die schwache form *sákhī* in derselben weise erklären, wie *dâtṛ* aus *dâtâr*.'

²⁾ Es kann überhaupt noch in vielen oder vielleicht in allen fällen, wo sich *i* (*y*), *u* (*v*) und *ê* (*âi*, *ay*, *ây*), *ô* (*âu*, *av*, *âv*) gegenüberstehen, der einfache laut mit demselben rechte als abschwächung aus dem diphthongen aufgefasst werden, wie jetzt gewöhnlich der diphthong als verstärkung des einfachen lautes aufgefasst wird. Denn es lassen sich in der regel fälle vergleichen, wo eine anerkannte abschwächung dem ursprünglichen laute gegenüber steht. Es verhält sich 1. sg. ind. praes. *dvêshmi* (√*dvish*), *tutó'rmi* (√*tur*) zu 3. pl. ind. praes. *dvishánti*, *túturati* (1. pl. *tuturmás*) wie *má'rjmi* (√*marj*) zu *mṛjánti*, *hánmi* (√*han*) zu *ghnánti*, *ásmi* (√*as*) zu *sánti* und *yunájmi* (√*yug*, praesensstamm *yuna*) zu *yunájánti*. Ferner 1. 3. sg. perf. *tutó'da*, *vê'da* (√*vid*), *niná'ya* (oder *nináya*, √*nī*) zu 3. pl. perf. *tutudús*, *vidús*, *ninyús* wie *dadd'ra* (√*dar*), *dadárça* (√*darç*), *tatána* (√*tan*) zu *dadrús*, *dadrçús*, *tatnús*.

casus ein schwanken der form besteht, beruht es auf einem schwanken des accentus, wie es sich auch bei den consonantischen stämmen zeigt. Wir haben nach Osthoffs und Brugmans untersuchungen allen grund anzunehmen, dass in keinem falle das schwanken des accents und somit auch das der stammform etwas ursprüngliches war. Vielmehr gab es eine ganz feste regel, die teils durch die tendenz nach zurückziehung des accents, teils durch ausgleichung der einzelnen casus unter einander, teils auch durch andere noch nicht ermittelte gründe im laufe der zeit gestört wurde. So ganz regellos sind die verhältnisse auch in dem uns vorliegenden sanskrit nicht. Der instr. sg. und der gen. loc. du. haben ausnahmslos die kürzere stammform und, soweit sie oxytona sind, den ton auf der endung; der loc. sg. ausnahmslos die längere und den ton auf dem stamme¹⁾, wenn wir von den nach der *a*-declination gebildeten nebenformen der feminina absehen. Im gen. und dat. sg. und im nom. pl. ist die betonung der endung mit kurzer stammform, abgesehen wider von den nebenformen des fem., immer nur eine seltene ausnahme, entweder nur vereinzelt vorkommend oder auf bestimmte wörter beschränkt. Der gen. pl. ist leider wegen der abweichenden bildung nicht ohne weiteres vergleichbar. Nach der sonst geltenden unterscheidung zwischen starken und schwachen casus, womit auch die accentverhältnisse bei den *i*- und *u*-stämmen übereinstimmen, sollten wir im nom. pl. *sūnāvās*, im sg. *sūnāvās*, *sūnāvé*, *sūnāvī* als die normalen formen erwarten. Wir werden daher unbedenklich die nominative *aryās*, *paçvās*, *mādhvas* als ausschreitungen nach analogie der übrigen casus des plur. betrachten (ähnlich wie lat. *patres* = *pitāras*, altn. *yxn* = skr. *ukshānas*), um so mehr, weil diese formen auch als accusative gebraucht werden und der acc. pl. im sanskrit in der regel zu den schwachen casus gehört. Im sg. mag allerdings wol **sunāvās*, **sunāvé*, **sunāvī* die allerursprünglichste betonung gewesen sein. Sie muss aber sehr frühzeitig vor der betonung des stammaslauts zurückgewichen sein. Dazu bieten die *n*- und *r*-stämmen teilweise analogieen. Neben dem loc. *ukshnī*, *udnī* findet sich *ukshānī* und mit abwerfung des casussuffixes im vedischen *udān*. Die stämme auf

¹⁾ *pātyāu*, *sākhyāu* kommen nicht in betracht. In ihnen kann das *y* nur ungehörig aus den andern casus eingedrungen sein.

-*man*- haben auch im gen. dat. die starke stammform nach zurückziehung des accentus: *brahmánas*, *brahmáne*. Die nomina auf -*tar*- haben im loc. die starke form: *pitári*, *dâtári*. In diesen fällen zeigt die vergleichung der übrigen sprachen, dass wir es mit einer speciellen abweichung des skr. zu tun haben. In der *i*- und *u*-declination ist die abweichung viel durchgreifender und es muss die frage aufgeworfen werden, ob sie erst auf speciell indischem boden entstanden ist oder etwa in die zeit der indogermanischen sprachgemeinschaft zurückreicht, ob demnach die oben s. 438 angeführten vedischen nebenformen mit betonung der flexionssilbe als altertümliche reste zu betrachten sind oder als jüngere ausschreitungen nach dem muster teils des instr., teils der sonstigen stammabstufenden declination. Mit dieser frage hängt auf das engste die zweite zusammen, ob die ausstossung des casusvocals im gen. und loc. speciell indisch oder indogermanisch ist. Im gen. finden ausnahmen von der ausstossung nur statt bei betonung des casussuffixes oder der wurzelsilbe (*paçvás*, *pátyus*), aber nicht bei betonung des stammauslauts, so dass also für die einstige existenz von formen wie **kaváyas*, **súnávas* auf indischem gebiete kein anhalt gegeben ist. Dagegen im loc., wo beispiele für die betonung des casussuffixes -*i* mangeln, liefern in der *u*-declination die veden noch beispiele für erhaltung des casussuffixes bei betonung des stammauslautes oder der wurzel: *súnávi*, *sánavi* (von *sánu* gipfel), *vishnavi*, *pávîravi*, *trasa-dasyávi*. Bei diesen formen können wir widerum schwanken, ob wir sie für altertümliche nehmen sollen oder für analogiebildungen nach der gewöhnlichen declination. Formen mit ausstossung des *i* finden sich, wie schon bemerkt, auch von den *n*-stämmen, aber auf die veden beschränkt: *udán*, *múrdhán*, *çîrshán* (vgl. Osthoff, Beitr. III, 34), womit Brugman (Stud. 9, 392 anm.) die griechischen infinitive auf -*μεν* vergleicht. Dazu kommen einige adverbial gebrauchte formen *parut* (= *πέρυτοι*), *antár* (= lat. *inter*) *prâtár* (früh), *ushár*-, vgl. Brugman a. a. o. Wir dürfen uns für die altertümlichkeit der abweichenden formen mit erhaltung des casusvocals und betonung desselben nicht danach entscheiden, dass sie in den veden überliefert sind und im klassischen sanskrit untergegangen. Denn die normalen formen sind eben so früh überliefert, und es kommt sehr häufig vor,

dass störungen des ursprünglichen, die in einer älteren periode eingetreten sind, in einer jüngeren wider zurückgedrängt werden. Bei einer solchen art von beweisführung würde man auch zu dem in sich widersprechenden resultate gelangen, dass *sânávi* altertümlicher sei als *sând'u*, aber *udán* altertümlicher als *udáni* oder *udni*. Die entscheidung kann nur mit hülfe der vergleichung der verwanten sprachen versucht werden.

Bevor wir aber zu dieser übergehen, müssen wir noch die in den veden vorkommenden formen mit dem stammauslaut *-uw-¹⁾* erledigen. Dieselben sind meiner überzeugung nach nicht eine dritte von anfang an neben denen auf *av, v (u)* stehende bildung, noch sind sie aus einer von diesen beiden lautlich entwickelt. Vielmehr sind sie nach analogie der stämme auf *-û-* gebildet. Die formen kommen hauptsächlich nur von adjectiven vor. In der regel sind sie auf das fem. beschränkt, z. b. gen. sg. *çundhyívas*, aber masc. *çundhyávas*; nom. pl. *ayívas*, aber masc. *ayávas*. Zu diesen formen gehören offenbar nominative auf *-ús*, welche vielfach belegt sind, in denen die dehnung durch das streben nach unterscheidung des fem. vom masc. nach analogie der *a*-stämme hervorgerufen ist (vgl. Brugman, Stud. 9, 397 anm). Es ist begreiflich, wenn solche formen im nom. pl. bisweilen auch in das masc. übertragen werden: *madhyâ-yívas*, *mitra-yívas*, *raghu-drívas*. Es kommt dazu, dass es ja auch adjectiva composita auf *ús* (auch für das masc.) gab, deren analogie um sich greifen konnte. Zu den angeführten beispielen ist übrigens der nom. oder acc. sg. nicht belegt. Zu *w* zerdehnt wird also nur das lange *û* (unversehrt bewahrt in *ghṛta-p'as*, d. i. *-pá'as* nom. pl. 843, 10).

Wir wenden uns zu der anfügung der vocalisch anlautenden casusendungen in den übrigen sprachen. Das altbaktrische, über das ich freilich nur nach den angaben in Schleichers compendium urteilen kann, stimmt im wesentlichen zu dem älteren skr., insofern es auch verschiedene schwankungen zeigt. So schwankt der gen. zwischen *paçëus* (*aos, áus*) und *paçvô* (*-aç-ka*), während für die *i*-stämme nur *patôis* angegeben ist; der dat. zwischen *patthyê* (m.), *paçve* und *âfritayê* (f.), *paçavê*;

¹⁾ Formen mit *-ij-* von stämmen, die im nom. kurzés *i* haben, existieren meines wissens nicht.

der nom. acc. pl. zwischen *patayô* (-aç-ka), *paçavô* und *paithyô* *paçvô*. Auch im instr., der im sanskr. stets von der kürzeren stammform gebildet wird, soll nach comp. § 258 neben *paçva* noch *paçava* stehen, für die *i*-stämme wird nur *pataya* angegeben. Bemerkenswert ist, dass genetivformen wie **patayo*, **paçavô* auch hier nicht vorzukommen scheinen. Im loc. der *u*-stämme stehen wie in den veden formen mit und ohne casussuffix nebeneinander: *tanvi* und *peretâo*; die *i*-stämme sind wie im skr. der analogie der *u*-stämme gefolgt. Der loc. du. zeigt wie im skr. nur die kürzere stammform: *paithyâo*, *paçvâo*. Wichtig ist, dass wir vom gen. pl. noch formen ohne einschlebung des *n* haben, und diese bieten, wie wir es nach aller sonstiger analogie erwarten müssen, die kürzere stammform: *paçvâm*, *thryâm* (*trium*). Ferner wird uns hier der im skr. fehlende¹⁾ abl. geboten: *âfritôit*, *tanaot* (-êut), daneben aber *tanvat*, *tanavat*. Es lassen sich daraus keine sichern schlüsse auf die ursprüngliche gestalt dieses casus ziehen.

Indem wir zu den europäischen sprachen übergehen, müssen wir zunächst feststellen, in welcher weise die verschiedenen stammformen einer jeden einzelsprache denen des skr. lautlich entsprechen. Das ist nicht so ganz einfach zu entscheiden. Wir müssen dabei an einer dreifachen spaltung festhalten: skr. -ai-, -au- (mit ausstossung des vocals aus dem casussuffix) — -ay-, -av- — -y-, -v-. Im griech. ist die erste art nicht vertreten²⁾, die dritte liegt vor in ionisch *πόλιες* und in *ιχθύες* etc., folglich müssen wol bildungen wie *πόλιες* aus *πολλεις*, altion. *πόληες* (= *πόληεις*) und *ἰδίεις* = *ἰδέεις*, altion. *ἰδῆεις* (= *ἰδῆεις*) der zweiten entsprechen. Auf dem gebiete der italischen sprachen ist die dritte leicht erkennbar: lat. *maria*, *marium*; *cornua*, *cornuum*. Die erste zeigt sich am deutlichsten

¹⁾ Benfey, kl. skrogrammatik § 451 führt allerdings als einziges beispiel die form *vidyôit* aus dem stamme *vidyu-* an. Ist diese form authentisch, so kann sie wol kaum für etwas anderes als für eine späte analogiebildung nach dem abl. der *a*-stämme angesehen werden, die sich an den gen. *vidyôis*, der sonst in ablativischer bedeutung gebraucht wurde, anlehnte. Das Petersb. wörterb. hält sie für künstlich zurecht gemacht.

²⁾ Man müßte denn voc. *βασιλεῦ* heranziehen, aus welcher form aber wegen der bei dieser classe von wörtern durch alle casus durchgeführten ausgleichung keine weiteren schlüsse gezogen werden können.

in den oskischen genetiven *Herentateis*, *castrous*. Die zweite scheint zu fehlen. Dabei ist noch das misliche, dass sich nicht entscheiden lässt, ob *-eis* (lat. *es, eis, is*) unmittelbar aus *-ais* hervorgegangen oder erst durch assimilation aus *-ois* entstanden ist. Im lit. liegt die erste art vor in *akė's*, *sunais* (gen. sg.) und *akė'* (= **akai*), *sunai* (voc.) die dritte in *akiu*, *sunu* aus **sunvu* (gen. pl.), die zweite nicht nachzuweisen. Im slav. ist die erste vertreten durch *pati*, *synu* (gen. loc. voc. sg.). Altbulg. *u* geht zurück auf *ou*, *au*; *i* kann auf *ei* zurückgehen, aber im auslaut auch auf *ai*, dem sonst *ě* entspricht, und für das letztere spricht das litauische. Die zweite art ist bei den *u*-stämmen durch die formen *synovi*, *synove*, *synovū* (dat. sg. nom. gen. pl.) vertreten, während die dritte fehlt; bei den *i*-stämmen bleibt zu untersuchen, ob *patije*, *patijī* aus älterem *patīje*, *patījī* (nom. gen. pl.) der zweiten oder mit Leskien der dritten zuzuweisen sind. Das germanische bietet die erste zweifellos in got. *anstais*, *anstai*, *sunaus*, *sunau*. Aber welche formen der zweiten, welche der dritten zuzuweisen sind, ist wider eine schwierige frage.

Soviel ergibt sich wol aus diesen zusammenstellungen mit sicherheit, dass die diphthonge *ai* und *au* im europäischen unversehrt bewahrt, nicht in *ei* und *eu* gewandelt waren. Allein wie steht es mit der behandlung des *a* vor *j* und *v*? Ziehen wir die analogie der *n*- und *r*-stämmen herbei. In den ersteren zeigen die starken casus *a(o)*, die schwachen teils syncope wie im skr., teils *e*; in den letzteren dagegen die starken *e*, die schwachen stets syncope. Das griechische spricht dafür, dass sich unsere stämme wie die *r*-stämmen, das slavische, dass sie sich wie die *n*-stämmen verhalten. Ich finde keine recht befriedigende lösung dieses widerspruches. Will man sich zu gunsten des slavischen entscheiden, so bleibt kaum etwas anderes übrig als anzunehmen, dass im griech. die starke stammform ganz verloren gegangen ist, und dass dann die formen mit *ε* oder (durch dehnung unter einfluss des folgenden *j* oder *f*) *η* die schwachen sind, während die mit *i* oder *υ* ursprünglich nur den casus mit consonantisch anlautendem suffix zugekommen sind und von diesen aus sich verallgemeinert haben. Diese annahme ist allerdings nicht unbedenklich. Aber anderseits ist sonst schwer mit dem slavischen *o* auszukommen.

Dieses könnte etwa statt des correcten *e* aus dem *o* des diphthongen *ou* im gen., loc. voc. eingedrungen sein, was mir aber deshalb nicht sehr wahrscheinlich ist, weil der stammauslaut in diesen casus schon zu eng mit dem casussuffix verwachsen und zu verschieden von dem in den übrigen casus gewesen sein würde, als dass er leicht auf denselben hätte einwirken können. An und für sich ist es auch nach den sonstigen analogieen wahrscheinlich, dass das betonte *a* vor folgenden *j* oder *v* nicht anders behandelt ist als im diphthongen, so dass wir danach europäisch *aj* (*aj*), *av* (*ov*) zu erwarten hätten. Je nach der entscheidung über diesen punkt wird auch die erklärungs der einzelnen formen ausfallen müssen.

Die ursprünglichen verhältnisse sind stark durch ausgleichung zwischen den einzelnen casus zerstört. Dass diese ausgleichung besonders im griech. gewirkt hat, erhellt daraus, dass wir hier eine fast vollständige durchführung der gleichen stammform durch alle casus antreffen, wie sie die übrigen sprachen nicht kennen, und eine gleichfalls speciell griechische sonderung, bei den *i*-stämmen nach dialecten, bei den *u*-stämmen nach den verschiedenen wörtern. So werden wir auch kein bedenken tragen die formen des gen. und loc. sg. für jüngere bildungen zu erklären. In den litauischen und slavischen formen des gen. *akė's*, *sunais* — *pąti*, *synu*¹⁾ kann der vocal des casussuffixes nicht erst innerhalb des sonderlebens dieser sprachen geschwunden sein (Leskien, Decl. 27. 28). Ebenso wenig in den slavischen locativformen *pąti*, *synu*¹⁾. Diese formen entsprechen den normalen sanskritformen auf *-ais*, *-aus*, *-au* (auch für *-ai* eingetreten). Dazu stimmen der oskische gen. *Herentateis* und dat. *Herentatei* und der allerdings einzige gen. *castrous*, ferner die umbrischen genetive auf *-er* und *-or*. Die lateinischen formen der *i*-stämmen widersprechen nicht, ohne dass sich jedoch wegen der frühzeitigen vermischung mit den consonantischen etwas bestimmtes über sie feststellen liesse. Von den *u*-stämmen sind allerdings die am frühesten nachzuweisenden formen *senatuos*, *senatui*, also in der bildungsweise übereinstimmend mit griech. *ἰχθύος*, *ἰχθύι*. Indessen ist es

¹⁾ Im lit. ist der loc. *akyjė*, *sunujė* abweichend gebildet, worüber Leskien s. 45.

mit rücksicht auf die oskischen und umbrischen formen dennoch wahrscheinlich, dass dieselben erst nach analogie der consonantischen declination entstanden sind; und ferner bleibt es zweifelhaft, ob die erst später nachweisbaren formen *senatūs*, *senatū* wirklich aus ihnen durch contraction hervorgegangen sind und nicht vielmehr auf *-ous*, *-ou* zurückgehen. Im got. könnte der vocal des casussuffixes erst durch wirkung des auslautgesetzes verloren gegangen sein, braucht es aber nicht. Die erstere möglichkeit würde sogar wegfallen, falls europäisch *e* der vertreter des betonten *a* vor consonant wäre. Nach alledem sind wir genötigt *-ais*, *-aus*, *-ai*, *-au* als endungen des gen. und loc. schon gemeinindogermanisch anzusetzen.

Besser als im griech. und lat. sind die ursprünglichen verhältnisse in den nördlichen sprachfamilien bewahrt. Doch fehlt es auch hier nicht an störungen. Leskiens erklärang der litauischen nom. pl. *ákys* und *sūnūs* aus **akijas* und **sunūvas* (Decl. 78. 80) scheint mir sehr bedenklich, weil es, wie wir gesehen haben, für die ansetzung solcher formen an der gehörigen basis fehlt. Sollte hier nicht die analogie der weiblichen *a*-stämme eingewirkt haben, die Leskien auch zur erklärang der locativformen herbeizieht? Man sehe die gleichung *ránkos* (älter *ránkās* nom. pl.) — *rankūs* (acc. pl.) = *sūnūs* — *sūnūs* = *ákys* — *akīs*. Im altbulg. hat eine ausgleichung zwischen nom. und gen. pl. stattgefunden. Das *o* in *synovū* ist aus *synove* (= *sunúvas*) eingedrungen. *Paťije* und *paťijī* werden von Leskien (78) auf **pantijas* und **pantijām* zurückgeführt. Ich glaube, dass wir dieser formen entraten können wenn wir annehmen, dass *i* (älter *ī*) vor *j* aus europäisch *e* entstanden ist. Je nachdem man in letzterem die vertretung des indog. betonten *a* oder die des unbetonten sieht, wird man annehmen, dass es aus dem nom. in den gen. oder dass es aus dem gen. in den nom. gedrungen ist.

Dieselbe ausgleichung zwischen nom. und gen. pl. liegt im germ. vor. Für die *i*-declination braucht dieselbe allerdings nicht angenommen zu werden, wenn wir als europäische grundformen **anstéjas*, **anstjām* (oder *-ôm*)¹⁾ ansetzen, wol aber, wenn

¹⁾ Ausgehen muss man von der ahd. form *enstio*; got. *anstē* folgt doch wol der analogie der consonantischen stämme.

**anstájas*, **anstejám* zu grunde liegen. Für die *i*-declination ist sie notwendig zu statuieren. Ist *sunávas* als europäische grundform für den nom. anzusetzen, so könnten die ags. und afries. formen auf *-a* unmittelbar darauf zurückgeführt werden (*-aus*, *-ôs*, *-ô*, *-a*) und würden die altertümlichsten sein, die vom gen. noch nicht beeinflusst wären. Sehr wahrscheinlich aber ist das nicht wegen der beschränkung auf diese beiden dialecte und der im ags. daneben stehenden formen auf *-u*.

Die genitive und dative auf *-i* und die dative auf *-iu*, *-i*, *-u* lassen sich also nach unseren ausführungen nicht lautlich aus der diphthongischen urform erklären. Sie könnten aber vielleicht wie die entsprechenden griechischen nach analogie der consonantischen declination und mit anlehnung an die stammform der übrigen casus gebildet sein. Hiergegen erheben sich gewichtige bedenken. Das altn. würde mit dem westgermanischen in einem merkwürdigen, an und für sich nicht sehr wahrscheinlichen vorgange zusammengetroffen sein, der dem got. fremd geblieben wäre. Dieser vorgang müste schon in eine sehr frühe zeit, vor den ausfall des *a* in der endsilbe gesetzt werden. Und was das unwahrscheinlichste ist, ein teil des westgerm. (ags. afries.) müste die älteren formen, die das got. allein hat, daneben noch bewahrt haben. Gewis würde sich die verteilung der beiden bildungsweisen unter die verschiedenen dialecte besser begreifen, wenn wir annehmen, dass sie im urgerm. beide nebeneinander vorhanden waren, sodass dann in den einzelnen dialecten bald die eine, bald die andere verdrängt wurde. Dies nebeneinander begreift sich aber am ersten aus ursprünglicher functionsverschiedenheit. Weiter wäre es sonst auffallend, dass sich die analogie bei den *u*-stämmen nicht auf den gen. erstreckt hätte, der nur bei den *i*-stämmen, und zwar nur im westgerm. zum dat. stimmt. Ferner, wenn eine anlehnung an die übrigen casus hätte stattfinden sollen, so mussten gewis noch solche nicht bloss im pl., sondern auch im sg. existieren. Dann aber liegt es doch gewis näher, dass in den vom got. abweichenden dativen ein anderer casus als der loc. erhalten ist. Die analogie der *u*-declination, auf die ich noch weiter unten zu sprechen komme, tritt hinzu.

Es wäre nun möglich formen wie *suniu* mit Leskien für instrumentale zu halten, also zunächst hervorgegangen aus

**sunivu*. Aber was fangen wir mit *sunī* (*henti*), altn. *synī* an? Der abfall des *u* von *suniu* wäre unmöglich, wenn bereits ein *u* dahinter geschwunden wäre. Möglicherweise (jedoch nicht notwendig, da in der abwerfung und beibehaltung des *a* allerhand unregelmässigkeiten vorkommen) ist das nebeneinanderstehen der formen *suniu* — *sunī* (*henti*) im ahd. so zu deuten, dass die erstere instrumental, die letztere ein anderer casus ist. Dieselbe ist, wenn wir die lautgesetze berücksichtigen, der form *ensti* völlig parallel, und es verdient daher eine auf beide passende erklärang den vorzug vor einer andern. Gegen die möglichkeit darin ablative zu sehen sind verschiedene bedenken geltend gemacht, die besonders in Leskiens untersuchung über die declination enthalten sind, auf die ich um so mehr eingehen muss, weil sie ebenso der annahme eines abl. vom fem. der *a*-declination widerstreiten würden.

Zunächst kommt die verschiedenheit der bedeutungen des dat. und abl. in betracht, die allerdings von haus aus beinahe entgegengesetzt sind. Demungeachtet aber haben sich bald. berührungen eingestellt, welche durch die formgleichheit im du. und plur. begünstigt sind. Wenn der abl. in andern sprachen eine nähere verwantschaft mit dem gen. zeigt, so ist das im germanischen durchaus nicht der fall. Ich wüste nur einen fall, im welchem der gen. wie im griech. die function des abl. vertritt, die zeitbestimmungen wie *des tages*, *nahtes* etc. Diese gebrauchsweise aber scheint gar nicht sehr alt und aus der partitiven bedeutung des gen. zu erklären. Dem got. ist sie noch fremd. Es steht statt dessen der dat., welcher überhaupt sämmtliche ursprünglich dem abl. zukommenden functionen vertritt: bezeichnung der richtung woher? art und weise; zeitbestimmung; abl. absolutus. Es ist daher nicht abzusehen, warum in den sogenannten dativen nicht eben so gut ablativformen wie locativformen erhalten sein könnten.

Aber Leskien führt s. 35 ff. aus, dass der abl. im indogerm. nur von den männlichen und neutralen *a*-stämmen gebildet sei. Seine ansicht ist die, dass gen. und abl. ursprünglich nur beim pron. unterschieden seien. Das subst. habe nur eine form für beide gehabt, und zwar die männlichen und neutralen *a*-stämme die ablativform, die übrigen die genetivform. Die ursprünglichen verhältnisse seien bewahrt im lit. und slav. (gen. *vilko*,

vřka aus **vrkāt*). Darauf habe sich im indischen, eranischen, griechischen und germanischen bei den männlichen und neutralen *a*-stämmen noch eine eigentümliche genetivform nach analogie des pron. entwickelt. Die durchgeführte unterscheidung zwischen gen. und abl. im zend und im lat. sei erst secundär. Dagegen ist zunächst zu erinnern, dass doch die übereinstimmung der vier genannten sprachen für die ursprünglichkeit der genetive auf *-asja* auch beim subst. schwer ins gewicht fällt, wogegen das zeugnis bloss des slav. und lit. (denn lat. und kelt. stehen mindestens nicht im wege) wenig besagen will. Wenn es Leskien auffallend findet, dass die genetivformen in den letzteren sprachen verdrängt sein sollten, so könnte man die frage entgegenhalten: was veranlasste die verdrängung derselben im pron., wo sie doch auch nach Leskien ursprünglich waren? Ferner scheint doch auch im griech. der abl. in adverbialbildungen nicht ausschliesslich auf die *a*-stämmen und ihre analogie beschränkt zu sein; vgl. Gerland in Kuhns zs. 9, 36 ff. und Kissling ib. 17, 197. Am wichtigsten aber ist folgende erwägung. Im du. und pl. wird der abl. auch im skr. nicht durch dieselbe form wie der gen. bezeichnet, sondern vielmehr durch dieselbe wie der dat. Daraus folgt mit notwendigkeit, dass gen. und abl. von hause aus im sprachbewusstsein als zwei besondere casus existiert haben, also auch ihre besondere bildungsweise gehabt haben müssen, dass wir demnach die sonderung überall als das ursprüngliche, die vermischung als das secundäre betrachten müssen. Hätte nicht auch, wenn bei den meisten stämmen die genetivform auch den abl. mit vertreten hätte, die erstere im germ. so gut wie im griech. die function des letzteren behaupten und auch bei den *a*-stämmen an sich reissen müssen. Dass dies nicht geschehen ist, könnte wol nur daraus erklärt werden, dass sich, wie es Leskien für das lat. annimmt, der abl. von den *a*-stämmen aus auf die übrigen verbreitet hätte. Die syntaktischen verhältnisse weisen also jedenfalls auf die einstige existenz eines abl. im germ.

Ein umstand ist es allerdings, der mir die richtigkeit meiner hypothese zweifelhaft macht. Es lässt sich nicht erweisen, dass die indogermanischen grundformen **-awat*, **-ajat* gelautet haben, wie wir voraussetzen müssten, und nicht vielmehr **-aut*, **-ait*. Die lateinischen formen auf *-ud*, *ed* scheinen

auf letzteres zu deuten; indessen ist auf diese wenig gewicht zu legen, da auch im nom. pl. *-us, -es (-eis, -is)* steht. Aber auch im zend sind die formen mit diphthong die normalen und im skr. würde sich der zusammenfall mit dem gen. am besten erklären, wenn der abl. demselben ursprünglich vollkommen analog gebildet war. Doch bleibt immer nach dem altbaktr. *paçvat* die möglichkeit der existenz eines abl. wie **sunevat* auf europäischem gebiete. Ich ziehe es immerhin vor, eine solche form zu hülfe zu ziehen, auch wenn sie der ursprünglichen nicht lautlich entsprechen, sondern erst etwa nach analogie des instr. gebildet sein sollte, weil wir so einen ursprünglichen functionsunterschied für die doppelformen gewinnen.

Am wenigsten zweifelhaft scheint mir, dass der gen. der weiblichen *i*-stämme nur durch ausgleichung an den dat. entstanden sein kann. Ueber etwaige directe entsprechungen, welche die got. formen auf *-ais, -ai* im westgerm. haben, vgl. s. 396.

Nach alledem möchte ich das schwierige gebiet der *i*- und *u*-declination im indog. der aufmerksamkeit aller forscher dringend empfohlen haben.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, die schicksale des got. *a* im auslaute zu erörtern. In den meisten fällen entspricht demselben ein *u*, welches teilweise mit *o* wechselt, nicht bloss im ahd. (vgl. Scherer, Gesch. 116 und Braune, Beitr. 2, 158), sondern überhaupt in allen übrigen dialecten. Dies *u* ist in den uns vorliegenden quellen bereits vielfach abgefallen. Der abfall erfolgt nach bestimmten gesetzen, die allerdings in folge der formenausgleichung mehrfache ausnahmen erleiden, was ich meinem freunde Sievers zu untersuchen überlasse.

Die fälle sind folgende: 1) Nom. acc. pl. neutr. der *a*-declination: got. *vaurda, blinda* = ahd. *uort blint (blintiu)*; alts. *word, fatu, blind (blindu)*; ags. *vord, fatu, blindu*; altn. *lōng, lōnd*.

2) dat. sg. masc. und neutr. der adjectiva und pronomina: got. *blindamma* = ahd. *blintemu (o)*; alts. *blindumu, blindum*,

un, -on); ags. *blindum*; afries. *blinda* (zunächst aus *blindan* wie im dat. pl.); altn. *blindum* (nur im masc.).

3) Nom. sg. der weiblichen *a*-stämme: got. *giba, blinda* = altn. *gjöf, blind (löng)*; ags. *gifu, blind(u)*; alts. *blind*; ahd. *blint (blintiu)*. Beim subst. ist im ahd. und alts. (afries.) die form des acc. in den nom. getreten, vgl. s. 339. Reste der alten nominativformen sind *buoz, wüs, halp*, die feminina auf *-in* (neben *-inna*, accusativform) wie *kuningin* etc., welche alle dann auch wie die got. und altn. nominativformen für den acc. verwendet werden; ferner die abstracta auf *-unc* bei Kero und Is. mit übertritt in das masc. (vgl. J. Schmidt in Kuhns zs. 19, 283 anm.).

4) 1. sg. ind. praes. der st. verba und der schw. nach der ersten classe: got. *giba* = ahd. *gibu*; alts. *gibu*. Ags. ist allerdings die gewöhnliche form *gife*, welche nach den jüngern westsächsischen quellen allein in das paradigma gesetzt zu werden pflegt. Aber ältere nordhumbrische quellen, insbesondere die psalmen haben durchgängig *gifu*. Das *e* ist also entweder erst in jüngerer zeit aus *u* entstanden, wofür es aber an einer analogie fehlt, oder (und das ist mir das wahrscheinlichere) gar nicht lautlich entwickelt, sondern aus der zweiten und dritten person eingedrungen. Ähnlich wird es sich im altn. verhalten. Der vocal selbst ist hier überall geschwunden. Weil in der wurzelsilbe umlaut erscheint, z. b. in *fer* (= ahd. *faru*) hat man angenommen, dass ein älteres **feri* etc. zu grunde liege. War der abgefallene vocal wirklich *i*, so kann dasselbe doch erst in jüngerer zeit an stelle eines andern vocals getreten sein. Denn wenn es von anfang an bestanden hätte, so müste es auch das *ë* der wurzelsilbe in *i* gewandelt haben. Es heisst aber *get*, allerdings auch in der 2. 3. sing. *getr*. Allein dies verhältnis lässt sich wol nur so erklären, dass *getr* aus **gitr* durch angleichung an die 1. sg. und den ganzen plur. entstanden ist. Der plur. allein würde schwerlich die wirkung gehabt haben, mit seinem *e* ein durch den ganzen sg. durchgehendes *i* zu verdrängen. Bei den verben mit umlautsfähigem wurzelvocal ist die conformität im sg. auf dem entgegengesetzten wege eingetreten, indem der umlaut aus der 2. und 3. in die 1. person eingedrungen ist, Es ist durchaus nicht nötig anzunehmen, dass der endvocal *i* in der letzteren

jemals vorhanden gewesen ist. Vielmehr kann die ausgleichung erst nach ausstossung der endvocale eingetreten sein, und das ist das wahrscheinlichere. Es kommt dazu, dass im schwed. und dän. der ganze sg. keinen umlaut hat, was sich am besten so erklärt, dass hier umgekehrt ebenso wie in *geta* die 1. person in verbindung mit den übrigen formen für den wurzelvocal der zweiten und dritten massgebend geworden ist; vgl. Edzardi in diesem bande s. 155. Die ursprüngliche beschaffenheit der endung ist so nicht zu ermitteln. Jedenfalls steht nichts im wege, dafür *-u* anzusetzen.

5) Instr. (abl.) sg. der männlichen und neutralen *a*-stämme: got. *daga* = ahd. *tagu*; alts. *dagu*; altn. nur im neutr. der adjectiva, dativisch verwendet *blindu*; ags. abweichend *däge*, *blinde*. Diese abweichung ist nicht mit der in der 1. sg. auf gleiche stufe zu setzen, indem uns hier nicht im ags. selbst noch ein älteres *u* vorliegt. Beim subst. könnte die form einfach als dat. angesehen werden, aber nicht beim adj. Anzunehmen, dass von der substantivischen dativform her das *u* beim adj. durch *e* verdrängt sei, scheint mir doch etwas gewagt. Wir müssen also doch darin vielleicht eine alte verschiedenheit sehen, die wir einstweilen nur constatieren können. Dass dem ahd. instr. das got. *daga* entspricht, hat zuerst Braune erkannt. Es ist nach den lautgesetzen klar, dass der instr. im got. nicht anders gelautet haben kann, und es muss denselben in dieser form auch derjenige anerkennen, welcher gleichzeitig darin den ächten dat. oder loc. sieht, welcher dann lautlich damit zusammengefallen wäre.

Westgerm. und altn. *-u* kann ausserdem = got. und urgerm. *-u* sein. Nur ein *-u* gibt es, dem im got. weder *-u* noch *-a* gegenüber steht, im dat. sg. fem. der *â*-stämme und der adjectiva und pronomina: ahd. *gebu* (*-o*), *blinteru*, *deru*; alts. entsprechend; altn. *gjöf(u)*, aber *blindri*, *þeirri*; ags. dagegen *gife*, *blindre*, *þære*. Im got. entspricht *gibai*, *blindai*, *þizai*. Dass aus ursprünglichem *-ai* niemals etwas anderes entstehen kann als westgerm. *-e*, altn. *-i*, ist von Braune ausser zweifel gestellt. Dass anderseits westgerm. altn. *-u*, soweit es nicht ursprünglich ist, stets auf ein verkürztes *â* (*ô*) zurückgeht, welches im got. als *-a* erscheint, ist aus den oben angeführten vergleichen klar. Die directe entstehung eines *u* aus *ai* wäre auch lautphysiolo-

gisch nicht denkbar. Es kann nur noch in frage gezogen werden, ob die doppelformen *-ai* und **-a* (*-o*, *-u*) sich dadurch auf dieselbe grundform zurückführen lassen, dass man eine sehr frühzeitige verschiedenheit in der behandlung des auslauts zwischen dem got. einerseits und dem altn. und westgerm. anderseits annimmt. Aber abgesehen davon, dass wir auf unlösliche schwierigkeiten stossen würden, wenn wir versuchen wollten auf diese weise irgend ein gesetz zu finden, so enthebt uns das altn. jedes zweifels hierüber. Hier haben wir die doppelformen neben einander; denn *þeirri*, *blindri* entsprechen in bezug auf die endungen genau den got. *þizai* und *blindai*, *gjöf(u)* dagegen dem ahd. *gebu*. Da nun nicht in ein und demselben dialecte bei ein und derselben form eine verschiedene behandlung des auslauts stattgehabt haben kann, so ist damit so sicher wie möglich erwiesen, dass die doppelformen zwei von hause aus verschiedene bildungen, d. h. zwei verschiedene casus (denn an verschiedene bildung desselben casus zu denken verbietet sich hier von selbst) repräsentieren, die, wie eben das altn. zeigt, ursprünglich wol überall neben einander bestanden haben müssen, bis die eine hier, die andere dort verloren ging. Es kann nichts anderes mehr in frage kommen, als welches diese beiden casus sind.

Im ahd. und alts. steht neben *-u* (*-o*) auch *-a*, wie umgekehrt im gen. *-u* (*-o*) neben *-a* steht. Dass *a* und *u* nicht lautlich eins aus dem andern entwickelt sind, sondern dass eine verwechslung der formen beider casus stattgefunden hat, hat schon Dietrich, Hist. decl. 23 ff., wo er eine reiche fülle von beispielen anführt, richtig erkannt, und man hätte diese erkenntnis, wie es teilweise geschehen ist, nicht wider aufgeben sollen. Bei Otrf. ist der unterschied fast durchgängig gewahrt. Im subst. findet sich mit einer einzigen ausnahme vermischung nur, wo reim oder akrostichon dazu zwangen, etwas häufiger ist sie im adj. Auch in andern denkmälern, z. b. Tat. lässt sich wenigstens das überwiegen der correcten formen beobachten.

Für das ags. *-e* gibt es eine dreifache möglichkeit. 1) Es kann sich zu *-u* verhalten wie im instr. des masc. und neutr., falls dort wirklich lautliche entsprechung stattfindet. 2) Es kann genitivform sein, die wie im ahd. und alts. in den dat.

eingedrungen ist, dann aber die form des letzteren ganz verdrängt hat, wie umgekehrt im späteren ahd., z. b. bei Notker, die form des dat. die des gen. verdrängt hat. 3) Es kann dem altn. *-i*, got. *-ai* entsprechen. Es ist kaum möglich hierzwischen eine entscheidung zu treffen. Doch scheint mir die zweite möglichkeit das für sich zu haben, dass sie nicht eine so schroffe scheidung des ags. vom ahd. und alts. involviert.

Ich habe in meiner abhandlung über den abl. *-ai* für den echten dat. erklärt, womit beim subst. und dem got. adj., nicht beim pron. der loc. lautlich zusammengefallen ist, dagegen *-u* für den abl., mit dem beim subst. der instr. zusammengefallen ist. Ich sehe noch heute keine andere möglichkeit zu einer befriedigenden lösung aller schwierigkeiten. Man darf die hypothese nicht deshalb zurückweisen, weil man an der merkwürdigen verteilung der verschiedenen casus auf die einzelnen dialecte anstoss nimmt; denn um diese kommen wir unter keinen umständen hinweg. Ebenso glaube ich die zweifel an die einstige existenz eines abl. der weiblichen *ā*-stämme oben s. 449 zurückgewiesen zu haben. Die ansetzung der ursprünglichen form als **tasjât* ist dann hinlänglich motiviert. Die beste bestätigung aber ist die, dass in vollständig analoger weise die doppelformen beim mase. und neutr. *-ai* (*-e*, *-i*) und *-a* (*-u*, *-o*) gedeutet werden können, wo sich *þamma* (*þammeh*) als abl. correct aus der im skr. erhaltenen urform *tasmât* ableiten lässt.

Man hat früher und neuerdings wider das *-a* (*-u*) aus dem dat. oder loc. durch abfall des *i* zu erklären versucht. Nach Scherer verliert jedes auslautende *ai* sein *i* durch das sogenannte vocalische auslautgesetz des urgermanischen. Diese annahme beruht auf dem bestreben, einheit und consequenz in dieses gesetz zu bringen. Die verkürzung des langen *a* und des *ei*, der abfall des kurzen *a* und *i*, wo sie selbständig stehen, und der des *i* in diphthongen, das soll alles gewissermassen der nämliche process sein. Dagegen ist schon ganz im allgemeinen einzuwenden, dass ein diphthong nicht aus zwei aneinandergesetzten vocalen besteht, von denen bei einer halbierung der eine übrig bliebe, sondern aus einer continuierlichen reihe von übergangslauten. Die verkürzung eines diphthongen pflegt erst nach vorhergegangener contraction einzutreten. Ein beispicl dafür, wie der zweite component eines

diphthongen im auslaut ganz anders behandelt wird als ein selbständiger vocal, sehen wir in dem mhd. *-iu* des adj. und pronomen. Insonderheit aber ergibt sich Scherers identification dieser verschiedenen vorgänge jetzt als unrichtig. Die nähere ausführung dieser behauptung wird wol Sievers' mehrfach erwähnte arbeit bringen. Die verkürzung des *â* (*ô*) ist ein durch alle germanische mundarten gleichmässig durchgehender vorgang, wenn auch wol nicht überall gleichzeitig eingetreten. Dasselbe gilt im allgemeinen von dem abfall und ausfall des *a* (und *e*). Aber das chronologische verhältnis dieses zweiten vorganges zu dem ersten scheint in den verschiedenen dialecten, z. b. im got. und im altn. ein verschiedenes zu sein. Scherer selbst stellt s. 119 die sache so dar, dass zuerst *i* (und ebenso *a*) weggefallen ist und dann verkürzung eingetreten auch desjenigen *â*, hinter dem schon ein *i* fortgefallen ist (**hwammâi*, *hwammêh*, *hwamma*). Damit ist die völlige unabhängigkeit beider vorgänge von einander anerkannt. Ausserdem ist der unterschied, allerdings wol noch nicht nach Scherers auffassung, dass die verkürzung nur im auslaut, der ausfall des *a* und *i* auch vor *s* eintritt. Endlich aber ist der abfall des *i* im westgerm. und altn. erst viel später erfolgt als im got., erst gleichzeitig mit dem oben erwähnten abfall des zum teil erst durch verkürzung entstandenen, oder durch früheren abfall eines *a* in den auslaut getretenen *u*, und wie dieser nicht allgemein, sondern nur in bestimmten fällen, abhängig von der quantität der wurzelsilbe. Ahd. *uuort* (nom. pl.) entsteht aus *uuortu*, ahd. *sunî*, altn. *synir* aus *sunjus* genau durch denselben process wie ahd. *heit* aus *haidu(s)*; aber im erstern falle muss vorher verkürzung eingetreten sein, im zweiten vorher ein *a* ausgefallen sein, ehe dieser process eintreten konnte. Diese beiden vorgänge stehen also nicht auf gleicher linie mit dem ausfall des *u*, sondern gehören einer älteren periode an. Das bezweifelt niemand. Aber genau in demselben verhältnis stehen sie zu dem abfall des *i*. Aehnliche beispiele sind hier seltener; doch entsteht alts. *bed* (warum ahd. *betti* kann ich hier nicht näher auseinandersetzen) aus *beddi* wie *anst* aus **ansti(s)*; in ersterem falle ist der abfall eines *a* vorausgegangen. Demnach ist es, wenn wir selbst die Scherersche parallelisierung des *i* als zweiten componenten des diphthongen

mit dem selbständigen *i* zugeben, jedenfalls ganz unmöglich, dass ein altn. westgerm. *u*, welches selbst unter bestimmten bedingungen dem abfalle ausgesetzt ist, erst durch den abfall eines *i* in den auslaut getreten ist, welches, wenn überhaupt, erst in derselben periode unter den gleichen bedingungen ausfallen konnte. Wir würden den fehler begehen, dasselbe gesetz zweimal wirken zu lassen. Als die wirkung des gesetzes eintrat, waren übrigens jedenfalls die diphthonge der flexions-silben schon contrahiert. Und so wenig etwa das *au* dadurch sein *u* verloren hat, so wenig kann das *ai* dadurch sein *i* verloren haben. Will man also überhaupt das *u* im altn. und westgerm. auf älteres *ai* zurückführen, so kann man das nur durch eine ganz willkürliche annahme, die vollständig in der luft schwebt und jeder analogie entbehrt.

Aber wenigstens im got. fällt das *i* der letzten silbe frühzeitig, also wol gleichzeitig mit dem *a* und durchgängig aus, und könnte daher vielleicht auch im diphthongen ausgefallen sein. Zunächst bemerke ich, dass damit für die lösung des problems, mit dem wir uns eben beschäftigen nichts gewonnen sein würde. Kann das *u* in ahd. *demu* nicht auf *ai* zurückgeführt werden, so müssen wir auch von einer zurückführung des *a* in dem offenbar identischen got. *þamma* auf den diphthongen absehen, auch wenn dieselbe an und für sich lautlich möglich wäre und nicht ausserdem *þammêh*, *ainummêhun* im wege stünden. Und ebensowenig erlangt man dadurch eine möglichkeit das *u* in *deru* aus *ai* zu erklären. Man müsste statt des verhältnisses von *deru* und *þizai* gerade das umgekehrte verlangen. Also die beiden bildungsweisen, die uns nötigten sie als ablative zu betrachten, würden dies immer noch tun.

Dennoch will ich noch einmal auf die schon viel besprochene, aber, wie es scheint, immer noch nicht erledigte frage eingehen, ob abfall des *i* im diphthongen für das got. anzunehmen ist. Ich beschränke mich dabei auf das auslautende *ai*, da es mir nicht mehr der mühe zu lohnen scheint das unzutreffende der regel Scherers bei nachfolgendem consonanten noch einmal zu zeigen. Es sind mindestens sicher zwei fälle, in denen der abfall nicht eingetreten ist: nom. pl. der adj. *blindai* und 3. sg. opt. praes. *nimai* (im gegensatz zum praet. *nêmi*). Den ge-

waltstreich Scherers das *ai* in diesen fällen für kurz zu erklären, wird wol kaum jemand anders billigen als seine gläubigen schüler. Ein kurzes *ai* ist eben an dieser stelle unmöglich, und müste statt dessen *i* stehen. Dieser laut könnte ja doch auch nicht durch abfall des *i* entstanden sein, sondern höchstens etwa durch verkürzung nach voraufgegangener contraction. Die behandlung wäre eine ganz andere als sie für *daga*, *nimada* etc. vorausgesetzt wird. Scherer vergleicht freilich den wechsel zwischen *blinde* und *blinda*, *dage* und *daga* im ahd. und meint, dass dieser auch im got. vorhanden gewesen sein, und dass dann — vielleicht nur in der schriftsprache (?) — gewählt sei zwischen *a* und *e* für die einzelne grammatische form. Er übersieht dabei, dass in dem einen falle, wo das von ihm aus *ai* abgeleitete got. *a* seine sichere entsprechung im ahd. hat (*pamma*, *blindamma*), im ahd. vielmehr schwanken zwischen *u* und *o* besteht. Im übrigen sind ja die völlig sicheren ergebnisse über das mit *a* wechselnde *e* des ahd. oben dargelegt.

Ist nun aber das *ai* in mehreren fällen bewahrt, so gibt es jedenfalls kein gesetz, wonach es durchgängig verkürzt werden müste, so zwingt nichts dazu, wo ein unverkürztes *ai* im auslaut bewahrt ist anzunehmen, dass dahinter ein vocal abgefallen sei. Man müste dann eine regel aufstellen, die den grund angibt, warum in dem einen falle abwerfung des *i* statthaben müste, in dem andern nicht. So lange eine solche regel nicht gefunden ist, so lange ist auch kein grund abzusehen, warum wir *gibai* auf einen loc. mit der endung *-ja* zurückführen sollen. Scherer beruft sich dafür auf die analogie des altbaktr. und des lit. Aber erstens ist es zweifelhaft, ob die von ihm herangezogenen bildungen dieser beiden sprachfamilien wirklich mit ein ander identisch sind, da sich verschiedene abweichungen finden (vgl. Leskien, Decl. 45) und ein *j* im altbaktr. auch sonst zwischen stamm und casusendung eingeschoben ist. Zweitens ist es bedenklich in einer litauischen form etwas altertümliches zu finden und sie mit einer germanischen zu vergleichen, wenn selbst das slavische dieselbe nicht kennt, sondern zu den andern indog. sprachen stimmt. Drittens aber sind die betreffenden bildungen weder im altbaktr. noch im lit. auf die weiblichen *a*-stämme beschränkt, und es ist also ganz willkürlich sie im germ. nur gerade da

zu suchen, wo man sie eben für seine zwecke braucht. Endlich viertens sind entsprechende bildungen sonst überhaupt nirgends beim pron. nachzuweisen. Die existenz eines indog. **tasjaja*, woraus Scherer *pizai* ableitet, ist ganz aus der luft gegriffen. Man wird mir vielleicht entgegen halten, dass auch die existenz eines ablat. **tasjât* nicht nachzuweisen ist. Indessen die sache liegt hier ganz anders. Die unmöglichkeit eines sichern nachweises beruht dabei darauf, dass der abl. fem. in denjenigen sprachen verloren gegangen ist, welche die pronominal flexion rein bewahrt haben (skr. slav.) und nur in solchen erhalten, welche dieselbe stark der substantivischen angeglichen haben (lat. lit.). Wir sind daher auf einen analogieschluss aus der sonstigen formation des pron. angewiesen, welcher *tasjât* ergibt. Beim loc. aber wird man, wenn man die grundform bestimmen will, sich zunächst an skr. *tasjâm* zu halten haben. In der form *pizai* als loc. gefasst dürfte man jedenfalls nur eine jüngere analogiebildung nach dem subst. sehen, die bei der sonstigen reinlichen sonderung der substantivischen und pronominalen declination nicht sehr wahrscheinlich ist, abgesehen von der ganz unsoliden grundlage, auf welcher schon die auffassung der form des subst. ruht.

Gibt es nun überhaupt fälle, in denen der diphthong sein *i* verloren hat? Die einzigen, welche übrig bleiben, sind die endungen des mediums im ind. *-da*, *-za*, *-nda*. Wenn ich es nicht für ratsam erklärt habe, daraus irgend welche schlüsse auf die sonstige behandlung des *ai* zu ziehen, so glaube ich dazu vollständig berechtigt zu sein. Man darf jedenfalls daran zweifeln, dass diese endungen wirklich auf *-tai*, *-sai*, *-ntai* zurückgehen. Denn die endungen des opt. *-dau*, *-zau*, *-ndau* gehen doch sicher auch nicht auf *-ta*, *-sa*, *-nta* zurück, wie wir nach dem griech. erwarten sollten, sondern auf *-tâm*, *-sâm*, *-ntâm*. Diese scheinen den endungen des imp. im skr. und griech. zu entsprechen, was die wirklich vorkommenden imperative (*atsteigadau*, *lausjadau*, *liugandau*) bestätigen. Gewis wäre es nicht seltsamer, wenn etwa die endungen des ind. den griechischen secundären endungen entsprechen sollten. Der abfall des *a* könnte etwa in diesen dreisilbigen formen durch einen durchgängig darauf ruhenden nenton, vielleicht auch durch die analogie des opt. verhindert sein. Doch stelle ich das nur

als eine möglichkeit hin. In bezug auf die ursprüngliche formation des pass. ist noch manches unklar. Jedenfalls muss uns die eigentümliche behandlung des opt. warnen vorschnell über den ind. zu urteilen.

Noch einige versuche sind gemacht den abfall des *i* in beschränktem umfang gelten zu lassen. Dep von Braune (Beitr. II, 163) habe ich (ib. 339) als unhaltbar erwiesen, und er hält selbst nicht daran fest. Weitere gründe dagegen macht Zimmer, Zeitschr. f. d. altert. 19, 419 geltend. Er zieht aber daraus den ganz ungerechtfertigten schluss, dass man zu Scherers ansicht zurückkehren müsse, als wenn das, was Braune dagegen vorgebracht hat, darum weniger triftig wäre, weil seine eigenen positiven aufstellungen noch nicht ganz befriedigend sind.

Neuerdings sucht Leskien, (Decl. 127. 8), indem er Braunes aufstellungen und meine, die er als deren consequenz anerkennt, verwirft, die lösung der schwierigkeiten dadurch zu erreichen, dass er eine verschiedenheit des auslautgesetzes für das ost- und westgermanische annimmt. Was diese sonderung betrifft, so ist sogleich zu bemerken, dass er dabei übersehen hat, dass das altn. vielmehr zum westgerm. stimmt, dass er demnach jedenfalls got. für ostgerm., altn. und westgerm. für westgerm. hätte einsetzen sollen. Der unterschied soll nun nach ihm folgender sein: Im got. verliert der diphthong stets sein *i*, in den übrigen dialecten nur altes *âi*, nicht *ai*.

Diese regel setzt voraus, dass der unterschied von *âi* und *ai* sich noch lange im sonderleben des germ. bewahrt hat. Lässt man ihn bloss bis in die periode hineinreichen, wo im got. das auslautende selbständige *i* abfiel, so lässt sich vielleicht sonst nichts dafür noch dawider sagen; nur ist zu bemerken, dass der unterschied im slav. und lit. verloren gegangen ist.

Wie steht es nun aber mit der durchführbarkeit der regel? Für das got. stimmt sie nicht. Denn in *blindai* und *nimai* ist, wie wir gesehen haben, das *i* nicht abgefallen; und wenn anderseits die medialendungen auf *-tai* etc. zurückgeführt werden, und in *daga* auch die locativform (= *dagai*) enthalten sein soll, so bleibt der abfall des *i* in *ai* völlig der willkür überlassen, und man könnte wol fragen, warum es bei dem *âi* regelmässiger zugegangen sein soll. Durch die annahme des

abfalls in letzterem gewinnt Leskien allerdings die möglichkeit *daga*, *pamma* als dative zu fassen, so zwar, dass er mit Scherer annehmen muss, dass nach dem abfall des *i* noch verkürzung des *â* (*ê*) eingetreten ist. Es wird also auch von ihm die wandlung des *ai* oder *âi* zu *a* oder *â* mit der ausstossung des selbständigen *i*, nicht mit der verkürzung des *â* parallelisiert. Ich würde mir die letztere parallele eher gefallen lassen. Ausserdem wäre die consequenz dieser auffassung, dass das *ai* in letzter silbe auch vor consonant sein *i* einbüßen müste, eine consequenz, die Scherer allerdings gezogen hat, Leskien aber nicht billigen wird. Das bedenklichste aber ist, dass Leskien so wenig wie Scherer in *pizai* den echten dat. sehen kann, während nichts näher liegt als diese form mit skr. *taysâi* zu vergleichen und sich überhaupt keine andere form einer verwanten sprache zur vergleichung darbietet. Auch er greift zu dem oben charakterisierten verzweifelten mittel darin einen loc. mit suffix *-ja* gebildet zu sehen. Allerdings wäre das vielleicht nicht gerade nötig, wenn man den doch jedenfalls unhaltbaren satz aufgibt, dass auch im *ai* das *i* abfallen müsse. Dann könnte man vielleicht *gibai* für einen ganz regelrechten loc. erklären und etwa annehmen, dass *pizai* aus dem dat. durch anlehnung an den dativisch gebrauchten loc. des subst. entstanden sei. Diese annahme scheint mir noch nicht so gewagt wie die Scherers, immerhin aber auch bedenklich genug.

Noch weniger kommen wir aber in den übrigen dialecten aus. Hier stört eben wider der umstand, dass die abwerfung des *i* erst so spät eintritt. Vorausgesetzt auch, das *âi* hätte sich bis dahin uncontrahiert erhalten, vorausgesetzt ferner, das *i* darin gehörte sowol im westgerm. als im altn. unter diejenigen *i*, welche dem abfall unterliegen, wiewol der fall unter die regel, wie sie nach den übrigen fällen gefasst werden muss, kaum unterzubringen ist: so wäre nach dem abfall ein langes *â* oder vielmehr *ô* geblieben. Dasselbe hätte vielleicht noch verkürzt werden können durch denselben act wie die im got. als längen erhaltenen auslautenden vocale, das schliessliche resultat aber, das uns vorliegen müste, hätte kein anderes sein können, als im ahd. constantes *o* oder *a* = ags. *a* oder *e* = altn. *a*, aber nimmermehr ein dem abfall ausgesetztes und mit *o* schwankendes *u*, wie es *demu*, *gibu*,

deru etc. zeigen, welche nach Leskien den echten dat. repräsentieren sollen. Seine annahme, dass das *u* nicht bloss in diesen, sondern auch in den andern oben angeführten fällen im urgermanischen, d. h. nach eintritt der ersten verkürzung des *â* noch lang gewesen sei, muss als gänzlich verfehlt betrachtet werden. Beweis dafür ist ein grosser teil dieser meiner arbeit, den ich hier nicht zu wiederholen brauche. Wenn Leskien sich darauf beruft, dass die 1. sg. *nima* einen nasal verloren habe und deshalb zunächst vor verkürzung geschützt gewesen sein müsse, so ist dagegen zu bemerken, dass der nasal hier schon in vorgermanischer zeit verloren sein muss. Eben der von ihm herangezogene vergleich von *hana* zeigt den unterschied. Denn die übereinstimmung im got. ist erst eine secundäre oder vielleicht gar nur scheinbare. In allen übrigen dialecten zeigen diese beiden formen eine verschiedene lautliche behandlung.

Leskiens hypothese ist also in der fassung, wie er sie vorgetragen hat, absolut zu verwerfen. Eher dürfte sie berücksichtigung verdienen nach einer wesentlichen umgestaltung. Man müsste den verlust des *i* im diphthongen ganz und gar trennen von der abstossung des einfachen *i* und ihn auf *âi* beschränken. In diesem laute müsste das *i* allmählig verklungen sein wie in dem griechischen φ , und zwar müsste das schon in einer sehr frühen periode vor der wirkung des auslautgesetzes geschehen sein, so dass bei eintritt desselben der dat. dieselbe gestalt gehabt hätte, die ich dem abl. zugewiesen habe. Alle die formen, die ich als ablative gefasst habe, müssten danach dative, die, welche ich als dative gefasst habe, locative sein.

So gefasst kann die hypothese nicht mehr wegen barer unmöglichkeiten als schlechthin unstatthaft bezeichnet werden. Eine vergleichung aber zeigt, dass sie nicht den geringsten vorteil vor der meinigen gewährt, sondern im gegenteil immer noch schwierigkeiten enthält, welche diese vermeidet. Erstens: ein hauptanstoß, den Leskien und vielleicht auch andere an meiner auffassung nehmen, ist der, dass ich das *a* der medialendungen nicht genügend erklärt habe; über das verhältnis dieses *a* zu dem erhaltenen *ai* werden wir durch die andere hypothese ebensowenig aufgeklärt. Zweitens: die verteilung der beiden casus zwischen den verschiedenen dialecten und

zwischen subst. und pron. (adj.), an der sich vielleicht mancher stossen wird, bleibt genau so compliciert. Drittens: die bewahrung des unterschiedes von *di* und *ai* bleibt bei dem mangel jeglicher analogie im germanischen und in den nordeuropäischen sprachen überhaupt immer bedenklich. Viertens: die annahme der zusammenziehung des *di* zu *â* kann sich nicht, wie Scherer es ansah, auf die analogie der sonstigen abstossung des *i* stützen, deren logische consequenz sie wäre, sondern sie ist, ohne irgend welchen anhalt in andern spracherscheinungen zu haben, rein für den zweck der hypothese ersonnen. Fünftens: die von mir angenommene, natürlich sich darbietende auffassung von *pizai* als dat. muss verworfen und eine andere unter allen umständen schwer zu rechtfertigende deutung desselben als loc. dafür eingesetzt werden. Sechstens: aus dem lautlichen zusammenfall von loc. und dat. bei den substantiven der *a*-declination würde sich am besten die allgemeine vermischung beider casus und der verlust der dativform bei den übrigen stämmen erklären, eine erklärung, worauf Leskiens hypothese verzichten muss. Siebentens: im urgermanischen müsten nach dieser hypothese dat. und loc. nebeneinander bestanden haben. Es liesse sich denken, dass dieselben auch ohne einen lautlichen grund ihren functionsunterschied verloren hätten, und dass dann bald die eine, bald die andere form verloren gegangen wäre. Aber eins kann ich mir nicht recht vorstellen. Im abd. und alts. ist unzweifelhaft daneben auch der instr. erhalten. Mit der form desselben müste beim subst. der dat. schon in frühester zeit zusammengefallen sein. Die form des dat. (= instr. *tagu*) wäre also im ahd. nicht verloren gegangen. Dann wäre es aber höchst auffallend, dass diese form die function des echten dat., die ihr im urgerm. sicher zugekommen wäre, gänzlich an die locativform (*tage*) abgegeben haben sollte. Es ist undenkbar, dass der functionsunterschied zwischen *tage* und *tagu* sich erst aus einem ältern zustande entwickelt haben sollte, in welchem *tagu* jederzeit wie *tage*, wenn auch vielleicht nicht umgekehrt *tage* in allen fällen für *tagu* gebraucht werden konnte. Der allgemeine hergang ist vielmehr der, dass die functionsunterschiede immer mehr schwinden, wie sich auch daraus ergibt, dass im ahd. schon *tagu* überflüssig ist, indem dafür stets *tage* gebraucht werden

kann. Wenn nun nicht umgekehrt auch die form *tagu* im ahd. den echten dat. ausdrücken kann, so folgt daraus, dass sie dies auch früher niemals gekonnt hat, dass also in ihr nicht die dativform enthalten sein kann, wie sie es nach Leskiens hypothese sein müsste. Ueberhaupt ist es schwer denkbar, wenn sich in *tagu* nicht bloss die formen des instr. und abl., sondern auch die des dat. vereinigt hätten, dass nicht diese wie im got. über die nur den loc. vertretende form *tage*, und dass nicht im got. wie im ahd. die form des dat., instr., abl. *giba* (= ahd. *gebu*) über die des loc. *gibai* den sieg davongetragen haben sollte. Aus meiner annahme folgt eine gleichmässigerere verteilung der kraft, welche dem zufall einen grösseren spielraum lässt. Ich halte daher an der bewahrung der ablativform bei den *a*-stämmen und dem pron. fest, und zwar ohne das bedenken, welches ich bei den *i*- und *u*-stämmen nicht zurückgehalten habe.

Dem *-u* der übrigen dialecte entspricht im got., wo nicht *-u*, stets *-a*, aber nicht umgekehrt dem got. *-a* stets ein *-u* der übrigen. Vielmehr gibt es im got. auch ein *-a*, dem in den übrigen ein heller vocal entspricht. Das normale verhältnis scheint zu sein: got. *a* = ahd. alts. *a*, afries. ags. *e*, altn. (nicht umlaut wirkendes) *i*; dabei eventueller abfall wie beim *u*. Allein aus mangel an sicher vergleichbarem material, welches durch alle dialecte hindurchginge, lässt sich nicht mit sicherheit constatieren, ob diese regel in allen fällen gegolten hat, und ob alle hierher gehörigen gotischen *a* in ganz gleicher weise aufzufassen sind.

Erstens gehört hierher die 3. sg. ind. praet. des schwachen verbums: got. *nasida*, ahd. *nerita*, alts. *nerida*, afries. ags. *nerede*, altn. *tandi*. Abfall tritt hier nirgends ein, wol wegen des nebetones. In allen dialecten stimmt die form der ersten person damit überein, abgesehen vom altn., wo sie *tamda* lautet, *tandi* erst in den jüngern quellen durch angleichung an die dritte person. Das *a* ist aus *o* hervorgegangen, wie *tawido* auf dem goldenen horn und *worahto* auf dem stein von Tune beweisen. Anderseits zeigt die dritte person noch *a* in *w(o)рта* auf der inschrift von Etelhelm in Schweden, die also, wenn

sie sicher nordisch ist, für die jüngere entstehung des *i* aus *a* zeugt. Ich habe mir früher die sache so zurecht gelegt, dass im altn. der unterschied zwischen der ersten und dritten person nach analogie des opt. hergestellt sei. Dies ist, wie ich aus der angabe von Möbius in Kuhns zs. 19, 212 ersehe, auch die meinung Konrad Gislasons, der sich vornehmlich darauf stützt, dass wir es doch mit einem starken praet. aus der wurzel *dha-* zu tun hätten und dass im starken praet. stets die dritte person der ersten gleich sei. Dagegen entscheiden sich Munch und Bugge dafür, dass die unterscheidung im altn. ursprünglich auch dem got. zugekommen sei, und dass *tavida* in der ersten person erst aus *tavido* entstanden sei. Gewis verdient die letztere ansicht, wenn sie sich irgend rechtfertigen lässt, den vorzug. Die tendenz der sprache geht viel mehr auf ausgleichung als auf schaffung neuer unterschiede. Der assimilation der ersten person an die dritte, die wir im altn. in historischer zeit, wol unter einfluss des starken verb. vor sich gehen sehen, wird schwerlich der entgegengesetzte process vorangegangen sein, dem ja auch schon die analogie des st. verb. entgegenwirken musste.

Es kommt darauf an, die indogerm. grundform der ersten person zu bestimmen, wofür erst durch Brugman der richtige weg gewiesen ist. Die endung der 1. sg. perf. ist nach ihm *m*, welches ohne bidevocal an den stamm tritt, und daher, wenn derselbe consonantisch schliesst, also bei weitem in den meisten fällen, sonantisch wird. Diesem sonantischen *m* entspricht regelrecht im skr. und griech. ein *a* (*vêda* = *oîda*). Nach vocal muss das *m* als consonant erscheinen, daher ist als grundform **dhadhâm* anzusetzen. Daher ist skr. *dhadhâu* wol nicht einfach aus *dadhâ* abzuleiten, sondern *u* ist vocalisierung des nasalklanges. Allerdings ist es auch die form der dritten person, aber wahrscheinlich erst durch angleichung an die erste nach analogie der verba mit consonantisch schliessendem stamme, wo die gleichheit der ersten und dritten person sich lautlich entwickelt hatte, während andererseits vedisch *dadhâ* vielleicht die correcte form der dritten person ist. Die grundform der dritten person ist **dhadhât*. Daraus musste im germ. nach wirkung des auslautgesetzes *deda* entstehen, aber in **dhadhâm* musste der nasal die verkürzung verhindern und

das resultat musste **dedô* sein. Aber noch eine andere möglichkeit der entwicklung war gegeben, die vielleicht vorzuziehen ist. In allen andern im got. erhaltenen verbalformen, die ursprünglich auf *-âm* ausgingen, hat sich daraus *-au* entwickelt. Daher wol auch in diesem falle, und die sanskritform *dadhâu* steht vielleicht nicht ohne beziehung dazu. Mögen wir nun *-ô* oder *-au* als germanische grundform annehmen, letzteres musste nach eingetretener contraction gleichfalls *-ô* ergeben und daraus sich altn. *-a* entwickeln. Für das gotische muss eine angleichung der ersten person an die dritte angenommen werden. Im westgermanischen dagegen können wir den zusammenfall der beiden ursprünglich verschiedenen formen auf lautliche ursachen zurückführen; unbedenklich wenn wir von der grundform *-ô* ausgehen; aber dass auch aus *-au* sich ahd. alts. *a* = afries. ags. *e* entwickeln kann, scheint aus der form *uilla* hervorzugehen, vgl. s. 380. Für das *a* (*e*) der dritten person ergeben sich uns später die analogieen.

Ich nehme hier gelegenheit, noch einmal auf die übrigen personen des schwachen praeteritums zurückzukommen. Die 2. sg. lautet im skr. *dadhithá*. Nach den sonstigen analogieen wird anzunehmen sein, dass das *i* darin eine speciell sanskritische entwicklung ist, und dass wir als grundform **dhattá* (oder *dhatthá*?) anzusetzen haben mit gänzlicher einbusse des wurzelvocals in folge der accentuation. Das gibt europ. *dhesta*, woraus sich im germ. mit assimilation *dessa* und weiter nach abfall des *a* durch ersatzdehnung *dês* entwickelt. Das ahd. und alts. *-dôs* kann sowol nach dieser erklärang, die ich nicht durch eine andere zu ersetzen wüste, als nach dem verhältnis zu den übrigen dialecten nicht lautlich erklärt werden. Ich weiss keine andere deutung dafür, als dass das *ô* aus der ersten person, wo es sicher einmal vorhanden war, eingedrungen ist. Es musste sich dann wegen des folgenden consonanten in der zweiten bewahren, während es in der ersten sich weiter zu *a* entwickeln konnte und verkürzt werden musste. Im plur. bieten die formen auf *-ôm* (*-ômês*, *-ôn*), *-ôt*, *-ôn* im alemannischen, bei Is. und in den Mainzer gl. neben sonstigem *-um*, *-ut*, *-un* grosse schwierigkeiten. Keiner der beiden abweichenden vocale kann sich aus dem andern lautlich entwickelt haben. Eine von anfang ganz verschiedene behandlung des

ursprünglichen *dêdum* ist unwahrscheinlich; denn man kann nicht gut eine so alte scheidung innerhalb der nächstverwanten dialecte, ja sogar innerhalb des südfränkischen gebietes statuieren.¹⁾ Das verhältnis der beiden formen zu einander kann kaum ein anderes sein, als dass die eine eine analogiebildung ist, die an stelle der andern lautlich aus *dêdum* etc. entwickelten getreten ist. Aber welches ist die ursprüngliche? Nehmen wir *-ôm* an, so könnte dasselbe leicht durch das *-um* des starken verb. verdrängt sein. Zu gunsten der priorität des *-ôm* kann geltend gemacht werden, dass es sich noch bei Is. und in den Mainz. gl. findet, nicht in späteren fränkischen quellen. Doch müste man den entstehungsort dieser denkmäler ganz genau constatieren können, um sicher zu sein, ob nicht etwa die formen mit *ô* auf einen teil des fränkischen beschränkt waren, in diesem aber auch im neunten jahrhundert bewahrt blieben. Etwas auffallend möchte es erscheinen, dass bei weitem in dem grösten gebiete die ursprüngliche form verdrängt wäre. Doch wäre das kein hinderungsgrund. Nur scheint mir eine recht befriedigende erklärung des *ô* nicht möglich. J. Grimm (Germ. 3, 147; vgl. auch Seiler, Beitr. 1, 454 ff.) nimmt contraction aus *dêdum* nach ausstossung des mittleren consonanten an. Aber vorausgesetzt, dass gegen diesen gang der entwicklung sonst nichts einzuwenden wäre, so erscheint es fraglich, ob das resultat der contraction *-dôm* sein konnte. Jedenfalls darf man nicht mit Seiler auf *-tôs* gestützt einen beliebigen wechsel zwischen got. *ê* und ahd. *ô* annehmen und von einer grundform **-tôtum* ausgehen, aus welcher **-toum* und mit verschlingung des *u* *-tôm* entstanden wäre, zumal da das selbständige *tatum* noch vorliegt. Man könnte das *ô* nur durch contraction aus *âu* erklären, welches wie *au* in flexions-silben behandelt sein müste. Das setzt voraus, dass *â*, als die contraction eintrat, bereits das ältere *ê* verdrängt hatte, was ja im ags., für das wir doch wol die gleiche behandlung annehmen müssen, niemals geschehen ist, indem wenigstens *æ* geblieben ist. Ferner aber ist die annahme der contraction überhaupt deshalb bedenklich, weil die entwicklungsweise des opt. keine andere auffassung zulässt wie die der 1. und 3. sg.

¹⁾ Das macht auch schon Seiler, Beitr. 1, 456 geltend.

schon im got., nämlich die, dass die silbe *dê-* (oder vielleicht *de-*) einfach fortgefallen ist. Es ist kein grund abzusehen, warum der plur. des ind. anders behandelt sein sollte. Wegen dieser schwierigkeiten will ich hier wenigstens eine möglichkeit andeuten, wie man sich eine secundäre entstehung des *ô* zurechtlegen könnte. Es könnte durch ausgleichung aus der 1. und 2. sg. in den plur. eingedrungen sein. Diese ansicht würde ich mit weniger vorbehalt auszusprechen wagen, wenn auch die 3. sg. *ô* gehabt hätte. Es hindert nun allerdings nichts anzunehmen, dass wirklich vorher *ô* aus der ersten und zweiten person oder vielleicht zunächst nur aus der ersten in die dritte gedungen und so auf umgekehrtem wege wie im got. ein ausgleich eingetreten war, so dass dann ahd. *a* auch in der dritten person nicht dem got. *a* entsprechen würde; aber es ist auch sonst nichts vorhanden, was zu dieser annahme nötigte, und so muss die frage in der schwebe bleiben

Das zweite hierher gehörige *a* scheint das des mediums zu sein nach ags. *ic hätte, he hätte* = *haitada*.

Ein drittes ist das an den acc. der pron. und adj. angehängte *a*. Got. *þana, blindana* = alts. *thena, blindan*, aber *helagna*; ags. *þone, blindne*; afries. *þene, blindne*. Im ahd. und altn. ist der vocal durchgängig abgefallen. Dass er einmal vorhanden war, das beweist ausser der analogie in den übrigen dialecten im altn. die erhaltung des *n* in *blindan*. Im neutr. (got. *þata, blindata*) ist das *a* auf das got. beschränkt, kann aber gleichfalls den übrigen dialecten nicht gefehlt haben, da sonst überall wie in got. *hva* das *t* abgefallen sein müsste. *hva* liegt wirklich vor in ahd. *ueih* und *ueist* bei Otrf. (Kelle 365), und ein **þa* als nebenform zu *þata* in dem viel häufigeren *theih, theist*.¹⁾ Dagegen ist das *a* in der 1. 3. pl. opt. in keinem andern dialecte als im got. nachzuweisen. Im gegen- teil spricht dafür, dass es niemals vorhanden gewesen ist, der

¹⁾ Dass dies *þa* auch im got. *þei* stecke, hat J. Schmidt, Kuhns zs. 19, 284 mit gutem grunde angenommen, nachdem es schon gramm. 3, 19 für eine verkürzuog aus *þatei* erklärt war. Bezzensbergers einwand (Adv. 89), dass es dann **þaei* lauten müsste, lässt sich wol damit zurückweisen, dass *þa* an das vorhergehende angelehnt, seinen selbständigen ton eingeblasst hatte, weshalb es vor *ei* wie das *a* in *þamma* behandelt wurde.

abfall des *n* im altn. (*gefi, gæfi*) und afries. (*finde, funde* im ganzen plur.), welcher in letzterem dialecte allerdings vielleicht nicht beweisend ist, jedenfalls aber in ersterem. Zur erklär-
 rung der bewahrung des *n* im germ. überhaupt braucht man das *a* nicht herbeizuziehen, weil der ind. praet. beweist, dass dies unnötig ist. In diesem umstande liegt eine warnung vor der identification dieses *a* mit dem beim pron.

Weiter scheint hierher zu ziehen das *a* im auslaut vieler adverbien und präpositionen. Ein sicheres urteil darüber ist durch verschiedene umstände sehr erschwert. Viele hierher gehörigen wörter lassen sich nicht durch alle dialecte hindurch verfolgen. Im altn. scheint dieser vocal stets abgefallen zu sein, und es lässt sich nicht ermitteln, welche qualität er vor dem abfall gehabt hat. Da er auch im westgerm. vielfach dem abfall unterliegt, und da das gesetz über diesen abfall auch sonst mehrfache störungen durch ausgleichung erfahren hat, so kann es in vielen fällen zweifelhaft sein, ob eine form mit ursprünglich auslautendem *a* zu grunde liegt oder nicht. Dazu kommt, dass die bildungsweise der hierher gehörigen wörter noch vielfach der aufhellung bedarf. Ich begnüge mich hier mit einigen andeutungen, da ich für meinen unmittelbaren zweck noch nicht weiter zu gehen brauche.

Es scheint, dass es im urgerm. von einer anzahl partikeln doppelformen gegeben hat, die eine *a* = idg. *ā*, die andere ohne vocal (= idg. *a?*), die dadurch unterschieden waren, dass die erste die richtung, die zweite den ort bezeichnete, oder, was vielleicht damit im zusammenhange steht, dass die erste als praep., die zweite als adv. gebraucht wurde. Mit der zeit sind dann verwechslungen und in folge davon verluste der einen form eingetreten.

Die doppelheit liegt klar vor in got. *inn* — *inna*; *ūt* — *ūta*; *iup* — *iupa*; *dalap* — *dalapa*; *nehv* (praep. c. acc. Luc. 15, 15) — *nehva* (adv. und praep. c. dat.); *faur* (c. acc. und in der composition mit verben, selten mit nominibus: *faurhah*, *unfaurveis*¹⁾) — *faura* (c. dat. und in der composition mit subst., mit verb.

¹⁾ *faurdomeins* und *faurlageins* sind von einem componierten verbum abgeleitet, bei *faurbauhts* und *faurstasseis* wird wenigstens anlehnung an ein solches stattgefunden haben.

nur in uneigentlicher composition); *and* (praep. und in verbaler composition, ausnahmsweise in nominaler: *andbahts*, *andvairps*) — *anda-* (in nominaler composition); *und*¹⁾ — *unpa-* (nur in *unpabliuhan*), beide in der composition nur vor dem verb.

Die doppelbildung *faur* und *faura* lässt sich auch in den übrigen dialecten nachweisen. Im ahd. *fora* als adv. und praep. c. dat., nur vereinzelt c. acc. und in der composition mit nominibus, mit verben nur in uneigentlicher composition, dagegen *for* (*far*) in verbaler composition. Im alts. sind *fora* und *for*²⁾ schon in selbständigem gebrauche als praep. mit einander vermischt, ebenso im ags. *fore* und *for*, während sie in der composition noch geschieden sind. Eine dritte bildung liegt vor in ahd. *furi* (alts. nur im Cott.), welches auch in got. *faur* mit enthalten sein könnte. *For* und *furi* verhalten sich wie lat. *per* und griech. *περί*.³⁾ Auch got. *and* scheint = *ἀντί* zu sein. In mehreren fällen, wo im got. nur eine form vorliegt, müssen wir nach den übrigen dialecten ursprüngliche doppelheit ansetzen. So *ana* = got. ahd. *ana*⁴⁾, welches auch alts. in nominaler composition vorkommt, — *an* = ahd. (Rb., N., W.)

1) *And* und *und* verhalten sich ursprünglich vielleicht wie *an* und *-u*.

2) Das in jüngern ahd. quellen vorkommende *for* ist wol aus *fora* verkürzt.

3) Es gibt noch andere adv. (praep.), bei denen neben den consonantisch auslautenden formen solche auf *-i* stehen. Bei diesen kann der zweifel sich erheben, ob von anfang an doppelformen vorhanden waren, oder ob das *-i*, wo es fehlt, abgefallen ist. Im ahd. stehen nebeneinander *upar* und *uvari*, *upiri*. Der umlaut in mhd. nhd. *über* ist nur aus letzterer form zu erklären. Alts. *obar*, ags. *ofer* = *upar*; altn. *yfir* = *upari*. In got. *ufar* könnten beide formen zusammengefallen sein. Ein ähnliches verhältnis besteht zwischen *untar* und *untari* (Kero) = altn. *undir*; *uudar* und *uudari*; *nidar* und *nidiri* O. II. 24, 83 (sonst bei O. *nidare*), altn. *niðr* gegen *neðri*, *neðarliga*. Auch altn. *fyfir*, *eptir* werden hierher zu ziehen sein. Es sind dies alles locativformen. Dass von alters her formen mit und ohne *i* bestanden, zeigt griech. *ἐνέρι* — *ἐνείρι*. Mit *undar* vergleicht Bezenberger altbaktr. *adhairi*, dessen *i* also in *untari* erhalten wäre. In diesem worte sind übrigens zwei ursprünglich ganz verschiedene stämme lautlich zusammengefallen (lat. *inter* und *infra*). — Auch *kagan* — *kagani* Hymn. 1, *ingagani* kommt hier in betracht.

4) Is., Fragm. und Kero gebrauchen *ana* noch nicht als präposition, sondern statt dessen *in*.

alts. *an*, ags. altfr. *an*, *on*, altn. *ā*, letzteres besonders beweisend dafür, dass *n* schon im urgerm. auslautend war; **aða* = ahd. *aba*—**aþ* = got. *af*, ahd. *ab-* (*ob-*), alts. ags. *af*, *of*, altn. *af*, welches aber auch = **aða* sein kann; **uða* = ahd. *oba*—*uþ* = got. *uf*, altn. *of-* kann beiden entsprechen¹⁾; ahd. *fona* — ahd. alts. altfr. *fon*; von nicht räumlichen partikeln **vela* = got. *vaila*, ahd. *uvela*, alts. *uvela*, *uuola*—**vel* = alts. altfr. ags. altn. *uvel*, *vel*. Zweifelhaft bleibt es in zwei andern fällen, ob sie hierher zu ziehen sind: den got. *viþra*, *aþra* können die formen der andern dialecte unmittelbar entsprechen, können aber auch auf urgerm. **viðar*, *aþar* (-*er*) zurückgehen. In alts. *þar*, *huar* gegenüber ahd. *þara*, *huuara*, *hera* liegt wol eher eine vermischung mit *þār* und *huuār* vor, als eine ursprüngliche doppelheit. Die vergleichung von *an* und *ana* mit *āvā* und *āvō* liegt nahe. Ich wage aber nicht zu entscheiden, ob die übrigen fälle in entsprechender weise zu deuten sind, oder ob vielleicht bei den längeren formen antritt einer partikel, ähnlich wie beim pron. anzunehmen ist.

Schwer zu entscheiden ist, ob wir für die adverbia auf -*ana* ursprüngliche nebenformen auf -*an* (-*ān*?) anzusetzen haben. Das got. kennt nur -*ana* (*innana*), welchem sicher das altn. -*an* (*innan*) entspricht, weil ursprünglich auslautendes *n* abgefallen sein müste. Im ahd. aber stehen nebeneinander -*ana* und -*ān*, ebenso im alts. -*ana* und -*an*. Das ags. hat nur formen auf -*an*, -*on*, das altfr. nur solche auf *a*. Die möglichkeit, dass in den formen auf -*ān*, -*an* ein *a* abgefallen wäre, ist nicht von der hand zu weisen, und es könnte der abfall mit der dehnung der vorletzten silbe, die vielleicht allgemein westgerm. war, zusammenhängen. Der abfall des *n* im altfr. würde dagegen sprechen, wenn wir sicher wüsten, dass das *n* in diesem dialecte nicht überhaupt erst in einer zeit geschwunden ist, als der westgermanische vocalschwund sich schon vollzogen hatte. Auf der andern seite aber bleibt die möglichkeit ursprünglicher doppelformen, worauf auch der quantitätsunterschied im ahd. hinzuweisen scheint. Vielleicht hätte man dann *a* wider als eine angehängte partikel zu fassen.

¹⁾ Altn. *ofa-* in *ofaþē*, *ofamikill* wage ich nicht unmittelbar = ahd. *oba* zu setzen, weil die erhaltung des *a* gegen die lautgesetze sein würde.

Ich weise noch auf den parallelismus hin, der zwischen *innana* — *innân* und got. *unsara* — ahd. *unsêr* besteht.

Eine andere reihe von doppelformen können wir vermuten, wobei die längere auf *-â* (*ê*, *ô*?) ausging, die kürzere auf *-a*, falls sie nicht, was sich nicht entscheiden lässt, einer vocalischen endung ganz entbehrte. Hierher gehören die got. adv. auf *ê*, bei denen die erhaltung der länge sehr auffallend ist, so dass man wider anschmelzung einer partikel vermuten möchte, nur dass dieselbe nicht mit Holtzmann, Germ. 9, 182 und Bezzenberger, Adv. 61 als *ei*, sondern als indog. **â* anzusetzen sein würde. Dem got. *þande* entspricht ahd. *danta*, ein **hwande* müssen wir nach ahd. *huanta* (= lat. *quando*) voraussetzen. Ferner entspricht dem got. *hidre* (= lat. *citra*) altn. *hëðra*, und einem vorauszusetzenden got. **þadre* altn. *þaðra*. Ahd. und altn. *a* kann nach den früher gewonnenen resultaten zwar nicht aus urgerm. *ê* entsprungen sein, wol aber aus *ô*. Wir werden demnach auf eine ähnliche abweichung des got. geführt wie im gen. pl. Die kürzere form liegt vor in alts. *huand* (neben *huanda*), altfr. *hwant* (neben *hwande*, *hwende*); ags. *hider*, *þider*, *hwider*. Vielleicht dürfen wir sie auch in got. *aftra*, *vipra* erkennen, welche doch in ihrer bildung dem *hidre* etc. genau zu entsprechen scheinen.

An dieser stelle müssen wir auch die adverbia in betracht ziehen, die auf *-e* (*-a*) = altn. *-i* ausgehen: ahd. alts. *inne* (*-a*), altfr. ags. *inne* (wovon altfr. *inna* = *innan* zu scheiden ist); altn. *inni*; ahd. *ûzze*, alts. *ûte*, *-a* altfr. ags. *ûte*, altn. *ûti*; ahd. *ûffe*, alts. *uppe*, *-a*, altfr. *uppe*, *oppe*, ags. *uppe*, altn. *uppi*. Wie stellen sich diese zu got. *inna*, *ûta*, *iupa*? Es liegt am nächsten sie auf **innai*, *ûtai*, *iupai* zurückzuführen, die sich zu den got. formen verhalten würden wie *ibai* zu *iba*. Aber wie verhält es sich mit den nebenformen von *þan* und *þvan*: ahd. *danne*, *denne*, *huanne*, *huenne*; alts. *þanne*, *huanne*, *-a*; ags. *þonne*, *þanne*, *hvonne*, *hwânne*? Das ahd. *e* und auch das ags. *â* können kaum anders wie als umlaut gedeutet werden. Dass derselbe nicht consequent durchgedrungen ist, würde auf die einwirkung der einfachern formen zurückzuführen sein, gerade so, wie wir die unvollkommene durchführung des umlautes im ger. auf die einwirkung des inf. zurückgeführt haben. Da nun das *e* keinen umlaut gewirkt haben kann, so muss ein *j* vorhanden gewesen

sein, welches auch die verdoppelung des *n* bewirkt haben wird. Wir kämen demnach auf eine grundform **panjai*. Aber auch **panjô* wäre möglich, und das *e* wäre dann zu erklären wie *gerte* aus *gertea* etc. Eine zusammensetzung scheint vorzuliegen, für die ich aber keine analogie beibringen kann.

Die bisher besprochenen fälle in denen got. *a* = ahd. alts. *a* etc. ist, haben alle das mit einander gemein, dass das *a* nicht unmittelbar auf die tonsilbe folgt. Das kann zwar auch der fall sein, wenn dem *a* ein *u* gegenübersteht, z. b. in *blintemu*, *drinissu*, aber nicht durchgängig in allen wörtern. Vielleicht dürfen wir auch für alle fälle, abgesehen von dem medium annehmen, dass die silbe, welche das *a* enthält, ein ursprünglich selbständiges element war, welches an ein vollbetontes wort angetreten ist. Diese momente werden jedenfalls zu berücksichtigen sein, wenn man eine ursache für die verschiedene behandlung des got. *a* im westgerm. und altn. finden will.

Es gibt noch einen fall, in welchem dem got. *a* altn. *i* gegenüber steht, nom. sg. des schw. masc. *hana*—*hani*. Wir haben gesehen, dass wir als westgerm. und wahrscheinlich urgerm. grundform **hanô* ansetzen müssen. Für die verkürzung im got. ergibt sich kaum eine andere erklärang als aus der anlehnung an den acc. sing. und vielleicht auch an die casus des plur., vgl. s. 419. Man könnte nun die gleichung *hana*—*hani* = *havaida*—*hafði* aufstellen. Indessen erheben sich doch dagegen bedenken, indem die erhaltung des ursprünglich kurzen auslautenden vocales, nicht wie beim praet. durch den nebeton gerechtfertigt sein würde. Vielleicht müssen mir also das *i* wie das *o* (*a*) des westgerm. auf ursprüngliche länge zurückführen, wobei die abweichung in der qualität des vocals unerklärt bleibt.

Es drängt sich nun die frage auf: ist die unterscheidung zweier laute, in welcher das westgerm. und das altn. im wesentlichen zusammentreffen, gegenüber dem einheitlichen got. *a* etwas secundäres, oder ist umgekehrt der einheitliche laut des got. erst durch zusammenfall zweier verschiedener laute entstanden? Ohne besondere gegengründe wird man dem doppelten zeugnis mehr gewicht beilegen als dem einfachen. Es könnte ja auch im got. der unterschied noch bewahrt sein ohne gra-

phische bezeichnung. Die differenz müste dann allerdings unbedeutender sein als in den übrigen dialecten. Wir haben noch einen andern grund den dumpfen vocal des altn. und westgerm. dem got. *a* gegenüber für altertümlicher zu halten. Man nimmt gewöhnlich an, dass er aus *â* verkürzt sei. Indessen war doch vermutlich die gemeingermanische wandlung des *â* zu *ô* schon vor der verkürzung eingetreten. Eine dumpfe färbung kam dem laute wahrscheinlich schon im indog. zu. Die verkürzung wird also zunächst *o* gewesen sein, welches teilweise im ahd. noch rein erhalten vorliegt, gewöhnlich weiter zu *u* verdumpft ist. Die verwandlung des *o* zu *a* im got. ist zu vergleichen mit der des erst in einer jüngern periode durch verkürzung entstandenen *o* zu *a* im ags., altfr. und altn. Wir werden dann aber auch kein bedenken tragen, dass *a* vor nasal im dat. pl. der *a*-declination und in der schw. declination gegenüber dem ahd. *o* (*u*) für jüngere zu erklären, ebenso wie in der letzteren das ags. und altn. *a*. Weitere momente zu gunsten dieser auffassung werde ich ein ander mal beibringen können.

Das hellere *a* muss abgesehen vom medium gleichfalls durch verkürzung aus einem langen *a*-laut entstanden sein. Es ist denkbar, dass derselbe auch *ô* gewesen ist, und dass erst das kurze *o* tonerhöhung erfahren hat vor der specifisch gotischen erhöhung sämtlicher auslautenden *o*. Es ist aber auch denkbar, dass bereits der lange vocal die hellere färbung hatte, also als *a^e* (= got. *ê*) anzusetzen wäre. Es könnte also eine ursprüngliche scheidung des *â* in *â^o* und *â^e* vorliegen. Indessen formen wie *hvanoh ainnohun* zeigen, dass mindestens in einem falle *â^o* das ursprünglichste war, dass also ein *â^e* eventuell erst daraus entstanden sein müste.

Dies führt uns auf die beurteilung des got. auslautenden *ê*. Wir haben gesehen, dass im gen. pl. und bei den adverbien wie *bandê*, *hidrê* die übrigen dialecte ein *ô* voraussetzen. Ferner erscheint in einsilbigen wörtern oder durch einen consonanten gestützt *ê* in *hwê*, *hwammêh* etc., während ahd. *tagu*, *huemu* auf ein vor der verkürzung bestehendes *ô* weisen. Auch ahd. alts. *sô*, ags. altn. *svâ*, altfr. *so*, *sa* wird = got. *svê* zu setzen sein, während es zunächst auf **svô* zurückzuführen ist, vgl. s. 341. In allen diesen fällen ist wahrscheinlich das got.

ê aus urgerm. *ô* entstanden, und wir haben die erhöhung des *ô* zu *ê* zu parallelisieren mit der des *o* zu *a*. Dieselbe betrifft nur das auslautende *o*. Vor consonanten und in vorletzter silbe hat keine gotische endung ein *ê*.¹⁾ Dagegen im auslaut wird man nach einem besondern grunde forschen müssen, wenn *ô* erhalten ist. Am einfachsten ergibt sich ein solcher in der 1. 3. sing. opt. praes. und der 2. sing. imp. der verba auf *-ôn* aus der analogie des durch alle übrigen formen durchgehenden *ô*. Eine ähnliche deutung liesse sich auch auf den gen. pl. der *â*-stämme anwenden, bei denen *ô* sonst im ganzen plur. durchgeht; der anschluss der *ân*-stämme an dieselben wäre ganz natürlich. Doch wäre in diesen fällen auch eine ursprüngliche lautliche abweichung nicht undenkbar. Es kommen aber dazu noch die adverbia auf *-ô* und fälle wie *hvanôh* etc., letztere um so merkwürdiger, weil gerade die verkürzung im westgerm. als *a* (*e*) erscheint. Man könnte in diesen die erhaltung des *ô* aus der anfügung der partikel erklären. Allein dieselbe hat ja in *hwammeh* die erhöhung nicht verhindert.

Die erhöhung des *ô* zu *ê* im gotischen hat ein analogon in der des westgermanischen *ô* zu *â*, die wir der verkürzung vorangehen lassen musten, vgl. s. 341. 348. Auch für diese ist die stellung im auslaut bedingung. Aber die einzelnen fälle, in denen got. *ê*, westgerm. *â* eintritt, decken sich nicht. In einem fälle finden wir auch das gotische *ê* weiter zu *i* entwickelt, im altn. und ags., im instr. *hvi*, *þvi* — *hvy*, *þy*, falls dieselben wirklich den got. *hvê*, *þê* entsprechen. Es würde allerdings dazu stimmen, dass der instr. in mehrsilbigen wörtern im ags. abweichend vom ahd. und alts. auf *-e* ausgeht. Aber im altn. hat er doch wie im alts. und ags. *-u*. Es bleibt mir dies verhältnis noch ein rätsel, dessen deutung ich ändern überlassen muss.

Hier sehe ich mich genötigt die untersuchung zunächst abzubrechen, leider mit dem bewusstsein, viel mehr probleme zur sprache gebracht als gelöst zu haben. Möchten andere bald, was auf diesem gebiete zu tun noch übrig bleibt, nachholen.

¹⁾ Die 2. sg. praet. *nasidês* etc. darf nicht hierher gezogen werden, weil hier composition vorliegt.

II.

Zur geschichte des germanischen vocalismus.

ZUR GESCHICHTE DES GERMANISCHEN VOCALISMUS.

In meiner abhandlung über die vocale der flexions- und ableitungssilben (Beitr. IV, 315 ff.) habe ich eine weitere arbeit zu liefern versprochen, in welcher verschiedene punkte behandelt werden sollten, die eigentlich in jene gehört hätten, die aber nur im zusammenhange mit gewissen modificationen der vocale in den wurzelsilben erörtert werden können. Diesem versprechen komme ich im folgenden nach.

Mein verfahren wird dasselbe sein wie früher. Widerum müssen eine reihe von fragen der flexions- und wortbildungslehre in die betrachtung hineingezogen werden. Widerum muss eine strenge scheidung der psychologischen vorgänge in der sprachgeschichte von den physiologischen und vollständige consequenz in den letzteren angestrebt werden. Dies verfahren ist nicht nur ein berechtigtes, wie ich in der einleitung zu der erwähnten abhandlung nachzuweisen versucht habe, sondern meiner überzeugung nach geradezu das einzige, durch welches die sprachwissenschaft dazu gelangen kann ihre bestimmung zu erfüllen.

Die voraussetzung, von welcher dabei ausgegangen wird, ist die, dass jedes lautgesetz mit absoluter notwendigkeit wirkt, dass es ebenso wenig eine ausnahme gestattet, wie ein chemisches oder physikalisches gesetz. Mit dieser voraussetzung steht und fällt die von mir befolgte methode. Wer sich entschliesst die erstere zu verwerfen, der braucht auch die letztere nicht anzuerkennen. Er verzichtet aber damit überhaupt auf die möglichkeit, die grammatik zu dem range

einer wissenschaft zu erheben. Mehr als den wert einer hypothese kann allerdings unser satz nicht in anspruch nehmen. Aber es ist unleugbar, dass mindestens eine eingeschränkte geltung desselben die grundlage bildet, auf welcher von anfang an die sprachwissenschaft aufgebaut ist, und dass das gebiet, welches diese beherrscht, soweit sie sich auf den wortkörper bezieht, nur genau so weit reicht, wie er gilt. Was jenseits seiner geltung liegt, fällt auch ausserhalb des bereiches der wissenschaftlichen erkenntnis. Man ist demnach vor die alternative gestellt, ob man einen teil (und zwar einen sehr grossen) des sprachlichen materiales von diesem bereiche ausgeschlossen lassen will, oder ob man den versuch wagen will auch diesen für die wissenschaft zu erobern; und diese alternative ist vollkommen gleichbedeutend mit der, ob man bei der allgemein anerkannten beschränkten geltung der lautgesetze stehen bleiben will, oder dieselbe zur unbeschränktheit erheben will. Es ist mir nicht wahrscheinlich, dass ein forscher unsere hypothese, die eine so lockende aussicht eröffnet, von vornherein einfach abweisen wird. Mag er sich ihr aber auch noch so zweifelnd gegenüber stellen, so muss er doch unbedingt zugeben, dass es von der höchsten wichtigkeit ist, über ihre berechtigung oder nichtberechtigung ins klare zu kommen. Dazu aber gibt es nur einen weg. Man mache einmal vollen ernst mit ihrer durchführung und sehe, wie weit man damit kommt. Nur der erfolg, welchen dieses unternehmen hat, kann entscheidung bringen.

Kann von diesem zweifelnden standpunkte aus das von mir beobachtete verfahren nur als ein experiment gelten, so ist es dagegen für denjenigen, der einmal die unbedingte geltung der lautgesetze anerkannt hat, die unabweisbare consequenz, der er sich nicht entziehen kann, ohne die resultate seiner forschung in empfindlicher weise zu schädigen. Es mag vorsichtig erscheinen, sich der mislichen combinationen über etwaige wirkungen der analogie zu enthalten und sich auf die feststellung der lautlichen tatsachen zu beschränken. Aber diese vermeintliche vorsicht ist vielmehr eine grosse unvorsichtigkeit. Man hat sich auf diese weise sehr häufig verleiten lassen, lautübergänge anzunehmen, die niemals stattgefunden haben, indem man als belege dafür veränderungen benutzte,

die auf formenassociation beruhen. Und das schlimmste ist, dass solche scheinbar durch sichere beispiele erwiesene lautwandlungen zu weiteren combinationen, zur stütze für andere zweifelhafte fälle benutzt werden. Es würde mir nicht schwer fallen, die häufigkeit dieses fehlers selbst in sonst sehr verdienstvollen arbeiten nachzuweisen. Eben in der vermeidung dieses fehlers liegt der eigentliche kernpunkt der methode. Es handelt sich dabei in erster linie nicht um die aufstellung von hypothesen, die gewagt erscheinen könnten und denen man aus dem wege gehen dürfte, sondern um eine sichtung des gegebenen materiales durch eine ausschliessende kritik. Diese negative seite des verfahrens ist es, für deren berechtigung unbedingte anerkennung verlangt werden muss, mag man sich den positiven aufstellungen gegenüber so zweifelnd wie möglich verhalten.

Eben das vertrauen zu der absoluten gesetzmässigkeit der lautbewegung ist es, wodurch die sprachwissenschaft der naturwissenschaftlichen evidenz nahe kommt, und wodurch sie in bezug auf sicherheit ihrer resultate allen anderen historischen wissenschaften so sehr überlegen ist. Dieses vertrauen dient ihr wie jeder naturwissenschaft als fundament, auf welcher sie aufgebaut wird. Es wird ihr dadurch das ziel gesteckt, alle lautlichen veränderungen unter gesetze unterzubringen, die mit absoluter consequenz wirken. Dieses ziel dient aber zugleich als prüfstein für die richtigkeit der aufgestellten gesetze und liefert die probleme, welche durch die forschung zu lösen sind. Nirgends darf man sich bei einer vielfältigkeit oder inconsequenz der behandlung eines und desselben lautes unter denselben bedingungen beruhigen. Kann nicht durch andere fassung der lautgesetze abgeholfen werden, so ist die unabweisbare consequenz, dass von den verschiedenartigen veränderungen unter gleichen verhältnissen immer nur die eine auf physiologischem wege entstanden sein kann, während die andere oder die anderen sich auf psychologischem wege, durch formenassociation eingedrängt haben müssen.

Um misverständnissen vorzubeugen, muss ich mich noch etwas deutlicher darüber aussprechen, was ich unter einer inconsequenz verstehe, die zur annahme einer formenassociation nötigt. Am klarsten liegt diese nötigung vor, wo die inconse-

quenz innerhalb eines und desselben dialectes auftritt. Selbstverständlich aber darf man lautliche vielfältigkeit nicht verwechseln mit einem schwanken in der orthographie. Uebrigens ist beides nicht immer leicht von einander zu unterscheiden. Ferner muss man sich stets vergewissern, ob die vielfältigkeit auf dem wege natürlicher entwicklung innerhalb eines einheitlichen dialectes entstanden, oder ob sie erst durch fremde einflüsse hineingetragen ist. Daher sind insbesondere die formen aller schriftsprachen oder künstlichen dichtersprachen, in denen eine contamination mehrerer mundarten stattgefunden hat, mit vorsicht zu behandeln. So, um ein ganz sicheres beispiel anzuführen, wenn im nhd. in mehreren wörtern (z. b. *nichte*, *gerücht*, *sacht*, *beschwichigen* etc.) *cht* statt des sonst aus dem mhd. erhaltenen *ft* erscheint, so liegt dies bekanntlich daran, dass dieselben aus dem niederdeutschen in die schriftsprache gedrungen sind. Und ähnlich verhält es sich mit andern abweichungen des nhd. von den sonst geltenden lautgesetzen. Umgekehrt findet man in den mundarten, denen eine schriftsprache zur seite steht, oft massenhafte entlehnungen aus der letzteren, welche leider bei der grammatischen behandlung immer noch nicht vollständig und bestimmt genug ausgesondert zu werden pflegen. Aber es kann auch eine volksmundart aus einer anderen verwante wörter entlehnen, so gut wie aus einer ganz fremden sprache. Von allen diesen entlehnungen versteht es sich von selbst, dass sie keine ausnahmen von den lautgesetzen bilden. Und ebenso selbstverständlich ist es, dass man bei allen handschriften, die nicht originale sind, die eventualität einer mischung zwischen dem dialecte des schreibers und seiner vorlage ins auge fassen muss. Ich halte es trotzdem nicht für überflüssig darauf hinzuweisen, weil in dieser beziehung viel zu wenig vorsicht angewendet zu werden pflegt, so sehr dieselbe namentlich bei den mittelhochdeutschen hss. angebracht wäre, und weil in folge davon die einsicht in die consequenz der lautgestaltung bisher wesentlich behindert worden ist. Ein anderer sehr gewöhnlicher fehler, der dieselbe nachteilige folge hat, besteht darin, dass man ein grösseres dialectgebiet, welches zwar durch die gemeinsamkeit gewisser eigentümlichkeiten zusammengelassen, aber daneben doch wider durch verschiedenheiten

zerspalten ist, wie ein einheitliches ganzes behandelt und alles, was sich an irgend einem punkte desselben findet, ohne unterscheidung zusammen trägt. Die dialectforschung kann gar nicht individualisierend genug verfahren. Man muss sich nach möglichkeit bemühen, dass jeder einzelne typus in seinen besonderheiten klar hervortritt, dass für jede einzelne erscheinung die grenzen der verbreitung genau festgestellt werden. Ebenso müssen natürlich die zeitlichen entwicklungsstufen scharf auseinander gehalten werden. Das alles sind unumgängliche vorbedingungen, die, wenn sie erfüllt sind, sehr viel dazu beitragen werden uns zu richtigen vorstellungen über den gang der sprachentwicklung zu verhelfen.

Noch eine art von doppelformen ist auszuseiden. Wir finden sehr häufig bei einem lautwandel zwischen der unbeschränkten herrschaft des älteren lautes und der gleich unbeschränkten des jüngern eine periode, in welcher beide abwechselnd neben einander geschrieben werden. Ich bin davon überzeugt, dass wir es hier bei weitem in den meisten fällen nicht mit einem schwanken der aussprache, sondern nur der orthographie zu tun haben. Dieses schwanken kann entweder dadurch hervorgerufen werden, dass der laut noch auf einer zwischenstufe steht, so dass man in ermangelung eines adäquaten zeichens unsicher ist, ob man besser das zeichen des einen oder des andern lautes anwenden soll. Oder der lautübergang kann auch schon bis zu seiner letzten stufe durchgeführt sein, aber in folge der schreibertradition hält die umwandlung der orthographie nicht gleichen schritt mit der des lautes. Ich wüste kein hindernis, weshalb diese beiden erklärungen nicht in allen vorkommenden fällen als vollkommen ausreichend gelten könnten. Sie sind von dem standpunkte aus, den wir eingenommen haben, die einzig zulässigen bei dem schwanken eines und desselben schreibers, soweit derselbe wirklich seine mundart wiedergeben will. Dagegen ist es denkbar, dass zwischen verschiedenen personen innerhalb derselben mundart wirklich eine zeit lang einige abweichung besteht, und es lässt sich eine solche öfters namentlich zwischen der älteren und jüngeren generation beobachten. Indessen sind solche abweichungen in enge grenzen eingeschlossen und kaum graphisch bezeichnbar. Noch muss ich darauf aufmerksam

machen, dass ausserordentlich viele fälle von doppelformen nur scheinbar unter diese kategorie gehören, indem die älteren formen nicht von alters her erhalten, sondern vielmehr durch formausgleichung wider hergestellt sind.

Doch nicht bloss inconsequenzen desselben dialectes nötigen dazu auf analogiebildung zu recurrieren; auch die abweichungen unter verschiedenen mundarten oder verwanten sprachen, sobald sie nicht aus den innerhalb ihrer sonderentwicklung geltenden lautgesetzen erklärt werden können. Die verhältnisse sind bei einer grösseren sprachengruppe so lange genau dieselben wie bei einem einheitlichen dialecte, als nicht gerade diejenigen punkte in frage kommen, in denen die einzelnen zweige derselben rücksichtlich ihrer lautlichen entwicklung auseinander gehen. Wenn z. b. die 2. 3. pl. ind. praes. im got. *gibiþ*, *giband*, im fränk. *gebet*, *gebent*, im alem. *gebat*, *gebant* lauten, so bedeutet das für uns dasselbe, als wenn in einem von den drei dialecten *e* und *a* neben einander vorkäme. Denn zu den lautlichen unterschieden zwischen denselben gehört nicht ein verschiedenes verhalten in bezug auf den alten gegensatz von *a* und *e*.

Die scheinbaren unregelmässigkeiten der lautentwicklung können entweder darin bestehen, dass doppelformen in gleicher stellung und betonung neben einander gebraucht werden, oder auch darin, dass in verschiedenen formen und wörtern der gleiche ursprüngliche laut durch verschiedene laute vertreten wird, ohne dass eine verschiedene behandlung sich aus der verschiedenheit der lautumgebung oder der accentuation rechtfertigen lässt. Formenassociation liegt dann allemal vor. Es ist aber nicht nötig, dass durch dieselbe erst formen neu gebildet sind, vielmehr können auch die verschiedenartigen gestaltungen alle auf lautlichem wege entstanden sein, dann aber immer unter verschiedenen verhältnissen, und zunächst jede auf die besonderen verhältnisse, unter denen sie entstanden ist, beschränkt. Wenn z. b. im griech. die formen $\xi\nu$ und $\xi\gamma$ vor gutturalen, $\xi\nu$ und $\xi\mu$ vor labialen unterschiedslos neben einander gebraucht werden, so ist doch ursprünglich vor den gutturalen nur $\xi\gamma$, vor den labialen nur $\xi\mu$ entwickelt, $\xi\nu$ aber in anderen stellungen (vgl. Curtius, Stud. 10, 210 ff.). Und wenn dann das letztere sich an die stelle der ersteren einge-

drängt hat, so ist das eben so gut eine association, als wenn eine ganz neue form gebildet wäre.

Nachdem die notwendigkeit der annahme einer formen-association festgestellt ist, beginnt für uns die wichtigste tätigkeit. Alles kommt darauf an richtig zu bestimmen, welche unter den einander gegenüber stehenden gestaltungen durch association, welche auf physiologischem wege entstanden sind, resp. unter welchen bedingungen die eine, unter welchen die andere entwickelt ist. Nach diesem gesichtspunkte müssen erst die einzelnen fälle untersucht sein, bevor man dazu schreitet, aus ihnen lautgesetze zu abstrahieren. Das verfahren dabei ist vollkommen analog demjenigen, welches in den naturwissenschaften, insonderheit in der physik angewendet wird. Die hauptkunst bei einem geschickten physikalischen experimente besteht im isolieren. Um die wirkung einer kraft zu beobachten, muss man umstände herbeizuführen suchen, unter denen diese wirkung so wenig wie irgend möglich durch die einer andern kraft gehemmt, gefördert oder sonst modificiert wird. Entsprechend muss das verfahren des sprachforschers sein, nur dass er nicht so gut daran ist wie der physiker, weil er nicht wie dieses die zur beobachtung günstigen umstände willkürlich herbeiführen kann, sondern darauf angewiesen bleibt, aus dem zufällig gegebenen materiale die geeigneten fälle herauszusuchen, die von dem verdachte eines die wirkung der lautgesetze modificierenden einflusses frei sind. Wie dies möglich ist, will ich ein wenig zu erläutern versuchen.

Es gibt zwei verschiedene arten der ausgleichung. Die eine können wir als stoffliche, die andere als formale bezeichnen. Die erstere vollzieht sich zwischen verschiedenen formen oder verschiedenen satzstellungen eines und desselben wortes oder zwischen verschiedenen aus der gleichen wurzel abgeleiteten wörtern, die letztere zwischen den entsprechenden formen verschiedener wörter oder zwischen den entsprechenden bildungen aus verschiedenen wurzeln.

Bedingung für den eintritt der letzteren ist das vorhandensein eines geeigneten musters; d. h. es muss eine der sprache durch zahl oder häufigkeit der beispiele geläufige und für die unterscheidung der einzelnen formen oder ableitungen

charakteristische bildungsweise vorliegen. Danach ist eine masse von fällen sehr einfach zu entscheiden. So würde man im mhd., auch wenn man gar nichts über die frühere geschichte der wörter wüste, ohne weiteres die singulären genitive *vater*, *bruoder* für ursprünglicher erklären müssen, als die der gemeinen analogie folgenden *vaters*, *bruoders*. Eben so wenig kann es zweifelhaft sein, dass bei den praeteritis *muose* — *muoste*, *wisse* — *wiste*, *nande* — *nante*, *rûnde* — *rûnte*, immer die letzteren formen die jüngeren sind, weil für sie allein der anschluss an eine durchgreifende bildungsweise möglich ist. Hieraus folgt, dass die vereinzelt anomalen formen der sprache für die richtige erkenntnis der lautgesetze viel instructiver sind als die sogenannten regelmässigen, nach denen man sie gewöhnlich bestimmt. Ihre anomalie besteht eben darin, dass sie sich der association an die grossen systeme, welche die sprache überwiegend beherrschen, entzogen haben.

Wie bei der formalen ausgleichung die ungleichheit der formalen elemente das kennzeichen der ursprünglichkeit bildet, eben so selbstverständlich bei der stofflichen die ungleichheit der stofflichen elemente. So braucht es keiner historischen kenntnis, um zu bemerken, dass von den nhd. doppelformen des conj. praet. *sânne* — *sönne*, *schwämme* — *schwömme* etc. die letzteren ursprünglicher und die ersteren an den ind. angeglichen sind. Und bloss auf grund der noch vorhandenen reste der alten vocalverschiedenheit zwischen ind. und conj. (vgl. noch *stürbe*, *verdürbe* etc.) würde man berechtigt sein, für die ältere zeit eine entsprechende verschiedenheit auch bei denjenigen verben von sonst gleicher bildung zu vermuten, die keine spur mehr davon zeigen (*bände*, *sänge* etc.). Aehnliche schlüsse für einen durchgreifenden unterschied zwischen sg. und pl. des praet. lassen sich aus *ward* — *nurden* im gegensatz zu *starb* — *starben* etc. ziehen.

Schwierigkeiten allerdings entstehen dadurch, dass die beiden arten der ausgleichung einander entgegen wirken können, indem durch die stoffliche ausgleichung eine formale verschiedenheit, durch die formale ausgleichung eine stoffliche verschiedenheit geschaffen werden kann. Das erstere ist sehr häufig, man vgl. z. b. die eben berührten verhältnisse im conj. praet.;

ein beispiel für das letztere ist das übergreifen des umlauts im nhd. und zum teil schon im mhd. auf fälle, wo er ursprünglich nicht berechtigt war, vgl. *nägel* = mhd. *nagele*, *älter* = mhd. *alter*, *brüderlich* = mhd. *bruoderlich* etc. Demnach kann unter umständen die entscheidung über das gegenseitige verhältnis von doppelformen sehr verschieden ausfallen, je nachdem man stoffliche oder formale ausgleichung annimmt. Das gebiet der letzteren fällt aber zum grossen teil ganz aus dem der ersteren heraus. Nur in bezug auf verschiedenheiten innerhalb des stammes ist zweifel möglich, und auch da nur in einer beschränkten zahl von fällen. Ueberdies überwiegt hier, wie die erfahrung lehrt und wie es in der natur der sache begründet ist, die stoffliche ausgleichung sehr entschieden über die formale, so dass, wo beide in conflict geraten, sehr selten die letztere über die erstere den sieg davonträgt.¹⁾ Mindestens müssen sehr begünstigende umstände vorhanden sein, deren positiver nachweis zu verlangen ist. Insbesondere entstehen solche stoffliche verschiedenheiten durch formale ausgleichung nur dann, wenn sie als etwas für das grammatische verhältnis charakteristisches empfunden werden, wie es sich z. b. mit dem umlaut verhält. So wird ja auch die erhaltung alter lautunterschiede am besten dadurch gesichert, dass sie grammatisch bedeutsam werden. Wo aber einem unterschiede solche bedeutsamkeit abgeht, da ist eine zuverlässige garantie gegeben, dass er auf rein lautlichem wege entstanden ist.

Wir sind aber nicht bloss auf diese allgemeinen grundsätze angewiesen. Es können dazu weitere kriterien treten, die, wo sie vorhanden sind, die vortrefflichsten dienste leisten. Es können die gleichen oder gleichartigen formen unter gewissen umständen innerhalb der verknüpfung eines systemes stehen, und gleichzeitig unter anderen umständen ausserhalb derselben. Die folge davon kann sein, dass unter den letzteren die lautlich entwickelte form durch association einen concurrenten erhält, resp. ganz verdrängt wird, während sie

¹⁾ Uebrigens wirken beide sehr häufig auch einträchtig zusammen. Wenn z. b. das ältere *sancte* durch unser *senkte* verdrängt ist, so hat darauf sowol das praes. *senken* als die analogie der schw. verba, die von hause aus keinen unterschied zwischen dem vocale des praes. und dem des praet. kannten, eingewirkt.

unter den ersteren die allein herrschaft behauptet.¹⁾ Daraus ergeben sich von selbst die rückschlüsse, welche betreffenden falls aus den gegebenen tatsachen gezogen werden müssen. Es ist eine der wichtigsten aufgaben des forschers, sich nach solchen umständen umzusehen, unter denen eine isolierung stattgefunden hat.

Die isolierte stellung gewisser formen kann von anfang an bestanden haben. Als beispiel mögen die präpositionen in der composition dienen. Es gilt bekanntlich für das germanische das gesetz: in nominaler composition trägt die präposition, in verbaler das verbum den hauptton. Daraus folgt für das mhd. und nhd. erhaltung der vollen form in der nominalen, abschwächung in der verbalen composition. Die regel ist seit frühester zeit durch ausgleichung corrumpiert. Diese ausgleichung findet unter andern statt zwischen dem verbum und dem entsprechenden nomen actionis. Ich halte mich hier an fälle, in denen die entwicklung geschichtlich zu verfolgen ist. Mhd. noch *amphanc* neben *empfangen*, nhd. *empfang*, dagegen auch nhd. noch *antlitz*, *antwort*, weil kein entsprechendes verbum daneben steht; ebenso mhd. *ursaz* — *ersetzen*, ahd. *urlâz* — *arlâzan*, nhd. *ersatz*, *erlass*, dagegen noch *ursache*, *urkunde*; mhd. *fürzoc*, *fürzuc* — *verziehen*, nhd. *vorzug*, aber *fürnehm* (*vornehm*) etc.

Andere formen stehen zwar ursprünglich innerhalb eines systemes, lösen sich aber im verlaufe der entwicklung aus demselben heraus, und die notwendige folge davon ist natürlich, dass sie fortan von der beeinflussung durch dieses system frei bleiben, der die andern ursprünglich mit ihnen gleichartigen formen, die nicht aus dem systeme gelöst sind, unterliegen. Eine derartige isolierung kann erstens eintreten durch den untergang der verwanten formen. Wir können als beispiele wider einige zusammensetzungen mit präpositionen benutzen. Mhd. stehen neben einander *ursprunc* — *erspringen*, *urteil* — *erteilen*; im nhd. sind die verba verloren gegangen, daher ist das *ur-* der substantiva unversehrt geblieben.

¹⁾ Es kann sich auch treffen, dass unter umständen, wo die ausgleichung weniger nahe liegt, noch die alte und die neue form neben einander stehen, während unter begünstigenderen umständen nur noch die neue übrig geblieben ist.

Zweitens aber kann eine form isoliert werden durch modification ihrer bedeutung und gebrauchswaise. Auch dadurch tritt sie aus dem systeme, dem sie ursprünglich angehört hat, heraus, indem das bewustsein des zusammenhanges mit demselben dem sprachgeföhle abhanden kommt. Dies geschieht entweder so, dass durch den wandel der bedeutung die etymologie verdunkelt wird: dann entzieht sie sich der stofflichen association; oder dadurch, dass in folge eigentümlicher gebrauchswaise ihre formale natur nicht mehr in der ursprünglichen weise empfunden wird: dann entzieht sie sich der formalen association; endlich aber kann auch beides zusammen treffen. Für die erste art können als beispiele dienen die neuhochdeutschen adverbia *schon* und *fast*. Weil diese sich in ihrer bedeutung von den zugehörigen adjectiven *schön* und *fest* gelöst haben, ist bei ihnen die alte regel noch beobachtet, dass die adverbia zu den adjectiven nach der *ja*-declination keinen umlaut haben, während in allen übrigen fällen ausgleichung zwischen adj. und adv. eingetreten ist; vgl. *eng, früh, schwer, spät, süß, träge* und *schön, fest* in der den adjectiven entsprechenden bedeutung, anderseits *hart, sanft*.¹⁾ Die nämliche erscheinung ist es, wenn es nhd. noch *bosheit* wie im mhd. heisst, aber *kühnheit, schönheit* gegenüber mhd. *kuonheit, schönheit*. Nhd. *bosheit* hat eine speciellere bedeutung angenommen, ist nicht mehr das allgemeine abstractum zu *böse*, während *kühnheit* und *schönheit* sich in dem umfange ihres begriffes noch genau mit den entsprechenden adjectiven decken. Man vgl. *allerhand* etc. mit dem sonstigen gen. pl. *hende*. Ferner die abgeschwächten formen der präpositionen *entgegen, entzwei, empor, neben* (aus *eneben*), *bevor, behend* (abd. *bi henti*) gegenüber entsprechenden verbindungen mit den vollen formen *in* und *bei*. Die ursprüngliche regel war, dass die präpositionen in der stellung unmittelbar vor der tonsilbe als proklitika stets der abschwächung unterlagen, gerade so wie in verbaler composition. Das zeigen zahlreiche belege aus mhd. hss., wo na-

¹⁾ Bei diesen ist der vorgang wol so zu denken, dass die ursprünglich nieder- oder mitteldeutschen formen *hart* und *sanft* in folge der unterstützung durch die auch im hochdeutschen des umlauts entbehrenden adverbialformen in der schriftsprache das übergewicht erhalten haben.

mentlich bei häufig vorkommenden verbindungen schreibungen wie *enzwischen, enwec, enrihte, entriumen, ehant, enzit, begehene, benamen, bezüte, bedaz, bediu* etc. die gewöhnlichen sind. Die volleren formen *in* und *bi* haben ihre stellung ursprünglich nur vor der unbetonten silbe, wozu auch der artikel zu rechnen ist. Durch die häufigkeit der stellung vor dem letzteren sind sie zu den normalen geworden. Im nhd. ist daher die volle form überall wider eingeführt, wo man der bedeutung halber die präposition noch als solche fühlte; die abgeschwächte ist erhalten geblieben, wo dies nicht mehr der fall war.

Eine noch bedeutendere rolle spielt die formale isolierung, die jedoch sehr gewöhnlich mit einer stofflichen verbunden ist. Ein wichtiger fall derselben ist z. b. die verwandlung von participien zu reinen adjectiven, die dann eventuell auch substantiviert werden können. In solchen participien haben wir im nhd. eine reihe von altertümlichen formen erhalten gegenüber den jüngeren analogiebildungen in eigentlich participialem gebrauche. So ist der rückumlaut erhalten in *getrost, gestalt, bestellt* (erst in jüngerer zeit auf *gestalten, bestallen* bezogen), *erlaubt, durchlaucht* neben *getröstet, gestellt* etc. Wir haben neben einander *gesendet, gewendet* und *gesant, gewant*. Aber es heisst niemals anders als *der gesante, die gesantschaft*; und in adjectivischem gebrauche *gewant* (versutus), *verwant* (affinis), *bewant* und davon *bewantnis*. Altertümliche starke participia sind *verworren, gefalten, verwegen, gediegen, bescheiden* gegen *verwirrt, gefaltet, gewogen, gediehen, beschieden*. Auch *gedrungen* muss hierher gestellt werden, da in passivischem sinne sonst nur *gedrängt* gebraucht wird. Wir sagen *verhehlt* und *verhohlen*, in adjectivischem und adverbialen gebrauche aber nur letzteres. Wir lernen daraus, wie wir ähnliche adjectivische participia aus älteren sprachperioden benutzen müssen. Eine andere sehr gewöhnliche art der formalen isolierung ist die erstarrung gewisser casus von nominibus zu adverbien. Man vgl. z. b. aus dem nhd. *vorhanden, abhanden* mit dem sonstigen dat. pl. *händen*. Ferner erhalten sich casusformen in der verschmelzung zu uneigentlichen compositis, vgl. *schwanenlied, mondenschein* (neben *mondschein*), *sternenschein, maientag, halmenfuss, Herzogenbusch, schöpsenfleisch, straussenfeder, augenblick, ohrenschmaus, sonnenlicht* etc. Und so liesse sich noch eine

grosse reihe von fällen aufführen, die uns lehren, wie untrüglich das zeugnis derartiger formen ist.

Endlich bemerke ich, dass auch der grad der lautlichen verschiedenheit zwischen stofflich verwanten formen ihre gegenseitige ausgleichung erleichtert oder erschwert, wenn auch niemals absolut verhindert. Ein schlagender beleg dafür ist z. b. die tatsache, dass die durch das Vernersehe gesetz entstandenen consonantischen verschiedenheiten zwischen sg. und pl. des praet. am frühesten und allgemeinsten in denjenigen conjugationsclassen getilgt werden, in denen keine vocalische verschiedenheit zwischen sg. und pl. besteht, vgl. ahd. *fieng* — *fiengun*, *shuog* — *shuogun* gegenüber *zêh* — *zigin*, *zôh* — *zugun* etc.

Ich glaube durch diese andeutungen hinlänglich gezeigt zu haben, dass es eine ganz bestimmte, aus der natur der lautlichen entwicklung geschöpfte und jede willkür ausschliessende methode gibt, mit hülfe deren man eine sichere unterlage für die feststellung der lautgesetze gewinnt, während ohne ihre anwendung jeder feste boden fehlt. Der schliessliche prüfstein für die richtigkeit unserer voraussetzungen ist dann die möglichkeit, alle veränderungen, die man so als lautliche erkannt hat, unter ausnahmslos wirkende gesetze zu bringen. Gelingt dies (und es ist neuerdings wiederholt auf das vollkommenste gelungen), dann hat man eine garantie für die richtigkeit, wie sie nicht besser gedacht werden kann.

Für die abstrahierung eines lautgesetzes aus den auf die beschriebene weise gesichteten tatsachen genügen wie für die eines jeden naturgesetzes unter umständen wenige fälle. Nur muss stets constatirt werden, dass dieselben nichts anderes mit einander gemein haben, als die in das gesetz aufgenommenen merkmale, und selbstverständlich dürfen keine widerstreitenden tatsachen mehr vorliegen. Wenn dann ein gesetz mit allen den nötigen vorsichtsmassregeln bestimmt ist, dann kann man mit hülfe desselben auch die fälle entscheiden, in denen es an einem sichern kriterium fehlt, ob lautliche entwicklung oder association vorliegt. Namentlich wird in der regel die entscheidung bis hierher aufgespart bleiben müssen bei denjenigen fällen, wo es sich darum handelt, die verschiedenen verhältnisse zu bestimmen, unter denen verschiedene,

tatsächlich gleichwertige lautgestaltungen ursprünglich entstanden sind.

Mit der scheidung zwischen lautwandel und formenassociation und der damit zusammenhängenden feststellung der lautgesetze ist der wesentlichste teil unserer aufgabe erledigt. Es erübrigt allerdings noch die art und weise des vorgangs bei der association im einzelnen zu bestimmen. Für diesen letzten teil unserer tätigkeit, und allein für diesen hat der vorwurf zu grosser unsicherheit unserer combinationen einen schein von berechtigung. Aber auch kaum mehr als einen schein. Denn wer einige erfahrungen auf diesem gebiete hat, weiss, dass, wenn einmal festgestellt ist, dass eine form associationsbildung ist, sich in der regel ganz von selbst ergibt, nach welchem muster und durch welchen psychologischen process sie entstanden ist. Oefters allerdings stellen sich schwierigkeiten in den weg, die sich aber allmählig mehr und mehr werden überwinden lassen, wenn man nur mit umsicht die sonstigen analogien der spracherscheinungen zu rate zieht. Mitunter werden sich verschiedene möglichkeiten darbieten. Es wird dann darauf ankommen, keine zu übergehen oder zu rasch von der hand zu weisen. Wenn aber auch auf diesem gebiete einige irrige hypothesen aufgestellt werden, so ist der schade, wie schon Brugman einmal hervorgehoben hat, kein so grosser und leicht zu verbessern, weil daraus keine weiteren folgerungen gezogen werden, während dagegen unrichtige voraussetzungen über die lautlichen vorgänge, wie sie aus dem mangel einer aussonderung der formenassociationen entspringen, auch durch ihre consequenzen höchst schädlich wirken.

Ich verzeichne die im folgenden von mir gebrauchten abkürzungen häufig citierter werke, soweit sie nicht allgemein üblich und bekannt sind:

- Aasen = Norsk grammatik af J. Aasen. Christiania 1864.
 Edz. = Brechung und umlaut im altn. von Edzardi (Beitr. IV, 132 ff.).
 Grein = Sprachschatz der angelsächsichen dichter von Grein.
 Holtzm. = Altddeutsche grammatik von Holtzmann I, 1.
 Hom. = Homiliu-bok. Isländska homilier, utg. af J. Wisén. Lund 1872.
 Hymn. = Hymnen am schluss des kentischen Psalters, vgl. Ps. (nach der seitenzahl citiert). Hymn. Gr. = Hymnen in Greins bibliothek.

- Kemble = Codex diplomaticus aevi saxonici. ed. Kemble (ich habe nur auszüge von Sievers aus den ältesten urkunden benutzen können).
- Kent. gl. = Kenter glossen, herausg. von Zupitza in Zschr. f. d. A. 21, 1 ff.
- Leffl. *i*-omlj. = Bidrag til läran om *i*-omljudet af L. F. Leffler (Nordisk tidskrift for filologi og pædagogik. Ny række, andet bind 1 ff. 146 ff. 231 ff.).
- Leffl. *v*-omlj. = Om *v*-omljudet af *Y*, *ɜ* och *ei* i de nordiska språken. I. Om *v*-omljudet af *Y* framför nasal. af L. F. Leffler (Upsala universitets årsskrift 1877).
- Lind. = Lindisfarne gospels in The Lindisfarne and Rushworth Gospels. 4 Voll. Publications of the Surtee's Society. Vol. 28 (1854). 39 (1861). 43 (1863). 48 (1865).¹⁾
- P. C. = King Alfred's West-Saxon Version of Gregory's Pastoral Care. edited by H. Sweet. London 1871. 2.
- Ps. = Kentische²⁾ interlinearversion der psalmen in Anglo-Saxon and Early English Psalter. Surtee's Society 16 (1843). 19 (1847). Dagegen Ps. Th. bezeichnet die von Thorpe herausgegebenen Psalmen, einschliesslich der auch bei Grein stehenden poetischen.
- Rit. = Rituale Dunelmense. Surtee's Society. (Es ist nach seiten citiert, wozu die abschnittsbezeichnungen der einzelnen stücke, wo solche vorhanden waren, hinzugefügt sind. Wiederholt sich dieselbe abschnittszahl auf der nämlichen seite, so ist zur unterscheidung ein exponent beigefügt: 1. 1². 1³ etc.)
- Rush. = Rushworth gospels, vgl. Lind. Wo nötig, habe ich durch Rush.¹ und Rush.² die beiden dialectisch nicht unwesentlich abweichenden abteilungen bezeichnet, von denen die erste, die Matthäus und Marcus bis cap. 2, 15 umfasst, sich sehr dem westsächsischen nähert.
- Rydq. = Svenska språkets lagar. af J. E. Rydqvist. Stockholm 1850—74.
- Sweet = History of English sounds by H. Sweet. London 1855. Sweet P. C. = einleitung zu Pastoral Care.
- Vigf. = Jeelandic-English dictionary by Vigfusson etc.
- Wim. = Altnordische grammatik von Wimmer, übersetzt von Sievers. Wim. svensk = Fornordisk formlära af Wimmer, svensk, omarbetad upplaga. Lund 1874.
- Wim. Navn = Navneordenes bøjning i ældre dansk. af Wimmer. København. 1868.

¹⁾ Die ausgabe der evangelien von Bouterwek ist wegen der willkürlichen mischung der verschiedenen texte nicht zu gebrauchen.

²⁾ Mit unrecht habe ich dieselbe Beitr. IV, 451 zu den nordhumbri-schen denkmälern gerechnet.

Die einzelnen stücke aus Greins bibliothek der angelsächsischen poesie sind mit denselben abkürzungen wie im sprachschatz citiert oder weiter ausgeschrieben.

1.

Joh. Schmidt hat Zur geschichte des indogermanischen vocalismus s. 388 ff. im anschluss an Holtzmann eine höchst beachtenswerte ansicht über die entwicklung der ags. und altn. vocalbrechungen zu begründen versucht, welche von den bisher geltenden anschauungen in mehrfacher hinsicht bedeutend abweicht. Er scheint damit fast nur auf widerspruch gestossen zu sein. Wesentlich negativ dagegen verhalten sich Braune, Lit. centralblatt 1875 nr. 48, Sievers, Jen. literaturztg. 1876 nr. 79, Zimmer, Anz. f. d. altert. 2, 25 ff., Leffler, Om *v*-omlj. 10, anm. 2, Edzardi, Brechung u. umlaut. Ich halte dafür, dass man in der ablehnung zu weit gegangen ist. Man muss sorgfältig zwischen verschiedenen punkten in Schmidts aufstellungen unterscheiden. Sein hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, die entstehung der brechung aus *svara*-*bhakti* zu erweisen. In dieser hinsicht kann ich ihm ebenso wenig beistimmen wie Braune und Sievers, aus den nämlichen gründen.¹⁾ Auch in einem andern punkte, auf den er grosses gewicht legt, kann ich mich seiner auffassung nicht anschliessen. Ein directer zusammenhang der brechungserscheinungen des altn. mit denen des ags. scheint mir nicht erweislich, da beide dialecte in zu wesentlichen stücken von einander abweichen. Zu einer eigentlichen identificierung der brechung mit dem *u*-umlaut des altn., wie sie Schmidt nach Holtzmann versucht, sind wir, scheint mir, gleichfalls nicht berechtigt. Dagegen stimme ich gegenüber den angeführten kritikern mit Schmidt darin überein, dass die brechung im ags. und altn. stets durch einen *u*-farbigen laut hervorgehoben ist, dass daher

¹⁾ Selbst beispiele wie altn. *hjórt*, *mjólk* aus **herutz*, **melukz* beweisen nichts für Schmidts theorie. Das *u* nach dem *r* und dem *l* ist nicht dadurch verloren gegangen, dass es vor den consonanten getreten ist, sondern es ist erst, nachdem es die brechung veranlasst hatte, als **heorutr*, **meoloc* entstanden waren, dem allgemeinen syncopierungsgesetze zum opfer gefallen. Im ags. sind noch die formen *meoloc*, *heorot* erhalten.

altn. *eǫ* (*jǫ*) älter ist als *ea* (*ja*). Letzteren satz zunächst möchte ich gegen die erhobenen angriffe in schutz nehmen und durch neue argumente stützen.

Ich wende mich zuerst zu der eingehendsten kritik, welche diesem punkte in Schmidts aufstellungen zu teil geworden ist, zu der untersuchung von Edzardi. Diese stützt sich wesentlich auf die abweichungen des ostnordischen (schwed. und dän.), die allerdings von Schmidt so wenig wie von Holtzmann berücksichtigt sind. So wichtig es nun in jedem falle ist, nicht einseitig vom altisländischen auszugehen, und so dankbar man die eingehende berücksichtigung der übrigen dialecte anerkennen muss, so kann ich doch die von Edz. daraus gezogenen folgerungen nicht billigen.

Er argumentiert folgendermassen. In den fällen, wo im westnord. *jǫ* mit *ja* in der flexion wechselt, entspricht im ostnord. nur selten durchgehendes *jǫ*, meistens dagegen durchgehendes *ja*, ebenso wie dem wechsel von *ǫ* und *a* im westnord. meist durchgehendes *a* im ostnord. entspricht. Daraus ist zu schliessen, dass die brechung *ja* schon gemeinnordisch war, auch vor folgendem *u* oder *v*, dass dagegen die wandlung desselben zu *jǫ* wie die des *a* zu *ǫ* im gemeinnordischen vor der scheidung der dialecte eben erst begonnen hatte und darum nur in der kleineren zahl der wörter durchgeführt war, so dass dann weiter bei der mehrzahl der wörter die einzelnen dialecte ihre eigenen wege gegangen sind, wobei das westnord. in der entwicklung des umlautes weiter gegangen ist als das ostnord., das isländ. weiter als das norwegische.

Diese auffassung involviert die annahme eines plötzlichen abbruches der gemeinsamen entwicklung der skandinavischen sprachen. Sie fixiert einen bestimmten zeitpunkt, mit dem die bisherige verkehrsgemeinschaft aufgehört und eine sonderentwicklung angefangen hat. Diese vorstellung aber widerspricht bei den hier vorliegenden historischen verhältnissen den allgemeinen gesetzen sprachlicher entwicklung. Die continuität des verkehrs zwischen den verschiedenen skandinavischen stämmen ist niemals unterbrochen, und damit auch der geschichtliche zusammenhang in der weiterbildung ihrer mundarten bewahrt. Noch heute gibt es übergangsdialecte nicht nur zwischen schwed. und dän., sondern auch zwischen schwed.

und norw. Zu der zeit, als der *u*-umlaut durchgeführt wurde, waren jedenfalls die dialectischen unterschiede innerhalb des skandinavischen sprachgebietes so gering, dass von einer sprachlichen trennung des ostnord. und westnord., wodurch die gegenseitige beeinflussung aufgehoben wäre, nicht die rede sein kann.

Bei Edzardis auffassung liegt ferner eine vorstellung von dem gange des lautwandels zu grunde, der man zwar sehr gewöhnlich begegnet, die aber nicht länger in der sprachwissenschaft geduldet werden darf. Von dem anfang, von der unvollständigen durchführung einer lautbewegung darf man nur in dem sinne reden, dass die sprache noch auf einer zwischenstufe zwischen dem älteren laute und dem neuen, bis zu welchem sie allmählig fortschreitet, sich befindet, nicht aber in dem sinne, dass der process sich schon in einigen wörtern vollzogen hat, in andern nicht. Denn das würde, wie ich oben auseinandergesetzt habe, dem fundamentalsatze widersprechen, auf dem unsere ganze forschung beruht. Es muss notwendig nach anderen als lautlichen momenten gesucht werden, um das unregelmässige verhalten des *jg* und des *q* (welches letztere wir hier notwendig mit in unsere betrachtung hineinziehen müssen) im ostnord. gegenüber dem regelmässigen im isl. zu erklären.

Edz. sucht nun zwar (s. 144 ff.) den ungleichmässigen eintritt des *u*-umlautes im ostn. dadurch zu motivieren, dass er erstens nach dem vorgange von Munch unterscheidet zwischen starkem oder stamm-umlaut und schwachem oder flexionsumlaut und zweitens zwischen ursprünglichem und unursprünglichem *u* (*v*). Aber weder lässt sich mit hülfe dieser unterscheidungen irgend welche gesetzmässigkeit in dem verhalten des ostn. entdecken, noch dürfen sie überhaupt als berechtigt anerkannt werden.

Prüfen wir zunächst die zweite unterscheidung. Unter unursprünglichem *u* versteht Edz. dasjenige, welches einem got. *a* entspricht. Wenn dasselbe nicht die gleiche umlautwirkende kraft haben soll wie das ursprüngliche *u*, so darf dies nicht auf die ursprünglich bestehende verschiedenheit zurückgeführt werden, sondern die verschiedenheit muss noch bestanden haben zu der zeit, wo der *u*-umlaut eintrat. Ich

habe Beitr. IV, 473 ausgeführt, dass das got. auslautende *a*, dem altn. *u* gegenübersteht, nicht das ursprüngliche ist, dass vielmehr schon im urgerm. dafür ein dumpfer laut anzusetzen ist, der allerdings wol zunächst durch *o* zu bezeichnen wäre, der aber doch, wie die übereinstimmende entwickelung im altn. und westgerm. zeigt, dem *u* nahe gestanden haben dürfte. Soweit wir das altn. zurückverfolgen können, finden wir keinen unterschied zwischen diesem laute und dem ursprünglichen *u*. Allerdings wird er in den ältesten quellen *o* geschrieben, aber gerade so auch das ursprüngliche *u*. Es kommt hierbei noch die frage in betracht, ob überhaupt nur *u* und nicht auch *o* brechung gewirkt hat, welche frage wir weiter unten bejahend zu beantworten haben werden. Was dann das *u* in ableitungssilben wie *-ur*, *-ul*, *-und* etc. betrifft, welches Edz. s. 147 für besonders jung erklärt, so hoffe ich ebenfalls weiterhin zu zeigen, dass *u* in denselben das ursprüngliche und *a* erst daraus entstanden ist.

Es lässt sich nun aber auch gar keine verschiedene wirkung des ursprünglichen und des unursprünglichen *u* constatieren. Vor letzterem steht allerdings gewöhnlich *ja* und *a*, aber daneben *jø* und *ø* in einer anzahl von fällen, die meist von Edz. 138. 9. 142. 3 aufgeführt werden, vgl. auch Aasen 83 anm., Rydq. 4, 173 ff., 125 ff., Wimmer Navn. 33 ff. Daraus geht hervor, dass das *u* im nom. sg. (und wir dürfen wol hinzu setzen im dat. sg.) der weiblichen *a*-stämme (vgl. z. b. schwed. *björk*) und im nom. acc. pl. der neutralen *a*-stämme (vgl. dän. *lov* = altn. *lög*, auch im sg. und *börn*) fähig ist umlaut zu wirken. Andererseits fehlt der umlaut wider häufig vor ursprünglichem *u* (*v*), z. b. in schwed. *tand*, *hand* = altn. *tonn*, *hond*, vgl. Edz. 143. 151. Mit dieser unterscheidung ist uns also gar nichts gedient.

Was nun die unterscheidung zwischen stamm- und flexions-suffix betrifft, so lassen sich auch mit hülfe dieser keine festen regeln aufstellen. Wir erhalten dadurch jedenfalls keinen aufschluss darüber, warum das flexionssuffix in einigen fällen umlaut hervorgerufen hat, in andern nicht. Dabei ist übrigens stamm nicht in dem gewöhnlichen sprachwissenschaftlichen sinne genommen, sondern in dem mehr populären, als das in der flexion bleibende. Es ist das auf der jeweiligen sprach-

stufe etwas rein zufälliges. Eine solche unterscheidung aber kann für die lautliche entwicklung absolut nicht in betracht kommen. Es ist kein physiologischer grund abzusehen, warum das *u* in schwed. *öl* = altn. *ǫl* (*ǫls*, *ǫlvi*) anders gewirkt haben soll als in schwed. *hand* = altn. *hǫnd* (*handar*, *hendī*). Nur eine scheinbare bestätigung seiner auffassung hat Edz. dadurch erlangt, dass er den umlaut des *e*, *i*, *ī* zu *ö*, *y*, *ý* mit hinein-gezogen hat. Hier aber ist der eintritt des umlautes nicht durch das verhältnis von stamm und flexionsendung bedingt, sondern durch ein rein lautliches moment. Er wird nur durch *v*, niemals durch *u* hervorgerufen, vgl. Leffl. *v*-omlj. 12. Diese erscheinung ist überhaupt mit dem *u*-umlaut des *a* nicht auf eine linie zu stellen. Wenn daher die von Edzardi gemachte unterscheidung von einfluss auf das vorhandensein oder fehlen des *u*-umlauts sein soll, so ist das nur auf psychologischem wege möglich, durch formenassociation.

Dazu kommt ein umstand, der für diese auffassung entscheiden muss. Im isl. findet ein regelmässiger wechsel innerhalb der flexion zwischen *jǫ*, *ǫ* und *ja*, *a* statt nach massgabe des folgenden vocals: *jǫrd* — *jardar*, *ǫrn* — *arnar*, *lag* — *lǫg* etc. Dem ostnord. ist dieser wechsel bis auf dän. *barn* — pl. *børn* unbekannt. Es geht entweder *a* (*ja*, *je*) oder *o* (*σ*, *ö*, *jö*, *jö*) durch alle formen des wortes hindurch. Dies verhältnis ist ohne annahme gegenseitiger angleichung nicht zu begreifen. Mindestens kann man das durchgehende *o* in wörtern wie *jord*, *örn* auf keine andere weise deuten, wie dies auch Edz. 142 tut. Man braucht sich aber eben so wenig dagegen zu sträuben, das durchgehende *a* auf die gleiche weise zu erklären. Das ursprüngliche war auf dem ganzen skandinavischen sprachgebiete ausnahmslose durchführung des *u*-umlautes und ebenso vollkommen regelrechter entsprechender wechsel zwischen *ja* und *jǫ*. Bei einer ausgleichung konnte sowol das *a* der einen form wie das *o* der andern massgebend sein. Es hing von rein zufälligen momenten ab, welches von beiden den sieg davontrug. Zunächst wird sich vielleicht vielfach ein beliebiger wechsel zwischen *a* und *o* eingestellt haben, über den aber die sprache, die alles überflüssige fallen lässt, bald hinweg kam. Wir finden im altschwed. noch bei einigen wörtern schwanken, wo im neuschwed. nur eine form übrig

geblieben ist: alt *rast* und *rost* (meile) Rydq. II, 66 — neu *rast* (ruhe); alt auf runen *-vaurþr*, *-vorþr* neben *varþer* = altn. *vordr* ib. 146 — neu *vård*; alt *bork*, *börk* neben *barker* = altn. *borkr* ib. — neu *bark*; alt *bolker*, gewöhnliche form in Vestgötalag, sonst *balker* = altn. *bólkr* ib. — neu *balk*; alt *thing fiöloom* neben *þingfiællum*, *thing fialum* = altn. *fjöllum* von *fjall* ib. 102 — neu *fjell*; alt *iardu*, *iarp-* neben *jorþ* — neu *jord*; alt *örn* und *arn* = altn. *orn* ib. 148 — neu *örn*; alt *biarn*, *biarnar* neben *biörn* = altn. *björn* ib. 149 — neu *björn*; alt *nas*, *næs* und *nos* beliebig wechselnd = altn. *nos*, *nasar* ib. 66 — neu *nos* von tieren und *näsa* schw. f. von menschen. Ueber ähnliche schwankungen des altdän. vgl. Wimmer Navn. 33: *Tanmaurk*, *kaurua* auf runen, anderseits *mal*, *arn*. Besonders instructiv ist die geschichte der wörter *barn* und *lag* im dän. und schwed., wofür umfängliches material zusammengestellt ist von Wimmer Navn. 34 ff. und Rydq. II, 103. 99. Im altdän. ist bei *barn* noch der regelrechte lautwandel des altn. erhalten: pl. *börn*, *barna*, *børnum*. Aber daneben steht schon im gen. *børna* (æ). Im neud. ist *ø* im pl. durchgeführt. Ein merkwürdiger altertümlischer rest ist *barnebarn*, wobei sich aber wider die ausgleichung in sehr charakteristischer weise zeigt, indem der pl. dazu *børnebørn* gebildet wird. Im schwed. ist die entwicklung rascher und weiter gegangen. Im alt-swed. findet sich schon neben *börn*, welches Rydq. gewis mit unrecht auf fremden einfluss zurückführt, im pl. *barn* und stets *barnum*; neuschwed. ist *a* durchgedrungen. Ebenso wie *barn* hat *lagh* im altdän. den ursprünglichen wechsel bewahrt: pl. *logh*, *logha*, *loghum*. Häufig dringt aber schon *o* nicht bloss in den gen. pl., sondern in den ganzen sg. ein. Neudänisch ist *lov* durchgeführt, aber daneben steht das compositum *haandværkstav*. Im schwed. ist ungekehrt *lag* (*lagh*) schon in den ältesten quellen zur herschaft gekommen. Aber daneben hat sich in *orlog* der *u*-umlaut bewahrt, sehr natürlich, weil ursprünglich *orlog* plurale tantum war, ein *a* also nur im gen. vorhanden war, wo es der übermacht der übrigen casus weichen musste.

Zur verkennung des von mir angenommenen entwicklungsganges hat wol besonders der umstand beigetragen, dass *a* so überwiegend den sieg über *ø* davongetragen hat, nament-

lich bei den weiblichen und neutralen *a*-stämmen. Das umgekehrte ist in den norwegischen mundarten der fall, vgl. Aasen 82 ff. Hier kann es gar nicht in zweifel gezogen werden, dass der gleichmässigen durchführung eines vocals durch alle casus ein älterer vocalwechsel vorangegangen ist, da derselbe in den altnorwegischen hss. grösstenteils noch unversehrt vorliegt, insonderheit ausnahmslos da, wo das umlautwirkende *u* abgefallen ist. Bemerkenswert ist, dass die dialecte häufig in bezug auf die entscheidung für *a* oder *o* (*ø*) von einander abweichen, und dass insbesondere die östlichsten landschaften in vielen fällen *a* gegenüber dem *o* der übrigen bieten, also in dieser beziehung eine übergangsstufe zum schwedischen darstellen. Eine andere interessante tatsache ist, dass mehrere von Aasen aufgezählte wörter in doppelformen mit differenzierter bedeutung erhalten sind, z. b. *mark* feld = *mork* wald, *gata* gasse — *gota* fahrweg. Bekanntlich fehlt schon im altnorw. der *u*-umlaut häufig, wo ihn das isl. bietet. Wir werden dies nicht anders auffassen können, als dass der anfang zu der bewegung bereits gemacht ist, die später ganz durchgeführt wurde.

Die richtigkeit unserer auffassung vorausgesetzt, muss allerdings die forderung gestellt werden, dass es von allen wörtern, in denen im ostnord. *a* durchgeführt ist, ursprünglich formen gegeben hat, in denen das *a* der wurzelsilbe der einwirkung eines *u* oder *v* nicht ausgesetzt war. Unzweifelhaft gab es solche in allen fällen, die Edz. unter flexionsumlaut begreift. Was den stammumlaut betrifft, so stehen nur scheinbar entgegen die wörter mit *u* in der ableitungssilbe. Das durchgehende *u* in denselben beruht nämlich auch erst auf ausgleichung, wie in abschnitt 9 gezeigt werden soll. Mehr schwierigkeiten machen die *v*-stämmе, vgl. Edz. s. 146. Aus dem nebeneinanderstehen der formen dän. *spurv*, schwed. *sparf*, in schwedischen dialecten *sparr* und *sporr* ergibt sich wol mit notwendigkeit wenigstens für das ostn. ursprünglich *sparr*, *sporvar*. Daraus würde folgen, dass der *u*-umlaut jünger ist, als die ausstossung des *v* vor folgendem consonanten, demnach auch jünger als die syncope des *a* und *i* nach langer wurzelsilbe, wodurch das *v* erst vor einen consonanten gerückt ist. Diese, wie es scheint, unvermeidliche consequenz erregt des-

halb bedenken, weil der *u*-umlaut doch älter sein muss, als die syncope des *u* selbst nach kurzer silbe. Deswegen und, weil im westn. der *u*-umlaut vor ausgestossenem *v* ganz consequent durchgeht, wäre eine befriedigendere lösung des problems erwünscht.

Also das resultat unserer vergleichung ist, dass ein durch feste gesetze bestimmter wechsel zwischen *ja* und *jǫ* und zwischen *a* und *ǫ*, wie er im allgemeinen im altisl. getreu bewahrt ist, gemeinnordisch war und die grundlage für die weitere untersuchung bilden muss. Aus dem verhalten des ostnord. ergibt sich nichts für das chronologische verhältnis von *ja* und *jǫ*.

Ehe wir nun auf die gründe eingehen, welche für Schmidts auffassung sprechen, wollen wir erst noch einen wichtigen punkt erörtern. Wie neben *a* und *ǫ* als drittes der *i*-umlaut *e* steht, so steht neben *ja* und *jo* scheinbar vollkommen parallel *i*. Man findet daher das letztere öfters geradezu als umlaut des *ja* oder *jǫ* aufgefasst, jedenfalls mit unrecht. Vielmehr ist dasselbe vor dem eintritt der brechung aus *ě* entstanden. Es ist ein wichtiger unterschied des altn. vom ags., dass nur das *ě*, nicht das *i* der brechung ausgesetzt ist¹⁾, und zwar weder das indog. *i*, noch das erst auf germanischem boden in der regel durch einfluss eines *i* oder *j* der ableitungssilbe entstandene. Dagegen muss *e*, wo überhaupt die erforderlichen bedingungen vorhanden sind, ausnahmslos gebrochen werden. Es kann also vor *r* oder *l* + cons. ausser nach *v* kein *ě* geben. Wir können nicht umhin die von Holtzm. 70 aufgestellte ansicht uns anzueignen, welcher Schmidt 400 widerspricht, dass *e* in gewissen fällen umlaut von *ja* ist oder vielmehr von *ea*, aus welchem durch einwirkung eines *i* nicht gut etwas anderes werden konnte als *e*. Hierher gehört vor allem der sg. ind. praes. der verba *bjarga*, *gjalda*, *gjalla*, *hjálpa*, *skjálfa*, *skjalla*. Es verhält sich damit eigentümlich. Bei einer einfach lautlichen entwickelung konnte überhaupt der fall nicht eintreten, dass sich brechung in der wurzelsilbe vor fol-

¹⁾ Ich sehe hier ab von dem *v*-umlaut, wodurch *i* im westnord. zu *y*, im ostnord. zu *ju*, *jo* verwandelt wird, da dieser überhaupt als eine ganz andere, wahrscheinlich jüngere erscheinung zu betrachten ist.

gendem *i* oder *j* entwickelte. Vielmehr musste das *e* vorher zu *i* geworden sein, welches ungebrochen bleibt. Wir haben hier die wirkung zweier chronologisch auf einander folgender ausgleichungsprocesse vor uns, von denen in andern verben je nur einer vorliegt. Im urgerm. bestand der vocalwechsel: 1. sg. *ë*, 2. 3. sg. *i*, pl. *ë*. Im altn. wurde *ë* durch alle personen verallgemeinert, ebenso wie in *drep*, *drepr* etc. Dies *e* ward dann natürlich überall zu *eɔ*, woraus sich *ea* entwickelte, gebrochen. Jedoch bleibt auch die andere möglichkeit, dass die brechung vor der ausgleichung eintrat, und dann in entsprechender weise der brechungsvocal verallgemeinert ward. Die annahme dass *eo* nicht bloss vor *a*, sondern auch vor *i* der endsilbe zu *ea* geworden sei, wird sich uns später rechtfertigen. Darauf wirkte das *i* der 2. 3. sg. umlaut, und dieser ward in die erste übertragen, gerade so wie bei *dreg*, *dregr* etc. Die berechtigung zu dieser chronologischen ordnung der vorgänge wird sich uns weiterhin ergeben. Der regelmässige wechsel zwischen *e* und *ea* wird als das ursprüngliche für alle starken verba mit *r* oder *l* + cons. angesehen werden müssen. Durchgehendes *e* beruht auf ausgleichung teils nach dem sg. ind. praes., teils nach den übrigen verben derselben classe (so fasst es auch Schmidt 401), oder auf andern ursachen. Neben *gjalla* kommt *gella* vor, auch neben *skjalla* setzt Wimmer *skella* an, aber Vigf. bemerkt 'an inf. *skella* used in modern writings, but hardly occurs in old writers except Orms-bok l. c.' (14. jahrh.). Das von Wimmer angesetzte *gnella* kommt nicht vor, nur einmal *gnullu*. *Sperna* wird auch schwach flectiert, *snerta* wenigstens in der jüngeren sprache. Es bleiben noch übrig *bella* (treffen) und *serða*, ausserdem neuisl. *smella* (knallen). Im ostnord. ist der wechsel aufgehoben, aber nicht immer *e*, sondern in manchen wörtern *ja* zur herschaft gelangt: altschwed. *biargha*, *biærga* (neu *berga*), dän. *bjerger*; schwed. *spjerna*; altschwed. *gjalda*, *gjælla* (neu *gålda*, *gålla*), dän. *gjælde*; schwed. *hjelpa*, dän. *hjælpe*; altschwed. *skialva* (neu *skälfa*), dän. *skjælve*; schwed. *stjelpa* (umstürzen); dän. *bjælde* (bellen, klingen); dagegen schwed. *skälla*, *gnälla*, *smälla* etc. Ausserdem gehören hierher wol noch eine anzahl anderer wörter, die zum teil von Holtzm. angeführt sind. Freilich seine deutung von *berg* neben *bjarg* aus **bergi* = ahd. *gabirgi* scheint mir

etwas mislich. Es muss damit auch *spell* (vernichtung), nur im pl. gebräuchlich, verglichen werden. Wol aber werden *erring*, *errinn*, *helmingr* richtig hierher gestellt sein. Als grund dafür, dass zunächst brechung eingetreten ist, liesse sich denken, dass diese bildungen sehr jung wären, dass also etwa *helmingr* bereits auf die form *healm* zurückgienge. Die ursache kann aber auch daran liegen, dass das *i* in den ableitungsilben sich erst spät entwickelt hat. Endlich aber kann noch ein weiteres moment massgebend gewesen sein, auf das wir später im laufe unserer untersuchung kommen werden. Hierher ist wol auch das von Leffler *i*-omlj. 14 besprochene *Erlingr* von *jarl* zu ziehen; vielleicht auch *skelgja* von *skjälgr* (vgl. ib. s. 19) und *verri*, *verstr* (vgl. ib. 13), worin allerdings auch das *e* direct = *ea* sein könnte. Auch *betgja* und *svelgja* sind vielleicht als starke praesentia mit suffix *-ja* gebildet aufzufassen, wofür sie auch Wimmer ansieht, vgl. Leffl. *i*-omlj. 18. Das sicherste hierher gehörige beispiel liefern die ableitungen von *frjals*, weil wir genau wissen, dass bei ihnen überall von *ea* auszugehen ist. Die stufenfolge der entwicklung ist *frihals*, **frials*, **freats*, zunächst wahrscheinlich mit langem diphthongen, der aber vor der doppelconsonanz nach allgemein nordischem lautgesetze (vgl. *helgr*, *engi* etc.) verkürzt werden musste.¹⁾ Das *e* in *frelsa* (praet. *frelsta*), *frelsari*, *frelsi*, *frelsingr*, *frelsingi* neben *frjals*, *frjals-*, *frjalsa* (praet. *frjalsaða*, *frjalsau*) kann nur als umlaut erklärt werden. Eine vereinzelte incorrectheit wie *frelsbörinn* kann dieser auffassung nicht im wege stehen.

Der hauptpunkt, auf welchen sich Schmidt für die priorität des *eo* stützt, ist der umstand, dass die brechung ausser von den liquidalverbindungen und *fn*²⁾ durch ein *u* (*v*) der

¹⁾ Die länge in *frjals* beruht erst wider auf dehnung in einer jüngern periode (vgl. Wimmer § 16, e).

²⁾ Mit unrecht zieht Schmidt auch *h* hierher, wozu er wol nur durch sein streben, übereinstimmung mit dem ags. zu suchen, verleitet ist. Dass *h* im altn. nicht wie im ags. *u*-timbre, sondern wie im got. *a*-timbre schon in einer über das alter unserer quellen zurückreichenden zeit hatte, geht daraus hervor, dass es *i* und *u* und sogar *î* und *û* zu *ê* und *ô* gewandelt hat (*rétta* = ahd. *rihtan*, *léttr* = got. *leihts*, *sótt* = ahd. *suh*, *þótta* = got. *þúhta*), während *a*, *e*, *o* unversehrt bleiben (*mátta*,

flexions- und ableitungssilbe hervorgerufen wird. Diese wirkung tritt ausnahmslos ein vor einem zum stamme gehörigen *v*, einem *u* der ableitungssilben *-ul*, *-ur* etc., sowie dem flexions-*u* in der *u*-declination und der weiblichen *a*-declination. Nicht bemerkbar ist sie bloss im dat. pl. der männlichen *a*-stämme, den ich übrigens von keinem worte belegt finde, welches brechung haben könnte (*metr*, *refr*, *setr*), und in der 1. pl. ind. und imp. praes. (*gefum* etc.). Sicher wird hier einmal brechung vorhanden gewesen sein, die durch ausgleichung wider geschwunden ist. Ist es aber *u*, was in diesen fällen die brechung hervorbringt, so kann dieselbe nur in dem nachschlag eines dumpfen vocales bestehen. Das ist eine unabweisliche consequenz. Eine andere erklärang der brechung, wo sie nicht durch die betreffenden consonantenverbindungen hervorgerufen ist, ist von niemand der von Schmidt gegenüber gestellt und wird sich auch auf keine weise finden lassen.

Aber allerdings bedarf diese erklärang noch einer wesentlichen modification. Das *jō* wechselt in der flexion des nomen mit *ja* und *i*, niemals in den uns vorliegenden fällen mit *e*. Dies ist offenbar der punkt, wegen dessen Schmidts auffassung nicht die allgemeine billigung gefunden hat, und wegen dessen man bezweifelt, dass die brechung überhaupt von dem vocal der folgenden silbe abhängig ist. Schmidt nimmt an, dass das *jō* sich von den casus mit *u* auf die übrigen verallgemeinert hätte und dann durch *a*-umlaut in *ja* gewandelt wäre. Dabei ist aber zu bedenken, dass die widerherstellung der durch die umlaute und brechungen gestörten harmonie im altn. sonst nicht in dem umfange eingetreten und ihr eintritt hier um so weniger wahrscheinlich ist, weil die formen mit *u* nicht das entschiedene übergewicht haben. Und vor allem sollte man erwarten, wenn eine ausgleichung eingetreten wäre, dass sie dann auch vollständig durchgeführt wäre und auch das *i* der wurzel nicht verschont hätte, so dass es also nicht *kili*, *kilir*

rét, *döttir*). Die veränderungen des *u* machen es ganz unmöglich, die bei ausfall des *h* eintretenden dehnungen durch ein *u* zu erklären, welches sich vor demselben entwickelt hätte. Wenn sich ein solcher vocal vorher entwickelt hatte, so kann es nur *a* gewesen sein. Zur erklärang von formen wie *jör*, *sja* etc. bedarf es nicht der annahme einer modification des wurzelvocal's durch das ausgefallene *h*.

etc. heissen dürfte. Eine lautliche erklärang für *eo* als vorstufe für *ea* gewinnen wir, wenn wir annehmen, dass die brechung nicht bloss durch *u* (*v*) bewirkt ist, sondern auch durch *o*, welches in literarischer zeit zu *a* geworden ist. Hiermit, glaube ich, haben wir den schlüssel für alle brechungserscheinungen: *gjafar* = got. *gibô's*, *gjafu* = *gibô*; *mjaðar* = urgerm. **meðaus*. Auch *Eyr-gjafa* schw. f. gehört hierher. Ferner die obliquen casus von *gjafi*, während in den nom. die brechung erst aus diesen eingedrungen ist. Die wandlung der flexionssilbe zu *a* hat dann die entsprechende wandlung in der wurzelsilbe nach sich gezogen. Auch bei den wörtern auf *-al*, *-ar* wie *gjafall* hat keine übertragung der brechung aus den formen mit *-ul*, *-ur* stattgefunden (wie nom. sg. fem. *gjöful*), sondern das in historischer zeit nur vor einem ursprünglichen *u* der flexion erhaltene *u* gieng ursprünglich ganz durch. Richtig erklärt Schmidt 396 *jaðarr* aus älterem **joðurr*, und ebenso ist das von Holtzm. aufgeführte *Kjalarr* (beiname Odins) und *Fjalarr* (name eines riesen und eines hahns) gegenüber *Kili* und *Fili* (zwergnamen) aufzufassen.

Wenn nun in diesen fällen die priorität des *eo* vor *ea* festgestellt ist, so ergibt sich daraus jedenfalls die möglichkeit, dass es sich vor den liquidalgruppen ebenso verhält. Die wahrscheinlichkeit dafür folgt nicht bloss aus der vergleichung des ags., sondern aus der gewisheit, dass das im ags. bewahrte *u*-timbre des *r* und *l* urgermanisch war, worüber wir weiter unten zu handeln haben. Die brechung ist also in allen fällen veranlasst durch das *u*-timbre des folgenden consonanten, welches demselben entweder an und für sich anhaftete oder ihm durch die qualität des folgenden vocales beigegeben wurde.

Ich fasse nun den übergang von *eo* zu *ea* nicht mit Schmidt als *a*-umlaut, sondern als einen spontanen läutwandel. Dieser muss sich zu einer zeit vollzogen haben, als der ton noch auf dem ersten bestandteil des brechungsvocales ruhte, durch den nämlichen process, durch welchen überhaupt unbetontes *o* zu *a* gewandelt ward (in *langar*, *viðar*, *hana*, *tunga* etc.). Eine damit verwante und wahrscheinlich gleichzeitige und ebenso spontane erscheinung ist es, dass *r* und *l* ihre dumpfe klangfarbe einblässen. Dieser process aber wird verhindert durch ein folgendes *u* (*v*), welches auch in anderen

consonanten die dumpfe färbung, die es ihnen verliehen hat, erhält, während das alte *o*, sobald es zu *a* geworden ist, der verhüllung des vorhergehenden consonanten nicht mehr im wege steht. Das *u*-timbre des consonanten verhindert dann weiter den übergang des vorhergehenden *eo* zu *ea*, sowie in ableitungssilben den des *o* (*u*) zu *a*. Diese auffassung ist jedenfalls der andern vorzuziehen, dass das *eo* erst überall zu *ea* geworden sei und erst hinterdrein durch den *u*-umlaut wider zu *eo*. Denn damit müste man annehmen, dass auf eine periode der empfindlichkeit von vocal und consonant gegen den einfluss des nachbarlautes eine zeit der gleichgültigkeit gefolgt sei, welche wider durch eine zweite periode der empfindlichkeit abgelöst wäre.

Hiermit wäre auch der einwand gegen Schmidt beseitigt, welchen Edz. (139. 140) dem umstande entnimmt, dass in der composition, wo kein vocal folgt, gewöhnlich *ja* erscheint: *jarphus*, *Bjarkey* etc. In wahrheit aber verhält sich die sache noch anders. Die vocalverhältnisse der wurzelsilbe müssen schon fixiert gewesen sein, als der stammauslaut des ersten compositionsgliedes ausfiel. Denn wie wären sonst die *simplicia* *jorð*, *Bjork*, bei denen doch der stammauslaut nicht später abgefallen sein kann, sei es nach Edzardis, sei es nach meiner auffassung möglich? Ebenso steht es ja auch mit dem verhältnis von *a* zu *o*. Es ist mir daher nicht unwahrscheinlich, dass der abgefallene vocal in der composition nicht *o* (*u*), sondern *a* gewesen ist. Bei den *u*-stämmen, wo übrigens *jø* mit *ja* schwankt (*kjøl* — *kjal* etc.) muss man wol eine jüngere anlehnung an die formen des simplex mit *ja* annehmen, die um so weniger auffallen dürfte, als *ja* gewöhnlich im ersten compositionsgliede der gen. verwendet wird.

Als eine bestätigung für die priorität des *eo* dürfen wir einen fall betrachten, in dem sicher *ja* aus *eo* entstanden ist. Statt des westn. *fjörði*, *fjördungr* finden wir im ostnord. mit kürzung *fjerde*, *fjering* (gotl. *fiarpi*, *fiarpungr*). Die kürzung vor doppelconsonanz ist den gemeinnordischen lautgesetzen entsprechend und daher wahrscheinlich westn. *fjörði* erst wider anlehnung an *fjó'rir*.

Das ostn. kennt die brechung noch in manchen fällen, wo sie dem westn. fremd ist. Die ursache ist wol meist, dass in

den beiden gruppen ausgleichung nach verschiedenen richtungen hin stattgefunden hat. Eine solche ausgleichung wird namentlich im st. verb. vorausgesetzt werden müssen. Wir finden hier brechung durch das ganze praes. hindurch, zum teil aber neben dem ungebrochenen vocal bei folgenden wörtern: altschw. *iæta*, *jæta* neben *eta*, neu *æta*; altschw. *fiæla*, *fiæla*; altschw. *stiæla*, *stiæla*, neu *stjæla*, dän. *stjæle*; altschw. *miæta* neben *mæta* wie im neuschw.; altschw. *biæra*, *biæra* neben *bæra*, neuschw. *bära*; altschw. *skæra*, doch in den westgot. gesetzt einmal *skiær*; gotl. *giefa*, sonst altschw. *geva*, *gæfa*, neu durch einwirkung des *g* *gifva*, dän. *give*; altschw. *giata*, *giæta* neben *gæta*, *gita*, neu *gitta*, dän. *gide*. Sehr beachtenswert nun sind zwei vereinzelte entsprechende formen aus dem westn., die mir Sievers nachweist, die infinitive *fyrgiæfa* Hom. 77, 9, und *giata* ib. 66, 4. Tilgung der ursprünglichen brechung sahen wir uns schon in der 1. plur. anzunehmen genötigt (*gefum* aus älterem **geofum*). Ferner ist sie nach unsern bisherigen ermittelungen anzusetzen in der 1. sg. opt. (*gefa* aus älterem **geafa* aus **geofa* = got. *gibau*). Daraus aber wäre eine verallgemeinerung des *ja* im ostn. noch nicht zu erklären. Es lässt sich kaum eine denkbare erklärang absehen, wenn nicht die, dass einmal das *a* des inf., part. und der 3. pl. ind. brechungswirkend war, und dies ist nur möglich, falls es wie in der schw. declination und sonst aus älterem *o* entstanden ist. Die bestätigung für diese vermutung wird sich uns aus den entsprechenden verhältnissen im ags. ergeben.

Aehnlich wird die verschiedenheit zwischen ostn. und westn. in andern fällen zu beurteilen sein. Vgl. altschw. *þiæli*, *þiæli* = altn. *þeli* (gefrorener boden), ursprünglich **þeli* — **þiæla*. Altschwed. *iæta* (krippe) = neu *æta*, altn. *eta*; hier muss die brechung durch das ganze wort durchgegangen sein und kann daher wol nur durch angleichung an das verbum entfernt sein; ist neuisl. *jatu* eine alte form, die nur zufällig nicht in älteren hss. überliefert ist? Altschw. *skjal*, *skjæl* neben *skil*, neu *skül*; dän. *skjel* = altn. *skil* (n. pl.); altschw. *skjalnaper* neben *skilnaper*, neu *skilnad* = altn. *skilnaðr*; der wurzelvocal ist ursprüngliches *e*, und man sollte demnach im altn. erwarten **skjøl*, gen. **skjala*, **skjalnaðr* und im verb. **skjala* gegenüber *skilja*; von dem letzteren verbum aus scheint sich

das *i* weiter verbreitet zu haben. Schwed. *järf* (rechtlicher einspruch), *järfva* (einspruch erheben), altschw. *iava*, *iæva* (zweifeln), *iaflikr* (zweifelhaft) = altn. *efi*, älter *ifi* (zweifel), *efa* oder *ifa* (zweifeln); hier müsten wir für das subst. **efi* — *jafa*, für das verb. **jafa* erwarten. Es bleibt noch manches übrig, was der aufklärung bedarf, z. b. auch schwed. *jag* (alt *jak*, *jæk*, *ek*, *ik*), dän. *jeg* = altn. *ek*. Doch geben einige noch ungelöste schwierigkeiten keine veranlassung, eine durch solche fülle von sichern beispielen gestützte regel in frage zu stellen. Manche scheinbare inconsequenzen werden noch im verlaufe unserer untersuchung gedeutet werden.

2.

Viel complicierter als im altn. sind die verhältnisse der vocalbrechung im ags. Für einige dunkle punkte darin aufklärung zu suchen soll zunächst unsere aufgabe sein. Leider kann ich dieselbe nicht mit derjenigen vollständigkeit und exactheit ausführen, die eigentlich erwünscht wäre, weil es mir hier am orte durchaus an dem nötigen materiale fehlt. Damit bitte ich es auch zu entschuldigen, wenn ich etwa eine oder die andere ansicht als neu aussprechen sollte, die schon von jemand anders an einem mir unzugänglichen orte geäußert ist. Ich muss von vornherein darauf verzichten, das vorkommen der einzelnen erscheinungen in den verschiedenen mundarten und denkmälern erschöpfend festzustellen. Mein augenmerk ist wesentlich darauf gerichtet, die bedingungen zu ermitteln, unter denen die hierher gehörigen lautveränderungen eintreten.

Ich beginne mit der betrachtung einiger jüngerer modificationen, wodurch die ursprünglich nach eintritt der brechung bestehenden vocalverhältnisse gestört und verdunkelt sind. Hier kommt zunächst der umlaut in frage. Durch Sweet P. C. XXIX ff. ist gezeigt worden, dass der eigentliche umlaut der brechungsvocale *eo* und *ea* ursprünglich *ie* ist, welches sich dann zu *y* contrahiert, wofür vielfach auch *i* geschrieben wird. Daneben findet sich als umlaut des kurzen *ea* gerade so wie als umlaut des langen *e*, besonders im kentischen, welches überhaupt eine besondere vorliebe für *e* hat, vgl. Zupitza in

Zschr. f. d. altert. 21, 4 ff. In denselben fällen nun, wo *y* als umlaut von *ea* steht, erscheint nicht selten auch *æ*. Dieses *æ* ist, so viel ich weiss, als umlautsbezeichnung noch nicht richtig gewürdigt. Es ist seiner entstehung nach genau zu scheiden von dem gewöhnlichen *æ* und findet sich in solchen fällen, wo das letztere gar nicht eintreten könnte. Es verhält sich zu *ie* (*y*, *e*) gerade wie *a* zu *ea*, ist also als umlaut des *a* anzusehen, während *e* genau genommen als umlaut des *æ* gefasst werden sollte.

Bekanntlich steht vor *l* in einem teile unserer denkmäler *a* entweder neben dem gewöhnlichen *ea* oder ausschliesslich an stelle desselben. Ten Brink in Zschr. f. d. alt. 19, 219 bezeichnet dies *a* als anglisch. Ps. hat es ausnahmslos vor einfachem wie doppelten *l*, Rit., Lind. und Rush. 2 ganz überwiegend, dagegen Kent. gl. nur 4 mal neben sonstigem *ea* (vgl. Zupitza s. 7). Demgemäss ist in ihnen auch das *æ* gegenüber dem westsächsischen *y* besonders häufig, während es z. b. in den poetischen denkmälern nur ausnahmsweise vorkommt. Ich führe eine anzahl von fällen mit einigen belegen auf: *æt-* = ahd. *eli-* in *ælfylce*, *ælpeodig* (Grein); *æld*, *ældo* aetas (*ældes* Rit. 83, 5. 170, 40; *ældo* g. s. Rit. 97, 1 zwei mal; häufig in Lind. und Rush.; neben *yld*, *yldu* Grein); *ældē* homines (neben *yldē* Grein); *ældran* parentes (neben *yldran* Grein); *ældan* differre (praet. *ældē* Ps. 77, 21; *ældes* ib. 88, 39); *ælf* (neben *ylf* Grein); *bælc* tabulatum (instr. *bælce* Exod. 73, nach der *i*-declination); ebenso wol *bælc* superbia (Jud. 267, Gen. 54); *bælcan* (*bælceð* vociferatur Môdor 28); *bælig* (*metbælig* pera Lind. L. 22, 35. 36); *bælgan* (*abælige* offendat Sat. 195, *abælgde* indignati Rush. Mt. 26, 8, sonst bei Grein *abylgan*, *abelgan*); *bældan* instigare (*bældest* Andreas 1188, sonst *byldan*); *cwælman* (*cwælmeð* mortificat Hymn. 186; *cwælmen* trucidant Ps. 36, 14); *fellan* (*zefælde* prosterneret Ps. 105, 26); *hældan* declinare (*ic onhældu* Ps. 48, 5; *onhæld* imp. Ps. 36, 27 und öfter; *onhældon* Ps. 13, 3; *onhælde* part. Ps. 45, 7; *ahældon* Lind. L. 24, 5); *mæltan* liquefacere (*zæmælted* Ps. 57, 9; *myltan* und *meltan* bei Grein); *wælm* (= *wylm* : Rit. 11, 11 *wælme* ib. 183, 1; *hygewælm* Gen. 980); *awæltedo* vexati (Rit. 84, 2).

Auch vor *r* finden wir *a* statt *ea*, besonders im nordhumbrischen, und demgemäss auch *æ* statt *y*: *hærfest* (so stets);

þæs awærzdan (Sat. 416 neben *awyrzged*); *wærzðu, wærðo* (neben *wyrzðu*); *warnis* maledictio Guplac 643; *ærfe* 3 mal und *ærfe-wearda, -as* Kemble I, 238. Hierher gehören namentlich die fälle mit versetztem *r*: *bærnan*; *ærnan* currere; *hærn* pelagus; *ærn* domus (belege bei Grein).

Ausserdem erscheint *æ* in mehreren fällen, wo es auch ohne ein umlautwirkendes element stehen würde, wo aber vielleicht in einer früheren periode die nachfolgenden consonanten einen verdumpfenden einfluss geübt haben, so dass es auch hier als umlaut von *a* anzusehen wäre. Vielleicht aber ist auch die wirkung der consonanten nur als eine verhinderung des umlautes zu fassen. So vor einfachem *l* in *hæle* vir und *hæled*; vor *fn*, welches im altn. brechung erzeugt, in *æfnan* neben *efnan*, *zæfnan*, *aræfnan* (nur einmal bei Grein *arefnan*). Weitere ähnliche fälle kommen später zur sprache. In der 2. 3. sg. ind. praes. (*færest*, *færed* u. dgl.) kann ausgleichung mit den übrigen formen eingetreten sein.

Endlich erscheint *æ* als umlaut von *a* vor nasal in *mænn*, *ænze*, *ænzal* (neben *menn*, *enze*, *enzal* Grein) und besonders in *þænne*, *hwænne*, vgl. Beitr. IV, s. 471.¹⁾ Das gemeinverbreitete *e* ist wahrscheinlich nicht als umlaut von *a*, sondern von *o* aufzufassen. Denn letzteres werden wir im allgemeinen zur zeit, wo der umlaut eintrat, vor den nasalen voraussetzen haben. Das daneben stehende *a* scheint jüngerer, nicht älterer laut zu sein, wofür schon die weiterentwicklung im englischen spricht. Dann verhält sich *e* zu *o* wie *ê* zu *ô*, nur dass bei der kürze im kentischen und nordhumbrischen nicht die zwischenstufe *æ* vorliegt. Ganz sicher umlaut des *o* ist *e* in *exen* hoves Lind. Rush J. 2, 14; Rush J. 2, 15; *exin* Lind. J. 2, 15; gebildet wie altn. *yxn*. Dafür hat Ps. *æxen* 49, 10. Hierher zu ziehen ist doch wol auch *merzen* neben dem gewöhnlichen *morgen* (belege aus Beow. Gen. und Ps. Th. bei Grein; aus Aelfric bei Leo 547, 60) *ærmerzen* Ps. Th.; *merzentid* Ps. Th. 129, 6. *merzenne* Rush. Mt. 16, 3; *merne* Lind. Mt. 16, 3.

¹⁾ Daneben stehen im nordh. die formen *hwenne* Rush. Mc. S, 19. 13, 4 (2 mal). J. 6. 25 und *hwænne* ib. Mc. 13, 33. Lind. Mc. 4 (2 mal). 33. 35. 14, 12. L. 21, 7, worin wir nach den oben gegebenen ausführungen die umgelauteete form zu *hwonne* erkennen werden.

20, 1. 21, 18; Mc. 15, 1; L. 13, 32. 33; J. 1, 43. 12, 12; Rush. Mc. 13, 35. 15, 1; L. 13, 32. 33 etc. Man könnte darin allerdings das pendant zu der form *marzen* sehen wollen, die in Ps. allgemein ist. Allein diese müsste dann gerade in denjenigen denkmälern nachzuweisen sein, welche *merzen*, *merne* etc. bieten, was nicht der fall ist. Belege für *morzen* aus Beow. Gen. und Ps. Th. bei Grein. In Lind. steht z. b. *ærmorzen* J. 18, 28. 20, 1. 21, 4. Der umlaut zu *a* wird vielmehr auch hier *æ* sein, nachzuweisen in Rush.¹: *tomærzen eða marne* Mt. 6, 30; *on mærgne* Mt. 21, 18 (aber *morzen* Mt. 6, 34 zwei mal, dem *merzenne* ib. 16, 3 entspricht).

Ueber *æ* als umlaut handelt Sweet P. C. XXIII. Er sieht im auftreten dieser schreibung den beweis für einen noch im ags. vorhandenen unterschied des *a*-umlautes von dem älteren *e*. Aber dabei hat er nicht berücksichtigt, dass das *æ* nur vor gewissen consonanten erscheint. Seine beispiele fallen abgesehen von *sæczean*¹⁾ unter die oben angegebenen kategorien. Insbesondere liefern gerade die von ihm in appendix II aufgeführten zahlreichen belege des *æ* aus C II, auf die er verweist, den klaren beweis für die richtigkeit meiner auffassung. Abgesehen wider von häufigem *sæczean* finden sich hier *ældæodzan*, *forbærnd*, im übrigen aber massenhafte beispiele vor n. Man vgl. die zum teil wiederholt vorkommenden formen: *ændes*, *ændeleasa*, *ændebyrdnesse*, *zeændian*, *zeændod*, *zeændode*, *ændunze*, *ænzal*, *ænzlas*, *mæmisce*, *zæmænze*, *lotwæncas*, *-um*, *unwænce*, *forezængena*, *andfængost*, *mæntles*, *mæntele*, *sændan*, *forsænde*, *scænt*, *zescænded*, *besæncle*, *tostæncan*, *tostæncle*, *ascræncle*, *forstænt*, *ablænt*, *ablænd*, *forwlæncean* und besonders häufig *mænn* und viele formen von *ðæncean*.

Noch ein drittes *æ* muss hinsichtlich seiner entstehungsweise von den beiden besprochenen gesondert gehalten werden, nämlich dasjenige, welches im kentischen und nordhumbrischen das westsächsische *ea* vertritt. Regelmässig steht dasselbe vor *h* in Ps. Rit. Lind. Rush². Ten Brink (Zschr. f. d. alt. 19, 219) nimmt an, dass es hier unmittelbar aus *a* entstanden sei.

¹⁾ Was dieses betrifft, so ist sein *æ* schwerlich als umlaut anzusehen. Vielmehr werden wir darin eine nachwirkung der ursprünglichen conjugation sehen müssen.

Dieses wäre dann also wie vor den meisten andern consonanten in geschlossener silbe behandelt, und dem *h* wäre niemals eine verdampfende wirkung auf den vorhergehenden vocal zugekommen. Gegen diese auffassung kommt in betracht, dass Kent. gl. *ea* haben, mit *e* wechselnd (vgl. Zupitza s. 7). Ein schwerwiegendes bedenken dagegen ergibt sich ferner aus dem umstande, dass in Ps. dieses *æ* deutlich von dem gemeinen *æ* geschieden ist, indem letzteres ganz überwiegend durch *e* vertreten wird. Ebendort erscheint *æ* oder *ɛ* an stellen, wo sicher einmal *ea* bestanden haben muss, weil der laut nur als *u-* (*o-*) umlaut gefasst werden kann. Lehrreich ist besonders der wandel des wurzelvocals in *deȝ* dies. Der nom. acc. sg. lautet stets *deȝ* 12, 2. 31, 3 etc., einmal sogar *diȝ* 55, 3; ebenso der dat. *deȝe* 2, 7. 40, 2 etc.; dagegen der nom. acc. pl. *dæȝas* 33, 13. 73, 8. 77, 33 etc.; *dęȝas* 72, 10. 76, 6. 88, 30; gen. pl. *dæȝa* 38, 5; *dęȝa* 22, 6; dat. pl. *dæȝum* 26, 4. 36, 19. Daneben steht nach der gewöhnlichen westsächsischen weise *dazas* 101, 4; *dazum* 89, 15. Ein übergreifen des *e* ist allerdings nicht ganz ausgeschlossen (*deȝum* 22, 6), wol aber das des *æ* oder *ɛ*. Die berechtigung *dæȝas*, *dæȝa* = **deazas*, **deaza* zu fassen, wird sich uns weiter unten ergeben. Wir werden daher wol auch vor *h* gemeinangelsächsisch *ea* ansetzen, welches im kent. und nordh. zu *æ* contrahiert wird. Die gleiche contraction haben wir bei dem langen *ea* in *ðæh*, wie Ps. schreibt. Die ursache dieser verwandlung wird in *deȝ* der übergang des gutturalen *ȝ* in das palatale gewesen sein. Aehnlich könnte es sich mit dem *h* verhalten. Wir würden es dann also mit einer modification des zweiten elementes in dem *ea* zu tun haben.

Einer solchen contraction unterliegt auch vielfach das *eo* im kent. und nordh. Sie ist auch dem wests. nicht ganz fremd. Ich vermag noch keine bestimmte regel darüber zu erkennen. Jedenfalls scheint es geraten, wo *e* statt des westsächsischen *eo* erscheint, darin nicht etwa etwas altertümliches zu sehen, sondern den anfang zu der entwicklung, die später im engl. allgemein durchgedrungen ist. Hierher gehört es z. b., wenn statt *beorht* und seinen ableitungen in Ps. Lind. und Rush. stets *berht* gesetzt wird; ebenso allgemein *verc*. Weitere fälle werden später zur sprache kommen. Die be-

rechtfertigung zu unserer auffassung gibt uns die behandlung des ursprünglich langen *eo* in *leoht*. In diesem worte ist wahrscheinlich nach einem durchgehenden gesetzte schon gemeinags. verkürzung eingetreten. Daher lautet es in Ps. *leht* (subst. 4, 6; adj. 18, 9; *lehtfet* 17, 29) und das davon abgeleitete verbum (got. *liuhtjan*) hat consequenter weise ein als kurz anzusetzendes *i* in der wurzelsilbe: *inlihtes* 17, 29; *inlihtende* 18, 9; *inliht* imp. 12, 4. 30, 17 (ausnahmsweise *inleht* 17, 29); *inlihtnis* 26, 1. Ebenso verhält es sich in den nordh. denkmälern. Auch ist die weiterentwicklung im engl. genau dieselbe gewesen wie in *cneht* (*cniht*) und *reht* (*riht*).

Sehr verworren ist meist in den grammatiken die darstellung des einflusses, welchen *w*, *sc* und *z* auf den folgenden vocal geübt haben. Was den des *w* betrifft, so bemerkt Holtzmann s. 184, dass nach demselben *u* bisweilen für *i* stünde, in der regel aber *i* bleibe. Statt dieser angenommenen willkür müssen wir ein festes gesetz suchen. Die wahrheit ist, dass *u* nach *w* niemals aus *i* entsteht, sondern aus der brechung des *i*. Es steht nur da, wo brechungsursachen vorhanden sind und öfters ist der brechungsvocal noch daneben nachzuweisen. Klar ist das bei *wudu*¹⁾, *wuton* age; *wuted*, *wutet* (woneben **wutod* vorauszusetzen) autem Lind. Prol. 2. 3. Rit. 5, 1²⁾; *wut* ib. 6, 3 etc.; Rush. Mt. 6, 34. 7, 2. *wutollice* Lind. Prol. 2S. Mt. 1, 4 und häufig, *wutellice* ib. Prol. 2, 4. Mt. 1, 3 und häufig, *ütollice*, *ütellice* Mt. 1, 2. 4 und sonst, *wutudlice* oft in Rush., woneben noch *wiotollice* Lind. Mt. 2, 3. 10, *weotollice* Mt. 3, 16 und sonst, *weotudlice* Ps. 118, 24; Hymn. 203; *wiotudlice* Rush. Mt. 7, 8. 12. J. 18, 3; *wuduwe* (vgl. *wuduan* Ps. Th. 131, 16; *wuduan* Gen. 2010; *wudewanhād* Leo), woneben *weodewum* Ps. Th. 145, 8. *swutol* mit seinen ableitungen 7 mal, *sutol* 1 mal bei Grein neben häufigerem *sweotol*; *hwāthwugu* Metra 20, 111; *swuster* Rush. Mt. 12, 50, gen. s. Byrhtn. 115, *swust'* Rush. Mt. 19, 29, sonst bei Grein *sweostor*²⁾; *tuna* bis; *wuht*³⁾ und *uht*

¹⁾ Der ursprüngliche brechungsvocal steht noch in *wioda*, *wiada* Kemble II, 281, *wiada* ib. I, 239.

²⁾ Bei dem in Lind. und Rush.² allgemeinen *swester* (*swoester*) wird die oben besprochene verkürzung eingetreten sein.

³⁾ *Uueohtred* Kemble I, 237; *wiohtun* Kemble I, 191 (aus Kent vor 805).

(über das häufigere *wiht* weiter unten); *suhtorfædran* und *suhtrian* (Grein); *betwuh* und *betwux* neben *betweoh* neben *betweoh* und *betweox* (Grein); *curn* Rush. L. 17, 2 neben sonstigem *cneorn*. Dass auch in *wuce* und *cuman* das *u* aus dem brechungsvocal entstanden ist, wird im folgenden klar werden. Das *u* in *cnuc*, *cuc* (vgl. *cnucra* Hymn. Gr. 8, 30; *cnucera* Metra 29, 80; *cucera* Gen. 1297 neben sonstigem *cwic*- bei Grein) könnte von denjenigen casus ausgegangen sein, in denen die endung dumpfen vocal enthielt, während die form *cwic* von den andern casus aus verallgemeinert wäre; vielleicht aber hat noch das jetzt verlorene *w* brechung gewirkt. Für *twu* neben *twi* (vgl. *twufald* Lind. Prol. 2; *tuufald* Mt. 23, 15. J. vorrede 1; *tuufallice* Prol. 22) vergleiche man vorläufig *tweospræce* Fæder lârwidás 90. Das von Holtzmann aufgeführte *hulic* gehört nicht hierher. Es ist mit *hû* zusammengesetzt und verhält sich zu *hwilc* wie ahd. *wiolîh* zu *welîh*. Für *sulc* (Holtzm.) finde ich keinen beleg.

Dieses *nu* ist constant¹⁾ und gemeinangelsächsisch. Davon zu unterscheiden ist ein *nu* für *neo*, welches mit *no* wechselt, so sogar, dass letzteres das verbreitetere ist, und dessen vorkommen dialectisch beschränkt ist. Es erscheint besonders regelmässig im nordh., und zwar in der schreibung *no*. Auch in den poetischen denkmälern ist es nicht ganz selten als *no* und *nu*, während der Ps. dafür *neo* beibehält. Beispiele sind vor *r*: *worold*, *woruld* regelmässig in Lind. und Rush., häufiger bei Grein als *neorold* (dagegen stets *neoruld* Ps.); *worc* Gen. 296. Dan. 268. Beow. 259, sonst *neorc* bei Grein (*wvrcyng* operando Rit. 43, 28); *wordan* fieri Lind. und Rush., *worðan* (inf. Dan. 115. Gen. 291. 1102. 1691. 2205; *genurðe* fiat Hymn. Gr. 7, 35. Ps. Th. 108, 7. 118, 67; *wurðeð* 3. sg. Ps. Th. 118, 96. Gen. 430 könnte aus *wyrðeð* entstanden sein, aber Ps. hat *forweorðeð* 9, 19, 40, 6; *forweorðað* 48, 11 etc.); *word*, *wurð* pretium mit seinen ableitungen (vgl. *worde* pretio Rit. 27, 16 etc.; *wurðes* pretii Gen. 23, 6; *wurðran* comp. Gen. 422; *wurðlic* Hymn. Gr. 7, 40; *wurðlice* Beow. 279; *wordlice* Rit. 9, 8; *unnurðlice* Gen. 440; *wurðlicor* Gen. 2094. Fin. 37;

¹⁾ Vereinzelte ausnahmen der schreibung wie *wotona* Kemble II, 243; *wotetlice* Lind. Mt. 1, 21. 24 kommen nicht in betracht.

wurðmynt Num. 24, 11; *wurðmyndum* Dan. 610; Ex. 258; *wordigo* honorificabo Rit. 1, 2; *wordiad* ib. 48, 3; *ziwordiad* part. ib. 4, 1; *wordianne* Lind. Mt. 2, 8; *wordendum* ib. Prol. 34; *zeworðadan* ib. Mc. 2, 11 u. s. f.; *wurðian*, *-izean* Gen. 353. Dan. 208; *wurðiað* Gen. 1758. Dan. 367. 386. 404; *wurðode* Gen. 35; *wurðedon* Dan. 182. 260; *zewurðod*, *-ad* Dan. 407. 444. Sat. 537. Beow. 331. 1038. 1645. Hymn. Gr. 7, 59. 123. 9, 30; *worðunz* Lind. Prol. 30; aber Ps. *weorð* pretium 48, 9. 140, 13; *weorðiað* 44, 12; *weorðadon* 21, 30 etc.); *worpan* Rit. Lind. und Rush.; *toworpan* Sat. 85. Ps. Th. 105, 26. Ps. Th. 73, 8; *f'eworpnise* Lind. Mt. 1, 17; dagegen Ps. *aweorþ* 50, 13. *toweorþe* 8, 3 etc.); *hworfan* Beow. 1728. Wald. 1, 30 und *hwurfan* Dan. 110 (*ymbhwurfað* Rit. 36, 1); *sworð* (häufig Lind. und Rush.) und *swurð* Byrhtnoth 15. 118. 161. 166. 237. Beow. 1901. Wald. 1, 28. Fin. 13; *corðor* aus **cweorðor* (doch auch ahd. *chortar*). Als ein beispiel vor *t* könnte man das praet. *wolde* ansehen, welches aber insofern mit den angeführten nicht auf ganz gleiche stufe zu stellen ist, weil es im wests. kein **weolde* zur seite hat und im nordh. nicht bloss, sondern auch im Ps. durch *walde* vertreten ist.

Wir sehen, die scheidung zwischen *wu* und *weo-wo* (*wu*) ist zwar nicht an jedem einzelnen beispiele, aber doch im ganzen deutlich genug, und muss einen bestimmten grund haben. Dieser kann kaum ein anderer sein, als dass *u* urgerm. *i*, *eo-o* urgerm. *e* vertritt. Das ergibt sich aus einer vergleichung der angeführten fälle ohne weitere erläuterung. Nur *swuster* könnte dagegen sprechen. Man könnte denken, dass in dem einzigen beispiele aus Grein *u* wie in *wurðan*, *hwurfan* etc. aufzufassen wäre, aber die beispiele aus Rush. lassen kaum diese auffassung zu. Es ist zu berücksichtigen, dass im urgerm. wechsel zwischen *e* und *i* stattgehabt haben muss (loc. **swistri*); *swister* steht Rush. J. 11, 1; im übrigen ist *sweostor*, nordh. *swester* (*sweoster*) die bei weitem üblichste form. Es müssen also die brechungen von *i* und *e*, die in den vorliegenden denkmälern nicht mehr zu sondern sind, im älteren ags. unterschieden gewesen sein, doch wol als *io* (oder *iu*?) und *eo*.

Wie haben wir uns aber den vorgang der zusammen-

ziehung zu denken? Zwei möglichkeiten sind denkbar. Entweder ist das erste element durch das *w* bis zu dem grade verdumpft, dass es mit dem zweiten in eins verschmelzen konnte, oder es ist von dem *w* verschluckt, so dass nur das zweite dumpfe element übrig geblieben ist. Für erstere auffassung könnte eine schreibung wie *nuotetlice* Lind. Mt. 3, 11. 12 geltend gemacht werden, aber schwerlich mit viel gewicht. Wichtiger ist, dass sich aus ihr die verschiedenheit des durch die contraction entstandenen vocales am einfachsten erklärt. Bei der zweiten auffassung müste man ursprüngliches *iu* annehmen, was vielleicht zu rechtfertigen wäre, aber auch betonung des zweiten elements. Es kommt noch dazu die schwierigkeit zu erhöhen, dass sich im wests. auch die formen *wyrðan*, *wyrðian*, *hwyrfan*, *swyrd* finden.

Ein verdumpfender einfluss des *w* liegt sicher vor im nordh. Hier wird nach demselben, wenngleich nirgends mit voller consequenz *oe* geschrieben. Ich begütige mich einige beispiele mit je einem belege aus Lind. aufzuführen: für den umlaut *cuoellanne* J. 5, 18; *huoenne* Mc. 13, 4; *twoelfa* Prol. 8; *twoentiz* Prol. 14; *auochte* J. 12, 2; *est gewoende* (recessit) Mt. 5, 17; *suoeriza* Mt. 23, 16; für *ë*: *anwoeder* L. 8, 24; *hwoezo* aliquid Prol. 2; *huoelpas* catelli Mt. 15, 27; *suoefnū* Mt. 1, 20; *suoeltende* J. 11, 51; *suoester* Mt. 12, 50; *twoege* duo Prol. 6; *woegas* Prol. 3; *gewoezen* Mc. 4, 24; *woel* Mc. 7, 9; *uoer* J. 1, 30; für *ê*: *uoē* (nos) Mt. 6, 12; (= wests. *ê*) *gewoedun* Prol. 7; *hwoer* Prol. 26; *woedes* vestis Prol. 25; *bivoeded* Mt. 1, 18; *woepenmonn* Mt. 19, 4. Selbst für *æ* tritt es ein in *hwoeðre* Mt. 3, 8; *cwoeð* dixit Mt. 4, 3. 4. 6. 7. 9. 10 und sehr häufig; im diphthongen: *woeap* plorans Mt. 2, 18; in der brechung: *forewoearp* Mc. 10, 50. Neben *twoem* duobus Prol. 25 steht *twæm* ib. 19. 30; und so ist auch wol *twoe* u. a. Prol. 3. 6. 27. 33 etc. = **twæ* (= ahd. *zwei*) zu fassen. Statt *oe* erscheint zuweilen *oæ*: *zewoæda* L. 5, 23; *coeðanne* L. 11, 38; *cwoædad* L. 6, 26; *cwoæð* L. 16, 5; *zewoæð* L. 11, 27; *ou*: *cuoaðas* L. 23, 29; *ooe*: *woeapa* Mc. 14, 72. Oefers fällt *w* aus: *coeða* L. 11, 29; *coeðo* L. 12, 19; *coeðanne* Mc. 2, 9; *coeðanne* L. 11, 38; *coeðes* Mt. 25, 41; *coeðas* Mt. 23, 3; *coeð* dixit J. 18, 37; *zewoedon* L. 8, 56; *coernstan* mola Mt. 18, 6; *coernoe* d. s. Mt. 14, 41; *hoenne* Mt. 24, 3; *soefen* Mt. 27, 19;

soefne Mt. 2, 13; *soefnū* Mt. 22; *soetra* Mt. 19, 29; *oeg viam* ProL. 33. In Rush.² tritt *oe* mehr gegen *e* zurück. Rush.¹ kennt dies *oe* gar nicht. Es ist ganz deutlich von dem eben besprochenen *o* geschieden, und daher ist es z. b. ganz klar, dass *cwoða* und *nosa* nicht auf *cwēðan*, *wesan*, sondern auf *cweoðan*, **weosan* zurückgeführt werden müssen, worüber weiter unten.

Unter den wirkungen des *sc* und *z* ist diejenige allgemein bekannt, dass sie ein *e* (seltener *i* geschrieben) hinter sich erzeugen. Aber über die natur dieses vorganges und die bedingungen, unter denen er eintritt, ist man keineswegs im klaren. Er ist nicht allgemein verbreitet. Das dialectgebiet oder die zeit genau zu bestimmen, in welcher er nicht vorhanden ist, bin ich ausser stande, zumal da in ein und derselben handschrift vielfach schwanken herrscht. Die poetischen denkmäler zeigen ihn überwiegend, regelmässig Lind. und Rush. Dagegen kennen ihn Kent. gl. nicht (vgl. Zupitza 7. 8) ausser nach *z* vor *o* und *u* (vgl. *zionne juvenem* 183 neben *iunzes* 814; *ziozeðe* 109; *ziohðhade* 1096; *zomras gemas* 94; *ziond-*, falls dies wort hierher gehört) 201; eben so wenig im allgemeinen Ps.; vgl. *scomu verecundia* 43, 16; *scomiu ie* 24, 2; *scomien erubescant* 30, 18. 34, 4; *toscad discerno* 42, 1; *toscade* 49, 4; *gunzra* 36, 25; 118, 141; *zujude* 24, 7; *iugude* 42, 5. Das *ea* in *ofersceadwad* 90, 4; *scearne stereore* 112, 7 und in den häufigen *gearu*, *zeatu*, *zeatum* ist natürlich die gewöhnliche brechung. Demnach wird das *ea* in *westemsceat usura* 54, 12 wol auch nicht anders als durch brechung entstanden anzusehen sein. Nur vor *é* scheint auf den ersten blick das *z* seine wirkung gehabt zu haben in *geara olim* 89, 10. Hymn. 184 und *zeamrunz* 78, 11; *zeamrunze* 37, 9. 101, 6; *zeamrinzum* 30, 11 neben *zemrunze* 101, 21. Aber wenn man bedenkt, dass im Ps. wests. *æ* durch *e* vertreten wird, so ist es unbegreiflich, wie durch wirkung des *z* aus **zera* ein *geara* hätte entstehen können. Sollte hier eine brechung des *é* der des *e* und *a* entsprechend vorliegen?

Die einschiebung des *e* hat offenbar ihre ursache in der natur des vorausgehenden consonanten, und zwar wird die qualität, vermöge deren er diese wirkung übt, die eines palatalen reibelautes gewesen sein. Die aussprache des *sc* war

daher wol die westfälische unseres *sch*, wie wir sie als zwischenstufe zwischen dem alten *sk* und dem englischen *sh* vorauszusetzen haben. Die einschiebung des *e* tritt vor *æ*, *a* und kurzem *u* ein, dagegen gewöhnlich nicht vor *û*; vgl. *sceaft*, *sceadan*, *sceand* und *sceond*, *sceolde* (debebat), *sceo* etc., auch *sceolan* neben *sculan*, *sceucca*, *sceocca* (daemon) neben *scucca*; dagegen *scûa scûfan*, *scûnian*, *scûr*; ausnahmsweise *sceor* And. 512, *schur* Lind L. 12, 54. Etwas anders verhält es sich mit *z*. Dieses bezeichnet sowol den palatalen als den gutturalen weichen reibelaut. Nur der erstere wirkt einschiebung. Palatal ist *z* stets, wo es gotischem *j* entspricht, und in diesem falle ist seine wirkung ebea so wenig wie die des *sc* durch den folgenden vocal bedingt. Daher nicht bloss *zea* (aus **zæ*), *zeatan* (concedere), *gear*, sondern auch *zeond*, *zeomor*, *zeo*, *zeoc*, *zeonz*, *zeozod*, *zeol*. Entspricht es dagegen gotischem *g*, so ist es nur vor folgendem hellen vocal palatal, wozu auch kurzes und langes *æ*, sowie nach ihrem ersten elemente *ea* und *eo* zu rechnen sind. Für uns kommt hier zunächst nur *æ* in betracht, welches wie nach *sc* zu *ea* wird, vgl. *zeaf* (dedit), *bizeat*, *onzeat* etc., *zeat* (porta), *zeagn* — *zeafon*, *bizeaton*, *gear*, *zeasne* sterilis (neben *zǣsne* und *zēsne*). So viel ich sehe, unterliegt nur dasjenige *æ* dieser veränderung, welches = got. *ê* ist, nicht der umlaut des *â* (= got. *ai*). Daher *zǣst* (neben *zâst*), *zǣd* penuria (neben *zâd*), *zǣlan* (retardare), *zǣlsa* und *zǣlse* (luxus), *forzǣzan* transgredi (Leo 283, 16), *zǣten* (= got. *gaitens* Leo 555, 6), niemals **zeast* etc. Eben so wenig der umlaut des *â* in den formen des verb. *zân* (*zǣst*, *zǣd* etc.). Aus diesem umstande dürfen wir den schluss ziehen, der durch anderweitige erwägungen bestätigt wird, dass die einschiebung des vocales nach *z* und daher vermutlich auch nach *sc* älter ist als der umlaut, aber jünger als die modification des *a* zu *æ*, welche letztere folglich gleichfalls älter sein muss als der umlaut. Damit aber stimmt unsere auffassung des *e* als umlaut nicht des *a*, sondern des *æ*.

Man sollte erwarten, dass aus *æ* und *ê* nicht *ea*, sondern *eæ* entstünde. Wirklich finde ich *sceæcende* Lind. Mt. 11, 7; *asceæccen* Rit. 59, 3; *tozeæzn* Lind. Mc. 13, 3; *onzeæn* ib. Mt. 25, 1. Aber von diesen beispielen kann das erste nicht hierher gehören, da im part. praes. das *ea*, wie wir später sehen

werden, brechungsvocal sein muss. Wir werden daher in dieser vereinzelt schreibung keine altertümlichkeit sehen, sondern, wenn irgend etwas darauf zu geben ist, den ansatz zu wirklicher contraction, wie sie in *ascæpen* Rit. 68, 2 und *scæft* ib. 68, 3 (neben *asceaden* 90, 4, *scearanne* 97, 1 etc.) und in *ongægn* Rit. 187 (3 mal), *ongæn* ib. 8, 1, *zæto* (portas) ib. 18, 1, *zættana* ib. 59, 5, vorzuliegen scheint. In der schrift also wird keine unterscheidung gemacht zwischen diesem *ea* und dem durch brechung oder aus *au* entstandenen. Da diese beiden nach *sc* und *z* unverändert bleiben, so hat das vielfach verwirrung hervorgerufen, vor der man sich hüten muss. Das *ea* in *zeat* z. b. hat einen andern ursprung als das in *zeatu*, *zeatum*, weshalb es auch im Ps. zwar *zeatu*, *zeatum*, aber *zet* (= **zæt*) heisst.

Vor dunklem vocal bringt *z* = got. *g* keine veränderung hervor. Es heisst also *zalan*, *zanol*, *zod*, *gold*, *zôd*, *zôd* etc. Eine scheinbare ausnahme bildet nur *zeong* (iter) und *zeongan*, in den poetischen denkmälern selten neben dem viel häufigeren *zong* (*zanz*) und *zongan*, dagegen in Lind. regelmässig. In dem verb. hat sich das praes. dem praet. angeglichen, entweder in der art, dass der einsehuh unmittelbar aus dem letzteren in das erstere übertragen ist, oder so, dass nur die qualität des *z* ausgeglichen ist, welches dann die übliche wirkung hervorbrachte. Das subst. wird sich dann nach dem verb. gerichtet haben. Die erstere auffassung hat die grössere wahr-scheinlichkeit für sich. Sie wird noch durch anderweitige analogien gestützt. Ebenso wie in *zeongan* tritt das *e* aus dem *eo* des praeteritums in das praes. in *oncneauþs* cognosceitis Lind. Mt. 7, 16; *seawu* (ursprünglich stand *sewu*) semino ib. 25, 26; dazu das schwache praet. *geseande* (neben dem starken *geseaw*) ib. 13, 25; *feowð* fluit Hom. 2, 192; *speowð* procedit Hom. 1, 526. Vielleicht ist auch in *speannan* einfluss des praeteritums anzunehmen, wobei aber noch ein anderes moment in betracht kommt, worüber weiter unten. Umgekehrt tritt das *e* aus dem praes. in das praet. in *weox*, zu *weaxan*, gebildet nach dem muster von *sceacan* — *sceoc*, *sceaðan* — *sceoð*. Vielleicht ist auch der übertritt der verba *teon* (=got. *teihan*)¹⁾,

¹⁾ Ich bemerke beiläufig, dass *ofteon* von Grein mit unrecht zu

peon, *wreon* in die classe der verben mit wurzellhaftem *u* erst eingetreten, nachdem zunächst der sing. des praet. durch angleichung an das praes. *ea* statt *â* erhalten hatte, wiewol natürlich der übertritt auch von den formen des praes. allein ausgehen konnte.

Dieselbe wirkung wie dem *z* scheint auch dem *c* vor *æ* zuzukommen. Man vgl. *ceaf*, *ceaft*, *ceare* (woneben *care*), *ceariz*, *ceaster*, dagegen *cæz*. Die beispiele sind nicht sehr zahlreich.

Was ist nun von der natur des eingeschobenen *e* zu halten? Es wird von manchen als blosses lesezeichen gefasst. Für einen wirklich ausgesprochenen laut zeugen aber schon die zuletzt besprochenen übertragungen. Es handelt sich weiter darum, ob die so entstandenen *ea* und *eo* in ihrer qualität mit den alten diphthongen und den brechungen *ea* und *eo* identisch sind oder nicht, was ungefähr gleichbedeutend ist mit der frage, ob der ton auf ihrem zweiten elemente liegt, oder, wie bei den letzteren ursprünglich sicher, auf dem ersten. Holtzmann und Koch (Zschr. f. d. phil. 5, 55) entscheiden sich nach ihrer bezeichnung (*eô*) für betonung der zweiten silbe. Für sie war aber vielleicht nichts anderes massgebend, als das bei unsern älteren grammatikern gewöhnliche misfallen an dem zusammenfall ursprünglich verschiedener laute. Entscheidend für die betonung des ersten elementes scheint mir der sonst uerklärliche übergang von *eu* in *eo*: *zeonz* (daneben noch *iunz*, *ziunz*), *zeozuð*, *zeo*, *sceocca* (neben *sceucca*), *sceolan*, *sceor*. Weiter scheint selbst contraction zu *i* stattzufinden: *zing* vgl. Grein, ferner Lind. Mc. 14, 51. 16, 5. L. 15, 23. 27, 30; Rush. Mc. 14, 51. 16, 5; comp. *zingra* Grein, ferner Lind. L. 15, 12. 22, 26 (daneben *ziungra* L. 15, 13); Rush. L. 15, 12. 13. J. 21, 18; superl. *zingesta* Grein, ferner Lind. L. 15, 12. 22, 26; *zigoðe* Lind. Mc. 10, 20. L. 18, 21; *zigoð'* Rit. 97, 1²; *zigoðhade(s)* Rush. Mc. 10, 20; Rit. 167, 13. 170, 40; *scilon*, *scilo* Lind. Mt. 10, 19 (2 mal). 20. 20, 18. Mc. 14, 62 neben häufigerem *sciolon*, wie auch Rush. hat. Auch *e* kommt vor in *zenz* Grein. Indessen sind diese beispiele doch mit vor-

leon ducere gezogen wird; es entspricht in seiner bedeutung dem mhd. *verziehen*.

sieht aufzunehmen und vielleicht anders zu deuten. Im superl. könnte das *i*, wofür ich allerdings niemals *y* finde, umlaut sein, und auch der comp. müste nach den ags. lautgesetzen umlaut haben. Denkbar wäre dann wol die übertragung des *i* auf den positiv¹⁾, sehr auffallend schon die auf das subst. In *scilon* kann angleichung an den opt. vorliegen, wie sie ja im mhd. allgemein bei den praeterito-praesentibus eingetreten ist. Auf einer ähnlichen ausgleichung beruht ja auch das viel verbreitetere *mæzon* neben *mazon*, wobei freilich noch der sing. *mæz* mitwirkte.

Die weiterentwicklung im engl. gibt uns keinen so klaren aufschluss, als man erwarten sollte. Wenn dabei das zweite element über das erste den sieg davonträgt, so ist daraus nicht ohne weiteres auf die ursprüngliche betonung zu schliessen. Erstlich bleibt zu erwägen, ob die jüngeren formen nicht aus den im ags. daneben vorhandenen formen ohne einschub entstanden sind. Und zweitens kann umspringen des accentus stattgefunden haben. Bekanntlich geht die brechung *ea* in *a* über, was Sweet s. 34 jedenfalls mit recht aus der accentuation *eá* erklärt, wofür er sich noch auf die im kentischen des vierzehnten jahrhunderts vorkommenden schreibungen *yald*, *yeald* neben *eald* u. dgl. beruft. Wenn also das hinter *sc* und *z* aus *æ* entstandene *ea* denselben verlauf nimmt, so folgt daraus jedenfalls keine verschiedenheit von der brechung. Ebenso hat *ea* aus *ê* die gleiche entwicklung gehabt wie *ea* = got. *au* und wie die mit dem vocale der ableitungs- oder flexions-silbe contrahierte brechung in nengl. *yea*, *year*, verglichen mit *beam*, *ear*, *tear* etc. Ags. *æ* = kent. nordh. *ê* gibt nengl. *ee* (*deed*, *sleep*, *street*, *seed*, *weed* etc.), welches heute in der aussprache mit *ea* zusammengefallen ist, aber noch im 16. jahrhundert davon verschieden war, vgl. Sweet s. 50. Indessen scheint diese letzte regel gerade vor *r* eine ausnahme zu erleiden. Es heisst *bear*, *fear* = ags. *bêr*, *fêr*. Demnach gibt *year* doch keine entscheidung, aber wenigstens *yea* (noch *jê* neben *jî* gesprochen) werden wir als einen beweis dafür ansehen dürfen, dass unser *ea* einen von dem *ê* deutlich geschiedenen und wahrscheinlich mit dem sonstigen *ea* identischen

¹⁾ Diese nimmt Koch an, Zschr. f. d. phil. 5, 48.

laut hatte. Wenn es anderseits *sheep*, nicht **sheap* heisst, so dürfte das nicht auf die westsächsische form *sceap*, sondern auf *scēp* zurückzuführen sein. Unser *eo* wird allerdings anders behandelt als gemeiniglich die brechung und der alte diphthong. Man vergleiche aber *yolk* = ags. *zeolka*, doch wol sicher von *zeolo* (flavus), und aengl. *yhoten* = ags. *eoton* wo also die brechung ebenso behandelt ist wie das *eo* in *zeong*, aengl. *zong*, nengl. *young*. Uebrigens wird die qualität des aus *u* entstandenen *eo* verschieden gewesen sein von der des gewöhnlichen *eo*, was sich daraus ergibt, dass es im nordh. nicht wie dieses durch *ea* vertreten wird.

Sind die fraglichen *eo* und *ea* als echte diphthonge aufzufassen, und ist der umlaut, wie wir oben s. 40 wenigstens für die fälle nach *z* als wahrscheinlich befunden haben, jünger als die entstehung dieser diphthonge, so müssen wir erwarten, dass auch sie zu einem *ie* umgelautet werden, welches sich weiter zu *y* (*i*) entwickelt. Dieser erwartung entsprechen die tatsachen; vgl. *scyððan* neben *sceððan*; *scyndan* (zu *sceande*, *sceonde*); *scyppan* (part. *sceapen*); *scyppend* oder *scippend*, *scieppend* Rit. 145, 14 (neben *scæp(p)end* 166, 4². 180; *sceppend* 181, 8); *scyrian* oder *scirian*; endlich vielleicht *zist*, *zist*, *zyst*, bei dem wir dann die stufenfolge *zêst*, **zeast*, *zist* anzunehmen haben würden; indessen kann bei diesem worte noch an einen andern entwickelungsgang gedacht werden, worüber weiter unten.

Sc und *z* wirken auch auf folgendes *ë*, und zwar entwickeln sie vor demselben ein *i*, welches dann gerade wie der umlaut des *eo* und *ea* zu *i* (*y*) contrahiert wird. Den alten kentischen und nordhumbrischen denkmälern ist diese wirkung fremd, auch den westsächsischen fehlt sie noch bisweilen. Das ursprüngliche *ie* ist besonders noch im Exoniensis erhalten. Hierher gehören sicher: *zied*, *zid*, *zyd* dictum (dagogen z. b. *zeddum* Rush. J. 16, 25. 29); *zif* donum, besonders in compositis; *ziefe*, *zife* g. d. a. sg. und n. a. pl. von *zeofu*, *zifu* (stets *zefe* Kent. gl. und urk., Ps., Lind., Rush., nur ausnahmsweise [30, 5. 41, 11] *zife* Rit.); *zife* opt. præs., *zief* imp., *zifen* part. des verbums *zifan* (stets mit *e* Ps., Lind., Rush., Rit., Kent. urk.); Ebenso verhält es sich mit den entsprechenden formen von *-zitan*; *zifnes*, *forzifnes* (*f'ezefnise* Rit. 77, 7; Lind. Prol. 23.

26 etc.) *ondzi(e)t* (*ondzet* Lind. Prol. 21 etc. häufig Rit.); *zi(e)t* adhuc (*zet* Kent. gl. 262. 264. 266. Metra 21, 25; Edgar 13); *zi(e)ld*, *zi(e)ldan* (*zeldu* Ps. 26, 6; Hymn. 195; einmal jedoch *zildu* Hymn. 196; häufig *zeldan* in Rit., Lind, Rush. und urk.); *zi(e)lp*, *zi(e)lpan* (*zelp* Metra 10, 2. 13. 17). Hierher gehören vielleicht auch zum teil die formen von *scild*, *scyld* neben *sceld* Ps. Th. 75, 3; Metra 1, 2; Ps. 5, 13. 34, 2. 45, 10. 75, 4. 90, 5 (dagegen natürlich *zescilded* 60, 5 etc.); Rit. 92, 3. 168, 16. Das bleibt aber zweifelhaft, weil die schreibung **scield* nicht vorzukommen scheint. Das wort hatte als *u*-stamm ursprünglich wechsel von *e* und *i* in der wurzel, wovon das eine wie das andere verallgemeinert werden konnte, und daraus würde sich auch die dialectische abweichung erklären.

Das auf diese weise entstandene *i* ist deutlich von dem älteren urgermanischen *i* zu sondern. Letzteres ist auch im kent. und nordh. allgemein, und es wird dafür niemals *ie* geschrieben; vgl. z. b. *zif*(si); *zifeðe*; *zift* (doch merkwürdigerweise *zestum* muneribus Ps. 44, 13); *zim*; *zin*; *onzinnan*; *zit* (vos); *scildan*, *scinna*. Hieraus ergibt sich auch, dass in *scip* und *-scipe* das *i* nicht erst durch einfluss des *sc* entstanden sein kann. Unklar ist mir das *i* in *scire*; vgl. *scire* negotiationes Ps. 70, 15; *groefscire* vilicationis Lind. L. 16, 2. 4; *sgziire* dispensator ib. 12, 42; *gescira* vilicare ib. 16, 2; *mezscire* decurio Rit. 193, 11; *hehsciremenn* ib. 193, 4.

Wird das *ë* auf diese weise zu *ie*, *i*, so könnte auch der umlaut *e* ebenso behandelt sein, und so würden wir die vorhin besprochenen fälle *ziest* etc. aufzufassen haben, falls doch der umlaut älter sein sollte als die wirkung des *z* und *sc*. Dann würde aus denselben kein direkter schluss auf die natur des *zea* und *scea* gezogen werden können. Allein einen indirekten schluss gestattet auch die entstehung des *ie* aus *e*. Denn aller wahrscheinlichkeit nach haben wir darin den nämlichen vorgang wie in der des *ea* aus *æ* und *a*, des *eo* aus *o* und *u*. Wir werden also diese laute zunächst auf *ia*, *io*, *iu* mit betonung des ersten elementes zurückzuführen haben.

Ist nach dieser analogie auch das *i* in *scip* (ovis) aufzufassen, welches in Ps. Rit. Lind. und Rush. die durchgehende, häufig belegte form ist? Es wäre *i* aus *ê* entstanden wie *i* aus *e*. Aber der letzte vorgang ist ja gerade den betreffenden

denkmälern fremd. Und in andern fällen bleibt das *ê*; vgl. *onzeton* Rit. 2, 1. 3. 56, 6. 62, 1³ u. öfter; *azefe* (offerret) ib. 21, 4; *zerlic'* ib. 9, 9, *zerlicv* 14, 1, *zerligo* 4, 1 (neben *zearlic* 31, 13). Ueber *ea* in Ps. vgl. oben s. 39. Merkwürdig ist noch *sciopum* (ovibus) Lind. Mt. 10, 6, welches unsere Vermutung über *zeamor* etc. in Ps. zu bestätigen scheint.

Ich glaubte ursprünglich auch eine Wirkung des *z* (und *sc*) auf die Brechung *eo* annehmen zu müssen, wodurch dasselbe wie durch den Umlaut zu *ie* (*y*, *i*) geworden wäre. Darauf scheinen Fälle hinzuweisen wie *zifen* neben *zeofon* (mare), *zistra* neben *zeostra* (hestornus), *ziefa* neben *zeofa* (dator), *ziefan* neben *zeofan* (dare), *ziefen* neben *zeofun* donum; *-zietan* neben *-zeotan*, *oferzitul* neben *oferzeotul*. Indessen stellt sich heraus, dass der Wechsel zwischen *ie* und *eo* dem zwischen *e* und *eo* entspricht und dass, wo beide unterschiedslos neben einander stehen, Ausgleichung vorliegen muss. Sonst müsste *ie* für *eo* auch in den Fällen erscheinen, wo ein solcher durch die Flexion bedingter Wechsel nicht zu begründen wäre. Es heisst aber stets *zeorn*, *zeolo*, *sceoth*. Eine lautliche Veränderung des *eo* tritt also eben so wenig ein wie eine des *ea*.

Noch einen consonantischen Einfluss finde ich bisher nicht klar dargestellt. Das *h* in der Verbindung *ht* verliert sein dunkles Timbre, wird palatal und verwandelt, vorhergehendes *eo* oder *e* in *i* (*y*). Wir können diesen Process noch in unsern Denkmälern verfolgen. Der Ps. ist noch unberührt davon; vgl. *reht* 44, 7, *unrehtum* 42, 1, *rechtwisnisse* 44, 5. 8 u. öfter, sogar *arehte* part. 19, 9; *cnehte* 68, 18; *zefeht* praelium 26, 3. 45, 10, *oferfeht* expugna 34, 1, *fehrende* 55, 2. In Kent. gl. findet sich bereits *cnihtade* 1066. Bei Kemble *reohthe* I, 228, *rehtlice* I, 191, aber *sudrihte* I, 214 (aus Kent vom Jahre 814). Die Nordhumbrischen Quellen verhalten sich wie Ps. Häufig ist in ihnen *cneht*, daneben *cnæht* Rit. 1, 6; Lind. Prol. 23, *cnæhte* Rush. Mt. 2, 8, *cnaihtas* Lind. L. 18, 16; einmal allerdings *cniehtes* Rush. 9, 24; letzteres steht aber wohl für **cniehtes* mit der in Lind. und Rush. häufigen Einschlebung eines *i*, welches allerdings vor *h* und *g* Palatalisierung anzudeuten scheint, aber nicht auf die Verbindung *ht* beschränkt ist. Noch häufiger ist *reht* mit seinen Ableitungen; *reihntis* Lind. Prol. 20 zu beurteilen wie *cnaihtas*; *rihte* rectas Rush. Mt. 3, 4 wird unter die

annäherungen von Rush.¹ an den wests. dialect zu rechnen sein. *Fehtan*: *ic fehto* Rit. 6, 3; *zifehtendo* ib. 8, 1 etc. Merkwürdig aber *brihtnises* Rit. 15, 8. In den poetischen denkmälern dagegen sind *cniht* (*cnyht*) und *riht* (*ryht*) allgemein. P. C. und Chron. schreiben durchweg *ryht* (vgl. Sweet P. C. XXVI), woraus wol zu schliessen ist, dass **reohht* zu grunde liegt. Für *cnyht* schreibt P. C. noch zuweilen *cniht*, gewöhnlich *cnieht*, letzteres die vorstufe für die gewöhnliche wests. form. Demnach sollte man auch **fihtan* erwarten. Aber abgesehen von *fyhtehorn* Ps. Th. 74, 9 heisst es *feohtan* und *feoht*, *feohte* pugna. Ich weiss nichts besseres zur erklärung dieser verschiedenen behandlung vorzubringen, als dass das praet. *feaht* eingewirkt haben könnte. Auch in *wyht*, *wiht* kann *y* aus *eo* durch wirkung des *h* erklärt werden, vgl. oben s. 35 anm. 3. Doch kann es auch umlaut sein. In *byrht*, welches schon in den ältesten urkunden häufig neben *berht*, *beorht* steht, scheint *ht* durch das *r* hindurch gewirkt zu haben. Der vorgang wird mit der svarabhakti zusammenhangen, die im ags. einmal in der un-flectierten form des wortes bestanden haben muss, also etwa **beoroht*, **beoryht*, **beoriht*, **byriht*, dagegen *beorhtes* etc. ohne modification, daher das schwanken zwischen *beorht* und *byrht*.

Eine ähnliche wirkung des *ht* auf vorhergehendes *ea* scheint in *niht*, *nihte*, *niht* und was damit zusammenhängt, und in *-sliht* vorzuliegen. Auch hier bewahrt das kentische und nord-humbrische sein *æ* = wests. *ea*. So steht in Ps. *næhtes* 41, 4, *on næht* 16, 3. 21, 3. 41, 9 etc., *nęhtes* 54, 10, *neht* noctes 6, 7; *mæhtum* potestatibus 19, 7; *mæhtiz* 23, 8; *mæhtgestan* 44, 4; *mæhte* potuit 39, 3; *mæhtun* 20, 12 etc.; *ǰmæhtiz* 77, 65; *mæht* 61, 2; nur einmal *mihtum* 89, 10. In Kent. gl. *meht* vales 52. In Rit. Lind. Rush.² ist *næht*, *mæht*, *mæhtiz*, *ðu mæht*, *mæhte* etc. allgemein; in Rush.¹ findet sich einmal *niht* Mt. 12, 40 neben *nęht* in demselben verse. In den poetischen denkmälern dagegen besteht schwanken zwischen *ea* und *i* (*y*, *ie*). So findet sich für die 2 sg. ind. praet. *meaht* 30 mal, *miht* 19 mal; im ind. praet. steht 48 mal *ea*, 4 mal *e* neben 17 mal *i*; im opt. praet. 31 mal *ea* neben 12 mal *i*; *ea* herrscht im Exoniensis in der Genesis und in den Metra, auch Beow. bietet es und daneben *e*. Im subst. steht *meaht* noch häufig neben *miht*, seltene schreibungen sind *mæht*, *meht* — *mieht*, *myht*; ebenso *meahtiz*

(*mæhtiz*, *mehtiz*) neben häufigerem *mihhtiz*. Ferner steht *neaht* Reimlied 73; Metra 20, 229; *sinneahtes* Crist 117; *sinnehte* Crist 1632; Guthlac 650; sonst *niht* (*nyht*). Endlich *wælsleahta* Wanderer 7. 91; *morðorslehtes* El. 650 neben 3 mal *-sliht* und 3 mal *-slyht*. P. C. hat *meakt*, *meakte* (selten *mæhte*, *mehte*) aber *mihht*, vgl. Sweet XXII.

Indessen wird hier doch eine andere auffassung des *i* geboten sein: es ist umlaut. Zwar, wenn wir uns bloss an die aufgeführten wörter halten, so sprechen die verhältnisse gar nicht dafür. Erhaltung des *ea* und übergang in *i* scheint vollkommen unabhängig von der qualität des ursprünglich folgenden vokals; namentlich ist hervorzuheben, dass kein irgend nennenswerter unterschied in dem verhältnis von *ea* zu *i* zwischen ind. und opt. besteht. Man möchte daher glauben, dass *ht* ursprünglich vermöge seines dunkeln timbres den umlaut verhindert hätte wie im ahd. und alts. (vgl. Braune, Beitr. 4, 541), und später, nachdem es palatal geworden wäre, die selbe wirkung hervorgebracht hätte wie der umlaut. Aber dann müsste diese wirkung in allen fällen eintreten. Es heisst aber stets *eahta* octo; *eahtian* aestimare; *eaht* oder *æht* aestimatio; *breahtm* fragor; *hleahtor* risus; *leahtor* opprobrium; *reahte*, *bepeahte*, *weahte* oder *wehte* praet. von *reccan*, *peccan*, *weccan* etc. Demnach ist keine andere erklärung des *i* zulässig, als dass es von denjenigen formen aus, denen unmlaut zukam, (also beim verb. vom opt., bei *neaht* vom dat. sg. und nom. acc. pl.) sich weiter verbreitet hat. Umgekehrt wird auch das *ea* durch ausgleichung sein gebiet erweitert haben. Indessen in *-sleaht*, *meakt* und *meahhtiz* lässt es sich kaum so erklären. Immerhin wird also wol der umlaut hier später eingetreten sein als gewöhnlich, wie er denn im kent. und nordh. ganz unterblieben zu sein scheint.

Die gleiche wirkung wie *ht* hat *x* in *siax*, *siax*, *siax*, *siaxta* = nordh. *sex*, *seista*; aber *weaxan* etc.

Nach diesen vorerörterungen können wir auf die ursachen eingehen, welche die brechung erzeugen. Sie wird erstens hervorgerufen durch gewisse consonanten an sich, ohne dass dabei der folgende vokal in betracht kommt. Hierüber kann ich mich kurz fassen, indem ich auf die materialiensammlungen von Koch in Z. f. D. Ph. 2, 198 ff. 5, 37 ff. verweise. Es ist jetzt

wol allgemein zugestanden, dass es das dunkle timbre der betreffenden consonanten ist, vermöge dessen sie auf den vorhergehenden vocal wirken. Die wirkung ist aber bei den verschiedenen consonanten und auf die verschiedenen vokale keine ganz gleichmässige.

Allgemein wirkt *r* + consonant. Besonders ist hervorzuheben, dass ein folgendes *i* oder *j* diese wirkung nicht hindert; vgl. *eorre ira* oder *iratus* häufig Rit. Lind. Rush., auch Grein; *heorde, hiorde* Rit. Lind. Rush.; *afeorran* Koch, aber ohne beleg; *weor* (pejus) Andr. 1661 aus **weorr*, **weors*; *earming* Grein; *earmð*, *hearfest* Koch ohne beleg. In *earmð* und *earming* kann allerdings ausgleichung an das adj. eingetreten sein, wie eine solche wol sicher anzunehmen ist in der 2. 3 sg. ind. praes. von *weorðan*, *weorpan*, *hweorfan*, wenn sie *weorðest* statt *nyrðest* etc. lauten. In den danebenstehenden formen *yrre* (*irre*), *hyrde*, *afyrnan*, *nyrs*, *yrming*, *yrmd*, *nyrðest*, *nyrðeð* etc. ist *y* (*i*) als umlaut des älteren *eo* oder *ea* aufzufassen. Als parallele für das unterbleiben des umlauts verweise ich darauf, dass auch der umlaut des *eó*¹⁾ häufig unterbleibt: *deore* — *diere*, *dýre*, *sceone* — *sciene* etc. Anders Koch, der *ea* erst aus dem umlaut *e* entstehen lässt (s. 152) und *i* in den fraglichen fällen als älteren vokal neben *eo* stellt. Hiergegen muss, von den sonst sich ergebenden chronologischen bestimmungen abgesehen, ein lautphysiologisches bedenken geltend gemacht werden. Bevor das *i* auf den wurzelyocal wirken konnte, musste das dunkle timbre des dazwischen stehenden *r* überwunden werden. War dies aber einmal vernichtet, so konnte es nicht nachher noch auf den vocal wirken. — Das schwanken zwischen *beornan* — *birnan*, *eornan* — *irnan* u. dgl. mag auf einem verschiedenen chronologischen verhältnisse des eintrittes der brechung und der consonantenversetzung in den verschiedenen dialecten beruhen.

Wenn einfaches auslautendes *r* nicht die gleiche wirkung hat wie in verbindung mit einem zweiten consonanten, so scheint dies für Schmidts theorie zu sprechen, dass die

¹⁾ Ich gebrauche das zeichen *eó* zur unterscheidung, wo eine solche nötig ist, für langes *eo*, ohne damit ein accentverhältnis bezeichnen zu wollen.

brechung aus svarabhakti entstanden ist. Dieselbe hat sich aber aus andern gründen als unhaltbar erwiesen. Dieser widerspruch löst sich, meine ich, auf folgende weise. Schmidts ansicht enthält insoweit etwas richtiges, als svarabhakti und brechung vor doppelconsonanz auf ein und derselben bedingung beruhen, dem circumflektierenden accente, dessen zweiter gipfel auf das *r* fällt und entweder einen nachklang hinter oder einen vorklang vor demselben erzeugt.

L + cons. wirkt nur auf *a*. Auch hier hindert folgendes *i* oder *j* nicht, daher *seallan* sehr häufig in Lind., auch in Rush. und Rit., *siollanne* Kemble II, 243, woraus sich auch wests. *syllan* neben *sellan* erklärt. Das unterbleiben der wirkung von einfachem *l* in *wæl*, *wl*, *stæl* etc. ist eben so aufzufassen wie beim *r*. Die wirkung auf *e* oder *i* ist in den meisten fällen nur scheinbar durch die consonantenverbindung hervorgebracht. Sievers (Beitr. I, 509) hat darauf aufmerksam gemacht, dass *seolfer* durch got. *silubr* (noch ags. *silofres* Sal. 31; *sylofren* Metra 21, 21), *meolc* durch got. *miluks* (noch ags. *meoloc*) gerechtfertigt werde. Neben *seolc* steht noch *seoloc*, neben *weolc* (*murex*) gibt Leo *weoloc*, *wiloc* an, belege aber nur für *weolc*; neben *zeolc* steht *zioleca* Metra 20, 170, welches berechtigt ein ursprüngliches **zeoloca* aus *zeolo* vorauszusetzen. So wird es sich auch mit *heolca* *grando* (Holtzmann) verhalten. Man darf daher auch mit ziemlicher sicherheit schliessen, dass *heolstor* (*latibulum*) auf **heolostor* zurückgeht. Got. *hulistr* macht ausfall eines vocals wahrscheinlich; die verschiedenheit der qualität ist durch anderweitige analogien gestützt. Jedoch *lh* erzeugt brechung wie ahd. svarabhakti: *eolh*, *seolh*; *feolan* aus **feolhan*. Ebenso *lf* in *heolfor* (*eruor*) und *seolf*, dagegen *delfan*. Ueber die ursprünglich reduplicierenden praeterita später. Sievers (Beitr. I, 508) erklärt das unterbleiben der brechung vor *l* daraus, dass in geschlossener silbe sich die klangfarbe des consonanten nach dem vorhergehenden vocale gerichtet habe. Dazu würde sehr gut stimmen, dass nur nach

1) Die ursprüngliche declination war jedenfalls *wl*, *calles* — *stæl*, *stealles* etc. Von den obliquen casus traten dann auch *eal* und *steal* in den nom. Beweisend für die richtigkeit dieser auffassung ist der umstand, dass sich gerade in der composition, wo die ausgleichung weniger nahe lag, *wl-* neben *eal-* erhält.

dem hellen *e* oder *i* die ursprünglich jedenfalls dunkle klangfarbe des *l* modificiert wäre, nicht nach dem dunkleren *a*. Indessen darf man Sievers gesetz nicht als ein allgemeingültiges betrachten, indem es auf *r* und *h* keine anwendung findet.

Am ausgedehntesten ist die wirkung von *h*, welches auch einfach auslautend brechung erzeugt, vgl. *seah*, *zefeah*, *zeneah*, *zepeah* (cepit) — *seoh* (imp.). Allerdings könnte in letzterem *eo* aus den übrigen formen eingedrungen sein; im kent. und nordh. ist *seh* (*sih*) allgemein. Ueber *eh* (equus) weiter unten. Ueber das kentische und nordhumbrische *e* und *æ* für *eo* und *ea* vgl. s. 34. 33; über *i* vor *ht* und *hs* s. 46. 47.

Zweitens wird die brechung erzeugt durch einen dunklen vocal der flexions- oder ableitungssilbe, weshalb sie auch durch Holtzmann, der zuerst den richtigen weg für die beurteilung gebahnt hat, als *u*-umlaut bezeichnet wird. Genauer genommen werden wir mit Sievers (Beitr. I, s. 508) die sache so aufzufassen haben, dass auch hier zunächst das dumpfe timbre des consonanten wirkt, welches demselben, wenn er es auch an sich nicht hat, durch den folgenden vocal verliehen wird. Der so modificierte consonant wirkt im allgemeinen nur auf den unmittelbar vorhergehenden, also in offener silbe stehenden vocal, und durch den schliessenden consonanten der vorhergehenden geschlossenen silbe dringt die wirkung nicht durch, indem das timbre desselben nach dem oben besprochenen principe von Sievers durch den vorhergehenden vocal bestimmt wird. Selbst die *l*-verbindungen erlangen durch einen folgenden vocal nicht die fähigkeit, auf vorhergehendes *e* oder *i* zu wirken. Niemals tritt in der flexion der nomina *helm*, *help*, *feld*, *snell*, *zeld* (*zield*, *zild*), *zelp* oder der verba *belgan*, *delfan*, *helpan*; *meltan*, *swelgan*, *sweltan*, *zeldan* (*zieldan*, *zildan*), *zelpan* ein *eo* in der wurzelsilbe auf, auch in denjenigen denkmälern, die es, wie z. b. Ps., vor einfacher consonanz regelmässig eintreten lassen. Daher auch das gesetz, dass in geschlossener silbe (ausser vor *r*, *l*, *h*) *æ*, nicht *a* oder *ea* steht. Es heisst *cræftas*, *-a*, *-um*, *hæftas* (captivi), *-a*, *-um*, *zræfta*, *fæðmas*, *-a*, *-um*, *hæzhum*, *hræzhum*, *næzlas*, *-a*, *-um*, *æplas*, *-a*, *mæzna* (gen. pl.), *mæznian*, *mæðlian*, *gemæcca* gegenüber *dæz* — *dazas*, *daza*, *dazum*, *sparian*, *naca* u. dgl. Vereinzelt steht *aphum* Salomo 28.

Wenn daher vor einigen consonantenverbindungen doch brechung eintritt, so muss in der natur derselben an sich etwas liegen, was die wirkung des folgenden vocales begünstigt, wenn nicht etwa gar die brechung von der beschaffenheit dieses vocales unabhängig ist. Hierher scheinen die *s*-verbindungen zu gehören, bei denen es mir allerdings nicht gelungen ist, zu einer völligen klarlegung der verhältnisse zu gelangen, am deutlichsten *st*. In *sweostor* (*swustor*) kann das *o* mitgewirkt haben; doch ist zu bedenken, dass auch der gen. *swuster* zwei mal bei Grein belegt ist. Und wie steht es mit *zeostran dāz* Ps. Th. 89, 4 (sonst *zystran*, *ziestron* Grein)? Ich weiss auch keine erklärang für das *eo* in *preost* (presbyter), wenn es nicht brechung ist. Westsächs. *ceaster*, wofür ich nirgends **ceastor* finde, mag aus **cæster* durch einwirkung des *c* entstanden sein (vgl. s. 42), aber in Lind. erscheint *wisfeast* Mt. 19, 21; *soðfeaste* a. pl. Mt. 9, 13; *befeastnad* Mt. 1, 18. Hiermit scheint in zusammenhang zu stehen, dass vor *st* der reguläre umlaut *æ* ist, welches auf *a* zurückweist, das sich zu *ea* verhält wie sonst (vgl. oben s. 31); vgl. *fæstan*, *fæsten*, gen. *fæstennes*; *mæst* (*sagina*); *amæstan*; *hlæst*¹⁾; *zehlæstan*. Als umlaut werden wir *æ* auch aufzufassen haben in *wæstm*, *wæstem* (selten *wæstum*); denn das *e* der ableitungssilbe weist darauf hin, dass das wort ursprünglich nach der *i*-declination gieng; vielleicht auch in *fæst* = ahd. *festi*. Aber *mæst* (*malus*) wird nach altn. *mastr* ein *a*-stamm sein; in ahd. *mastin* in gl. zu Aldhelm ist *i* wol schon abschwächung. Dagegen wird noch in *zæst* das *æ* als umlaut gefasst werden müssen, und in **zæast*, worauf das danebenstehende *ziest* zurückweist, könnte das *ea* vielleicht doch nicht durch einwirkung des *z* aus *æ* entstanden (vgl. oben s. 40), sondern als brechung anzusehen sein. Vor *ss* erscheint brechung in *leasse* minus Lind. Prol. 5, *leasa* L. 7, 28. 9, 48, *leasæst* L. 12, 26, *leasest* Mt. 13, 32 neben *læssa* Mt. 11, 11,

¹⁾ Grein setzt das wort als neutr. an. Aber an den stellen, die er anführt, kann es auch masc. sein ausser *þà hlæst* Räts. 2, 15, welches er für den acc. pl. genommen hat. Wir können darin aber auch einen weiblichen acc. sg. sehen und sind berechtigt dazu durch den gen. sg. *brimhlæste* Gen. 200, wo auch Grein weibliches geschlecht ansetzen muss. Daher ist *hlæst* mit schwankendem geschlechte in die *i*-declination zu setzen.

læsest Mc. 4, 31, *læsestum* Mc. 9, 42; auch in Rit. 194 *leassa*. Der dem worte zukommende umlaut scheint unterblieben zu sein wie in *heorde*, *eorre*. Er liegt vor in *lies* Rit. 5, 5 (neben *læs* ib. 6, 3) und *lyssan* Kent. gl. 1100. So werden wir auch in wests. *læs*, *læssa* umlaut eines *a* erkennen. Ein solches liegt vor in *assa* asinus; *tass* (cumulus) Holtzmann; *hlass* (onus) ib. Daneben aber *næssas*, -a, pl. zu *næs* promontorium, ebenso der schwache pl. *næssan*. Hiess es etwa ursprünglich *næs*, *nassas*? Von *hwæss* (acutus) kenne ich nur den acc. sg. *hwæсне* Crist 1444, wo also einfaches *s* steht. Dürfen wir in *ðeosse* hujus Kemble II, 317 brechung des *e* durch *ss* sehen? Vor *sp* steht *a* in *aspide* coluber; vor *sc* in *asce* (*axe*), seltener *æsce* (Ps. Th. zweimal) und in *wascan* (*waxan*); in *wæscēð* Gn. Ex. 99 wird *æ* als umlaut zu nehmen sein. Auch sonst scheint *æ* vor *sc* umlaut zu sein: *æsc* gehört wie ahd. *asc* in die *i*-declination; Grein setzt *hnæsc*, *hnesc* (tener) an, führt aber als belege dreimal die unflecierte form *hnesce* an und ausserdem den gen. *hnæsces*.

Wird in diesen fällen wirkung der consonanten an sich anzunehmen sein, so ist mitwirkung des folgenden vocales wahrscheinlicher bei den verbindungen *nn* und *nd*. Hierher gehören *bionna* (intus) Rush. J. 20, 26. Rit. 124, 6; *ionnaword* Rush. L. 11, 40; *ionna* (utero) ib. L. 1, 15. 41. 2, 21; *ionnaðe* ib. L. 1, 31, *ionnoðe* L. 1, 44, *ionnoðes* L. 1, 42; *bihionda* ib. Me. 8, 33. L. 8, 44; *bihionda* Lind. Me. 5, 27. 8, 33. L. 7, 38. S, 44; *seondon* Satan 104. 709, *siondon* Kemble I, 226, *seondan* ib. II, 299, *siondan* ib. I, 226. II, 281; *Beonna* Kemble I, 191. Diese brechung scheint dialectisch beschränkt. Indessen muss man die möglichkeit im auge behalten, dass das gemeine *i* auf einer jüngeren zusammenziehung beruht. Hierauf scheint die schreibung mit *y* hinzudeuten in *behyndan* Rush. Mt. 9, 20 und *syndon* ib. Mt. 13, 33. 39 und sehr häufig bei Grein. Dazu scheint *siendon* Dan. 301. 287 die übergangsstufe zu bilden. Allerdings wird eben so häufig *synt*, *synd* geschrieben, vielleicht in folge von ausgleichung zwischen den in denselben denkmalern neben einander vorkommenden formen.

Auch *ðð* hindert die brechung nicht in *seoððan*, *sioððan* Sat., Beow., Elene, Kemble I, 235 (2 mal), *seoðþan* Rush.¹ Mt. 1, 17, *seoþþan* ib. Mt. 5, 13. 26, 16 etc., woraus sich weiter

sodða entwickelt Rush.² Mc. 4, 28. 12, 34. J. 13, 5. 19, 27; Lind. Mc. 4, 28. L. 13, 7. J. 19, 27 (neben *siðða* L. 7, 45. 18, 32); mit vereinfachung *seodan* Ps. 75, 8. Auch hier häufig *syððan* Grein.

Wir haben jetzt die durch vocal bewirkte brechung nach zwei wichtigen Gesichtspunkten zu untersuchen. Erstens kommt es darauf an genau zu bestimmen, welche vocale brechung hervorgerufen haben. Wir dürfen es als ausgemacht ansehen, dass es *u*-farbige gewesen sein müssen. Darauf weist die beschaffenheit des brechungsvocales von *e* und *i* noch in der vorliegenden gestalt, und in bezug auf den von *a* brauchen wir einstweilen nur auf *eá* aus *au* zu verweisen. Die brechung wird aber nicht bloss durch ursprüngliches *u*, ags. gewöhnlich *o* bewirkt, sondern auch wie im altn. durch älteres *o*, welches auf der überlieferten stufe des ags. als *a*, nur selten noch, besonders im nordh. als *o* erscheint. So kann sie für die entstehung von ags. *a* aus *o* da, wo dieselbe schon aus anderen gründen erweislich ist, zur bestätigung dienen, aber auch zum directen beweis in den fällen, wo sie noch nicht ausreichend festgestellt ist.

Zweitens muss der eintritt der brechung in bezug auf seine consequenz untersucht werden. Die vorliegenden inconsequenzen haben bisher zu einer starken verkennung der entwicklung geführt, so dass z. b. bei Holtzmann öfters die eigentlich regelmässigen formen den denkmälern als fehler angestrichen werden, die zu erklären für überflüssig erachtet wird. Um die ursprüngliche consequenz in der wirkung der lautgesetze zu erkennen, ist es natürlich nötig, alle jüngeren ausgleichungen in abzug zu bringen. Wir müssen uns also zunächst zu denjenigen fällen wenden, in denen eine ausgleichung unmöglich war.

Es gibt deren aber nicht viele, aus dem grunde, weil nicht nur in den flexionsendungen, sondern auch in den ableitungssilben der flectierten wörter im ags. ein derartiger wechsel herrscht, dass fast nirgends ein dumpfer vocal durchsteht. In den wenigen wörtern aber, in denen der ableitungsvocal constant ist, ist auch die brechung constant. Hierher gehört das compositum *neorold*, *worold*, stets mit *eo* oder *o*. Vielleicht dürfen auch *meoloc*, *seoloc* hierher gestellt werden, von denen

mir wenigstens keine formen mit *-ec* bekannt sind. Stets brechung hat *heonan*, *heonane*, soweit ich sehe auch *heona*, bei dem aber durch den parallelismus mit *hine* leicht schwanken hätte entstehen können; ebenso *neodan*, *neadane* (vgl. noch *neaða* Lind. J. 8, 23, *benioðan* Kemble II, 260, *benioða* Rit. 174. *beniuþa* Rush. Mt. 2, 16, *nioðanwordum* deorsum ib. Mc. 15, 38). Andere beispiele der brechung von dem *a* der adverbia auf die frage woher? (neben welchem übrigens noch *o* vorkommt) sind schon oben angeführt. Bei den letzteren kann es nicht zweifelhaft sein, dass die ursache des schwankens nur in der doppelconsonanz liegt. Diese adverbia sind besonders wichtig, weil sie zeigen, dass *o* (*a*) sich in seiner wirkung durchaus nicht von *u* (*o*) unterscheidet, und zugleich, dass in dieser wirkung alle angelsächsischen dialecte zusammenstimmen. Wir sind danach genügend berechtigt alle schwankungen hinsichtlich der brechung auf das schwanken der ableitungs- und flexionssilben zurückzuführen.

Ausnahmslose brechung sollte man auch in dem indeclinablen *feola* (*feala*) erwarten. Statt dessen aber finden wir schwanken mit *fela*. Um hieüber urteilen zu können, müssen wir jedenfalls zur vergleichung das ganz analoge *teola*, *teala*, *tela* heranziehen. In diesem nun kann *e* jedenfalls nicht der unversehrt erhaltene ursprüngliche vocal sein; denn das adj. aus dem es abgeleitet ist, lautet *til*. Selbst *feola* geht nach dem ahd. und alts. vielleicht zunächst auf *filu* zurück. Die einzig mögliche erklärang dieses umstandes sehe ich darin, dass *fela* und *tela* im proclitischen gebrauche entstanden sind, wobei die wurzelsilben den für die unbetonten silben geltenden gesetzen gefolgt sind. Proclitisch muss *filu* besonders in enger verbindung mit adj. oder adv. gewesen sein (vgl. unser *vielleicht*, *vielliebchen*) und dazu stimmt, dass alle von Grein aufgeführten composita *fela* haben.¹⁾ Diese form hat dann aber ihr gebiet ausgedehnt und ist auch im substantivischen gebrauche neben *feola* getreten. Damit hängt vielleicht auch die abweichende behandlung des auslautenden vocales in *fela*

¹⁾ Andererseits weise ich darauf hin, dass auch im zweiten gliede eines compositums nur *e* vorkommt: *callfela* 3 mal *efenfela* und *ealltela* je 1 mal. Nur sind die fälle zu wenig zahlreich.

zusammen, die mit den sonstigen vereinzelt *a* für *u* doch nicht auf eine linie gestellt werden kann, vgl. Beitr. IV, s. 345. Das kentische und das nordhumbrische haben zugleich den regelrechten auslaut und consequente brechung. Hier heisst es *feolu* Ps. 39, 6. 65, 16. 73, 3 (*fiolu*). 77, 3; Rush.² Mc. 3, 10. 6, 34. 9, 12. L. 9, 22 etc.; *feolo* Lind. Prol. 15. Mt. 6, 7. 13, 3. 16, 21 etc.; Rit. 23, 3; *fealo* ib. 61, 3; dagegen Rush.¹ hat *feola*; auf *feole* (verändert aus *fele*) Lind. Mt. 13, 5 ist wol kaum gewicht zu legen. Auch Sat. 421 steht *feolo* und Beow. 2757 *fealo*. Es würde sich dann noch fragen, ob *e* aus dem ursprünglichen vocale unmittelbar oder durch die zwischenstufe der brechung entstanden ist. In letzterem falle bezeichnen vielleicht *feala*, *teala* die zwischenstufen zwischen *feola*, *teola* und *fela*, *tela*.

Ziemlich consequent ist die brechung auch bei den *va*-stämmen durchgeführt. Diese haben in der regel auch in den poetischen denkmälern durch alle casus hindurch *eo* und *ea*: *zeolu* (Koch gibt auch *zelu* an, aber woher?); *beadu*, *bearu* (nemus), *searu*, *sceadu* (in andere declinationsweisen überschwankend), *bearu* (nudus), *fealu*, *gearu*. Aber neben dem sehr häufigen *beahu* steht *balanūða* Ps. Cott. 151, *balawum* Reimlich 79. Und *hasu* (canus), *hasw-* ist die gewöhnliche form, nur Räts. 41, 61 *heusewe*; *calu* kommt nur Räts. 41, 99 vor, *basu* (purpureus) und *baswe* je 1 mal. Auch das fem. *seonu*, gen. *seonwe* hat die nebenform *synu* Andr. 1424 (*sinu* Wr. gl. 71). Diese stämme schwanken in den obliquen casus zwischen *w*, *uw*, *aw*, *ew*. Vielleicht ist nur dem *uw* und *aw* (aus **ow*) brechung wirkende kraft zuzuschreiben; ob sie auch dem consonanten *w* zukam, lässt sich nicht entscheiden; und falls *ew* schon bei dem eintritt der brechung vorhanden war, musste vor diesem die wurzelsilbe unverändert bewahrt bleiben. Aus diesen erwägungen erklärt sich das teilweise unterbleiben der brechung. Dieselbe muss sogar ihr gebiet erweitert haben. Es stimmt dazu auch das schwanken zwischen *weod(e)we* und *wid(e)we*.

Die ableitung *-ung* erzeugt brechung in *teolunge* (studium) Ps. 27, 4. 95, 8. 105, 29; *cleopung* ib. 101, 2. 143, 14; Rush. Mt. 25, 6; *cliopung* Lind. Prol. 20; *gehliouunga* Rush. L. 17, 7; *geðeafunze* (consensu) Ps. 54, 14. 82, 6; *hneappunze* ib. 131, 4.

Demnach mag in *cwæcunz* (tremor) Ps. 47, 7. 54, 6. Hymn. 188. 190 das *æ* auch aus *ea* entstanden sein; vgl. oben s. 34. Formen ohne brechung, wie die von Grein belegten *clypunz*, *dazunz*, *hnappunz* erklären sich aus den nebenformen auf *-ingz*.

Die ableitungssilben *-oc* (*-uc*), *-ot*, *-od*, *-oð*, *-or*, *-ol*, *-un*, *-on* wechseln in vorletzter silbe, mitunter auch in letzter mit *-ec*, *-et*, *-ed*, *-eð*, *-er*, *-el*, *-em*, *-en*. Widerum vorausgesetzt, dass dies *e* (respective *a*) schon zur zeit des eintritts der brechung bestand, so musste der wurzelvocal davor unverändert bleiben. Die durchgehende verwischung aller flexivischen unterschiede in den wurzelsilben der nomina musste dann ein willkürliches schwanken herbeiführen, wobei dann endlich entweder die eine oder die andere form verloren gehen konnte. Dem entsprechen die tatsachen. Ich bin genötigt, mich hier wesentlich auf die poetischen denkmäler zu stützen, ziehe aber auch aus anderen quellen heran, was mir gerade von belang zu gebote steht.

Die ersteren zeigen bei den meisten häufiger vorkommenden wörtern schwanken zwischen *eo* und *e* oder *i*: *meotod* — *metod*; *weorod* — *werod*; *eodor* — *edor*; *ofergeottul* (nur Ps. Th. 102, 2, dagegen allgemein in Ps.: 9, 13. 41, 9. 43, 18. 21. 101, 5. 105, 20. 118, 30. 61, 83. 109. 139. 141. 153. 176. 136, 5. Hymn. 193) — *oferzitol*; *oferziotolnesse* Metra 22, 32 (*ofergeotulnesse* Ps. 87, 13. 124, 5) — *oferzytolnesse* Ps. Th. 87, 12 (vgl. noch das verbum *ofergeotelian* Ps. 9, 18. 33. 12, 1. 49, 22 und *forzeotelus* 2. sg. ib. 43, 24); *heofon* — *hefon*; *zeofon* — *zifen*; *seofon* — *syfon* (nur *syfone* Beow. 3122; *syfawintre* ib. 2428; vgl. *unsefuntig* Lind. Prol. 3, sonst in Lind. wie in Ps. stets *eo*); auch *sweofote* d. sg. (2 mal) — *swefote* (1 mal); *meodumre* (mediocrius) Guthl. 355 (*meoduma* Rush. Mt. 10, 37; *zemeodemad* dignatus Hymn. 203; andere nachweise bei Grein) *medumra* (mediocrium) Salomo 262 (*medeme* Aelfr. gr. 9, 18); *neodemest* Metra 20, 85 (*niodmesta* Lind. Mt. 2, 16) — *undernidemäst* Metra 20, 135; *niodor* Beow. 2699 — *nydor* Dan. 493 (oder ist *y* aus *io* entstanden?), sonst *niðer* (vgl. *nioderum* Ps. 138, 15; *nioderan* ib. 62, 8. 85, 13. 87, 7 neben *niðeriad* condemnabunt 93, 21). — Unter den wörtern, welche ausschliesslich *eo* zeigen, kommen nur vereinzelt vor: *eofota* (debitorum) El. 423; *heoloðcyn* (genus obscurum) Crist

1542; *heoloðhelm* Walfisch 45; *hleonað* (reclinatorium) Guthl. 222; *seonoð* 3 mal (aber *sinoð* Beda 4, 17 [zwei mal] Chr. Sax. 797; *sweoloð* (aestus) Beow. 1115 (vgl. Beitr. V, 78; die von Grein 3 mal nachgewiesene nebenform *swoloð* zu beurteilen nach s. 36); häufig *heorot*, *heort*; *eofor*, *eafor*; *sweotol*, *swutol* (aber *swital* Boet. 34, 12); *eoton*; *seofoda*; *Eotenas*; *Heodeningas* Deor 36 (letztere beide nebenformen mit *o* voraussetzend); ebenso *sioleða* (marium) Beow. 2367 (vgl. Beitr. V, 78). — Nur *e* oder *i* findet sich in *fetor-*, *setre* je 1 mal, *feterum* 5 (aber *feotrum* Lind. Mc. 5, 4; *fattro* ib.); *stidor* Runenlied (andere belege bei Grein); *witodlice* Höllenfahrt 30 (aber sehr häufig *weotudlice* etc. im kent. und nordh., vgl. s. 35); *nifol* (nur in *nifle*, *niflan* je 1 mal); häufig *weleras labia* (dagegen *weolure* Ps. 11, 4. 15, 4. 62, 6. 65, 13. 70, 23; *weolere* 50, 17. 62, 4; *weolre* 11, 5. 118, 171; *weolura* 138, 10; *weolera* 58, 13; Hymn. 190; *weolerum* Ps. 16, 1. 44, 3. 58, 8. 88, 35. 118, 13. 119, 2. 138, 4. 140, 3; Hymn. 185; nur 1 mal *wehure* Ps. 11, 3). Auch *wered* (potio dulcis) Beow. 496 führe ich hier mit an, weil das damit gleichlautende adj. auch *werod*, comp. *weorodra* lautet; siehe Grein. — Regelmässig fehlt die brechung vor *c* und *z* in *nicor*, *sticul*, *swicol*, *recon*, *recone*, *niȝoða*, *siȝor*, *hiȝora*, *tiȝol*; *rezol* mag als fremdwort ausser betracht bleiben. (Doch steht Kemble I, 226 *reozolweord*, *reozolwarde*.) Holtzmann bemerkt s. 179, dass *c* und *z* die brechung des *a* verhindern. Die regel wird auf *e* und *i* auszudehnen sein, nur ist sie nicht gemeinangelsächsisch. Ueber *innod* (— *ionnod*) oben s. 53. — Aus Ps. führe ich noch an: *hearmcweoðelien* 118, 122; *werȝcweoðelade* 54, 13. Hymn. 183; *werȝcweoðuhisse* 108, 18.

Lehrreich ist das verhältnis des bei Grein allgemeinen *setl*, *setles* etc. zu den kentisch-nordhumbrischen formen: *seatul*, Lind. Mt. 23, 2; *hehseotle* Ps. 106, 32; *seattas* Lind. Mc. 11, 15; Rush. L. 20, 46; *sealla* Lind. Mt. 19, 28. Wir werden dadurch auf eine urangelsächsische flexion *seotul*, *setles* geführt, von welcher aus verschiedene wege der ausgleichung möglich waren. Ueberhaupt glaube ich, dass alle ags. nominative auf *r*, *l*, *n*, die vom ahd. abweichend keinen vocal vor diesen lauten zeigen, denselben erst durch ausgleichung an die übrigen formen verloren haben, wie umgekehrt diese, wenig-

stens im ags., erst durch angleichung an den nom. einen vocal erhalten haben, und dass sich bereits gemeinwestgermanisch aus jeder liquida oder nasalis, sobald sie durch die wirkung der auslautgesetze sonantisch geworden war, ein vocal entwickelt hatte. Die sache bedarf allerdings noch weiterer ausführung.

Das gleiche schwanken wie zwischen *eo* und *e* findet statt zwischen *ea* und *a*, nicht *æ*, wie man vielleicht erwarten sollte. Beides neben einander in *heafoc* (*heafuces* Ps. 103, 17) — *hafoc*; *deareð* Elene 37, *deoreð* Gen. 1984 — *darøð*; *wearoð waroð*; *eafora* — *afora*; *zeador* — *zador*; *heador* — *hador*; *eatone* Beow. 2478 — *atol*; *heafola* — *hafola*. Nur *ea* haben *eaføð*; *ceaferas* Ps. Th. 104, 30; *teazor* Guthlac 1314 (sonst *tear*).¹⁾ Aber *heafod* und *meazol* sind mit *eá* anzusetzen. Nur *a* haben *farøð*; *cafertūn* Ps. Th. 3 mal (dagegen *caefurtun* häufig in Ps., siehe Grein); *salore* d. sg. Elene 382. 552; *tapur* (cereum) Phönix 114 (aber *teapera* Cod. dipl. 235); *adolwarum* Gn. Ex. 200; *Amulinz* Metra 1, 69; *zafol* (*zæfel* Lind. Prol. 31. 34); *maðolian* (nur *maðolade* Vidsith 1, sonst *maðelode* etc.); *stapul*; *staðol* (*steaðul*, *steaðul-* Ps. 20, 12. 103, 5. 113, 8. 136, 5. Hymn. 194); *gestaðolian* (aber *steaðelas* Ps. 81, 5. 86, 1; *zesteaðelades* S, 4. 43, 8; *zesteaðelade* 22, 2. 23, 2. 47, 9 etc.); *swadol*; *wadol* Finsburg 8; *adela* (caenum) Rätsel 41, 32 (hierher zu ziehen, wenn auch eine form mit *o* nicht nachzuweisen ist). *wadum* (fluctus); *zedafen* (conueniens) und *zedafenian* (aber *zedeafenað* Ps. 64, 2. 92, 5; *zedeofenað* ib. 32, 1); *hafenian*, *bewarenian* Metra 16, 23; endlich vor *c* und *z*: *nacoð*, *fracoð*, *acol*, *hazol*, wozu die nebenform *hāzł*, welche auf eine ursprüngliche flexion *hazol* (**heazol*), *hazles* (**hazles*) weist wie *seotol*, *settes*, siehe oben; auch *llazena* muss hierher gestellt werden.

Dasselbe schwanken besteht in den flexionsendungen. In der schwachen declination überwiegen die dumpfen vocale. Nur der nom. sg. fem. und neutr. und der gen. pl. haben *e* (neben *-ena* aber noch *-ana*, *-ona*). Denkbar aber wäre es, dass auch aus dem gen. dat. sg. des masc. und neutr. beim

¹⁾ Der ursprüngliche wechsel zwischen *h* und *z* in diesem worte erklärt auch die ausnahmsweise brechung vor *z*.

eintritt der brechung das *e* noch nicht verdrängt war. Damit lässt sich das schwanken zur gentyge erklären, und wir brauchen nicht anzunehmen, dass das ursprüngliche, jetzt als *a* erscheinende *o* nicht consequent gewirkt hätte. Bei den masculinen überwiegt in den poetischen denkmälern und, wie es scheint, überhaupt im wests. *e* und *i* über *eo*. So stehen die seltenen *-geofa* (6), *seofu*, *weola*, *weota* (vgl. auch *wiotan* P. C. 2, 4 H = *nutan* C und *wiotona* ib. 5, 19 = *witena* C) neben den viel häufigeren *-giefu* (*-gifu*, *-gyfa* 29), *sefa*, *wela*, *wita*, *sweora* neben *swira*. Nur *eo* in *andleofo*, *anleofo* je 1 mal, wozu Grein 3 belege für *anleofo* und *bigleofo* aus Wr. gl. anführt. Nur *e* hat *nefa*, nur *i* *andwlita*, *wriða* (annulus), *glida* (milvus) nur Rätts. 25, 5 (Lye gibt auch *gleoda* an). Vor *g* unterbleibt auch hier die brechung: *plega*, *treza*, *wiza*. Dagegen überwiegt umgekehrt der brechungsvocal im kent. und nordh. Vgl. *weolan* Ps. 48, 12. 61, 11. 72, 12. 111, 3, häufig in Rush., *weolū* Ps. 118, 14, *weolena* ib. 48, 7. 51, 9. 75, 6; *nedniomo* raptores Lind. L. 18, 11 = *nednioma* Rush.; *geweota* Hymn. 203, *uðwiotan* Ps. 104, 22, *wotona* (testium) Kemble II, 243, *gimvta* conscius Rit. 113, 2, *nwðwvto* seniores ib. 113, 2; *forespreoca* Kemble I, 235 (a. 835); *ondwleotan* (*io*, *ea*) gen. dat. acc. sg. Ps. 15, 11. 20, 7. 10. 13. 37, 4. 41, 12. 42, 4. 43, 4. 16. 66, 2 etc. neben *ondwilitan* 41, 6. 68, 30, *ondwlioto* Rit. 19, 5, *ondwliote* ib. 11, 3, dagegen *ondwlita* in Lind.; *nosa* conversatione Rit. 24, 2, *gimosa* ib. 32, 1. 51, 1; *swiopa* flagellum Rush. J. 2, 15 = *swopa* Lind.; *erendwreoca* legationem Rush. L. 19, 14 = *erendwreca* Lind., ebenso *ærendwreoca* Leo 74, 35, dagegen *erendwreca* Ps. 67, 32. Hierher können wir auch die genitive pl. von sonst starken masc. und neutr. stellen: *weorona* Rush. Me. 6, 44. L. 14, 24; *portweorona* Kemble II, 241; *liomana* Lind. Prol. 32; Rit. 32, 19; *wriottana* J. A. 2. Von femininis kommt nur in betracht *nuce*, merkwürdigerweise mit brechung trotz des *c*, und *ceolan* (gulam) Ps. Th. 113, 16.

Das *a* ist in den poetischen denkmälern ungebrochen, nicht nur vor *c* und *g* in *hraca*, *zefaca*, *haza*, *maza*, *slazu*, sondern auch in *-stapa*, *zestafa* und *-waran*. Demnach wird das *ea* in *sceaða* (viel häufiger als *scaða*) entweder durch die wirkung des *sc* aus *a* entstanden, oder, was mir wahrscheinlicher ist, erhalten sein. Ps. bistet *hreacan* 113, 7; *leappan*

ora 132, 2; *helwearan* Hymn. 194, aber in dem fremdworte *draca* 103, 26, *dracan* 73, 14, *dracena* 73, 13; in *draecena* Hymn. 195 muss *æ* wol = *ea* gefasst werden nach s. 34.

Bei den männlichen *u*-stämmen bietet zwar die vorliegende ags. declination nur endungen, die brechung erzeugen müßten, aber aus den übrigen westgermanischen dialecten geht hervor, dass es ursprünglich auch solche gab, die ein *j* enthielten. Hierauf beruht, wie später zu zeigen, das schwanken zwischen *e* und *i* bei diesen stämmen, hierauf auch das zwischen gebrochenem und ungebrochenem vocal. Regelmässige brechung hat *wudu* (vgl. s. 35, doch *sealwyda* Sweet P. C. XXVI); ferner gerade diejenigen, die nur im nom. acc. oder in der composition vorkommen: *heudu*, *eatu*. Wechsel in *sido* El. 282 neben *siodo* Gen. 618 (vgl. *siodo* P. C. 3, 7 H = *sido* C), *friðu* (*freðo* Gen. 1487) neben viel häufigerem *freoðu*, *medu* neben *meodo*. Vor *z* unterbleibt sie: *brezo*, nur Andr. 305 *breozo*; *magu*, *hazu*, *lagu*.

Die neutra der *u*-declination bildeten wol schon frühzeitig den gen. und dat. sg. nach der *a*-declination. Daher müssen wir für eine bestimmte periode die flexion **feolu*, **fehes*, **fehe* ansetzen, ebenso **eohu*. Der dann eingetretene abfall des *u* ist nicht lautlich zu erklären, sondern aus dem völligen übertritt in die *a*-declination. Dann ist *eo* auch in den gen. und dat. gedrunge, und aus **feohes*, **feohe* musste nach allgemein gültigem lautgesetze *feós*, *feó* werden. Ebenso *eoh*, *eos*, daneben aber mit ausgleichung nach der entgegengesetzten richtung *eh*.¹⁾ Wenigstens lassen sich die verhältnisse schwerlich in anderer weise befriedigend deuten.

In der *a*-declination lassen sich die ursprünglichen verhältnisse noch besser erkennen. Zwar hat auch hier, besonders im westsächs., die ausgleichung arg gewirtschaftet, aber fast nur nach einer seite hin, durch verdrängung der brechung, während dieselbe nur selten umgekehrt ihr gebiet erweitert hat.

Die masculina und neutra sollten im ganzen plural ausnahmslos brechung haben. Dieser idealzustand lässt sich zwar nirgends mehr nachweisen, aber doch aus dem vorhandenen

¹⁾ Aber an den beiden ersten von Grein unter *eh* angeführten stellen steht das runenzeichen.

materiale mit hinlänglicher sicherheit erschliessen. Am nächsten kommt ihm Ps.

Die wirkung des *u* (*o*) im nom. acc. pl. des neutrums und im dat. pl. ist allgemein anerkannt. Sie findet sich beim *e* und *i* auch noch in den poetischen denkmälern nicht ganz selten. Vgl. *breomo* Andr. 242 gegen 8 *brimu*; *cleofu* 5 mal gegen 5 *clifu*; *hleodu* 16 mal gegen 1 *hliðu*; *leodu* 5 mal, 1 mal *leoð* (*hliðu* Wr. gl. 64); *leomu* 16 mal gegen 1 *lima* Reimlied 75 (vgl. *liomu* P. C. 33, 21 = *limo* II); *sweopu* Ps. 90, 10; dagegen nur *scipu*, *zebedu* je 3 mal. Ferner *hleodum* 7 mal, kein *hliðum*; *leodum* 2 mal gegen 1 *liðum*; *leomum* 2 mal (gegen *limum* Ps. Th. 21, 15); *sweopum* 3 mal (gegen *smipum* Vita Guthl. 5); kann aber auch von *sweopa* schw. m. kommen; nur *clifum* 2 mal, *scipum*, *scipon* und *zebedum* je 1 mal; ebenso von masculinis nur *wegum* 10 mal, *werum* 18 mal, *smiðum* 3 mal. Das ausnahmslose *zewritu*, *zewritum* deutet wol darauf hin, dass das wort ein *ja*-stamm ist. Das überwiegen von *hleodu*, *leodu*, *leomu* hängt offenbar mit der häufigkeit des pl. bei diesen wörtern zusammen.

Die belege für die brechung werden wesentlich ergänzt aus den kentischen und nordhumbrischen denkmälern. Hier heisst es nicht bloss *liomu* Hymn. 201, *lioma* Rit. 106, 1⁴ (4 mal), sondern auch *sceopu* Ps. 47, 8, 103, 26, *sciopu* Rush. Mc. 4, 36, J. 6, 23, 24, *sciop(p)o* Lind. L. 5, 2, 7, 11, J. 6, 23, 24; *zebeodu* (-o) Ps. 101, 18, 105, 44, 144, 19, Lind. L. 5, 33, Rit. 14, 6, 41, 13, *beodo* Rit. 43, 28; *gespreocu* Ps. 17, 3, 18, 4, 15, 118, 11, 103, 172 (aber *gesprecu* 118, 148). Ferner nicht bloss *bedeleofum* Ps. 103, 22, 104, 30, 148, 5 und *swiopum* Rush. Mc. 15, 15, sondern auch *sceopum* Ps. 106, 23; *zibeodum* Rush. L. 1, 13, *zebeadum* Lind. L. 2, 37, Rit. 9, 10, 14, 3, *beadvm* Rit. 30, 8; *weorum* Ps. 58, 3, Rush. L. 11, 31, J. 1, 19; sogar *weozū* Ps. 127, 1 (aber *wegum* 13, 3, 90, 11, 118, 3, 144, 17); gehört hierher auch *ziriodo* eloquia Rit. 85, 4? Merkwürdigerweise erscheint hier auch der pl. von *zewrit* fast stets mit brechung: in Ps. *zewreotum* 68, 4; in Lind. *zen(u)riotto* Mt. 22, 29, L. 24, 32, *wriot(t)o* Mt. 26, 54, 56, L. 24, 25, J. 5, 39, *zewuriotū* L. 24, 27; in Rush. *zewriotu* Mt. 26, 56, Mc. 12, 10, L. 24, 45, J. 5, 39 und sonst, *zivriona* L. 24, 32 (aber *zewritu* Mt. 26, 54), *zivrionum* L. 24, 27; in Rit.

anriotto 113, 2; ebenso auch *zewrioto* und *zewriotu* Kemble II, 317, *zewriota* ib. I, 238. Wir müssen also wol eine nebenform des wortes ohne *j* annehmen. Bemerkenswert ist aber, dass es Lind. L. 20, 46 sogar *zebearscliopū* conviviis heisst.

Dieselbe wirkung wie *-u* und *-um* hat nun aber *-as* des nom. pl. und *-a* des gen. pl. Die beispiele aus Grein sind hier freilich selten. Von den angeführten neutris kommen nur vor die genitive *leoma* 3 mal (daneben schwach *leomena* Salomo 102) und *scipa* 1 mal. Beim masc. stehen die vereinzelt *weozas* Ps. Cott. 105 und *weora* Ps. Cott. 54. Beow. 2947 gegen zahlreiche *wegas*, *-a*, *wezas*, *-a*, 1 *smeodas* gegen 6 *smiðas*, *smiða*. So wenig zahlreich aber auch die belege sind, so lässt sich daraus doch nicht im geringsten abnehmen, dass das *a* eine eingeschränktere wirkung gehabt hätte als das *u*. Denn die brechung durch ersteres erscheint sogar in fällen, wo sie durch letzteres nicht nachweisbar war. Widerum liefern das kent. und nordh. wichtige ergänzungen: *weozas* Kent. gl. 21. wonach Zupitza einen nom. sg. *weoȝ* ansetzt, Rush. Mt. 4, 6. 22, 9. 10, *weazas* Ps. 16, 4. 36, 18 (aber *wegas* 50, 15. 76, 20. 80, 14. 94, 11. 102, 7. 118, 15. 26. 59. 168. 138, 4. Hymn. 191. 199, auch Rit. 5, 3); *weoras* Ps. 54, 24. 75, 6. 138, 19; Rush. Mt. 15, 38, L. 9, 32. 11, 32, J. 4, 18, *wearas* Rush. L. 9, 30. 17, 12. 22, 63. 24, 4. J. 6, 10; *waras* Lind. Mt. 14. 35, Rit. 45, 4. 47, 3; *lioma* Rush. Mt. 5, 29; *weora* Rush. Mt. 14, 21; *weara* Lind. Prol. 30. Mt. 14, 21, Rush. L. 8, 14, *wara* Rit. 48, 4. 49, 1². 51, 1⁶. 52, 1⁶ etc. Die formen *wearas* etc. scheinen wenigstens mit grösserem rechte hierher gestellt zu werden, da das westsächsische *-waras* nur in compositis und nur im sinne von 'einwohner, bürger' vorkömmt; *wa* für *wea* ist dem *wo* für *weo* zu vergleichen.

Was die wirkung auf *a* betrifft, so muss man sich ganz an das kent. und nordh. halten, *lehtfeatu* Ps. 135, 7: *þa ceaf paleas* Rush. Mt. 3, 12; *creatum* Ps. 19, 9; *feasum* fimbriis Ps. 44, 14; *featum* Ps. 70, 22; *zeatum* Ps. 72, 28 (aber *zet*); *helwearum* Ps. 29, 4; Hymn. 186, *heolwearum* ib. 203 (aber *gradum* Ps. 47, 4); *heatas* malitias Ps. 138, 3; *steoras* passerres Rush. L. 12, 6 (= *staras* Lind.); *zeata* Ps. 146, 31. Vgl. auch *dæzas*, *-a*, *-um* oben s. 34. Das wests. hat *a* ausser nach *z* und *sc*.

Uebergreifen der brechung finde ich nur in *weor* Lind. L. 8, 38.

Entsprechend sind die verhältnisse im fem. Nom. sg. 2 *zeofu* neben 6 *zi(e)fu*; dat. pl. 6 *zeofum* neben 7 *zi(e)fum*; gen. pl. nur *ziefæ* 3 mal, ausserdem ganz correct neben einander *zeofona*¹⁾ und *zifena* je 8 mal, widerstreit zwischen wurzel- und flexionsvocal nur in *zeafena* Guthl. 1060, welches doch wol hierher zu stellen ist. Ausnahmslos *ziefe*, *zife*, *zyfe*. In Ps. *zeofu* 44, 3, aber *zefe* 67, 19. 29. 71, 10 (2 mal). Ebenso ist in den nordh. quellen die regel meist richtig befolgt: *zeafu* Rit. 8, 9. 28, 33. 30, 9; *zeafum* ib. 7, 4. 34, 5; Lind. L. 21, 5 = *zeofum* Rush.; *zeafona* Rit. 18, 33. 38, 13. 95, 3. 97, 1; merkwürdig die form *zeafa* als acc. (sg. oder pl.) und dat.; Lind. Prol. 8. Mt. 2, 11. Me. 7, 11 (2 mal). J. 16, 2; Rit. 12, 21. 23. Rit. 4, 2 steht *zeafæ* gratiæ, sonst ist *zefe* ausserordentlich häufig. Dagegen bei Grein kein *ea* ausser in *cearu*, sondern *a*, welches vielfach in das gebiet von *æ* hinübergreift.

In der pronominalen declination wird brechung bewirkt durch das *a* des gen. pl. in *heora* (*hiora*, *heara*, *hiara*). So stets in Ps., Lind., Rush. und Rit., auch Kemble I, 226 (8 mal). 235. 237. 238 (3 mal). 191 (5 mal), dagegen ebenso regelmässig im gen. dat. sg. *hire*, Kemble I, 235 2 mal *hira* (dat.) neben 2 *hire*. In P. C. schwankt *hiora* mit *hira* und *hiera*, gen. dat. sg. *hire*, *hiere*. Auch bei Grein noch dasselbe schwanken zwischen *heora* und *hyra* (*hiera*). Merkwürdig ist die form *ðeara* Ps. 87, 6. 103, 25. 111, 2; Kemble I, 235 (3 mal) und 226. Sie ist kaum anders zu erklären, als dass *ðāra* im proklitischen gebrauche frühzeitig gekürzt ist. — Natürlich findet sich auch brechung im dat. pl. von *þes*: *þiossum* Metra, einleitung 4 (sonst bei Grein *þissum*, *þyssum*), *ðiossum* P. C. 73, 23, *ðioson* P. C. 73, 19 in H. Ueber die in den nordhumbrischen quellen häufige form *ðassum* wage ich keine entscheidung zu geben. Ist sie aus **ðeassum* = *ðeossum* oder aus **ðām-sum*?

Merkwürdig ist das *eo* in *heom* dat. pl. Exod. 586; Sat. 22; Kemble II, 317; Rush.¹ Mt. 2, 4. 8. 7, 12. 23. 8, 15. 24.

¹⁾ Mit Grein einen nom. *zeofun* anzusetzen liegt gar keine berechtigung vor.

26 etc., dagegen dat. sg. stets *him* 8, 27. 9, 32. 14, 2 etc. und in Rush.² auch im pl. stets *him*. Man sollte *heom* eher gerade im dat. sg. erwarten, und dass es nicht steht, ist wol ein beweis für die frühzeitige ausgleichung mit dem pl., wie sie ja in der pronominalen declination eingetreten ist; doch kann auch durch die enclisis das unterbleiben der brechung verschuldet sein. Die quellen, in denen *heom* überliefert ist, deuten nicht auf hohes alter der form. Das *eo* wird aus dem nom. *heo* (ursprünglich nur neutr.) und dem gen. *heora* eingedrungen sein. Daher die beschränkung auf den pl.

Brechung hat auch der syncopierte vocal im acc. sg. masc. der starken adjectiva hinterlassen, woraus hervorgeht, dass die ursprüngliche endung nicht *-ana*, sondern *-ona* anzusetzen ist. Da die meisten adjectiva langsilbig sind, steht mir allerdings kein anderes beispiel zu gebote als *ðeosne* allgemein in Ps., *ðiosne* sehr häufig in Lind. (z. b. Mt. 11, 23. 21, 44. 27, 8. 32. J. 4, 12. 6, 27. 34, *ðionne* J. 5, 6. 9, 31. L. 12, 5, nur J. 18, 40 *ðisne*), Rush. (z. b. Mc. 14, 36. L. 9, 26. 19, 14. 22, 42. 23, 1. 18. J. 1, 9. 10, *þeosne* Mt. 27, 8) und Rit. (z. b. 36, 2. 80, 7. 95, 3. 97, 1, *ðiosna* 36, 2). Bei Grein aber *þisne*, *þysne*, wol durch ausgleichung.

In der zweiten schwachen conjugation herrscht wider willkürliches schwanken, aus dem wir einen früheren regelmässigen wechsel nur noch erschliessen können. Nach den urgermanischen formen sollten wir allerdings durchgehende brechung erwarten. Aber das schwanken des wurzelvocals gibt uns eben das recht, gerade wie bei den substantiven auf *-ôd-*, *-ôþ-* eine frühzeitige spaltung des *ô* in *o* (*a*) und *e* (älter *a*?) anzunehmen. Diese spaltung liegt tatsächlich vor im praet. und part. perf. Im praes. steht *a* = älterem *o* im 2. 3. sg. ind. und 2. sg. imp., in den erweiterten formen ist wahrscheinlich ehemaliges *e* anzusetzen.

Zwischen *i*, *e* und *eo* schwanken bei Grein *tilian* 20 mal — *teolian* 3 mal nur im praet., *clipian*, *chypian* 3 — *cleopian* 29, *bifian* 5 — *beofian* 17, *fridian* 3 — *freodian* 15, — *lidian* 1 — *leodian* 2, *bewitian* 5 — *beweotian* 3, vom simplex nur das praet. *witod* 20 — *weotod* 7, *hleonian* 4 — *hlingendne* 1, *sweopað* 1 — *swipode*, *andsweorodon* Andr. 859 — *andsweradun*

Sat. 51, *andsweredon* El. 396¹⁾; *preodode* (deliberavit) 2 — *þrydedon* 1; *zēþwerað* Metr. 29, 47 — *zēþweorod* ib. 20, 72. Nur *eo* in *cleofað* Walf. 73 (vgl. *zēcleofod* Ps. Th. 21, 13); *zēofian* Gen. 546 (*zifode* Chron. Sax. 994²⁾). Nur *i* oder *e* in *hlifian*, *wriðian* (germinare), *fetian*, *treddian*, *hnipað* Metr. 31, 13, *besmiðod* Beow. 775; ferner vor *c* und *z* in *cwician*, *swician*, *wrizian* (niti), *plegian*. Häufig ist *cleopode* in P. C., hs. H gegen *i* in C. Die kentischen und nordhumbrischen denkmäler bieten wol ausnahmslos *cleopian* (*cleapian*), so Ps. 4, 4. 16, 6. 17, 7. 42. 21, 3. 6. 25. 27, 1. 29, 9. 30, 23. 31, 3. 33, 18 etc.; Rush. Mt. 21, 9. 15. 22, 9. 27, 23. 47 etc. (aber *clipizende* 21, 15); Lind. Prol. 11. 33. Vgl. ferner *bewiotize* 3. sg. opt. Kemble I, 235; *hleonede* Rush. Mt. 26, 20; *hlionade* Lind. Mt. 26, 20. Prol. 11; *zēlionodun* und *zēhlionad* ib. Mt. 14, 9; *hlionzende* ib. L. 7, 49; *zeteorize* inf. Rush. Mt. 15, 32; *zetearende* Lind. Me. 9, 26; *ic ondsweorū* Ps. 118, 42, *ondsweorað* Hymn. 185, *ondsweora* ib., *ondsweorede* Ps. 101, 24; hierher zu ziehen auch wol *ondsworade* Lind. Mt. 26, 22; dagegen *zēcwica* Ps. 50, 12, *zēcwicade* ib. 103, 30, *zēcwicað* ib. 101, 19; *bifzende* Rush. Mt. 8, 14.

Bei dem verbum *lifian* hat die brechung das ihr zukommende gebiet nicht überschritten. Bei Grein stehen 2 *leofast*, 21 *leofað*, 1 *leofu* gegen 8 *lifað*, aber stets *lifian*, *lifað*, *lifde* etc.; in Ps. *leofað* 21, 27. 31. 48, 10 etc., *lifað* 118, 175; in Rit. *lifað* 35, 11. 13. 66, 1. 98, 1. 119, 2, einmal auch *we lifað* 26, 14 gegen *lifað*, *we lifað* 26, 14; in Rush. *leofaþ* Mt. 9, 18; dagegen immer *lifzende* etc. Wir dürfen aber allerdings von diesem verbum nicht einen directen schluss auf die übrigen der klasse machen, weil es mindestens zweifelhaft ist, ob die erweiterten formen auf ein *-ðjan* etc. zurückzuführen sind.

Dagegen kommt auch hier in den poetischen quellen kein *ea* vor, sondern nur *a*, so auch Rit. *zēgladiendo* — *zēgladio we* 9, 9, *zēgladiga* 18, 30. Aber Ps. liefert noch belege für ersteres: *zēleadie* exhileret 103, 15; *leata* retardaveris 39, 18. 69, 6; *amearedes* examinasti 16, 3. 65, 10, *amearað* 65, 10; *spearað* 71, 13, *spearade* 77, 50; *neapiu* obdormiam 4, 9, *hneapað* 40, 9,

¹⁾ Wir werden nicht umhin können ein verbum *andswerian* neben *andsvarian* anzuerkennen.

²⁾ *seomian*, woneben *semian* Gen. 109 ist wol mit *eó* anzusetzen.

hneappade 3, 6, *hneapedun* 75, 5. 7; *hreaða* accelera 30, 3, *hreaðedon* 15, 4; nach s. 34 dürfen wir wol auch hierher stellen *cnæcian* 103, 32, *cnæcade* 96, 5, Hymn. 203; *plæziad* plaudent 97, 8; *wæcio* vigilo 62, 2, *wæcade* 101, 8, *wæciad* 126, 1. Aber *plaziad* plaudite 46, 2. Zweifelhaft bleibt es, wie das *e* in *neppas* ðu 43, 23 aufzufassen ist, wahrscheinlich aber = *ē*.

Im pl. ind. praet. der starken verba mit wurzelhaftem *i* bietet Grein nur 4 mal die brechung *beodan* Exod. 166, *hriodan* (für *riodan*) Beow. 3170, *scionon* Beow. 303, *geweotan* Andr. 802. Dem gegenüber stehen 4 *bidon*, -an, 1 *biton*, 2 *purhdri-fan*, 1 *glidon*, 1 *gripon*, 2 *hmiton*, -an, 2 *hrinon*, 3 *scinon*, 2 *scridon*, 1 *ätwiton*, 15 *gewiton*, -an, 1 *wliton*, 2 *wriðon*, -an; ausserdem vor *c* und *z* 1 *blicon*, 4 *hnigon*, 2 *sigon*, 6 *stigon*, 1 *beswican*, 1 *wrizon*. Sehr viel mehr beispiele für die brechung liefern prosaische quellen: *biodon* Lind. L. 2, 38, *abiodon* Ps. 118, 95; *f'driofon* Lind. J. 9, 34 = *fordriofun* Rush.; *fliotton* Lind. J. 9, 22, *zeflioton* ib. Mc. 9, 34 = *zefliotun* Rush.; *gezrioppo* Lind. J. 7, 32, *zizgriopun* Rush. L. 23, 26; *zehrionun* Rush. Mc. 3, 10. 6, 55 (2 mal); *bismeotun* Ps. 54, 21. 73, 7. 78, 1; *areosun* Ps. 26, 12. 53, 5. 85, 14, *arioson* Lind. Mt. 25, 7, Rush. L. 4, 29, Rit. 43, 2, *zirioson* Rit. 25, 3; *ziscionun* Rush. L. 9, 29; *steogun* Hymn. 185, *asteogun* Ps. 75, 7. 121, 4; *bisweocun* Ps. 106, 40; *bisweopun* Rush. J. 19, 40; *weotun* Ps. 58, 14, *geweotun* Ps. 104, 41; *ædwiton* Lind. Mc. 27, 44; *þweoton* (var. *þwiton*) Beda 3, 17; *wreogan* Rush. Mt. 25, 38, *gewriogan* ib. Mt. 25, 36, *unnreogon* (sic) ib. Mc. 2, 4. Ps. hat die brechung fast ausnahmslos; doch steht *edwitun*, -on 88, 52 (2 mal); *aresun* 19, 9 ist vermutlich verschrieben für *areosun*. Lind. hat *awriton*, *awuritun* Prol. 8. 16. Wenn wir aber auch nicht mehr bis zu voller consequenz durchdringen können, so ist es doch klar, dass dieselbe einmal gemeinangelsächsisch gewesen sein muss. Ihre zerstörung beruht auf angleichung an die 2. sg. ind. und den opt., vielleicht auch das part.

Hierher gehört auch der ind. pl. des verbums *witan*. Bei Grein zwar nur *witon*, -an, 11 mal. Dagegen in den nordhümbrischen quellen meist *u* aus *io*, auch wenn, wie gewöhnlich, die alten endungen durch die des praes. verdrängt sind. In Lind.: *we wutum* Mc. 12, 14; *we wuton* Mt. 22, 16; J. 3, 2; *nutu we* Mt. 21, 27; *wuto gie* Mc. 10, 38; *ze wuton* Mt.

22, 29; *wuto zi* Mt. 25, 13; *ne wutige* Mt. 24, 42. 44; *wutige* Mt. 24, 42; *wutað* (nostis) Me. 10, 42; L. 11, 13; 12, 57; *wutas* (nostis) Mt. 16, 4. 24, 32. 26, 2. Me. 13, 28 und häufig; ausnahmsweise *witted zie* L. 21, 30; aber im opt. stets *i*, z. b. *witte sciatis* L. 5, 24. 8, 10, *zewitte* Mt. 9, 6 und entsprechend *nyte* (nesciat) Mt. 9, 30 etc. Ebenso verhält es sich in Rush.², während in Rush.¹ abgesehen von *wutan* Mt. 22, 16. 24, 32 *i* (*y*) hersoht. In Rit. *wuton* 67, 1. 92, 6; *wuton* 5, 1². 176, 1; *wutas zie* 24, 2. Einen schlagenden beweis dafür, dass die formen mit *u* auch einmal allgemein westsächsisch gewesen sein müssen, liefert das adverbial gewordene (*w*)*uton*, -*an*, welches in folge seiner loslösung vom verbum sich der veranalogisierung entzogen hat. Dass darin wirklich die 1. pl. von *witan*¹) vorliegt, wird ausser zweifel gesetzt durch die form *wutum* in Lind. Me. 1, 38. 12, 7 etc. neben *wutu* Me. 14, 42 etc., die sich noch in einer andern beziehung der ausgleichung entzogen hat.²)

Nirgends aber lässt sich die ursprüngliche consequenz und die allmähliche zerstörung dieser consequenz klarer zeigen, als im st. verb. mit *e* vor einf. consonanz. Als paradigma des praes. für das urangelsächsische ist anzusetzen:

ind. sg. <i>beoru</i>	opt. <i>bere</i>
<i>biris</i>	<i>bere</i>
<i>birid</i>	<i>bere</i>
pl. <i>beorað</i>	<i>beren</i>
imp. sg. <i>her</i>	pl. <i>beorað</i>
inf. <i>beoran</i>	part. <i>beorende</i> .

Von diesem paradigma entfernt sich Ps. noch so gut wie gar nicht. Es wird nützlich sein die vollständigen belege herzusetzen. Ind. 1. sg. *gebreocu* 17, 43. 74, 11; *cweoðu* 17, 50. 41, 10. 44, 2. 49, 12. 56, 8. 10. 107, 2. 4. Hymn. 196, *cweoð(u)* 26, 6; *eotu* 49, 3; *meotu* 59, 8. 107, 8; *niomu* 138, 9; *spreocu* 77, 2. 80, 9. Hymn. 191; *wreocu* 107, 12; *azeofu* 21, 26. 55, 12; *onzeotu* 100, 1. Ind. 1. pl. *beorað* Hymn. 203;

¹) Wie Grein darin den conj. von *witan* sehen kann, ist mir unerfindlich.

²) Ich habe Beitr. IV, s. 406 bemerkt, dass das *m* der 1. pl. nicht auf lautlichem wege zu *n* geworden sein kann. In Ps. ist es noch bewahrt, und es muss sich daher die ausgleichung im ags. unabhängig vom alts. und altfr. vollzogen haben.

2. pl. *cweoðað* Hymn. 184, *cweaðað* 10, 2, *zēcweaðað* 138, 20; *eotað* 126, 2; *zeniomað* 81, 2; *onzeotað* 2, 10; 3. pl. *beorað* 90, 12; *cweoðað* 3, 2, 4, 5, 6, 28, 9, 34, 27, 64, 14, 69, 4, 108, 28, 124, 2, 136, 7, 144, 6, 11. Hymn. 192, 200; *cwoeðað* 51, 8, welches nur als ein schreibfehler für *cweoðað* aufgefasst werden kann, da *oe* für *e* nach *w* dem Ps. gänzlich fremd ist; *eatað* 21, 27; *niomað* 93, 15, 138, 12; *spreocað* 5, 7, 27, 3, 30, 18, 34, 20, 58, 8, 93, 4, 108, 20, 113, 5, 134, 16, 144, 5; *bizeotað* 68, 36. Imp. pl. *cweoðað* 65, 2, 3; 67, 5, 95, 10; *niomað* 80, 3; *azeofað* 75, 12; *onzeotað* 49, 22, 93, 8. Hymn. 192. Inf. *eotan* 77, 24, 101, 5; *zenioman* Hymn. 202; *spreocan* 51, 5, 74, 6. Hymn. 186. Ger. *to eotenne* 58, 16; *to azeotenne* 13, 3. Part. *beorende* 125, 6, *unbeorende* 112, 9, *-u* Hymn. 186; *zebreocendes* 28, 5; *cweoðende* 33, 22, 104, 11, 118, 82; *hearmcweoðendra* 71, 4; *eotende* Hymn. 190, *-es* 105, 20; *neomendum* 102, 18, *dælniomend* 118, 63; *spreocende* 11, 3, 4, 16, 10, 21, 8, 49, 1, 54, 13, 57, 4, 59, 8, 61, 12, 65, 14, 72, 7, 77, 19, 104, 42, 107, 8, 108, 3, 115, 10, 143, 8, 11. Hymn. 199, 200, *spreocendra* 62, 12; *fortreodendes* 56, 4; *weofendan* Hymn. 184; *wreocende* 98, 8, 117, 10, 11. Hymn. 193; *onzeotende* 13, 2, 52, 3. Dagegen 2. sg. ind. *zebrices* 55, 8; *zenimes* 49, 16; *wrices* 50, 6; *azildes* 61, 13; 3. sg. *bireð* 40, 4, *zebriced* 45, 10, 57, 7; *cwið* 86, 5, 90, 2, 105, 48; *iteð* 68, 10. Hymn. 196; *nimeð* 136, 9, 138, 10. Hymn. 186; *spriced* 14, 3, 36, 30, 48, 4 und häufig; *forzited* 136, 5, *onzited* 32, 15, 90, 7, 93, 7, 106, 43, *onzitað* (verschrieben?) 40, 2, ausnahmsweise *onzeteð* 18, 3. Opt. 1. sg. *abere* 54, 13; *cweðe* Hymn. 185; *azefe* 60, 9; *onzete* 72, 17; 2. sg. *forzefe* Hymn. 203; 3. sg. *cweðe* 117, 2, 3, *cwiðe* 128, 1; *sprece* 84, 9; 3. pl. *cweðen* 69, 5, 78, 10, 113, 2, 117, 4. Hymn. 194. Imp. *azef* 50, 14, *forzef* Hymn. 203; *forzet* 44, 11, 73, 19, *onzet* 5, 2. Die einzige ausnahme ist *sprecu* 49, 7.

Ebenso verhält es sich in den ältesten urkunden. Vgl. Kemble I, 235 *niomanne*; Kemble I, 226 *bezeotan* 2 mal neben *azefe* 3. sg. opt.; I, 239 *aziaban* neben *azebe*, *aweze*; I, 228 *bezeotan* neben *azefe(n)*; I, 235 *bezeotan* neben *forzifeð*, *azefe(n)*; I, 238 *forzeofan* neben *azefe*.

In Kent, gl. steht noch *onziotað* 230, aber daneben bereits *etað*. Die nordhumbrischen quellen lassen die regel noch deut-

lich erkennen, wenn auch bereits einige verwirrung einzureissen beginnt, begünstigt durch das schwanken in den endsilben, welches meist auf ausgleichung zwischen den vocalen des sg. und pl., des ind. und opt. beruht.

Am besten bewahrt sind die ursprünglichen verhältnisse in Rit. Ind. pl. und imp. *bearað* 13, 32. 27, 16. 107, 1; *niomað* 62, 1²; *onzeattað* 42, 22. 50, 1³ etc.; *wos(s)ad* 11, 18. 12, 21. 26. 13, 30. 33 etc. Inf. *zibeara* 163; *f'zeotta* 169, 33; *onzeatta* 48, 3; *wos(s)a* 15, 10. 13 und sehr häufig; ger. *f'zeafanne* 10, 9; *onzeattanne* 15, 9; aber *spreccanne* 23, 24. Von 1. sg. ind. kann ich nur nachweisen *cwiðo* 19, 4, vom part. nur *zefend(e)* 5, 2. 12, 26. 15, 13 und häufig, *zifende* 74, 1.

In Lind. finden sich noch reichliche belege für die brechung im pl. ind. und imp.: *wosas* Mt. 5, 48. 6, 5. 10, 16. 17. 24, 44. 28, 9 und häufig ohne ausnahme; *cwoðað* Mt. 18, 13, *-as* Mt. 28, 7, *cuoaðas* L. 23, 29, *coðas* Mt. 17, 19; *eottað* Mt. 26, 26, *eotað* L. 5, 33, *eattas* Mt. 15, 2. Me. 7, 5. 28. L. 10, 7. J. 21, 12, *attas* L. 10, 8; *offreattas* Me. 12, 40; *niomað* Mt. 19, 11. 26, 52. L. 4, 11. J. 11, 39, *-as* Mt. 26, 28. Me. 16, 18. 19, 12, *zeniomes* Mt. 11, 12; *f'stealas* Mt. 6, 19; *azeafað* Me. 13, 12, *f'zeafas* Mt. 6, 14. Me. 11, 25; *bezeatas* Mt. 7, 7; *onzeattað* J. 8, 28. 12, 40. 17, 3; *-as* Prol. 21. Mt. 7, 16. J. 7, 43. 13, 13. 35. 14, 7. 17. 20; dagegen *berað* J. 21, 10; *zbræczgad* J. 19, 36 (aber æ vielleicht = ea?); *cweðas* Prol. 35. Mt. 16, 2, *cwoeðas* Prol. 9, 14; *f'stelað* Mt. 6, 20; *azefað* L. 20, 25, *f'zefas* Mt. 18, 35; *ettes* Me. 6, 36; *genimes* Mt. 3, 6; *genimeð* J. 11, 48; *forzefes* Me. 7, 12. Inf. mit brechung *wos(s)a* Mt. 4, 18. 6, 8. 16. 19, 21. 25. 20, 26. 27. 24, 6. 24. 26, 9 (2 mal). 37, 39 (2 mal) etc. ausnahmslos; *zebeara* L. 10, 4. 11, 46. J. 16, 12, *ymbbeara* Me. 6, 55; *cuoaða* L. 4, 21, *cuaða* Mt. 21, 44; *eat(t)a* Mt. 6, 31. 14, 16. 15, 20. 25, 35. 42. Me. 5, 43. 6, 37. 7, 2. 8, 1. 13, 14. L. 8, 55. 9, 13; J. 4, 33. 6, 31; (*ze*)*nioma* Mt. 12, 1. 19, 12. 24, 17. Me. 2, 2. 3, 27. 11, 23. J. 10, 29; *zespreaca* L. 5, 4; *zeafa* L. 2, 24, *azeafa* Mt. 27, 58, *forzeafa* Prol. 32. Me. 2, 8. 11, 25. 15, 6. L. 5, 21. 24; *bezeatta* Me. 14, 4, *onzeota* Prol. 20. 29, *onzeatta* L. 24, 16; ohne brechung *cwoeða* Mt. 3, 9. 4, 17; *zetta* Mt. 12, 1; *genimma* Mt. 12, 29 (2 mal); *sprec(c)a* Mt. 6, 7. 10, 19 und öfter; *zefe* J. 16, 2. Ger. *wossanne* Mt. 17,

4; *bearanne* L. 23, 26; *cottanne* Mt. 26, 17, *eat(t)anne* Mc. 2, 26. L. 22, 15. J. 6, 52; *niomanne* Mt. 5, 40. 24, 17. Mc. 3, 27. 13, 16. L. 11, 54. 17, 31; *zeniomanne* L. 14, 28; *geafanne* Prol. 23. 25 (2 mal). L. 10, 12, *f'geafanne* L. 23, 17; ohne brechung *cwoeðenne* Prol. 8; *nimanne* L. 1, 26; *zefanne* Prol. 2, *f'zefanne* Mt. 9, 6; zweifelhaft *ættanne* L. 6, 4. Part. *cwoðend* Prol. 23. Mt. 13, 3, *cwoðende* Mt. 14, 27. 27, 40. 41. 46. 28, 18. Mc. 1, 24. 27. 9, 11. 10, 26. 12, 6. L. 1, 67 und häufig; *niomonde* Mt. 26, 57. L. 5, 10. J. 2, 6, *niomende* Mt. 27, 27, *zeniomende* Mt. 27, 6; *niomendra* Prol. 28; *zafendū* Prol. 22; häufiger sind die beispiele ohne brechung, nicht selten *berende*, *cwoeðende*, *etende*, *nimende*, *spreccende*, auch *metende*, *stelende*, *f'zefende*. In 1. sing. ind. finde ich das einzige *cuoðo* L. 4, 25 und das zweifelhafte *wræco* L. 18, 5 neben dem häufigen *cwoeðo*, ferner *eto*, *spreco*, *f'zefo*, *onzetto*. Diese form war der angleichung an die 2. 3. sg. besonders ausgesetzt, wie ja eine solche in anderen beziehungen auch das altn. und ahd. zeigen und das westsächsische auch in bezug auf die endung. Vorher war aber in den beiden letzteren eine andere ausgleichung eingetreten, indem das ursprüngliche *i* durch das *e* des optativs und imperativs verdrängt war. Es heisst allgemein *beres*, *eð*, *breceð*, *el(t)es*, *-eð*, *spreces*, *-eð*, *forzefes*, *-eð*, *bezettes*, *onzetteð*, aber natürlich *nimes*, *-eð*, weil *i* durch das ganze verbum hindurchgeht; ebenso allgemein *cwoeð* oder *cweð* (dicit), aber wiederum sehr bezeichnend ist es, dass sich das *i* in dem formelhaft gewordenen und nicht mehr recht als verbum empfundenen *cwiðestu* numquid Mt. 7, 16 u. ö. erhalten hat. Es machte sich hierbei schon die nämliche nivellierende tendenz geltend wie später bei der beseitigung der brechung. Letztere hat vielleicht zuerst nur die 1. sg. betroffen und erst von dort aus weiter um sich gegriffen. Eine ausschreitung nach der andern seite hin ist nur in wenigen vereinzelt fällen eingetreten; *ðu zeniomæ* J. 5, 10; *nioma* tollat L. 22, 36; *zeniōme* Mc. 13, 15. Auch der endvocal des pl. ist eingetreten in *cuoðas* dicis Mc. 10, 18; *zeniomað* aufert Mc. 4, 15.

Nicht sehr verschieden sind die verhältnisse in Rush. Aber in der 1. sg. ind. ist hier die brechung noch reichlicher belegt: *spreocu* J. 7, 17; *wreoco* L. 18, 5; *azeofu* Mt. 18, 29;

cweoðo J. 1, 30. 51. 3, 3. 8, 34, häufiger aber *cweðo*. Pl. ind. und imp.: *beorað* J. 21, 10; *cweopað* Mt. 16, 2. 13. 15, *cweoðað*, -as Mc. 7, 11 (2 mal). 9, 11. 11, 3. 31. 32. 14, 4. 71. L. 1, 48. 4, 23. 9, 18. 20 u. ö., *cweapað* Mt. 17, 20, *cweaðas* Mc. 12, 18; *eotað*, -as Mc. 6, 36. 7, 2. 5. L. 10, 7. 8, *catas* Mc. 7, 28, *freatas* Mc. 12, 40; *niomað*, -as Mc. 16, 18. L. 4, 11. 19, 24. J. 11, 39. 48; *spreocað*, -as J. 3, 11. 7, 26. 8, 44; *wosað* L. 3, 14. J. 16, 4; *ageofaþ*, -að Mt. 12, 36. 21, 41. 22, 21. L. 20, 25; *forzeofas* Mc. 7, 12. 11, 25. L. 11, 4; *onzeotaþ*, -að, -as Mt. 13, 13. J. 8, 28. 43. 10, 14. 12, 40. 13, 35. 14, 7. 17. 20. 17, 3, *onzeataþ* Mt. 7, 16; ohne brechung *cwepað* Mt. 7, 22; *etaþ* Mt. 6, 19. 31; *metaþ* Mt. 7, 2; *forstelap* Mt. 6, 19. 20; *bezetaþ* Mt. 5, 7; *onzetap* Mt. 7, 20. Inf. *beoran* Mt. 7, 18; *gibeora* J. 16, 12, *zebeara* L. 10, 4. 11, 46; *cweoða* Mc. 10, 28. 32. 47. 13, 5. 14, 19 etc., *cweaða* Mc. 11, 31. 14, 58 etc.; *eotan* Mc. 8, 1, *eota* L. 8, 55. 12, 45. J. 4, 34, *eata* Mc. 5, 43; *nioman* Mt. 5, 40. 19, 12. Mc. 2, 2, *nioma* Mt. 5, 42. Mc. 3, 27. 11, 23. L. 12, 29. J. 6, 44; *spreocan* Mt. 6, 7, *spreoca* Mc. 9, 39. L. 1, 22. J. 6, 43, *spreaca* Mc. 12, 1; *wosa* Mc. 10, 26. 43. 44. 13, 7. 29 und häufig; *ageofan* Mt. 27, 58; *f^zgeofan* Mc. 2, 7, *forzeofa* Mc. 11, 26; ohne brechung *cwepan* Mt. 3, 9; *etan* Mc. 8, 1; *wesa* Mt. 3, 14. Ger. *bearanne* L. 23, 26; *cweoðanne* L. 11, 38; *eotanne* Mc. 6, 37 (2 mal). L. 9, 13; *niomanne* Mt. 15, 33. Mc. 3, 27. 13, 16. L. 11, 54 und sonst; *spreocanne* J. 8, 26; *wosanne* Mc. 9, 5. L. 2, 49; *forzeofunne* L. 23, 17; ohne brechung *beranne* Mt. 3, 11; *breccanne* Mt. 5, 17, *breccanne* ib.; *cwepane* und *zeczwepanne* Mt. 9, 4. Pl. ind. und imp., inf. und ger. schwanken demnach nur in Rush.¹, in Rush.² stets brechung mit ausnahme von Mc. 8, 1, wo *etan t eotan* steht. Das part. hat in Rush.¹ stets *e*, aus Rush.² stehen mir keine beispiele zur verfügung. Uebergreifen der brechung in die 2. 3. sg. findet nur statt, wenn zugleich der endvocal des pl. übergreift: 2. sg. *cweoðas* L. 8, 45; 3. sg. *ziczweoðas* J. 2, 5; *zicotas* L. 22, 30; *niomaþ*, -að Mt. 26, 52. Mc. 4, 15. J. 8, 37; *spreocaþ* Mt. 12, 34. Mc. 4, 33; *onzeotað* L. 12, 48. J. 7, 17. Aehnlich wird zu beurteilen sein 2. pl. opt. *cweopan* Mt. 23, 38. Merkwürdiger weise heisst es sogar *cweoð dixi* J. 1, 50, *zeczweoð dicebat* L. 21, 10. Dagegen im imp. *beseoh* Mt. 18, 10 neben *zesech* Mt. 8, 4, *sihpe* Mt. 7, 4

ist keine ausgleichung, sondern die westsächsische brechung durch auslautendes *h* anzunehmen.

Im wests. sind nur vereinzelte reste der brechung erhalten, die aber genügen, um die ehemalige allgemeine verbreitung zu erweisen: inf. *beoran* Sat. 158; *sceoran* Andr. 1183; *gïofan* Beow. 2972; *onziotan* P. C. 5, 10 in H (= *onzietan* C); 2. pl. ind. *zeniomað* Ps. Th. 67, 16; imp. *onzeotað* ib. 93, 8; part. *dæwneomend* ib. 118, 63. Offenbar haben *sc* und *z* einfluss auf die erhaltung der brechung gehabt, weil man nach ihnen eine auf andere weise entstandene brechung gewohnt war. Uebergreifen der brechung in *zeofe* 2. 3. sg. opt. Ps. Th. 58, 1. 118, 72. Dasselbe übergreifen scheinbar in *beoran* Sat. 206 und *neoman* ib. 198, 1. pl. Indessen ist hier, glaube ich, eine andere auffassung geboten. Diese formen sind nicht als optative zu nehmen, sondern es ist darin der alte adhortativus erhalten, den Müllenhoff, Sprachproben¹ s. IV für das ahd. nachgewiesen hat. An der betreffenden stelle im Sat. stehen ausserdem *zemonon we* 202, *zemunan* 207, *ceosan* 204, kein *-en*. Diese consequenz muss uns doch davor warnen, diese formen mit den sonstigen vereinzelt optativen auf *an* (*en*) gleich zu stellen, die allerdings vorkommen, vgl. 1. pl. *alþsan* Andr. 1566, *bidan* ib. 1568, *habbon* Ps. Th. 121, 8; 2. pl. *fêran* Beow. 254, *ganzon* Byrhtnoth 56; 3. pl. *gangan* Ps. Th. 108, 13. Vielleicht sind die letzteren erst durch vermischung mit dem adhortativus veranlasst. Für den letzteren sind nun noch eine ganze reihe von beispielen in anspruch zu nehmen, die man als infinitive zu betrachten pflegt, nämlich nach *wuton*. Ich wüste nicht, wie man den inf. begrifflich rechtfertigen könnte, wenn nicht, wie man es wol bisher getan hat, durch die in doppelter hinsicht falsche übersetzung 'lasst uns gehen'. In *wutum*, *wuton* liegt weiter nichts als eine nachdrückliche hervorhebung, keine spur von einer aufforderung, die erst in der form des folgenden verbums ihre bezeichnung finden muss.

Hierher zu ziehen sind auch inf., imp. pl. und part. von *witan*. Ps.: *weotendum* 35, 11. 86, 4; *weotað* 4, 4. 98, 12. Rit.: *gïvta* 5, 3; aber *wita* 48, 3, *witendo* 26, 12. 13. Lind.: (*ze*)*wu(i)ta* Prol. 5. 15. 17. Mc. 7, 24. 9, 30, *eftguitta* Prol. 17; *wuttanne* L. 8, 10, *ütanne* Mc. 13, 11; *wutað*, *-as* Mc. 13, 29. 24, 33. 43. L. 10, 11. 21, 20. 31 etc.; aber *wita* Mc. 4,

11; *zewite* Prol. 7. In Rush. ohne brechung *witap* seitote Mt. 24, 43, *wite ze* ib. 24, 33; *witende* ib. 12, 25. In P. C. *wiotonne* 7, 7 H = *witanne* C. Bei Grein keine brechung.

In denselben fällen wie das *e* müste das *a* im praes. vor einfacher consonanz gebrochen sein. So verhält es sich wirklich noch in Ps.: *ic fearu* Hymn. 184; *ðorhfcarað* 3. pl. 103, 26; *fearende* 77, 39; aber daneben *zalendra* 57, 6. In Lind. und Rush. erscheint ein *æ*, welches vielleicht = *ea* anzusetzen ist, vgl. *ic færo* Lind. und Rush. J. 14, 3. 16, 7. 17; *færan* Rush. Mt. 2, 22, *of' færa* Lind. Mt. 19, 24. Bei Grein allgemein *a*.

Ueberblicken wir die ganzen oben dargelegten verhältnisse im zusammenhange, so ergibt sich trotz aller vorliegenden verwirrung doch deutlich genug, dass die brechung des *e*, *i* und *a* vor ursprünglich dumpfem vocal der folgenden silbe ein gemeinangelsächsischer, ehemals consequent durchgeführter lautprocess ist. Es bedarf noch einer erörterung über das *a*, welches im wests. in den meisten fällen an stelle des *ea* steht. Wir können es durchaus nicht anders fassen als das *e* neben *eo*, nur dass *ea* noch in höherem grade durch *a* verdrängt ist, als *eo* durch *e*. Diese auffassung scheint allerdings in vielen fällen nicht durchführbar. So haben wir z. b. bei den masculinis und neutris der *a*-declination (*dæz*) das *a* nur in solchen fällen, wo nach unserer voraussetzung einmal *ea* gestanden haben müste (*dagas*, *daga*, *dazum*), in den anderen *æ* (*dæz*, *dæges*, *dæge*). Ausnahmen (wie *dages* oder *dægas*) beruhen offenbar erst auf einer noch jüngerer ausgleichung. Um die schwierigkeit zu heben, müssen wir annehmen, dass die ausgleichung bereits in einer zeit begonnen hat, wo sich *æ* noch gar nicht aus dem älteren *a* entwickelt hatte. Der ausgleichung folgte dann eine neue differenzierung, indem der folgende dunklere vocal den übergang in *æ* hinderte. Diese auffassung empfiehlt sich jedenfalls am meisten. Holtzmann hat s. 175 die behauptung aufgestellt, dass *æ* eigentlich nur der geschlossenen silbe, der offenen nur *a* zukomme. Er führt diesen satz durch in seiner gewöhnlichen willkürlichen und gezwungenen manier, indem er z. b. in *dæges*, *dæge* 'stummes *e*' und daher geschlossene silbe findet. Ueber solche theorien braucht man nicht mehr zu streiten. Auch darf man es nicht zum maass-

stabe nehmen, ob eine silbe früher einmal vor der entwicklung der svarabhakti in geschlossener silbe gestanden hat, denn die differenzierung des *a* zu *a* und *æ* sowie schon die brechung zu *ea* fällt nach der svarabhakti, und gerade vor dieser ist *a* häufiger als *æ*. Es gibt keinen andern weg, auf dem man versuchen könnte die Holtzmannsche hypothese zur geltung zu bringen, ausser indem man das *æ* in offener silbe aus angleichung an das in geschlossener erklärt. Diese erklärang wäre zulässig bei den männlichen und neutralen *a*-stämmen (*dages* nach *dæȝ*), aber nicht bei den weiblichen (*wraece* u. dgl.), bei den participien (*ahæfen*), im opt. praes. (*fære*) etc. Dagegen können wir umgekehrt das allerdings ziemlich häufige *a* vor folgendem *e* stets aus angleichung an die fälle vor *a* oder *u* erklären. Die scheinbare ausnahme, welche das part. macht (*ahafen* neben *ahæfen*), wird weiter unten ihre erklärang finden. Es braucht uns auch nicht wunder zu nehmen, dass in vielen fällen, wie wir oben gesehen haben, *æ* gar nicht mehr vorkommt und dass es in andern, wie in den weiblichen *a*-stämmen seltener ist als *a*.

Fraglich ist es, ob in fällen wie *scearu* (turma), *sceaða* (latro), *sceaðan*, *cearu*, *zeatu*, *-um* (pl. von *zeat*) neben *scaða*, *cara*, *zatu* etc. erhaltung der brechung auch im westsächs. anzunehmen ist, oder ob das *ea* dem vorhergehenden consonanten zu verdanken ist. Aus den fällen nach *sc* ergibt sich nichts für die beurteilung; aber für die verbindungen *zea* und *cea* ist die zweite auffassung nur zulässig, wenn wir als nächste grundlage *zæ* und *cæ* annehmen. Es müsste also schon frühzeitig *æ* statt des *a* eingedrungen sein. Wahrscheinlich ist das nicht, wenn man bedenkt, wie selten noch auf der überlieferten stufe des ags. formen wie *dægas* sind. Deshalb scheint mir die andere möglichkeit, dass *ea* hier von alters her erhalten ist, den vorzug zu verdienen. Und zwar müsste die erhaltung des *ea* gerade in diesen fällen daraus erklärt werden, dass ihm das aus *æ* entstandene *ea* zur seite getreten wäre. Wir geraten dadurch allerdings, scheint es, in conflict mit der oben aufgestellten vermutung, dass die verdrängung des *ea* durch *a* vor den wandel des letzteren zu *æ* falle, welcher natürlich wider dem wandel von *cæ* und *zæ* zu *cea*, *zea* vorangegangen sein muss. Der widerspruch löst sich aber

wol unter der voraussetzung, dass eine längere periode des schwankens zwischen *ea* und *a* bestanden hat, die bis zu der entstehung des jüngeren *ea* aus *æ* angedauert hat, und darauf erst der gänzliche untergang der formen mit *ea* ausser nach *sc*, *c* und *z* erfolgt ist. Uebrigens wird auch die möglichkeit nicht ganz von der hand gewiesen werden dürfen, dass doch beim beginn der verdrängung bereits *æ* bestand, welches dann aber, nachdem es vor dunkeln vocal getreten war, zu *a* zurückgieng.

3.

Ich habe Beitr. IV, s. 399 meine ansicht über das verhältnis von *e* und *i* in wurzelsilben für das gemeinermanische fixiert, ohne dieselbe zu begründen. Die frage wird sehr eingehend in der mir damals noch nicht zugekommenen arbeit von Leffler om *i*-omljudet und zum teil in der desselben verfassers om *v*-omljudet behandelt. Das resultat, zu welchem dieser gelangt, stimmt in wesentlichen stücken zu der überzeugung, die ich mir gebildet hatte, ehe ich seine schrift kennen lernte. Aber doch sehe ich mich genötigt, einiges anders aufzufassen.

Ich habe behauptet, dass europäisch *e* vor nasal + cons. oder, richtiger gefasst, vor einem zu derselben silbe gehörigen nasal schon durchgängig zu *i* geworden war. Dagegen meint Leffler, *i*-omlj. 155² und *v*-omlj. 23, dass diese entwicklung erst einer jüngeren periode angehöre und unabhängig in den einzelnen dialecten sich vollzogen habe. Er stimmt darin mit Bezenberger, *A*-reihe 28 überein. Beide stützen sich darauf, dass im altn. noch in einigen fällen das *e* erhalten sei. Es ist aber doch klärlich viel unwahrscheinlicher, dass die sonstige durchgreifende übereinstimmung aller dialecte auf zufall beruhen sollte, als dass etwa die wenigen fälle von *e* im altn.¹⁾ erst auf einer rückläufigen bewegung beruhen.

Dieselben sind erstens *brenna* und *renna*. Vigf. gibt bei dem ersteren an 'an old obsolete form *brinna*' und bei dem letzteren 'older form *rinna*, Hom. 125'. Bezenbergers an-

¹⁾ Auf das von Leffler angeführte altniederfränkische *anagen* ist gar kein gewicht zu legen.

nahme trifft also wol nicht ganz das richtige. Dazu kommt, dass schwed. noch *brinna*, *rinna*, dän. *rinde* vorliegen. Vermutlich ist das *e* nicht lautlich zu erklären, sondern aus einwirkung der betreffenden schw. verb. Eine scharfe sonderung der bedeutungen zwischen dem starken und schwachen *renna* findet nicht mehr statt. Im dän. vertritt das schwache *brände* starkes und schwaches *brenna*, gerade wie das nhd. *brennen*. Einmischung von schwachen formen mit der bedeutung der alten starken kommt bei beiden wörtern auch im altschwed. vor, vgl. Rydqv. 176. 178. Eine lautliche erklärang der erhaltung des *e*, die sich eben so gut auf die rückwandlung des *i* zu *e* würde anwenden lassen, versucht Leffler, indem er einwirkung des vorhergehenden *r* annimmt. Aber man sieht dann nicht ein, warum es nicht auch **hrenda*, **sprenga*, **hrengr* etc. heisst. Man müste dann noch die einsehränkung annehmen, dass das *r* auf den folgenden vocal nur einzuwirken vermag, wenn *m*, nicht wenn andere nasalverbindungen folgen. Für diese auffassung könnte man sich vielleicht noch auf *þrennr* ¹⁾ stützen, worin ich sonst lieber eine angleichung an *tvennr* sehen möchte, welches wol aus **tvehr* entstanden ist. Aber eben in diesem worte liegt indog. *i* zu grunde, und es würde gerade für die möglichkeit des wandels von *i* zu *e* auch in den beiden verben sprechen.

Zweitens stützt sich Leffler auf die fälle, in denen der nasal ausgefallen ist. In diesen erscheint regelmässig *e* oder durch *v*-umlaut *ø*: *drekka*, *spretta*, *vetr*, *sökkva*, *stökkva* etc. ²⁾ Dass man aber berechtigt ist, in diesen fällen von einem *i* als grundlage auszugehen, beweist der umstand, dass in einigen das *i* indogermanisch ist, nämlich in *sökkva* und *stökkva* aus wurz. *sik* und *stig*, vgl. Schmidt I, 63 ff. Ferner kommt in betracht das vollkommen analoge verhältnis von *u* und *o*: *sprotinn*, *sokkinn*, *stokkinn*, *hrokkinn* (aber *drukkin*). Dass aber

¹⁾ Vigf. belegt auch einmal *þrinnum* aus Rekstefja, ferner als seltene nebenformen *tvinnr* und *tvíðr*. Auch für *þrimr* und *þrim* kommen *þremr* und *þrem* vor, aber erst in jüngerer zeit.

²⁾ In *hit* von *hinn*, *gefít* von *gefínn* u. dergl., sowie in den imperativen *þitt* und *hritt* von *binda* und *hrinda* hat ausgleichung stattgefunden. Zur illustration dieser tatsache kann dienen, dass für *þitt* auch mit weitergehender ausgleichung *bind* vorkommt.

u überall die priorität vor dem *o* hat, wird noch weiter unten zu erörtern sein. Der vorgang hängt offenbar mit der nasalierung des vocals und dem verklingen des nasals zusammen. Man vergleiche, wie im slav. aus *i* + nas. ein *ę* entsteht und im französischen nasalisiertes *i* als *e* und *u* als *ö* gesprochen wird, siehe Sievers, Lautphysiologie § 7 anm. 10.

Wenn ich den wandel des *e* zu *i* vor nasal als gemein-germanisch ansetze, so bestimmt mich dazu nicht bloss die übereinstimmung aller dialecte, die immerhin zufällig sein könnte, sondern noch ein anderer umstand, der über das alter des vorgangs keinen zweifel lässt. Die von Schmidt I, 49—66 besprochenen erscheinungen haben zur notwendigen voraussetzung, dass derselbe bereits vollzogen war. Weder ein übertritt aus der *a*-reihe in die *i*-reihe (wie in *peihan*), noch ein solcher aus der *i*-reihe in die *a*-reihe (wie in *sigkvan*, *stigkvan*) wäre sonst möglich gewesen. Beides aber sind urgermanische vorgänge.

Sehen wir von den fällen vor nasal + cons. ab, so hat man für die übrigen das gesetz über den wechsel von *i* und *e* ursprünglich ganz analog dem über den wechsel von *u* und *o* gefasst, indem man *e* als *a*-umlaut von *i* ansah. Man hat dann zwar erkannt, dass in der *a*-reihe dem *e*, in welchem die gemeineuropäische zwischenstufe erhalten ist, die priorität vor dem *i* gebührt, hat aber gewöhnlich die regel über den wechsel unverändert gelassen: *i* vor *i* (*j*) und *u*, *e* vor *a*, *e*, *o* der folgenden silbe. Wäre diese regel richtig, so müsste man annehmen, dass der übergang von *e* zu *i* ein spontaner lautwandel wäre, welcher durch die wirkung eines *a*, *e*, *o* verhindert würde. Diese laute würden also zwar die negative kraft haben, ein vorhergehendes *e* zu schützen, aber nicht (wenigstens nicht für das urgermanische) die positive, ein vorhergehendes *i* sich zu assimilieren. Liesse sich dagegen zeigen, dass nur vor *i*, nicht vor *u* der übergang des *e* zu *i* eintritt, so wäre derselbe nicht als spontaner lautwandel, sondern als assimilation aufzufassen. Denn es ist wol aus lautphysiologischen gründen klar, dass sich *u* dem wechsel von *e* und *i* gegenüber neutral verhalten wird, und es scheint daher ebensowenig denkbar, dass es den wandel von *e* zu *i* hervorruft, als dass es denselben verhindert.

Die haupttendenz der schrift von Leffler om *i*-omlj. ist nun nachzuweisen, dass der übergang des *e* zu *i* durch assimilation an das folgende *i* hervorgerufen wird. Das ist auch schon die auffassung Bezzenbergers. Aber beide fehlen meiner überzeugung nach darin, dass sie noch in beschränktem maasse auch dem *u* die wirkung zuschreiben, ein vorhergehendes *e* zu *i* zu wandeln, während doch erst das nichteintreten des letzteren überganges das eintreten des ersteren als nicht spontan erweisen kann. Man muss, um die frage richtig zu beurteilen, genau unterscheiden zwischen dem gemeingermanischen lautstande und jüngeren in einzelnen dialecten eingetretenen veränderungen. Man muss ferner die bei diesen jüngeren veränderungen wirksame tendenz zur ausgleichung beachten.

Dass ein gesetz nicht durchzuführen ist, wonach *e* vor *u* in *i* gewandelt werden müste, liegt auf der hand, wenn man das material nur flüchtig überblickt. Wie *j* mit *i* einerlei wirkung hat, so müste *v* mit *u* gleich wirken. Niemals aber wird *e* vor einem *v* der ableitung im urgerm. zu *i*, auch nicht, wenn dasselbe zu *u* (*o*) vocalisiert ist; vgl. ahd. *zesuua* oder *zesuuua*, *zesu*, *smero*, *smeruues*, *gelo*, *geluues* etc. und entsprechend in den übrigen dialecten. Ebensowenig tritt *i* ein in der nominalflexion, in formen wie *gebu*, *gebum*, *huuemu* etc. (ags. *zifu* ist anders zu fassen, siehe oben s. 44).

In anderen fällen finden wir allerdings *i* vor *u*, aber daneben unter ganz gleichen verhältnissen *e*, entweder beides in demselben dialecte oder so, dass die dialecte sich danach scheiden. Aus dieser ungleichmässigkeit der behandlung folgt mit notwendigkeit, dass eine ausgleichung stattgefunden hat.

Hierher gehört vor allem das *i* in der 1. sg. ind. praes. ahd. *gibu*, welche hauptsächlich veranlassung gegeben hat, das *i* vor *u* als lautlich berechtigt anzusehen. Aber gerade dieses *i* ist auf das ahd. und alts. beschränkt. Altn. und ags. haben das alte *e* bewahrt. Die richtige auffassung des verhältnisses hat Zimmer im Anz. der Zschr. f. d. alt. I, s. 102 ausgesprochen: *gibu* ist durch angleichung an *gibis*, *gibit* entstanden, ähnlich wie altn. *ek* (für *ak**) durch angleichung an *ekr* und umgekehrt altn. *gefr* durch angleichung an *gef*. Ganz ähnlich verhält es sich übrigens, um dies hier gleich anzuschliessen, wahrscheinlich auch mit dem imp. *gib*. Eine wir-

kung des abgefallenen *e*, welches zu *i* geworden wäre, wird nicht anzunehmen sein. Denn dann müste das *i* gemeingermanisch gewesen sein und gemeingermanisch auf die wurzelsilbe gewirkt haben. Es ist hier aber gleichfalls auf das ahd. und alts. beschränkt, und im alts. findet sich sogar noch *e* daneben, vgl. Heyne, Alts. gramm. s. 46. Das *i* müste zunächst aus der 2. sg. ind. eingedrungen sein. Uebrigens mag bei diesen ausgleichungen auch die analogie der sechsten classe (*giuzu*, *giuzis*, *giuzit*, *giuz*) mitgewirkt haben und ausserdem der umstand, dass vor nas. + cons. das *i* durch das ganze praesens durchging.

Am schwankendsten ist das verhältnis von *e* und *i* bei den *u*-stämmen. Das erklärt sich aber sehr einfach aus dem wechsel der endungen, welcher notwendig im urgerm. bei sämtlichen *u*-stämmen einen wechsel zwischen *e* und *i* in der wurzelsilbe hervorrufen musste. Dieser wechsel ist im altn. noch bei mehreren wörtern erhalten, wobei *e* natürlich durch die brechung *jo*, *ja* vertreten wird: *kjo*tr, *kjalar* etc. — *kili*, *kilir*; *skjo*lar — *skildi*; *hjo*tr — *hirti*; *mjo*ðr — *miði*; *bjorn* — *birni*; *fjo*ðr — *firði*; *Njo*ðr — *Nirði*. Bei anderen hat die ausgleichung begonnen, ist aber noch nicht ganz durchgedrungen: *tigr* neben *tegr* (*to*gr, *to*gr), aber nur *tigi*, *tigir*, worauf Löffler, *i*-omlj. 151 aufmerksam macht; *veðr* (= got. *vairdus*), noch zweimal in alten quellen dat. *virði*. Doppelformen bei *friðr* — *freðr*, *fröðr* in der composition. Nur *e* hat *fé*, bei dem aber teilweiser übertritt in die *a*-declination stattgefunden hat, *veðr* (= got. *viprus*), bis auf den gen. *veðrar*, woneben *veðrs*, in die *a*-declination übergetreten, und *kvern*, gleichfalls in die *a*-declination übergetreten. Nur *i* *kvistr* (ahd. *questa*), *kviðr* (= alts. *quidi* nach der *i*-declination), *kviðr* (= got. *qipus*), welches aber in die *i*-declination übergetreten ist, und *siðr*, welches urgerm. vielleicht noch *s*-stamm war. Dagegen haben *liðr*, *smiðr*, *li*tr, *viðr*, *limr* ein ursprüngliches *i* und kommen hier nicht in betracht. Das westgerm. kennt keinen wechsel mehr, ausser vielleicht in einem reste bei ahd. *sehu*, wovon der nom. pl. in R^b *fhiu* lautet. Das *e* hat sich verallgemeinert in *ehu*, *eru*, *heru*, *metu*, das *i* in *fridu* (ags. *frið* und *freoðu*, in älteren eigennamen aber auch mit *e*), *situ* [*sigu*], *kil*, *kuirn* mit übertritt in die *i*-declination. Dialectische

verschiedenheit zeigt sich in ahd. und niederfränk. *uidar* = ags. *weðar*, alts. *uetharo arietum* gl. Arg.; ahd. alts. *skild* = ags. *sceld* (*scyld*, *scild* durch einfluss des *sc*, vgl. s. 45). Zweideutig ist die ags. form in *heorot* = *hiruz*; *fltu* ist vielleicht aus proclisis zu erklären (= altn. *ffjotl*) vgl. oben s. 55).

Vor den ableitungssilben *-ur*, *-ul* etc. bleibt gewöhnlich auch *e*, vgl. ahd. *suebul*, *ebur* = altn. *jofurr*, altn. *ffjoturr*, *ffjotunn* etc. Eine scheinbare ausnahme bildet *nibuhissi* bei O. und ags. *nifol caliginosus* (übrigens von Grein nur in den formen *nifste*, *nifstan* belegt), woneben aber ahd. *nebul* steht. Hier ist *u* durch svarabhakti entstanden, und die wandlung des *e* zu *i* kann jedenfalls nicht durch das *u* bedingt sein, da sie vor den eintritt der svarabhakti fällt, vgl. altn. *nifst*. Wie sie entstanden ist, ob wir vielleicht alten *i*-stamm anzunehmen haben, vermag ich nicht zu entscheiden. Ebenso wie mit diesem *u* verhält es sich übrigens mit dem *a* in *suigar*, dem schon oben angeführten *uidar* und wahrscheinlich auch in *bibar*. Das *i* in letzterem worte erklärt sich wol daraus, dass es ursprünglich *u*-stamm war, vgl. skr. *babhru*-. Ob in ags. *beofor e* oder *i* zu grunde liegt, ist nicht zu entscheiden, altn. *bjórr* kann wahrscheinlich nur auf **befr*- zurückgeführt werden. Andere ausnahmen wie ahd. alts. *sibun*, *nigun*, *Virgunnia* neben *Fergunna*, *mituh* gegenüber altn. *mjólc* (aus **meloc*), altn. *þiðurr* werden weiterhin eine, wie ich glaube, völlig befriedigende erklärung finden. Nirgends ist europ. *e* vor *u* auf rein lautlichem wege zu *i* geworden.

Ein wechsel zwischen *e* und *i* muss im urgern. auch in der consonantischen declination bestanden haben. Eine nachwirkung davon finden wir in *wiht*. Das *i* hat darin die herschaft erlangt in folge des übertritts in die *i*-declination. Benedict. aber hat überwiegend *eouueht*, *neouueht*, vgl. Seiler s. 424. Im ags. ist die grundform jedenfalls *weoht*, was sowol auf **weht* wie auf **wiht* zurückgehen kann. Dasselbe gilt von altn. *væltr*.

In einigen fällen beruht dialectische verschiedenheit in bezug auf *i* und *e* auf einer verschiedenheit der declination: ahd. *bircha* (*piricha*) *ja*-stamm — altn. *björk a*-stamm; ahd. *frist*, ags. *frist i*-stamm — altn. *frest* neutr. pl. nach der *a*-declination.

Wir sehen daher, dass Leffler wol berechtigt ist, den urgerm. übergang von *e* zu *i* ausser vor nas. + cons. als *i*-umlaut zu betrachten, nur dass diese bezeichnung nach einer seite hin irreführend ist, insofern man, was Leffler wirklich tut, leicht die auffassung hineinlegt, dass der vorgang mit den übrigen erscheinungen, die man unter *i*-umlaut zu begreifen pflegt, vollkommen gleichzeitig und parallel sei. Dies ist nicht der fall, sondern er ist viel älter, und wahrscheinlich in allen germanischen dialecten ganz übereinstimmend eingetreten, auch im got., in welchem der unterschied von *e* und *i* später nur wider verwischt ist. Das chronologische verhältnis ergibt sich am klarsten aus den fällen, in denen der umlaut-wirkende vocal syncopiert ist. Der umlaut im gewöhnlichen sinne ist im ahd. und alts. jünger als die syncope des *i* nach langer, im altn. jünger als die syncope des *i* nach kurzer wurzelsilbe; vgl. ahd. *anst*, *branta*, *baz*; altn. *staðr*, *tanda*, *luklar*. Der umlaut von *e* zu *i* aber ist älter als diese syncope; vgl. ahd. *uust*, *irquihta*; altn. *skilda* (praet. von *skilja*, *miklar*). Dies gibt uns auch die chronologische berechtigung zu der oben s. 24 für den altnordischen ind. praes. aufgestellten entwickelung.

In bezug auf indog. *i* wird jetzt gewöhnlich als regel aufgestellt, dass es im gegensatz zu altem *e* unverändert bleibt. Diese regel hat auch unzweifelhaft ihre richtigkeit für das urgermanische. Im ahd. indessen, also jedenfalls in einer jüngeren periode hat das *i* teilweise modification zu *e* erlitten, vgl. Heinzel, Geschäftssprache 46. Es hat seine schwierigkeiten, hier das gesetz zu erkennen. Offenbar sind die ursprünglichen verhältnisse durch ausgleichung verwischt. Die regel aber scheint gewesen zu sein, dass *a*, *e* und *o* der folgenden silbe, und zwar nur soweit sie auf der überlieferten stufe der sprache erhalten sind, den übergang in *e* hervorrufen; jedoch stösst die consequente durchführung auf hindernisse.

Ausnahmslos *e* haben *stega* = ags. *stizu* (nicht *stīzu*, wie Grein ansetzt); *uehha* = ags. *wice* (*wuce*), altn. *vika*; *lebara*

1) Auch im alts. finden sich spuren davon, ohne dass sich eine consequenz ergibt.

= ags. *lifer*, altn. *lifr* (das vereinzelt *libere*, welches Graff aus Ic. anführt, hat wol nichts zu bedeuten); *lebarmeri* (aber *geliberot* im Meregarto); *lebên* = ags. *lifjan*, altn. *lifa*; mhd. *lebe-* in *lebetac* etc.; *klebên*, auch in den niederfränk. ps. *clevon* zu *klïban*, und die damit verwanten *kleb*, *klebo*, *klebar*; *suebên* zu *suïfan* und dazu *suep*, *suebaron*; *lecon* = ags. *liccian* (vgl. got. *laigon*, *ligh*); mhd. *lecken* (mit den füssen ausschlagen) zu got. *laikan*; *stecchôn* = ags. *stician*, altn. *stika*; *steccho* = ags. *sticca*, altn. *stikki* (? 'a kind of short, measured poem' Vigf., vgl. *stik* neutr., nur im pl. pallisaden); auch *stecchên* kann wol hierher gestellt werden, denn das st. verb. *stechan* ist aus der *i*-reihe in die *a*-reihe übergetreten; *blecchên*; *blechazzen* = ags. *bliccettan* und *blechazzunga* (mhd. *bleczen* und *bliczen*, letzteres vielleicht nach analogie von *blic*); *uuehsal* = ags. *wrixl*, altn. *vtxsl*, wozu die verba *uuehsalon* und *uuihslen*, mhd. nur *wehseln* durch angleichung an das subst.; *quec* = ags. *cwic*, altn. *kvikr*; *steg* = altn. *stigr* zu unterscheiden von *stigr* = ahd. *stîg*, *a*-stamm (n. a. pl. *stigir*, *stigu* jünger als *stigar*, *stiga* nach Vigf.), während ags. *upstige* *i*-stamm ist; *cachlep* *rupes* = ags. *clif*, altn. *klif*; *sleffar* (zu *slïfan*?) und *suepfar*, *sueffar* (zu *suïfan*?).

Bei den männlichen und neutralen *a*-stämmen hatte der nom. acc. sg. wahrscheinlich einmal *i*, und ist erst nach den übrigen casus *e* eingedrungen. Daraus erklärt sich auch das schwanken zwischen *i* und *e* in *scif*, *scef*¹⁾, *scirm* — *scerm*. Das zu letzterem gehörige verbum lautet ahd. *scirmen*, ebenso *scirmeo* (defensor); im mhd. tritt *schermen* neben *schirmen* nach analogie des subst., und so sind auch die schon ahd. vorkommenden *scermunga* und *scermare* (N) neben *scirmunga* und *scirmari* aufzufassen. Leicht erklärlich ist auch das schwanken zwischen *uuesa*, *uuesta* und *uuisa*, *uuisa* aus ursprünglichem *uuesa*, *uuisun*, *uuisi*. T. hat *messalihhen*, *messezumft* neben dem sonst allgemeinen *missa*-, worin das *i* vielleicht der nebenform *missi*- verdankt wird. Ebenso nur T. eigen, aber häufig bei ihm ist das adv. *giuuesso*, woneben er nur einmal das

¹⁾ Dass *i*, nicht *e* als das ursprüngliche anzusetzen ist, wird durch das ags. und altn. ausser zweifel gestellt. Die gewöhnliche zusammenstellung mit *σκάφος* ist auch aus anderen gründen unzulässig.

sonst übliche *giuuisso* hat. Bei *lene*, *lenen* zeigt sich das *e* erst im mhd. neben *line*, *linen*, während ahd. nur *hlina*, *hlinên* vorkommt. Woher hier die erhaltung des *i*, vermag ich nicht zu sagen. Sollte sie durch das *n* bedingt sein, wie es auch *ginên*, *ginôn* heisst? Ebenso wenig weiss ich, woher das schwanken in *lirnen* (N.) und *lernên* (O. T.) kommt.

Die erhaltung des *i*, wo man *e* erwarten sollte, lässt sich mehrfach durch ausgleichung eines älteren wechselfs erklären, z. b. bei den *a*-stämmen *blic*, (*ubar*)*lid* (*lid* artus ist alter *u*-stamm), *slic* (gluto), *spil*, wozu *spilon*, *zil*, wozu *zilên*, *-ôn*, *spiz*, *tisc*, *stil* (nur im sg. vorkommend). Auch beim starken und schwachen fem. kann wegen des in der flexion erscheinenden *u* einmal wechselfs bestanden haben, und so würden *riga*, *biba*, *stirna*, *uuisa*, *ziga* ihre erklärung finden. Schwache masculina mit *i* sind *riso*, *rito*, *slito*. Von verbis auf *-ôn* führe ich noch an *bibôn*, *gafriðôn*, *lidôn*, *scidôn*, *sitôn*, *smidon* und *zittarôn*, bei denen zum teil angleichung an die betreffenden substantiva gewirkt haben könnte. Besonders auffallend ist die erhaltung des *i* in der fünften klasse der starken verba (*gatriban*). Die naheliegende annahme der angleichung an den pl. praet. hat nur die schwierigkeit, dass sonst dergleichen angleichungen beim verbum nicht einzutreten pflegen. Auch in den ableitungen aus diesen verben herrscht das *i* sehr entschieden, ist aber auch meist sonst erklärlich, vgl. *gisig* (stagnum), *snit*, *snita*, *-trib*, *bettiriso*, *suichôn* (vagari). Auch der inf. *uizzan* bewahrt das *i* und das abgeleitete *uizzôd*. Ebenso ist *i* in den meisten lehnwörtern bewahrt, wahrscheinlich weil die entlehnung jünger ist als die waudlung zu *e*, vgl. *cirkon*, *umbicirc*, *cista*, *Christ*, *krisp*, *kirsa*, *phister*, *lihton*, *firmôn*. Ausgenommen sind *bech*, *pfeffar*, *messa* neben *missa*, *chresmo* neben *chrismo*.

Mit meinen ausführungen über das verhältnis von *e* und *i* in unbetonten silben, die ich Beitr. IV, s. 399 gegeben habe, berührt sich vielfach Leffler, *i*-omlj. 269. Ich möchte jetzt manches etwas anders fassen. Dass der wechselfs von *e* und *i* in einer reihe von fällen durch den folgenden vocal bedingt ist, glaube ich allerdings nachgewiesen zu haben, und die beispiele für erhaltenes *e* werde ich weiter unten noch vermehren. Aber es war wol nicht richtig zu bezweifeln, dass in manchen fällen auch ohne einfluss eines folgenden *i* oder *j*

das *e* bereits im urgermanischen zu *i* geworden ist. Dies muss doch wol vor *z* der fall gewesen sein. Die von mir s. 412 dagegen geltend gemachten *felis* = *fjall* und *rökr*, ebenso ags. *cealfru* lassen eine andere erklärung zu. Ursprünglich nämlich wird in der wurzelsilbe wechsel zwischen *e* und *i* bestanden haben, dem vocalwechsel in der ableitungssilbe (*u—i*) entsprechend, also *e* in der starken, *i* in der schwachen stammform. In diesen beiden wörtern haben wir also verallgemeinerung des wurzelvocal der starken stammform. Auch der im altn. ausgefallene vocal wird der der starken gewesen sein. Denn gegen meine ansetzung der entstehung von *fjall* aus **felz* ist einzuwenden, dass die brechung älter ist als die syncope. Die entwicklung kann nur sein **felor* (vgl. darüber weiter unten), **feolor*, **feotr*, *feall*. Umgekehrt ist der wurzelvocal der schwachen stammform zur herschaft gelangt in altn. *sigr*, ags. *sigor*, woraus auch abd. *sigu*. Unregelmässigkeiten sind erst dadurch entstanden, dass die ausgleichung im wurzel- und ableitungsvocal nach verschiedenen richtungen gegangen ist, wie in ahd. *felis* und ags. *sigor*.

Ausserdem aber gibt es noch verschiedene andere fälle, in denen *i* sich aus *e* entwickelt hat, wie die ableitungssilben *-ip*, *-id*, *-il*, *-in*, bei denen das alter des *i* zum teil auch durch einwirkung auf die wurzelsilbe bezeugt wird (vgl. Leffler s. 275). Hierauf werden wir noch in einem der folgenden abschnitte zurückkommen.

Mit diesem *i* auf eine linie zu stellen ist wahrscheinlich das im personalpronomen *ih*, *mih*, *dih*, *sih*, *mir*, *dir*. Es sind dies wahrscheinlich die verallgemeinerten enklitischen formen, in denen der wurzelvocal der accentuation entsprechend, wie sonst in den ableitungssilben behandelt ist, eine auffassung, die wir später noch durch einen anderen grund bestätigt finden werden. Aus den für die hochbetonten silben geltenden gesetzen ist *i* nicht zu erklären. Auf der anderen seite scheint in altn. *ek* der vocal der mit selbständigem nachdruck gesetzten form verallgemeinert zu sein. Ags. *mec*, *þec* können altertümlich sein, können aber auch erst wider aus *mic*, *þic* in enklitischer stellung entstanden sein, wie denn das ags. *i* in unbetonter silbe allgemein zu *e* werden lässt. Altn. *mér*, *þér*, *sér*, ags. *mê*, *þê* sind zweideutig.

4.

Im ahd. und alts. tritt um die zeit, aus der unsere ältesten denkmäler stammen, ein lautgesetz in kraft, welches in seiner allgemeingültigkeit noch nicht klar aufgestellt ist: die vocalischen mittelstufen *e* und *o* gehen als erste componenten eines diphthongen in die vocalischen extreme *i* und *u* über. Die einzelnen fälle sind: *eo* wird zu *io*, *eu* zu *iu*, *ea* zu *ia*, *oa* zu *ua*.

Dass *eo* im ahd. die ältere, *io* die jüngere lautstufe ist, zeigt die überlieferung so klar, dass man niemals von einer 'abschwächung' des *eo* aus *io* u. dgl. hätte reden sollen. Dazu stimmt, dass *eo* im Mon. des Hel. viel häufiger ist als im Cott. Klar erkennen wir den übergang des *eo* zu *io* in den fällen, wo ursprüngliches *êo* zu grunde liegt. Allgemein ist dieser übergang in *êo* — *io*, *huêo* — *uuio*. Vereinzelt sind *lio* (interjection aus **lêuu*) N. Boeth. 50 und Ep. 2 (*le vel lio*) nach Graff; *snio* T. 217, 3; *siolihheru* (maritimae) T. 21, 11. Im Mon. des Hel. findet sich *siola* 4060, *siole* 3301. 3355, woraus wol die in den niederfränkischen ps. gewöhnliche form *sila* zusammengesogen ist, deren entstehung aus *sêla* rätselhaft sein würde. Wir dürfen wol annehmen, dass *sio*, *snio* die eigentlich regelmässigen formen sind, und dass das *ê* in *sê*, *snê* erst aus den obliquen casus herübergenommen ist. Aber wie steht es mit *siola* (*siola*) — *sêla*?

Die älteste gestalt des diphthongen, auf die uns die überlieferung führt, ist also *eo*, und damit stimmt die gewöhnliche ags. und die älteste altn. schreibung. Das jüngere altn. *jô* zeigt scheinbar eine ähnliche entwickelung wie im ahd., aber es liegt doch ein ganz anderer process vor, indem hier der lautwandel dadurch bedingt ist, dass das *e* consonantisch geworden war. Wir haben gar keine veranlassung, dies *eo* auf ein noch älteres nicht nachweisbares *io* zurückzuführen. Eben- sowenig werden wir es unmittelbar aus einem *iu* ableiten, indem der *a*-umlaut gleichzeitig auf *i* und *u* gewirkt hätte; denn die wirkung desselben auf *i* ist, wie wir gesehen haben, auf ein engeres gebiet begrenzt. Vielmehr müssen wir *eu* als gemeingermanische grundlage ansetzen, nicht *iu*, welches specifisch gotisch ist. Der wechsel zwischen *eu* und *iu* muss ur-

sprünglich dem zwischen einfachem *e* und *i* ganz parallel gewesen sein, und *iu* vom got. abgesehen, auf die fälle beschränkt, in denen ein *i* oder *j* folgt.

Demnach müsten wir im ahd. und alts. ausser *eo* und *iu* auch noch *eu* finden, nämlich in folgenden fällen 1) allgemein, wo der diphthong aus *ew* entstanden ist¹⁾; 2) vor einem *u* der folgenden silbe; 3) im oberdeutschen in den von Braune, Beitr. IV, s. 557 ff. nachgewiesenen fällen, in denen die brechung unterbleibt. In dem ersten fälle ist es nun auch reichlich nachzuweisen: *eu* Is. (2 mal, kein *iu*), Frg. 15, 22 (neben häufigem *iu*), T. 131, 20, Hel. Mon. bis seite 34 Schmeller, später *iu*; *euuuih* Is. (1 mal, kein *iuuuih*), *euuih* Benedict. s. 31; *treuuua* T. 141, 17 (kein *triuuua*), *treuua* allgemein in Hel., ebenso *treuhafi*, *treulogo*, *treulos* (im gegensatz zu *gitriuui*), *treva* oder *treuga* in den leges; *hreuuan* poenitere durchgängig in Hel., ebenso *hreuag* (dagegen *hriuui*); *hreuun* poenitentiam Is. 27, 6 (kein *hriuua* etc.), *reuun* poenitentiae Hymn. 23, 3, 3 (kein *riuua*), *reiuuîn* Jo. (wol Ja.?) nach Graff; *chneum* (nicht *chnêum*, wie Weinhold al. gr. § 37 ansetzt) Benedict. 85. Für diesen fall kann es also nicht zweifelhaft sein, dass das gewöhnliche *iu* aus einem älteren *eu* entstanden ist, und zwar durch wirkung derselben bedingungen, durch welche *eo* zu *io* geworden ist, wenn auch *eu* etwas früher verschwunden ist als *io*. Der zweite fall liegt vor in der 1. sg. ind. praes. *giuzu*. Hier ist mir kein beispiel von *eu* bekannt. Dasselbe könnte aber schon frühzeitig durch die nämliche ausgleichung verdrängt sein wie *e* durch *i* in *gibu* etc. Indessen auch für den dritten fall gibt es kein sicheres beispiel von *eu* in der ahd. literatur, und wir sind daher wol genötigt, den übergang des alten diphthongen zu *iu* in eine noch frühere zeit zu verlegen, als das *e* vor *w* noch nicht diphthongisiert war. Doch möchte ich über *fleugenden* bei Is. nicht so ohne weiteres hinweggehen. Da wir bei Is. auch sonst schwankungen des vocalismus finden, sind wir vielleicht berechtigt, in dieser schreibung einen anschluss an

¹⁾ Dass auf dem uns überlieferten standpunkte der diphthong *eu* und nicht mehr einfaches *e* besteht, zeigen mehrere der oben angegebenen schreibungen ganz deutlich, und besonders ist für *eu* (*vobis*) gar keine andere auffassung möglich. Danach ist Braunes anmerkung, Beitr. IV, s. 558 zu berichtigen.

die oberdeutsche regel zu sehen, zumal da für seinen anschluss an die fränkische regel, so viel ich sehe, auch nur ein beispiel beigebracht werden kann, das von Braune angeführte *leogando*. Auch sehe ich kaum eine möglichkeit, die *eo* in Voc. G. (vgl. Braune s. 561) und Gl. K. (vgl. ib. 559) zu erklären, wenn sie nicht als ungenaue schreibungen für *eu* zu nehmen sind. Somit harrt die frage noch auf eine definitive entscheidung. Die lateinische schreibung der eigennamen mit *eu* oder *eo*, sowie das ags. *eo* beweisen nichts für altes *eu*. Dagegen scheint das dem oberdeutschen *iu* entsprechende altn. *y* eher auf *iu*, als auf *eu* zurückzuweisen.

Die schreibung des aus urgerm. *ô* entstandenen diphthongen ist von anfang an so schwankend, dass sich aus dem etwas früheren oder späteren auftreten einer schreibung kein bestimmter schluss ziehen lässt, welche unter ihnen der ältesten aussprache am nächsten kam. Etwas sichereres ergibt sich daraus, dass *oa* allmählich ganz vor *ua* und *uo* zurücktritt, ebenso wie noch etwas früher *ea* vor *ia*. Und daran erkennen wir, dass die entstehung von *ua* und *ia* auf der wirkung unseres gesetzes beruht. Wir dürfen wol überhaupt folgende parallele aufstellen:

eo — *io* — *ie*
ea — *ia* — *ie*
oa — *ua* — *uo*.

Die letzte stufe beruht auf assimilation des zweiten componenten an den ersten. Diese tritt allerdings nicht in allen drei fällen vollkommen gleichzeitig ein. Uebrigens ist es möglich, dass bei O. und anderwärts *ua* wider aus *uo* zurückgetreten ist, wie sich ebendort *ia* für *io* findet.

Wenn wir die entstehung des altn. *jô* (und *já*) als parallele zurückweisen musten, so haben wir dagegen eine analogie bei nicht diphthongischer verbindung zweier vocale in *skuar*, *skúa* (erst in jüngerer zeit *skór*) gegenüber dem dat. *skóm* und wahrscheinlich auch in *niu*; *tiu*.

Hierher gehören auch nieder- und mittelfränkisch *sian*, *gian*, *geschien*, afries. *sia*, *schia*, *ia* und anderes.

5.

Wir haben schon unter 2. mehrfach veranlassung gehabt, die ags. diphthonge *eo* und *ea* mit in die betrachtung hineinzuziehen. Eine wesentliche ergänzung und bestätigung unserer ausführungen über die brechung und der daraus gezogenen schlüsse auf die ursprüngliche beschaffenheit der brechung erzeugenden vocale erhalten wir, wenn wir die fälle betrachten, in denen diese diphthonge durch contraction entstanden sind.

Diese tritt ein bei dem aneinanderrücken zweier vocale, fast immer in folge von ausstossung eines consonanten. Die häufigste ausstossung ist die des *h*, welche ausnahmslos im innern des wortes im silbenanlaut eintritt. Das natürliche, überall geltende gesetz für jede contraction ist: zwei gleiche kurze oder lange vocale verschmelzen zu einem langen, zwei ungleiche kurze vereinigen sich zu einem diphthongen; bei zusammenstoss eines langen und eines ungleichen kurzen besteht schwancken: entweder spurlose verschlingung des kurzen durch den langen oder gleichfalls diphthongbildung, wobei der lange vocal an quantität einbüsst; ersteres, so viel ich übersehe, nur, wenn der erste lange vocal dunkler ist als der zweite kurze. So scheint im ags. von *ô* und *eo* jeder folgende vocal ohne rücksicht auf die qualität verschluckt zu sein. Durchgängig so contrahiert erscheinen alle formen des praes. von *fôn*, *hôn*, *fleon*, *teon* mit ausnahme der syncopierten 2. 3. sg. ind. (*fêhst*, *fêhð* etc.). Indessen in Ps. 71, 3 finde ich *onfoen* suscipiant ohne contraction. Es bleibt immerhin fraglich, ob hier das *e* nach der analogie der übrigen verba wider hergestellt ist, wo für die sonstigen verhältnisse in Ps. nicht sprechen, oder ob umgekehrt die bewahrung des *e* den lautgesetzen entspricht und die scheinbar contrahierten optative nur der analogie der übrigen praesensformen gefolgt sind. In diesen nämlich dürfen wir völlige oder annähernde gleichheit der contrahierten vocale voraussetzen, indem das *o* im ind. pl., inf. und part. noch nicht zu *a* geworden war, und in der 1. sg. ind. noch die alte endung bestand als *o* oder *u*.

Dass es sich beim eintritt der contraction wirklich so verhält, zeigen auf das unzweideutigste die verba *seon* (colare),

teon, *þeon*, *wreon*¹⁾, die wider bis auf die 2. 3. sg. ind. *eo* durch das ganze praesens haben. Hier gibt es gar keine andere erklärung, als z. b. für den inf. durch die zwischenstufen **þi-on*, **þion*, *þeon* und für die 1. sg. ind. durch die zwischenstufen **þi-u*, **þiu*, *þeo*. Dadurch dass das *o* (*u*) zweiter component eines diphthongen wurde, ist es vor dem übergang in *a* geschützt. Hier ist *eo* im opt. nur aus anchluss an die übrigen formen zu erklären. Rit. 49, 1⁴ steht *giddi ve proficiamus*, doch wol eine lautlich correct entwickelte form. Eine entsprechende bewahrung des älteren dumpfen vocales in der nominalflexion zeigt *beo* (*apis*) schw. fem. Vielleicht war die ältere flexionsweise **bie* oder **bi*, gen. *beon* aus **biun*.

Auch *ea* verschlingt wie *eó* ursprüngliches *o* oder *u*. Da ersteres, wie wir eben gesehen haben, beim eintritt der brechung noch nicht zu *a* geworden war, so werden wir für diese zeit auch eine gestalt des diphthongen voraussetzen müssen, in der der zweite component *o* (oder *u*) war. Wir werden also z. b. für *frea*, *freaþ* nicht die vorstufen **frea-a*, **frea-an*, ebensowenig **frea-o*, **frea-on* sondern *fr.o-o*, *fr.o-on* voraussetzen. Ebenso verhält es sich mit den schwachen formen von *heah*: *hea*, *hean*. So begreift sich auch die contraction im dat. pl. *heam*, woneben *heahum* jedenfalls neubildung ist. Schwer zu entscheiden ist wider, ob auch ein folgendes *e* von der vorstufe des *ea* verschlungen ist, oder ob in den fällen, wo es so scheint, eine formentübertragung stattgefunden hat, wie sie z. b. sicher im acc. sg. *heane* für *heahne* vorliegt. Es lässt sich daher auch nicht sagen, ob etwa für das adv. *hea* eine form mit dunklem endvocal, dem ahd. *hōho* entsprechend, anzusetzen ist.

Ein *ea* entsteht auch durch contraction eines *ê* (*ê*) mit folgendem ursprünglichen *u* oder *o*. So in *nean* = ahd. *nāhun* (oder *nāhana*?), *near* = ahd. *nāhor*. Die ursprüngliche gestalt

¹⁾ Ein **þihan*, **wrihan*, wie Grein daneben ansetzt, gibt es nicht. Das *î* ist auf die 2. 3. sg. ind. praes. beschränkt. Von den doppelformen im praet. *þāh* — *þeah*, *þigon* — *þugon* und im part. *geþigen* — *geþuzen* sind natürlich die ersteren die ursprünglichen, die letzteren nach analogie der verba mit *u* in der wurzel gebildet, weil die formation des praesens identisch geworden war. Mit unrecht wird auch von Grein *ofteon* zu *teon* ducere gestellt: es entspricht dem mhd. *verzihen*.

des diphthongen muss demnach hier *æo* gewesen sein, was mit rücksicht auf die entwickelung des urgermanischen *au* nicht unwichtig zu bemerken ist. Der positiv des adv. lautet *neah*, in der composition gewöhnlich *nea-*. Natürlich ist *ea* nicht durch 'vorschlag eines *e*' zu erklären, sondern das *e* ist auch hier der vertreter des got. *ê*, wenn ich auch eine sichere erklärung nicht zu geben vermag. Ist vielleicht *neá-* = got. *nêhva*, und die entwickelung **næhwo*, **næho*, **næo*? Dann könnte *neah* eine contamination von *næh* und *nea* sein. Oder ist **næhw* frühzeitig verkürzt, und dann brechung eingetreten? Auch *â* = urgerm. *ai* verbindet sich mit ursprünglichem *o* zu einem diphthongen, der sicherste beweis, dass dieses noch nicht zu *a* geworden war; *wea*, gen. *wean* = ahd. *uuêuuo*, durch die zwischenstufen **wâ-o*, *wao* entstanden; daneben findet sich noch *wâwan* Gen. 466.

Bei der verschmelzung von *a* und *e* mit folgendem dumpfen vocal ist die frage, ob diese vocale vorher brechung erlitten hatten. Holtzmann bejaht dieselbe und setzt formen wie **sleahan*, **seohan* an. Man müsste statt deren nach den bisher gewonnenen resultaten etwa **slaohon*, **seohon* einsetzen. Auf das ursprüngliche *o* müsste man schon recurrirten, um überhaupt den eintritt der brechung zu erklären, die nicht mit Holtzmann als eine wirkung des *h* an sich betrachtet werden kann. Denn dasjenige *h*, welches an sich brechung wirken kann, ist schon im urgerm. ein ganz anderer laut als das *h* im silbenauslaut, welches im ags. ausfällt. Dass ein consonant durch die ihm an und für sich eigene klangfarbe auf den vocal der vorhergehenden silbe wirkt, kommt überhaupt nicht vor. Man kann sogar nach analogie des altn. zweifeln, ob überhaupt *h* im silbenanlaut auch vor dunkeltem vocal die kraft besessen hat, brechung zu erzeugen. Die formen *feoh*, *eah* scheinen allerdings dafür zu sprechen (vgl. s. 61), man müsste denn den abfall des *u* in denselben schon in eine sehr frühe zeit, vor den eintritt der brechung setzen und letztere dann durch ein silbenschiessendes *h* bewirkt werden lassen, welches aber nur im westsächs. brechung des *e* wirkt. Ob wir nun als vorstufen *ao — o* (*u*), *eo — o* oder *a — o*, *e — o* annehmen, das resultat bleibt das gleiche. Sicher ist unter allen umständen, dass nur aus

dunkelern vocal in der endung und eventuell im zweiten componenten des brechungsvocals der contractionsvocal zu erklären ist.

Besonderes interesse unter den hierher gehörigen wörtern verdienen die starken verba *lean*, *slean*, *þwean*; *seon*, *zeseon*. Hier beweist wider die 1. sg. ind. *slea*, *seo* gemeinangelsächsisches *u* in der endung.¹⁾ In der 2. 3. sg. ind. hat das westsächs. syncopierte formen: *sihst*, *syhst*, *sihð* etc. ganz normal. Von den verben mit *ea* stehen neben einander *stehð* — *slyhð* (*slihð*) etc.²⁾ Das *y* ist als umlaut von *ea* zu fassen; wir dürfen aber nicht etwa eine grundform **sleahid* voraussetzen, sondern nur **slahid*, **slehid*, welches *stehð* ergibt, und *y* ist nur durch einen jüngeren anschluss an die formen mit *ea* zu erklären, zu dem man *y* als umlaut gewohnt war. Auf dieselbe art wird auch das *y* in *syhsð* und ähnlichen formen zu erklären sein, nicht aus einer lautlichen einwirkung des *h*. Der Ps. hat statt dessen die regelrecht contrahierten formen *ðwes* 50, 9 aus **ðwehis*, *sles* 138, 19, *ðweð* 57, 11 gegenüber *ic ðwea* 6, 7. 25, 6, *onsleað* interfectis 61, 4 etc.; *zesist*, *zesið*, *zefið* sehr häufig, doch auch *gefið* 20, 2, *zefiht* 15, 7, niemals mit *y* geschrieben. Ebenso in Rit. *bisiist* 16, 15. 31, 12; *zisiist* 40, 9; *bisið* 29, 30 etc. In Lind. sehr häufig *zesiist*, *zesiüð* oder *zesiis* (*zesis* Mt. 5, 28), daneben mit einer ausgleichung an die übrigen praesensformen *zeseað* J. 8, 51, *zeseað* † *zesiüð* J. 9, 21; neben *zefið* J. 15, 18. 19. 23 ist noch häufiger *zeseað* Mt. 18,

¹⁾ In Ps. findet sich merkwürdiger weise gerade bei *seon* und *zeseon* ein *e* in der 1. sg. ind.: *zeseie* videbo 8, 7 neben *zeseio* 5, 5. 117, 7. Hymn. 184; *zefie* exultabo 30, 8. 62, 8. 91, 4 neben *zefio* 9, 16. 74, 10. Hym. 191. Sonst habe ich *e* nur gefunden in *blisie* laetabor 30, 8 unmittelbar neben *zefie* und in *ondette* 9, 2, daneben *a* in *zebidda* 5, 8 und *seczeza* 37, 19, im übrigen *u* oder *o*. Im nordh. tritt bei *seon* ein *m* an, offenbar nach analogie der verba ohne thematischen vocal, speciell nach *beom*. Vgl. in Lind. *zeseom* Mc. 8, 24, *zeseam* J. 4, 19, *zesiü* † *zeseie* J. 16, 22, *zesiü* mit übergeschriebenem *e* J. 9, 16 (*zesiü* J. 20, 25), aber *zeseo* J. 11, 15; in Rush. *zesium* Mc. 8, 24. J. 4, 19. J. 16, 22; Rit. *sivm* 34, 3.

²⁾ Hierher gehört auch *bilihð* Gn. Ex. 65 und *behið* ib. 101, in *belihð* zu bessern von *belean*. Im wb. macht Grein die umgekehrte änderung, um ohne not ein verbum *behlizan* zu construieren, welches natürlich nicht, wie er will, = mhd. *luejen* sein könnte.

13. J. 3, 29. 4, 36. 16, 20. 22, *zefið* *t zefeað* J. 15, 23. In Rush. schwanken: *zēsist* Mt. 7, 3. 5; *zēsihp* Mt. 5, 28. 6, 6; *zēsīð* Mt. 6, 4; *zeseop* Mt. 6, 19 etc.

Die verallgemeinerung des diphthongen, die in der 2. 3. sg. ind. nur sporadisch auftritt, ist im opt. weiter vorgedrungen und im westsächs. ganz durchgeführt: *stea*, *seo*. Wie von dem ersteren ursprünglich der opt. gelautet haben mag, weiss ich nicht; aus **sehe* aber musste sich *sê* ergeben. Dies hat P's. consequent gewahrt; vgl. *zrse* 26, 4. 9, 32. 13, 2. 88, 49, *zese* 127, 5. 6; *zesen* 68, 24. 33. 85, 17. 118, 37; *zefee* 95, 11; *zefen* 39, 17. 47, 12. 66, 5. 67, 4. 69, 5. 148, 2, als adhort. *zefen we* 94, 1. 117, 24. Ob *ee* zweisilbigkeit bedeutet, kann ich nicht entscheiden; in diesem falle wird nochmaliger antritt der endung an die contrahierte form anzunehmen sein. Niemals steht *e* in einer andern form des praes., sondern immer *eo*, *io* oder häufiger *ea*, *ia*.¹⁾ Auch in Lind. kommen noch die formen mit *e* vor: *zese* (pl.) Mc. 15, 32. J. 4, 48. 6, 30, daneben *zisea* J. 9, 39, *zesea* Mt. 16, 28. 27, 49, worin *eā* und demnach wol auch *ea* wol nicht als diphthonge zu nehmen sind, sondern *æ* und *a* als die auch sonst neben *e* vorkommenden endungen des opt. Im sg. erscheint merkwürdiger weise *zēsī* Mc. 10, 51. 12, 15. L. 18, 41. J. 5, 19.

Von anderen fällen der contraction führe ich an: *tear* aus **tahur*; *ear* (spica) aus **ahur*, starke stammform eines alten *s*-stammes neben der schwachen in ahd. *ahir*; *ea* (aqua) aus **ahu* (im acc. sg. aus **aho*?); *prea* aus **pra(w)u*²⁾; *prean* (neben *preazan*) aus **pra(w)on*; *feam* etc. (dat. pl. zu *fea paucus*) aus **fanum*, woneben *feawum*, *feaum* wol neubildungen sind; *smeazan*³⁾ aus *smahozon* (?)⁴⁾; *ðreanz* aus **pra(w)unz*

¹⁾ Im part. steht neben *zēsionde* Hymn. 203 auch *zēsionde* 47, 6. 72, 3 mit umlaut.

²⁾ Die diphthongisierung des *a* vor *w* fällt wol erst nach der contraction.

³⁾ Der von Grein angesetzte inf. **smean* existiert nicht, so viel ich sehe, sondern nur die 3. sg. ind. *smeað* etc., die sich zu *smeazan* verhält wie *sealfað* zu *sealfazan*.

⁴⁾ Mir ist nicht bekannt, dass eine etymologie für dieses wort aufgestellt ist. Zu einem **smahon*, woneben vielleicht auch einmal ein st. verb. **smahan* bestand, würde sich ahd. *smac*, *smecken* (vgl. wegen der

Ps. 17, 16. 37, 15. 38, 10. 75, 7. 79, 17. 103, 7. 148, 7; *smeanz* aus *sma(h)unz* (?) ib. 18, 15. 38, 4. 48, 4. 118, 24. 77. 92. 97. 99. 143. 174, woneben *smeaunze* 63, 7¹). Ferner *teontiz*, *teoða*; *feol* = ahd. *fihala*; *eorod* (equitatus) aus *ehu*; *tweo* (dubium) = alts. *tueho*; *zefea* (gaudium) aus **zifeho*, auffallender weise mit *ea*, worin das *a* aber wol erst durch anchluss an die gewöhnliche schwache declination zu erklären ist. *zefon* Crist 1295; *leo*, *leon*, *leona*, dat. pl. *leom* Ps. 34, 17, woneben *leoum* Ps. Th. 34, 17 neubildung; *seo* (pupilla), woneben *sean* Ps. 16, 8, *sian* Hymn. 184, 192 = ahd. *seha*; *sceon* = ahd. *scehan*, wol ursprünglich stark, dann mit schw. praet. und part. *sceode*, *zesceod*, dem mnl. *geschiede* vergleichbar und durch das *eo*, wie das letztere durch sein *ie* sich als neubildungen verratend; *tweozan* = alts. *tuehon*, part. *untweonde* noch in der nicht erweiterten form. Als schw. verb. auf -*ôn* ohne die übliche erweiterung ist auch wol *teon* (facere, instruere) aufzufassen, wovon übrigens bei Grein ausser *teod* 3. pl. Ps. 63, 3 keine präsensform belegt ist, praet. *teode*. Verhält es sich auch mit *zepeon* (perficere), *peode* ebenso oder ist das wort ursprünglich identisch mit dem starken *peon*? *Feozan* (odisse, das von Grein angesetzte *feon* existiert wider nicht) aus *fijon*, so dass *eo* dem alten *ijô* entspricht; das unerweiterte part. in *feond* — *fiend* (*fynd*). Liegt eine erweiterte form mit zum teil erhaltenem *j* auch vor in *fižad* oderunt Ps. 20, 9. 33, 22 und in *fiad* odite ib. 96, 10? Oder gehen diese formen zunächst auf **fižad*, *fižad* (wie *warizad* etc.) zurück? Für letztere auffassung spricht der gegensatz der echten participialformen *fižendan* 17, 41, *fižendum* 68, 15 zu dem substantivierten *feond*. In Ps. zeigt sich auch eine gestaltung des zweiten componenten nach den sonstigen analogien dieser classe: *fiad* odit 10, 3; im praet. *fiendon* 24, 19. 43, 8. 11. 73, 3 neben häufigerem *fiodon*. Als uncontrahiert braucht man

bedeutung lat. *sapere*) verhalten wie *snecko* zu *snahan*, worin *ck* zunächst auf *g*, nicht unmittelbar auf *h* zurückgeht. Weiter könnte dazu gehören *smâhi*, eigentlich 'stinkend'; die zusammenstellung dieses wortes mit *σμηρός* ist weder den lauten nach unmittelbar zulässig, noch scheint sie sich hinsichtlich der bedeutung zu empfehlen.

¹) Auch *smeunz* Lind. L. 2, 35. 5, 8. 12, 25 wird für **smea-unz* stehen.

diese formen darum wol nicht anzusehen. Ebenso verhält sich *freozan* (amare) aus *frijôn* mit *freond*¹⁾, während in *frizu* (amor) das *z* nicht ausgefallen ist. Ein seiner bildung nach damit vollkommen identisches wort ist in Ps. häufig, aber als übersetzung von liberare: *ic gefrizu* 90, 4; *zefrizað* liberate 81, 4; *zefrizend* liberator 39, 18; *zefreað* 3. sg. 33, 20. 48, 16. 77, 42 etc., *zefreoð* 36, 40; *zefrea* imp. 7, 2. 21, 22. 30, 2. 50, 16 etc.; *zefreodes* 21, 4, *zefriode* 33, 7, *zefreade* 138, 8, *zefrede* 33, 18; *zefriad* part. 59, 6. Im adj. ist die gewöhnliche form *freo*, woneben *fri*, *friḡ* nur noch selten erscheint, nicht anders als aus einer verallgemeinerung des in einigen casus durch contraction entstandenen *eo* zu erklären. Die ursprüngliche flexionsweise wird der gotischen (*freis*, *fri-jana*) entsprechend gewesen sein. Dann trat ausfall des *j* ein, ich mag nicht entscheiden ob auf lautlichem wege oder nach analogie der unflecierten form. Im letzteren falle würde jedenfalls auch übertragung der länge erfolgt sein wie im hochdeutschen. Für das weitere resultat macht das keinen unterschied. Lautlich entstand *eo* jedenfalls im nom. sg. f. und nom. acc. pl. n.: *freo* aus **fri(z)u*, wie *preo* aus **prizu*, dem got. *þrija* entsprechend, im acc. sg. m. *freona* aus **frizona*; im dat. sg. und pl. m. und n. *freom* aus **friz-um*, wahrscheinlich auch in *freore*, *freora* (vgl. *preora*) und ferner in den schwachen formen. Nach *smeanz* müssen wir auch *fionze* Ps. 118, 104. 128. 163. 138, 22 und *fienze* 118, 113 als contrahierte formen ansehen, so dass ersterem *-unz*, letzterem *-inz* zu grunde liegt.

Wir dürfen unsere resultate zu einer entscheidung der vielfach besprochenen frage benutzen: wie entsteht *ea* aus *au*? Man darf dabei die vergleichung mit der entwicklung

¹⁾ Das von Grein angesetztte *freod* (amor, pax) wird zu streichen sein. Durch zahlreiche beispiele gesichert ist nur der acc. *freode*, wenn Greins angaben zuverlässig sind, und es ist kein unterschied in der bedeutung von *freoðe* zu *freoðu*. An der einzigen stelle, wo *freod* steht, vermutet Grein selbst mit gutem grunde *freond*, und an der andern unter *freod* gestellten steht *freond* in der hs., und falls die überlieferung geändert werden muss, fragt es sich, wie. Das *d* wird durch die ansetzung dieses wortes nicht erklärt; denn was sollte für eine bildung vorliegen als die dem ahd. *-ida* entsprechende?

des *eu*, *iu* nicht aus dem auge lassen. Man muss eine entwicklungsreihe suchen, bei der die analogie gewahrt, die beiden laute aber deutlich geschieden bleiben, und man muss erklären, warum der zweite component des einen bis zum *a* vorgedrungen, der andere bei *o* stehen geblieben ist. Es sind in der entwicklung des *u* zwei stadien zu unterscheiden. Das eine haben beide diphthonge gemeinsam durchlaufen, das andere *au* allein. Folglich wird die durchlaufung des einen ein von der natur des ersten componenten unabhängiger, also spontaner lautwandel sein, die des andern auf einer assimilierenden einwirkung des ersten componenten beruhen. Zweifelhafte kann dann noch sein, ob die spontane lautbewegung oder die assimilation älter ist, ob man etwa die stufen *au*, *eu* — *ao*, *eu* — *eo*, *eu* — *ea*, *eo* annehmen soll, oder ob man die reihe mit *au*, *eu* — *ao*, *eo* beginnen lassen soll. In ersterem falle würde sich der übergang von *eo* zu *ea* zu dem von *eu* zu *eo* verhalten wie der übergang von *o* zu *a* zu dem von *u* zu *o* in unbetonter silbe. Dem widerspricht aber die entwicklung der contractionsvocale. Es müsste dann *eo* sich eben so gut zu *ea* entwickelt haben wie *ao*, während wir gesehen haben, dass gerade die verschmelzung des *o* mit einem vorhergehenden *e* oder *i* den sonstigen übergang zu *a* hindert (*seon* — *beran*). Aus der behandlung dieser *ao* und *eo* ergibt sich, dass die assimilation auch da, wo ursprüngliches *au* und *eu* zu grunde liegen, erst nach der stufe *ao*, *eo* begonnen haben muss, zu der man durch spontanen lautwandel gelangt war. Auf der stufe *ao* kann aber die assimilation nicht eingetreten sein, das hätte *â* ergeben, ebensowenig aber auf einer stufe *eo*, denn dann wäre zusammenfall mit dem anderen *eo* eingetreten. Folglich bleibt nur die zwischenstufe *æo*. Der übergang von *ao* zu *æo* steht offenbar vollkommen parallel dem von einfachem *a* zu *æ*. Dieses *æ* hatte dann noch genug *a*-farbe, um seinen zweiten componenten nach *a* hin zu treiben. Den beweis gibt wider die entwicklung des aus *ê-o* contrahierten vocales, der sich ebenso zu *eu* entwickelt hat (*near*).¹⁾

¹⁾ Die von mir aufgestellte reihe ist also im allgemeinen dieselbe wie die Scherers, Gesch. 128, nur besteht der wesentliche unterschied, dass ich den wandel von *o* zu *a* nicht als eine spontane tonerhöhung fasse, sondern als assimilation, wozu die abweichende behandlung des

Ob nun in dem überlieferten ags. die ersten componenten in *ea* und *eo* noch einen verschiedenen klang haben, lässt sich schwer ausmachen.¹⁾ Wo nicht, so ist der zusammenfall erst eingetreten, nachdem die zweiten componenten sich verschiedenen gestaltet hatten. In dem nach *sc* und *z* entwickelten *ea* ist jedenfalls ein helles *e* anzunehmen, da wahrscheinlich *i* zu grunde liegt, vgl. oben s. 45.

Auf grund dieser entwickelungsreihe, zu deren annahme wir mit zwingender notwendigkeit geführt werden, finden auch einige berührungen zwischen *ea* und *eo* ihre erklärung, die von Holtzmann s. 190 und 205 besprochen werden, aber mit seltsamen deutungen. In einigen fällen vertritt *eo* die stelle des umlauts von *ea*, namentlich stets in *meowle* = got. *mavilo*, *eowde*²⁾ = got. *avepi*, *eowestre* = got. *avistr*; ferner auch in dem grundworte, aus dem die beiden letzteren abgeleitet sind, *eowe*, *eowu* (letzteres mit übertritt aus der *i*- in die *a*-declination) neben *ewe*; in *eowan* neben *eawan* und *iewan* = ahd. *augen*. In allen diesen fällen ist gleichmässig langer diphthong anzusetzen, den in *eowan* noch niemand beanstandet hat. Eine brechung des *a* und *e* vor *w* gibt es überhaupt nicht. Zu grunde liegt kurzes *a*. Dies war durch umlaut bereits zu *e* geworden, als die diphthongisierung eintrat. Das so entstandene *eo* blieb unverändert. Das nicht umgelautete *a*, welches schon auf der stufe *æ* sich befinden musste (denn der übergang von *a* zu *æ* ist älter als der umlaut), ergab *æo*, das zu *ea* werden musste, daher der unterschied von *eowan* und *heawan*.

Schwierigkeiten macht *eo* für *ea* in *sceone*, worauf wol auch die umgelauteten formen *sciene*, *scýne*, *scêne* zurückgehen, denen an sich auch **sceane* zu grunde liegen könnte. Die erhaltung des *o* einfach durch schützende wirkung des folgenden *n* zu erklären geht nicht an, vgl. *hean*, *lean* etc. Vermutlich ist aus *æo* durch wirkung des *sc* ein *eo* entstanden. Aber warum heisst es *sceat* (*skauts*)?

eo nötig. Auch Trautmann, Anglia I, s. 383 setzt *au*, *æo*, *ea* an ohne nähere begründung.

¹⁾ Immerhin bemerkenswert ist die häufige schreibung *æa*, vgl. Ten Brink, Anglia I, s. 519 und Wülckers note dazu.

²⁾ So setzt Grein wol mit recht den nom. an, Holtzmann und Leo *eowod*, *eowed*, ich weiss nicht, ob auf grund eines beleges.

Wir haben alle ursache für die brechungen die gleiche entwicklung anzunehmen wie für die langen diphthonge, also *eo*, *ao* (vielleicht noch älter *eu*, *au*) — *eo*, *eo* — *eo*, *æa*. Die von Scherer angedeutete und von Koch ausgeführte ansicht, dass *a* zuerst zu *æ* geworden sei und dass sich dann hinter diesem ein dumpfer nachklang entwickelt hätte, hat das bedenkliche, dass dann eine zeit lang das dumpfe timbre des consonanten ganz wirkungslos in bezug auf den vorhergehenden vocal gewesen sein müste. Erst nachdem der grundvocal durch den dumpfen nachklang von dem consonanten getrennt war, konnte erhellung eintreten. Wir finden ja auch vor den *l*- und *r*-verbindungen da, wo die brechung unterblieben ist, nicht *æ*, sondern *a*. Uebrigens könnte dies *a*, und das ist mir das wahrscheinlichste, recht gut aus *ao* contrahiert sein, so dass wir die brechung in allen fällen als gemeinangelsächsisch zu bezeichnen hätten.

Als eine übereinstimmung zwischen brechung und diphthong hebe ich noch hervor, dass in beiden die verwandlung des zweiten componenten zu *a* durch ein aus *z* entstandenes *r* verhindert zu werden scheint. Vgl. einerseits *reord*, *reordian*, *elreordiz* (got. *razda*), andererseits *dreor*, *dreoriz* (ahd. *trôr*, altn. *dreyri*).

6.

Für mehrere wichtige punkte in der auffassung der altn. langen vocale und diphthonge hat Holtzmann den richtigen weg gezeigt. Doch bleibt noch manches richtiger zu stellen und genauer zu präcisieren. Es kommt hier der einfluss mehrerer im überlieferten sprachstande geschwundener consonanten in betracht, und es ist erforderlich die gesetze für den ausfall derselben mit in die untersuchung zu ziehen.

Das *h* schwindet ausser im wortanlaut stets, nicht nur wie im ags. im silbenanlaut, sondern auch im silbenauslaut und im innern der silbe nach sonanten. In den beiden letzteren fällen schwindet ebenso das *g* ausser nach *n*. So in den praeteritis *vá* (von *vega*), *lá* (*liggja*), *þá* (*þiggja*), *má* (*mega*), *kná* (*knega*), *brá* (*bregða*), *dró* (*draga*); *hné*, *mé*, *sé*, *sté* (*hníga* etc.), *fló*, *ló*, *só*, *smó* (*fljúga* etc.); ebenso in der 2. sg.

vätt, lätt etc. Es ist die höchste wahrscheinlichkeit vorhanden, dass wir diesen ausfall mit dem des *h* zu parallelisieren haben, indem der weiche reibelaut zunächst in den harten übergegangen war. Die entsprechende verhärtung zeigt ja auch der verschlusslaut nach *n* in *fekk* etc. Die nebenformen *hneig, meig, seig, steig, flaug, laug, saug, smaug* sind jüngere analogiebildungen. Es fragt sich, ob es sich nicht mit *barg* ebenso verhält. Für *svalg* muss das ohnehin angenommen werden; denn die germanische grundform war *svath*. Den ausfall nach *r* haben wir in *mart*¹⁾ (*margt* jüngere form), wonach wir für *bargt* ein älteres **bart* voraussetzen müssen. In diesem worte kann nicht nur der ausfall, sondern auch die voraufgehende verhärtung des *g* erst nach wirkung des syncopierungsgesetzes eingetreten sein. Im auslaut aber ist wenigstens das uns vorliegende faktische verhältnis das, dass *g* erhalten bleibt, wo es erst durch die syncopierungsgesetze in diese stellung gerückt ist. Ob uns aber die ursprüngliche entwicklung vorliegt, bleibt noch in abschnitt 8 zu untersuchen.

Das *h* verwandelt *i* und *í* in *é, u* und *ú* in *ó*, vgl. oben s. 25². Ganz analog ist die verwandlung des *ai* und *au* durch *ae* und *ao* hindureh zu *á*. In dieser beziehung nun unterscheidet sich das verhärtete *g* in seiner wirkung von dem alten *h*. Es heisst *hne, mé, sé, sté* gegen *á* (*habeo*), *átt, átta, fár* (*varius*), *rá* (*caprea*), *tá* (*digitus*); ferner *fló, ló, só, smó* gegen *hár* (*altus*). Die zusammenziehung zu *é* und *ó* ist durch den wortauslaut bedingt und das ursprüngliche *g* hatte offenbar gar keinen einfluss auf den vorhergehenden vocal. Es folgt daraus, dass es entweder auch nach der verhärtung noch von dem alten *h* verschieden war, oder dass die durch letzteres bewirkte modification bereits eingetreten war, als es sich verhärtete.

Endlich hinterlässt ein ausgefallenes *h* dehnung des vorhergehenden vocales, falls es mit ihm zu der gleichen silbe gehörte. Beispiele bei Holtzm. 85. 91. 94. Ich hebe hier nur ein paar fälle hervor, die leicht irrig beurteilt werden: *tár* aus **tahr* (nicht *tahar* oder *tagr*), *þvál* aus **þvahl*, *mál* aus **mahl* (nicht *mabl*), *rán* aus **rahn* und *ræna* aus **rahnjan* (vgl. ahd.

¹⁾ Der in *morni* ist vielleicht anders zu beurteilen.

birahanen), *pél* aus **pehlo* (= ahd. *fihala*, nicht, wie Schmidt II, s. 408 will, aus **peol* contrahiert; neuisl. *þjöl*, *þjalar* scheint darauf hinzuweisen, dass es ursprünglich doppelformen gab, auf einem noch älteren wechsel beruhend: **peol*, **pélar* aus **pehol*, **pehlôr*, wie sich uns weiterhin als wahrscheinlich ergeben wird). So wird auch *fé* zunächst auf **feh* zurückzuführen sein. Damit wird vorausgesetzt, was wir schon oben wahrscheinlich fanden, dass der ausfall des *h* nach wirkung des syncopierungsgesetzes (wenigstens nach kurzer silbe) eingetreten ist. Absolut genötigt zu dieser annahme sind wir allerdings vielleicht nicht. Denkbar wäre die stufenfolge **fehu*, **feu*, **fe*, **fé*. Die verlängerung würde dann allerdings nichts mit dem *h* zu schaffen haben. Aber es wird im altn. überhaupt kein kurzer vocal im auslaut geduldet, und sichere beispiele von verlängerung ursprünglichen auslautes sind die pronomina *þú* und *sá*. Jedoch müste man annehmen, dass **feu* bei der syncopierung noch zweisilbig gewesen wäre, da es sonst **þjó* gegeben hätte, und es ist nicht wahrscheinlich, dass solche zweisilbigkeit sich längere zeit sollte erhalten haben.

Ausstossung des *v* findet in zwei ganz verschiedenen fällen statt, erstens vor dumpfem vocal (nicht vor dem *u*-umlaut des *a* und *á*)¹⁾, zweitens im auslaut und vor consonanten. Der zweite fall ist vollständig parallel dem ausfalle des *h* unter den gleichen umständen. Dieser parallelismus zeigt sich auch darin, dass beide laute verdoppelung eines folgenden *t* und *r* hinterlassen; in den scheinbaren ausnahmen des ersten falles wie *orvum*, *þvó* neben *orum þó* ist *v* durch ausgleichung wider hergestellt. Umgekehrt ist jeder sonstige ausfall eines *v* auf eine angleichung an solche formen zurückzuführen, welche unter eine von diesen beiden kategorien gehören. So in den participien *sunginn*, *sokkinn* etc., wo die obliquen casus *sungnum* etc. maassgebend gewesen sind. In *hoggvin* haben wir noch die richtige erhaltung neben der jüngeren ausstossung (*hogginn*). So in den possessiven *ykkarr*, *yðarr*. In Hom. W. z. b. wird noch ausnahmslos flectiert:

¹⁾ Dagegen scheint *y* als *v*-umlaut des *i* hierher zu gehören, daher die doppelformen *kvikr* und *kykr*.

<i>yðvarr</i>	<i>yður</i>	<i>yðvart</i>
<i>yðvars</i>	<i>yðvarrar</i>	<i>yðvars</i>
<i>yðrum</i>	<i>yðvarri</i>	<i>yðru</i>
<i>yðvarn</i>	<i>yðra</i>	<i>yðvart.</i>

Entsprechend im pl. Den gleichen vorgang finden wir anderwärts, wo die verhältnisse complicierter sind.

Das *v* wirkte vor seinem ausfall contraction eines vorhergehenden *ai*, wie auch vor erhaltenem *v* diese contraction überall eingetreten ist. Der contractionsvocal ist *æ*, vgl. *æ*, *fræ*, *hræ*, *sær*, *snær*, *slær*. Aber daneben erscheint *á* in *vá* (*vó*), welches doch wol mit dem ahd. *wêwo* zu vergleichen ist, wenn auch die declination abweicht, und in *sál* (anima), bei welchem worte es aber zweifelhaft bleibt, ob es nicht aus dem ags. entlehnt ist, vgl. Vigf. Zum teil könnte das *æ* als umlaut eines *á* gefasst werden, entweder durch folgendes *i* oder durch *r = z* veranlasst, zum teil aber nicht. Sollte etwa die ursprüngliche regel gewesen sein, dass, wenn *v* zu derselben silbe gehörte, *a* entstand, so dass man teilweise das *æ* wirklich als umlaut zu fassen hätte?

Es fragt sich, ob die ausstossung des *v* vor oder nach der vocalsyncope fällt. Was die ausstossung vor dunkeltem vocal betrifft, so scheint die declination der feminina *á* = **ahwo*, *brá* = **bráwo*, *prá* = **prawo*, *vá* = **wainwo* (?) dafür zu sprechen, dass sie vor die syncope fällt. Diese haben nämlich in der ältesten zeit im nom. acc. dat. sg. und dat. pl. *u*-umlaut, *ó*, *ó'm* etc., also gerade nur in den casus, wo ihn alle feminina der *a*-declination haben. Dies wäre begreiflich, wenn das *v* schon vor dem eintritte des umlautes überall geschwunden wäre, was vor dunkeltem vocale auf lautlichem wege, vor den übrigen dann durch ausgleichung geschehen sein müsste. Die stufenfolge wäre dann z. b. **ahwo*, **aho*, **ôho*, **ôh*, *ó*. Andererseits ist aber doch auch die möglichkeit nicht von der hand zu weisen, dass der umlaut einmal ganz durchgegangen wäre und später nach analogie der übrigen feminina auf die betreffenden casus beschränkt. Die oben aufgestellte vermutung über das *á* von *vá* wäre nur zulässig unter der voraussetzung, dass die syncope vor die ausstossung des *v* fällt.

Die austossung desselben im auslaut und vor consonant dagegen fällt nach der syncopierung. Vor derselben kam diese stellung des *v* wol nirgends vor als in den praeteritis **songv*, **sokkv* etc., in die es aus dem praesensstamme verschleppt war. In der früheren zeit hatte das indogermanische gesetz gegolten, *v* in dieser stellung zu vocalisieren. Dies gesetz gilt nach kurzem vocal noch im got., im ahd. allgemein. Dagegen im altn. kann diese vocalisierung nicht eingetreten sein. Wäre das *v* jemals zu *u* geworden, so würde sein ausfall unerklärlich bleiben. Wäre aus **hōrvār* **hōrva*, **hōrves* einmal **hōrur*, **hōru*, **hōrus*, aus **stōkkvir* einmal **stōkkur* geworden, so hätten diese formen auch im vorliegenden altn. bleiben müssen; denn zweimal konnte das syncopierungsgesetz nicht wirken. Ein **æu* aus **ævi* hätte **jó*, nicht *æ*, ein **hiu-* aus got. *heiva* (= ahd. *hi-* in *hivāt*) hätte *hjó*, nicht *hi-* ergeben müssen. Ich wähle absichtlich diese wörter als beispiel, weil bei denselben keine ausgleichung möglich war.

Aber auch nach kurzem vocal gelangen wir zu keiner befriedigenden erklärang der tatsachen, wenn wir vocalisierung annehmen. Nur so erklären sich einige scheinbare contractionen des *au*, welche als solche gefasst sich unter kein gesetz bringen lassen. Es ist aus *av* (*ov*) gerade wie aus *ah* mit ersatzdehnung *á* (*o'*) geworden. Hierher gehört *á* (*ovem*) aus **avi*; *ær* im nom. und gen. sg., nom. und acc. pl. ist aus **ár* durch den umlautwirkenden einfluss des *r* (= *z*) entstanden¹⁾, da das ausgefallene *i* auf die noch kurze silbe nicht gewirkt haben kann; dasselbe gilt von *mær* (*puella*); *fár*, *fätt*, *fás* aus **fáv(a)r*, **fav(a)t*, **fav(e)s* (dagegen *fán* aus **fu(v)an*, *fár* n. pl. aus **fu(v)ar*, *fóm* aus **fōom*), *færi*, *fæstr* aus **fav(i)ri*, **fav(i)str*; *frár* aus **frav(a)r* (= ahd. *frô*, im comp. und superl. *frávári*, *frávastr* beruht die länge auf ausgleichung); *flár* **flav(a)r* (= nhd. *flau?*); *nár* aus **nav(a)r*;

¹⁾ Auf keine andere weise ist auch der umlaut in *kýr* und *sýr* zu erklären. Denn ein *i* ist im nom. sg. niemals vorhanden gewesen und im nom. pl. hat es nicht wirken können, weil ein dem *i* unmittelbar vorhergehender vocal niemals umlaut erleidet, ein umstand, der zur bestätigung der hypothese von Scherer und Sievers dient, dass der umlaut durch mouillierung des dazwischen stehenden consonanten hervorgehoben wird.

þrár (pertinax) aus **þrav(a)r*; *háða*, *háðr* aus *hav(i)ða*, *hav(i)ðr*, aber praes. *heyja*; *þráða*, *þráðr* aus *þrav(i)ða*, *þrav(i)ðr*, praes. *þreyja* und *þrá*, letzteres offenbar angleichung an praet. und part.; demnach dürfen wir auch in *strá* (= ahd. *strouwen*) eine angleichung an *stráða*, *stráðr* aus *strav(i)ða*, *strav(i)ðr* annehmen; *dáim* part. zu *deyja* nach analogie der obliquen casus, ursprünglich **davinn*, **davnar*; wol auch *fráinn* (glänzend) aus **frav(i)nn* (?). Die verbalformen sind besonders beweisend wegen der verschiedenheit des praesens, wofür gar keine andere als die angegebene ursache sich finden lassen wird. Hierher würden auch *þrá* aus **þravo*, *há* (gramen serotinum) aus **havo*, *strá* aus **stravo*, *þá* (regelatio) aus **þavo* gehören, falls die ausstossung des *w* nach der vocal-syncope fiele. Auch werden noch manche wörter hierher fallen, die etymologisch nicht durchsichtig sind. Bemerkenswert wie das verhältnis von praes. zu praet. ist das der *ja*-stämme zu den *i*-stämmen: *Freyr*, *þeyr*, *hey*, *fley*, *grey*; vgl. Holtzm. s. 98, Sievers, Beitr. V, s. 128.

Ebenso wie mit *aw* muss es sich mit *ev*, *iv*, *w* verhalten. Aus *ev* wird *é* in *kné* aus *knev(a)*, *tré* aus **trev(a)*¹⁾; *séðu* (suebant) und part. *séðr* (Vigf. gibt *séðr* und *söðr* an; das wäre also wol *v*-umlaut), wozu das praes. fehlt, welches mit Vigf. als **sýja* anzusetzen wäre, also ein analoger fall zu *heyja*, *háða*; *hvél*²⁾ aus **hveol*, noch älter **hvevta*; *hé-*, wenn es nach Vigf. mit got. *hivi*, ags. *hiv* zu identificieren ist, nur kann es dann nicht auf einen *ja*-stamm, sondern nur auf einen *a*-stamm zurückgeführt werden. In diesen wörtern nimmt Schmidt II, s. 408 contraction aus *eo* an. Es würde aber unter dieser voraussetzung unmöglich sein, die bedingungen anzugeben, unter welchen die contraction eintritt, unter welchen nicht.

Aus *iv* wird mit *v*-umlaut *ý*: *þý* (*þýr*) aus *þiv(i)*, aber im gen. *þýjar* aus *þiu,os*; *Týr* aus **Tiv(a)r*, ebenso *Týs*, *Tý*, im

¹⁾ So richtig gefasst bei Holtzm. s. 90, 3. Die beiden wörter sind zwar ursprünglich consonantische stämme, aber wahrscheinlich frühzeitig in die *a*-declination übergetreten.

²⁾ Gewöhnlich *hvel*. Diese kürze verstehe ich nicht. Die nebenform *hjól*, auf grund deren Schmidt contraction aus **hveol* annimmt, wird sich später aufklären.

dat. *Tývi* durch ausgleichung für **Tyvi*. So ist auch vielleicht *snýr* 2. 3. sg. von *snúa* direct aus dem ursprünglichen **sniviz* entstanden; ferner das praet. und part. *flýða*, *flý(i)ðr* zu *flýja* (= **fluhja*) aus **flyv(i)ða*, **flyv(i)ðr*; und ebenso könnte es sich mit *frýða* und *knýða* (daneben *knúða*) aus *frýja* und *knýja* verhalten, woraus sich die verschiedenheit von *dýja*, *dúða* etc. erklären würde; denn langer vocal unmittelbar vor *i* lautet nicht um, vgl. s. 102 anm.

Endlich *ú* aus *uv* haben wir wahrscheinlich in den participien *spúinn* und *snúinn*, von den obliquen casus ausgehend: acc. sg. ursprünglich **spuwan*, **snuwan*.

Den gesetzen für die austossung des *v* entsprechen die für die austossung des *j*. Es schwindet einerseits vor folgendem *i*, andererseits im auslaute und vor folgendem consonanten, welcher nach vocal ursprünglich verdoppelt wird (vgl. *nýtt*, *nýss*, *nýrrar*, *nýrri* dat. sg. fem. und comp.). Diese gesetze gelten aber nur für consonantisches *j*, d. h. nach kurzer silbe und nach vocal, nicht für das vocalische *i* nach langer silbe (vgl. Sievers, Beitr. V, s. 129 ff.), welches nach den sonst für die vocale geltenden syncopierungsgesetzen behandelt wird. Daher der unterschied von *hirðir* und *hryggr* (dorsum), *nýr* von *sækir* und *temr*, *flýr* von *hirða* und *hryggja*. In *hirðir* (aus **hirdier*) hat niemals ein *j* bestanden; das würde nicht zu *i* geworden sein. Zu *sækir* gelangt man nicht durch syncope aus **sokjis*; diese hätte **sækjr*, **sækr* ergeben; ebenso wenig, wenn man austossung des *j* vor der syncope annimmt; denn dann hätte **sækir* widerum noch zu **sækr* syncopiert werden müssen. Es muss **sôkiir* oder wahrscheinlicher **sôkîr* als grundform angenommen werden. Endlich *hirða* entsteht aus **hirðia*, wie *dróttna* aus **dróttina*. Dagegen spricht nicht, dass nach *k* und *g* auch bei länge der silbe *j* folgt. Ich glaube nicht, dass dieses direct dem laute entspricht, den ich mit Sievers als *i* angesetzt habe. Vielmehr vermute ich, dass dieser hier ebenso syncopiert ist wie in den übrigen fällen, und dass *gj* vorher durch mouillierung entstanden war. Auf *syni*, *synir* (vgl. Sievers V, s. 157) komme ich späterhin zurück.

Das gesetz für die austossung des *j* vor *i* muss in einer späten periode wirksam gewesen sein, da es auch für das aus

e entstandene *i* gilt, vgl. *temið* (2. pl.), *vili* (gen. *vilja*), *nji* (nom. sg. schw. m.), *njir* (nom. pl. st. m.). Es könnte sich immerhin noch fragen, ob es erst in dieser späten periode in kraft getreten ist oder auch schon früher gewirkt hat. Eine beobachtung führt darauf, dass es vor der vocalsyncopeierung noch nicht gewirkt hatte. Aus **tamjir*, **tamir* hätte *tamr* werden müssen. Ausgleichung ist aber nicht ausgeschlossen. Die ausstossung des *j* im auslaut und nach consonant kann natürlich erst wider nach der vocalsyncope eingetreten sein.

Andere ausstossungen des *j* beruhen auf ausgleichung. So in den jüngeren formen der adjectivischen *ja*-stämme (*rikum* u. dgl.), vgl. Wimmer s. 83. So wahrscheinlich im gen. pl. der kurzsilbigen *i*-stämme, die nach dem paradigma *staðr* flectieren, während in andern, sowie in den langsilbigen nach *k* und *g* das *j* erhalten bleibt (*staða* gegenüber *þytja*, *bekkja*), wonach sich dann auch die form des dat. bestimmt (*staðum* — *bekkjum*).

Schwierigkeiten macht das schwanken zwischen der erhaltung des *v* oder *j* bei den verben mit ursprünglich *vj*: *byggva* — *byggja* etc., vgl. Wimm. s. 143. Sehr einfach scheint folgende erklärung: *j* wurde ausgestossen vor folgendem *i* (*e*), in anderen fällen wurde es erhalten, in folge wovon das *v* davor ausgestossen werden musste; dann verallgemeinerten sich einerseits die formen mit *j*, andererseits die mit *v*, wobei dann weiter nach der gewöhnlichen regel *v* vor *u*, *j* vor *i* wegbleiben musste. Aber statt *j* müssten wir ja für die ältere zeit silbenbildendes *i* erwarten, welches nach dem vocalischen syncopierungsgesetze überall hätte ausgestossen werden müssen.

Wo gleiche oder ähnliche vocale mit einander zusammentreffen, tritt contraction ein. Als solche gelten 1) *e* oder *æ* + *e* (*i*), mag es urgerm. *e* oder *i* entsprechen, vgl. *vés* aus **ve(h)es*, *klé* aus **klée*, *sér* aus *séir*; *sæng* aus *sæing*; 2) *a* + *a*, vgl. *pá* aus **páa* (nom. *pái*), *fá* (capiam) aus **fá(h)a* (pl. *fáim*); 3) *u*, *o* oder *o* + *o* (*u*), mag es gleich urgerm. *u* oder *o* sein, vgl. *trú* aus **trúu* (nom. *trúa*), *Gró* aus **Gróu* (nom. *Gróa*), *flóm* dat. pl. aus **flóum* (nom. *flói*, gen. *flóa*); *só'm* aus **só'um*; *nongr*¹⁾ aus **nounge*; *nond* aus *nound*

¹⁾ Diese form findet sich gerade in den ältesten denkmälern, z. b.

etc. Es erhellt aus diesem gesetze, dass formen wie *sám* (vidimus), *fám* (capimus), *nánd* nur aus älteren *só'm*, *fó'm*, *no'nd* begreiflich werden, wider ein beweis für das alter und die regelmässigkeit des *u*-umlautes. Die verbindung *i* + *e* (*i*) kommt nicht vor, weil *i* stets in *e* gewandelt ist. Die ursache dieses wandels kann nicht immer *h* sein. Er tritt auch ein, wenn *j* ausgefallen ist in *sér*, *sé* etc. aus *sijais*, *sijai*.

Wo verschiedenartige vocale zusammenstossen, sind zwei fälle zu unterscheiden. Ist der erste vocal der dunklere, so tritt keine contraction ein, vgl. *pái*, *flói*, *flóar*, *trúa*, *trúi* etc. Bei den scheinbaren ausnahmen ist meist die jüngere entstehung noch nachzuweisen. Neben *frú* und *trú* stehen noch die älteren nominativformen *frúa* und *trúa*. Ebenso *skúar* und *skúa* neben den jüngeren *skór* und *skó*, die sich an den sg. und den dat. pl. *skóm* angelehnt haben.

Ist aber der erste vocal heller als der zweite, so werden *e*, *i*, *é*, *í*, *ý*, *æ* mit folgendem *a* (älterem *o*) zu *ea*, mit folgendem *o* (*u*) zu *eo* contrahiert. Diese contraction tritt sogar zwischen den beiden gliedern eines compositums ein, wenn es nicht mehr als solches empfunden ist, vgl. *frjáls* aus **fri-hals*, *fjós* aus **fé-hús*. Die einzigen formen, bei denen die contraction unterblieben ist, sind *núu*, *tíu* und *náungr*, *sæing* als nebenformen von *no'ngr*, *sæng*, worüber später.

Es fragt sich, ob die contraction vor oder nach wirkung des syncopierungsgesetzes eingetreten ist. Oben s. 100 haben wir gesehen, dass *fé* aus *fehu* nur erklärbar ist, wenn wir die contraction der durch ausfall eines *h* aneinander gerückten vocale nach der vocalsyncope setzen. Ebenso beweisen *kné* und *tré* (nom. acc. sg.) aus **knev(a)*, **trev(a)*, dass die contraction der durch ausstossung eines *v* aneinander gerückten vocale und überhaupt diese ausstossung jünger sein muss als die abwerfung des stammauslauts der *a*-stämme. Demnach werden wir unter den doppelformen des plur. *kné*, *tré* — *kneo*, *treo* die letzteren wol für unursprünglich erklären müssen, gebildet nach analogie der übrigen pluralformen *knea*, *kneom*.

in Hom. sehr häufig, wo überhaupt ausnahmslos die regelrecht contrahierten formen gelten, die vielfach später durch scheinbar altertümliche uncontrahierte ersetzt sind.

Jedoch unter der voraussetzung, dass die ausstossung des *v* vor dunkelern vocale früher als die vocalabwerfung fiel, könnte man auch *kneo* aus *kne(v)o* rechtfertigen, indem dann vor dem eintritt der syncope diphthongisierung eingetreten wäre.

Wir wenden uns zu einigen complicierten fällen. Für *jór* müssen wir als grundform **eohvar* voraussetzen. Denn es widerspricht den lautgesetzen etwa die stufe **ehvr*, **ehur*, **eur* etc. zu statuieren. Dem widerspricht nicht der mangel der brechung in *fé*. Die brechung ist nur unterblieben vor dem *h* im silbenanlaut (= uhd. *h*), nicht vor dem *h* im silbenauslaut (= uhd. *ch*). In den formen *jóar*, *jóa* ist die dehnung wahrscheinlich erst durch ausgleichung entstanden, ähnlich wie in *Tývi*.

Wenn von *býr*, *bær* der gen. *bjár* neben *býjar*, gen. pl. *bjá* neben *bjja*, dat. *bjám* (jedenfalls aus älterem *bjóm*) neben *bjjum* lautet (vgl. Wimmer s. 41 anm. 1), so sind diese formen natürlich aus **bjár* etc. entstanden. Der ausfall des *j* aber ist durch ausgleichung veranlasst, nachdem er lautlich in anderen formen eingetreten war (*byr*, *by(i)*, pl. *bjír*, *bjí*).

Die dreiheit *snær* — *snjár* — *snjór*, *sær* — *sjár* — *sjór* wird folgende entwicklungsgeschichte haben. Zuerst rein lautlich entwickelt:

<i>sær</i>	<i>sævar</i>
<i>sævar</i> (<i>sæs</i>)	<i>sæva</i>
<i>sævi</i> (<i>sæ?</i>)	<i>*sæum</i>
<i>sæ</i>	<i>sæva.</i>

Dann schwankender wegfall des *v* nach analogie des nom. und acc. sg. und dat. pl., wodurch doppelformen entstehen: *sævar* — **sæar*, **sæva*, *sæa*. Darauf contraction **sear*, **sea*, **seom*. Darauf dringen *ea* und *eo* in den nom. acc. sg. (*sear*, *seor* neben *sær*) und weiter in die casus mit erhaltenem *v* (*sjávar*, *sjóvar* etc.). Vielleicht hat sich der dat. sg. zuerst nach dem dat. pl. gerichtet; ich finde wenigstens in Hom. diesen in der form *sjó* neben *sævar*. Eine solche entwicklung mag vielleicht manchem abenteuerlich erscheinen. Ich sehe aber keine einfachere, die sich mit den lautgesetzen verträge. Jedenfalls dürfen wir uns die sache nicht dadurch erleichtern, dass wir aus *sævr* ein **sæur*, **seor* entstehen lassen. Man braucht zum beweis dagegen nur das vollkommen analoge

mær zu vergleichen, welches vor jedem verdachte der anlehnung an eine andere form gesichert ist. Auf entsprechende weise kann auch nur die nebenform *frjó'* zu *fræ* gerechtfertigt werden, und die dreifaltigkeit in den adjectiven *frær* (*frjár*, *frjór*), *snær*, *slær* (Wimmer s. 82 anm. 1). Bei diesen würde übrigens die entwicklung weniger auffallend sein unter der voraussetzung, dass die ausstossung des *v* vor dunkeltem vocal älter ist als die syncope. Denn dann müsste **freo* etc. auch die ursprünglichste form des nom. sg. fem. und des nom. pl. neutr. sein, und es wären somit mehr formen vorhanden gewesen, in denen das *v* lautlich ausgefallen wäre.

7.

Amelung ist der erste gewesen, der in der frage nach dem ursprunge des germanischen *u* (*o*) in der *a*-reihe den richtigen weg betreten hat. Schon in seiner abhandlung über die bildung der tempusstämme (1871) hat er s. 52 ff. die hypothese aufgestellt, dass sich an stelle eines früher vorhandenen, dann ausgefallenen *e* ein epenthetischer vocal von dumpfem klange entwickelt habe, insbesondere in solchen fällen, wo durch den ausfall eine liquida (worunter er auch die nasale begreift) zwischen zwei consonanten getreten sei. Eine weitere ausführung dieses satzes hat er in seiner abhandlung über den ursprung der deutschen *a*-vocale gegeben, die nach seinem tode in Zschr. f. d. alt. 18, s. 161 ff. veröffentlicht ist. Man vgl. dort besonders s. 209 ff., wo auch bereits der vorgang in beziehung zu der ursprünglichen unbetontheit der betreffenden silben gebracht wird. In ähnlichem sinne, aber unabhängig von Amelung und von umfassenderen gesichtspunkten aus hat dann Brugman die frage ihrer lösung entgegen geführt in seinen abhandlungen 'Nasalis sonans in der indogermanischen grundsprache' und 'Zur geschichte der stammabstufenden declination' (Studien 9, 287 ff. 263 ff.). Es bleiben aber noch immer eine reihe von punkten übrig, die noch weiterer erörterung bedürfen.

Als feststehende tatsache muss es jetzt betrachtet werden, dass germ. *u* in der *a*-reihe, abgesehen von einigen wenigen fällen in ableitungssilben, die ich später erörtern werde, in

ursprünglich (indog.) unbetonter silbe unter dem einflusse eines nasals oder einer liquida entstanden ist. Aber noch nicht definitiv entschieden ist die frage, wie wir uns genau die natur des zu grunde liegenden lautes im indog. und auf der nächsten vorstufe vor der entwicklung zum *u* zu denken haben. Brugman selbst schwankt für die grundsprache zwischen ansetzung von nasalis oder liquida sonans und annahme eines schwachen *a*-lautes neben der nasalis oder liquida. Ich glaube, dass wir der entscheidung etwas näher kommen können.

Betrachten wir die frage zunächst von rein physiologischem standpunkte. Nasal und liquida haben an sich eine stärkere klangfülle als die verschluss- und reibelaute, sie sind daher sehr gut geeignet, in der umgebung solcher als sonanten der silbe zu dienen; ebenso können ihnen auch andere an sich gleich klangvolle nasale oder liquidae durch die abstufung in der stärke der expiration als consonanten untergeordnet werden. Dagegen haben sie eine geringere klangfülle als die vocale, und es ist daher, wenn auch nicht unmöglich, so doch mit schwierigkeiten verknüpft und unnatürlich, sie unmittelbar vor einem vocal als sonanten zu sprechen. So weit meine erfahrung reicht, kommt das auch nirgends vor. Wir haben z. b. im nhd. nas. oder liqu. sonans nur vor consonanten (im älteren sinne des wortes, wie in dem neuern von Sievers eingeführten) oder im auslaut: *zimm(e)rn*, *wint(e)r* etc. Nur eine scheinbare ausnahme macht die gewöhnliche dreisilbige aussprache von *wand(e)te*, *wand(e)re*, *eig(e)ne*. Wir hätten nämlich bei einer phonetischen schreibung *l*, *r*, *n* doppelt zu bezeichnen, denn wir sprechen es einerseits als sonanten in der zweiten und andererseits als anlautenden consonanten in der dritten silbe. Man wird sich am besten davon überzeugen, wenn man die aussprache des *n* nach einem palatal oder labial beachtet. In *eigen*, *geschrieben* sprechen wir palatatalen — labialen nasal als sonanten; in *eigene*, *geschriebene* sprechen wir nach dem sonantischen palatalen — labialen nasal noch einen consonantischen alveolaren.

Wir finden nun im germ. keinen unterschied gemacht, ob nasal oder liquida zwischen vocalen steht oder in einer consonantenverbindung. Es heisst *baurans*, *numans*, *sku-*

lum, *munum*, *guma* etc. wie *vaurpans*, *bundans*, *runnans*, *vaurpum*, *bundum*, *runnum*, ahd. *brunno*. Bei jenen aber kann niemals der vocal vor nas.-liqu. ganz geschwunden gewesen sein; denn dann würden die consonanten nicht zu sonanten geworden sein, und aus einem **branas* hätte sich ebensowenig *bauran(a)s* entwickelt wie etwa aus **breko* (= got. *brika*) ein **baureko*. Wollte man aber annehmen, dass in solchen fällen nas.-liqu. sonans entstanden wäre, so wäre das nur unter der voraussetzung denkbar, dass der betreffende laut sich als sonans und consonans auf zwei verschiedene silben verteilt hätte. Dann aber hätte bei der entwicklung des vocales aus dem sonanten doppelconsonanz entstehen müssen. Es müste **skullum* heissen gerade wie *hullum*. Die scheidung zwischen einfacher und doppelter consonanz wäre nicht möglich gewesen. Wenn nun für diese fälle ein vocal zu grunde gelegt werden muss, so bliebe danach die möglichkeit, dass auch vor doppelconsonanz derselbe vocal vorhanden gewesen wäre, der beide male durch einwirkung des dumpfen timbres der folgenden consonanten zu *u* gefärbt, nicht aber aus sonantischem nasal oder liquida entwickelt wäre.

Indessen, während die gleiche entwicklung vor nas.-liqu. die ansetzung einer gleichen grundlage nahe legt, deutet die entwicklung nach nas.-liqu. auf eine ursprüngliche verschiedenheit der grundlage. Nach den ausführungen Brugmans in Kuhns zshr. 24, 258² entsteht germ. *u* unter den gleichen bedingungen wie vor nas.-liqu. + cons. auch nach cons. + nas.-liqu., vgl. *brukans*, *gatrudans*, *broprulubo*, altn. *knöða* (kneten), ahd. *knoto* etc. Dagegen nach einfacher liquida *ligans*, *lisans*, *mitans*, *ganisans*, ahd. *leso*, *recho* etc. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die letzteren formen erst durch ausgleichung entstanden sein sollten. Warum sollte ein **lugans* etc. derselben erlegen sein, während *baurans* etc. unangetastet blieb. Es ist daher eher wahrscheinlich, dass das singuläre *mugum* nach *munum*, *skulum* gebildet ist, wenn sich nicht vielleicht noch eine andere erklärung empfiehlt. Für diese verschiedenheit nun wird sich schwerlich eine andere erklärung bieten, als dass *brukans*, *gatrudans* etc. wirklich auf **brknás*, **trdnás* etc. zurückgehen, während nach einfacher nas.-liqu. der vocal nicht ausgestossen war. Eine verdumpfende wirkung von nas.-liqu.

auf den folgenden vocal kann nicht angenommen werden, weil dieselbe nicht wol davon abhängig sein kann, ob ein consonant vorhergeht oder nicht. Wir dürfen danach weiter schliessen, dass auch vor nas.-liqu. + cons. der vocal in der gleichen weise geschwunden gewesen sein wird, also überall da, wo durch den vocalschwund nas.-liqu. zwischen zwei consonanten zu stehen kam.

Auf die notwendigkeit der unterscheidung zwischen schwachem *a*-vocal + nas.-liqu. und nas.-liqu. sonans führen auch eine reihe von tatsachen aus den verwanten sprachen, die hier zu erörtern nicht meine sache ist. Als die entscheidendste hebe ich hervor, dass im sanskr., altbaktr. und griech. nas. + voc. erhalten bleibt, während nas. sonans zu blosser *a* wird.

Weiter kommt in betracht, dass neben dem schwachen *a*-laut vor einfacher nas.-liqu. auch ausstossung des vocales vorkommt, wobei nas.-liqu. stets consonant bleibt, vgl. z. b. lat. *intra* gegen *inter*, *interior*, got. *aftra* gegen *astaro*. Wie verhält sich nun dazu nas.-liqu. sonans? Vertritt sie die gleiche stufe wie der schwache *a*-laut + nas.-liqu. oder wie nas.-liqu. ohne vorausgehenden vocal, oder deckt sie sich mit beiden? Um diese frage zu beantworten, müssen wir etwas genauer auf das vocalsystem der indogermanischen grundsprache eingehen.

So viel dürfen wir durch die neuesten untersuchungen von Brugman und Osthoff als festgestellt betrachten, dass es im indog. zwei verschiedene *a*-reihen gab, die ich nach dem vorgange von Osthoff als reihe *a* und reihe *A* scheiden will. Diese bezeichnungen sind willkürlich und besagen weiter nichts, als dass *a* und *A* von einander verschieden waren. So lange wir aber das wesen und den grad des unterschiedes nicht bestimmen können, ist es besser sich mit an und für sich inhaltslosen formeln zu begnügen.

Auch das dürfen wir wol weiter als sicher ansehen, dass diese beiden reihen auf zwei grundvocale zurückzuführen sind, und dass es keine silbe gab, welche nicht den einen von ihnen enthielt. Jeder dieser beiden grundvocale hat sich dreifach gespalten, in eine starke, mittlere und schwache stufe. Für die starke stufe der

ersten reihe hat Brugman die bezeichnung a_2 (= griech. o), für die mittlere a_1 (= griech. ϵ) eingeführt, und danach unterscheidet Osthoff ebenso A_2 (= griech. $\bar{\alpha}$) und A_1 (= griech. $\tilde{\alpha}$). Die schwache stufe für beide reihen ist gänzliche ausstossung des vocals.

Den zusammenhang dieser spaltung mit der ursprünglichen accentuation kann wol niemand, der sich ernstlich um die sache gekümmert hat, verkennen, es müste denn sein, dass er die sprachlichen vorgänge für ebenso willkürlich hält, wie es leider noch heutzutage die phantasien mancher sprachforscher sind.¹⁾ Allerdings gelangen wir zu einer consequenten durchführung dieses princips nur unter der voraussetzung, dass bereits vor der spaltung der grundsprache eine reihe von verschiebungen des zur zeit der vocalspaltung bestehenden accentus und von ausgleichungen der durch diesen accent entstandenen verschiedenheiten der vocalqualität eingetreten waren. Aber

¹⁾ Auf eine merkwürdige art bekämpft Hillebrandt in Bezenbergers Beiträgen II, 305 ff. die zurückführung der vocalspaltung, zunächst die der unterscheidung zwischen starken und schwachen casus auf die accentuation. Er belehrt uns (s. 308), dass es nicht der auf den casus-suffixen ruhende accent sei, was die abschwächung in den stammsilben hervorrufe, sondern die schwere der endungen. Schwere ist ein bild, eine phrase ohne bestimmten inhalt, so lange man uns nicht definiert, was man darunter versteht. Was sich H. darunter gedacht hat, kann man nur nach einigen äusserungen vermuten, z. b. s. 313: 'vermochte die endung *ām* durch die stärke ihrer expiration und die damit verbundene eile, in welcher der athem über die vorhergehende silbe hinwegweilt etc.' Heisst das etwas anderes als der endung *-ām* den expiratorischen accent beilegen, und ist es dann nicht dieser, worauf ihre 'schwere' beruht. Das ganze kommt also auf ein wortgezänk heraus, wobei die einführung einer unklaren bezeichnung statt eines bestimmten begriffes jedenfalls keine verbesserung ist. Auf einer abstufung des expiratorischen accentus, nicht eines musikalischen müssen allerdings die vocalstufen beruhen. Kann uns H. beweisen, dass es im indog. ausser dem expiratorischen einen musikalischen hauptaccent gegeben hat, der nicht auf derselben silbe zu stehen brauchte, und dass dieser musikalische accent das wesentliche gewesen ist, dass er zusammentrifft mit demjenigen accent, der sich aus einer vergleichung der accentuation der verschiedenen sprachfamilien als der ursprüngliche ergibt, gut, so wollen wir ihm glauben, wenn die bewiese danach sind. Nur muss er nicht behaupten (s. 307), dass für seinen plan die annahme eines doppelten accentus nicht nötig sei.

diese voraussetzung ist durchaus rationell. Es konnte bei naturgemässer entwickelung kaum anders sein, sobald überhaupt zwischen dem eintritt der vocalabstufung und der sprachtrennung einiger zeitraum lag. Wir verlegen damit nur den anfang eines processes, der in den einzelnen sprachfamilien stetig weiter geht, in die zeit ihrer noch ungelösten gemeinschaft. Demnach werden wir schon jetzt im anschluss an Brugmans vermuthungen wagen dürfen, mit ziemlicher bestimmtheit den satz aufzustellen: die starke stufe a_2 , A_2 entspricht dem ursprünglichen haupttone, die sogenannten unbetonten silben haben sich unter die mittlere und die schwache stufe geteilt.¹⁾

Diese letztere scheidung kann nicht willkürlich sein. Es ist ganz selbstverständlich, dass in den nicht haupttonigen silben noch weitere abstufungen hinsichtlich der tonintensität stattfinden mussten, und dieser abstufung müssen die beiden vocalstufen entsprechen. Allerdings stellen sich der klaren erkenntnis ihres gegenseitigen verhältnisses besondere schwierigkeiten in den weg. Es fehlen zu ihrer unterscheidung verschiedene mittel, die für die bestimmung des hauptaccentes zu gebote stehen, vor allem eine graphische bezeichnung in irgend einer sprache. Ausserdem scheinen hier frühzeitig viel häufiger verschiebungen eingetreten zu sein als beim hauptton. Endlich scheint schon indog. in der flexion vielfach ausgleichung zwischen den beiden vocalstufen eingetreten zu sein. Gewöhnlich liegt nur eine von beiden vor, in folge wovon nicht eine dreifache, sondern eine zweifache vocalabstufung innerhalb der einzelnen stämme als das normale erscheint. Ich glaube aber, dass meistens ursprünglich die 'dreiheit' vorhanden gewesen ist. Nur unter dieser voraussetzung gelangen wir zu einer consequenten durchführung der lautgesetze. Das ist auch die auffassung Osthoffs, wie er mir mündlich mitgeteilt hat. In der hoffnung, dass dieser uns bald eine zusammenfassende darstellung des indogermanischen vocalsystemes liefern wird, gebe ich hier

¹⁾ Meine Beitr. IV, s. 401 anm. ausgesprochene vermuthung über die scheidung von a_1 und a_2 in gewissen fällen nach maassgabe des folgenden consonanten nehme ich zurück.

nur einige andeutungen zur begründung der aufgestellten hypothese.

Dreifach scheint vor allem die stammabstufung in der declination gewesen zu sein. Deutlich liegt sie vor in **ga₂nu-* — **ga₁nu-* — **gnu-*, **da₂ru-* — **da₁ru-* — **dru-*, vgl. Brugman s. 383 anm. 17; in **gha₂m-* (abaktr. *zām* acc. sg. = griech. *χθόνα*) — **gha₁m-* (abaktr. *zemo* gen. sg., griech. *χαμα*, lat. *hemo*, germ. *guma*) — **ghm-* (sansk. *jmas* gen. sg., lit. *žmonės* homines), vgl. Brugman s. 308.

Ueber die *n*-stämme kommen wir nur ins klare, wenn wir statt der noch von Osthoff in seiner abhandlung über die *n*-declination angesetzten zweiheit (*an* — *an*) schon für die ursprache eine dreiheit ansetzen: *a₂n*, *a₁n* — *n*. Bei der ersteren ansetzung mangelt jede erklärung dafür, warum der vocal bald ausgestossen, bald (als *e* in den europäischen, als *a* in den asiatischen sprachen) erhalten sein sollte. Die scheidung zwischen *a₁n* und *n* ist jedenfalls durch das geringere oder stärkere tongewicht der flexionsendungen bedingt gewesen. Es muss dann in noch ausgedehnterem maasse, als es von Osthoff geschehen ist, verwirrung der ursprünglichen verhältnisse durch ausgleichung angenommen werden. Die ursprünglichen verhältnisse sind offenbar am allerbesten im got. in der declination der wörter *aba*, *auhsa*, *namo*, *vato* bewahrt: *aban*, *abans* — *abins*, *abin* — *abnē*. Leider lässt sich danach nicht die ursprüngliche form aller casus bestimmen.

Dreifache abstufung zeigen auch die nomina agentis auf *-tar-*. Die mittlere stufe ist im sanskr. vertreten durch den loc. *dātāri* (doch wol ursprünglich *dātari* betont) und den voc. *dātār*.¹⁾ Es ist zu vermuten, dass ihr ursprüngliches gebiet durch die schwächste stufe (*dātr-*) eingeschränkt ist, gerade wie dies bei den *an*-stämmen geschehen ist. Im griech. ist entweder die starke oder die mittlere stammform ganz durchgeführt, mitunter beides in demselben worte, vgl. *δωτερ-* — *δωτορ-*. Die verwantschaftswörter können von hause aus

¹⁾ Allerdings lässt sich vom standpunkte des indischen aus nicht unmittelbar entscheiden, ob das *a* in geschlossener silbe *a₁*, oder *a₂* ist, weshalb auch Brugman in Kuhns zshr. 24, 92 mit der entscheidung darüber zurückhalten möchte. Indessen die sonstigen analogien sprechen entschieden zu gunsten von *a₁*.

nichts anderes als nomina agentis gewesen sein, und ihre formale verschiedenheit von den letzteren wird erst secundär sein, wenn auch vielleicht schon indogermanisch, und zwar dadurch entstanden, dass bei ihnen die starke stammform durch die mittlere verdrängt ist. Dass eine solche verdrängung eventuell von dem voc. ausgegangen sein könnte, deutet Brugman s. 384 an. Aber man darf auch vielleicht im loc. des sanskr. *pitári* und in dem im Rgveda vorkommenden gen. du. *pitáro's* (später *pitró's*) die unverseht erhaltene mittlere stammform sehen. Auf diese weise erklärt sich die auffallende tatsache, dass bei den verwantschaftswörtern a_1 in den starken casus, also in ursprünglich betonter silbe erscheint. Analog sind die verhältnisse bei andern stämmen auf *-ar* zu beurteilen, worüber Brugman s. 387 ff. handelt. Dreifache abstufung zeigt sich noch bei na_2r- — na_1r — $nr-$, (s) ta_2r- — $star-$ — $str-$; vgl. vedisch *náras* — *náré*, *narám* — *nrshú* etc. Ich glaube nicht, dass Brugman recht hat, diese dreiheit als etwas secundäres anzusehen. Vielmehr betrachte ich dieselbe als altertümlich, wenn auch die einzelnen stufen nicht ihr ursprüngliches gebiet genau innegehalten haben mögen.

Bei den *s*-stämmen ist das normale wechsel zwischen $-a_2s$ und $-a_1s$, vgl. besonders die neueste untersuchung darüber von Brugman in Kubus zshr. 24, 1 ff. Aber ursprünglich muss auch die schwächste form *-s* daneben bestanden haben, und reste davon sind die von Brugman s. 10 ff. aus den verschiedensten sprachen nachgewiesenen syncopierungen. Es bleibt danach auch die möglichkeit, dass im germ. ausser den schon von Brugman angeführten ableitungen aus *s*-stämmen (*finstar*, *hiarsi*) noch andere syncopierte formen alt und nicht erst durch die germanischen syncopierungsgesetze entstanden sind. Dies wird die einzig zulässige erklärungs für *fahs* sein, in welchem eine vocalausstossung auf germanischem gebiete den von Sievers festgestellten gesetzen widersprechen würde; an der identität mit *πέζος* wird trotz des verschiedenen wurzelvocals festzuhalten sein, nur muss man dann auch für diesen ursprüngliche abstufung annehmen.

Die dreiheit liegt weiterhin klar vor bei den sogenannten *i*- und *u*-stämmen. Ich fasse jetzt noch bestimmter, als ich Beitr. IV, s. 439 getan habe, *ai* und *au* als das ursprünglichere

gegentüber *i* und *u*, und zwar in allen fällen. Silben ohne *a* oder *A* gab es im indog., wie schon bemerkt, vor eintritt der vocalsyncope überhaupt nicht. Darin stimmt Osthoff mit mir überein. Brugman hebt in Kuhns zs. 24, s. 288 den parallelismus in den reihen *i* — a_1i — a_2i , *r* — a_1r — a_2r etc. hervor. J. Schmidt weist ib. 312 auf den von *aimi* — *imasi*, *asmi* — *smasi* u. dgl. hin. Die beiden letzteren lassen es dahingestellt, welche stufe in dieser reihe die ursprüngliche ist. Ich mag auch nicht entscheiden, ob a_1 oder a_2 dem ursprünglichen näher kommt. Aber dass nicht in der starken und mittleren stufe ein vocal zugesetzt, sondern in der schwachen einer ausgestossen ist, scheint mir doch die notwendige consequenz, sobald man einmal diesen parallelismus anerkannt hat. Dass wurzeln wie *s*, *pt*, *kt* niemals selbständige existenz gehabt haben können, wird wol jeder zugeben. Und wenn wir auch *ai* aus *î*, *ar* aus *r* sonans wol begreifen könnten, wie entsteht *ad* aus *d*? Und wie entwickelt sich aus überall gleichem nichts auf der einen seite die reihe *a*, auf der andern die reihe *A*? Richtiger noch als *ai* und *au* würden wir wol *aj* und *av* ansetzen (oder vielleicht *aja*, *ava*, vgl. weiter unten), so dass also die stämme als consonantische zu fassen wären so gut wie die *ar*- und *an*-stämme. Ich muss nun meine frühere auffassung des stammauslauts der *aj*- und *av*-stämme dahin modificieren, dass ich $-a_1j$ - und $-a_1v$ - nicht mit $-a_2i$ - und $-a_2u$ - gleich stelle als starke formen, unter dem einflusse des hochtones entstanden, sondern dass ich sie als mittlere, nicht ursprünglich hochtonige stufe fasse. Wir müssen die gleichungen ansetzen $*sunau-$ = $*nama_2n$, $suna_1v-$ = $nama_1n-$, $sunu-$ ¹⁾ =

¹⁾ In der uns vorliegenden flexion kommt der schwache stammauslaut nur vor consonanten und daher sonantisch vor. Es lässt sich aber beweisen, dass es früher auch formen gegeben haben muss, in denen er vor vocalisch anlautenden flexionsendungen als consonant verwendet wurde. Dies zeigt die von A. Kuhn in seiner zshr. 2, s. 460 ff. nachgewiesene entstehung von *nn* aus *nv*. In *kinnus* = skr. *hanus*, gr. γένυς kann die gemination nur von solchen formen ihren ursprung genommen haben, ist dann auf die übrigen übertragen, die dann ihrerseits, der analogie der übrigen *u*-stämme folgend, die formen, von denen die gemination ausgegangen war, verliert haben. Ebenso ist die gemination in *mann-* = skr. *manu-* aufzufassen, nur dass hier der weitere entwicklungsgang der umgekehrte gewesen ist, indem die formen, in denen

namn-. Dass die starke stufe in der regelmässigen flexion nur im diphthongen¹⁾ erscheint, liegt jedenfalls nicht daran, dass sie durch die stellung im diphthongen von anfang an bedingt wäre, sondern daran, dass sie sich hier wegen des stärkeren abstandes von den übrigen formen dem übergreifen der mittleren stammform (womit der entsprechende process bei den verwantschaftswörtern zu vergleichen ist) entzogen hat. Umgekehrt hat auch die starke stufe über ihr gebiet hinausgegriffen, z. b. im skr. in der flexion von *sakāy-*.

Wo nur zwei stufen überliefert sind, darf die reducierung aus früheren drei stufen als ebenso natürlich und begreiflich betrachtet werden wie die noch viel öfter geschichtlich zu verfolgende weitere reducierung der zwei auf eine. Ich glaube, dass man unter keinen umständen a_1 oder A_1 und gänzliche ausstossung des vocales als gleichwertig ansehen darf. Ich kann mich daher z. b. nicht bei der von Brugman Stud. 9, 372 ausgesprochenen ansicht beruhigen, dass sich pa_1d- zu pa_2d- verhalte wie *dātr-* zur *dāta₂r*, indem bei dem ersteren die abschwächung gewissermassen als ersatz für die gänzliche ausstossung diene, die durch die natur der umgebenden consonanten unmöglich gemacht wäre. Ich glaube überhaupt, dass eine solche annahme mit unserer auffassung der lautgesetze nicht verträglich ist. Die etwaige unbequemlichkeit der durch ihre wirkung entstehenden lautgruppen wirkt nicht im voraus, ehe diese noch da sind, verhindernd, sondern führt nur hinterher dazu, dass sich die sprache derselben wider durch assimilation oder auf anderem wege entledigt. Ausserdem kann sie auch die verdrängung einer form durch association begünstigen. Ich vermute, dass Brugman selbst an dieser seiner auffassung nicht mehr festhält. Denn gerade er hat in einer seiner neuesten arbeiten 'Ueber das

nn lautlich entwickelt war, überhaupt maassgebend für die gesamte declination des wortes wurden und übertritt in die consonantische declination veranlassten; es kann also *mannē* noch als eine regelmässige form nach der *u*-declination aufgefasst werden.

¹⁾ Das *o* in *synove* etc. muss nicht, worauf mich Osthoff aufmerksam macht, auf a_2 zurückgeführt werden, sondern *ov* entsteht im slav. regelmässig wie im lat. aus *ev*. Skr. *sunāvas* mit kurzem *a* weist auf a_1 .

verbale suffix *â* im indog.'¹⁾ den bündigsten beweis geliefert, dass die natur der umgebenden consonanten der ausstossung nicht hemmend entgegentritt. S. 12 ff. stehen beispiele von

¹⁾ In 'Morphologische untersuchungen im gebiete der indogermanischen sprachen' von Osthoff und Brugman 1, 1 ff. Diese arbeit eröffnet überhaupt eine weite perspective und regt zu allerhand fragen an über die ältesten der vielleicht noch für die forschung erreichbaren verhältnisse und vorgänge der ursprache. Lässt sich für eine erhebliche anzahl von consonantenverbindungen innerhalb der sogenannten wurzeln nachweisen, dass sie durch syncope eines vocales entstanden sind, so darf man wol den gedanken ins auge fassen, ob dies nicht vielleicht bei sämtlichen der fall ist, so dass es also auf einer älteren stufe gar keine consonantenverbindungen gab. Da wir nun aber häufig drei und auch noch mehr consonanten in der wurzel haben, so wäre die notwendige consequenz davon, dass wir ursprünglich mehrsilbige wurzeln statuieren müssten wie in den semitischen sprachen. Sollten nicht so vielleicht auch die rätselhaften medialaspiraten begreiflich werden, wenn zwischen der media und dem spiritus asper ein vocal ausgefallen wäre? Selbst wurzeln, die jetzt nur zwei consonanten zeigen, könnten ursprünglich drei enthalten haben, z. b. könnte *pat* aus *papat* oder *patat* entstanden sein etc., auch *apat* mit spiritus lenis oder asper, die gleichfalls als consonanten zu rechnen sind. Die mehrsilbigen wurzeln könnten compositionen aus älteren einsilbigen sein, ohne dass wir aber zu dieser annahme durchaus genötigt sind. Wie weit man noch auf diesem felde zu wirklichen resultaten gelangen kann, ist vorläufig nicht abzusehen. So viel ist sicher, wir haben kein recht die einsilbigen 'wurzeln' als einfache und ursprüngliche elemente der sprache anzusetzen. Sie sind vielleicht erst das product einer ganzen reihe solcher tief eingreifenden processe, wie es die jetzt noch erkennbare indogermanische vocalsyncope ist, an die sich consonantische assimilationen und andere lautveränderungen angeheftet haben; und es kann selbst ein einzelner laut aus wer weiss wie vielen elementen zusammengeschmolzen sein. Dass man keine gestalt der 'wurzeln', die innerhalb der fertigen worte erscheint, ohne weiteres mit derjenigen identificieren darf, die sie einmal in ihrer selbständigkeit gehabt haben, und die uns unbekannt ist, hat neuerdings J. Schmidt, Kuhns zs. 24, 312 anm. nachdrücklich hervorgehoben. — Ist Brugmans hypothese über suffix *â* richtig, so wird ein grosser teil der vocalisch auslautenden wurzeln beseitigt, und man könnte vielleicht, auf diesem wege weiter gehend, noch andere vocalisch auslautende wurzeln in consonantisch auslautende wurzeln und vocalische suffixe zerlegen. Ich möchte hier aber doch die entgegengesetzte möglichkeit wenigstens in erinnerung bringen, die mir noch gar nicht abgetan scheint und von der forschung im auge behalten werden muss. Man könnte vielleicht mit gleichem rechte behaupten, dass viele oder alle wurzeln, auch die mit nur zwei, ja einem consonanten, ursprünglich mehrsilbig gewesen

ausstossung zwischen den verschiedensten geräuschlauten. Insbesondere hebe ich darunter hervor skr. *pibdate* und *pibdana-* aus wurzel *pad*. Waren diese formen möglich, so war auch

und auf vocal ausgegangen seien. Auf grundlage der zweisilbigkeit gab es dann drei hauptmöglichkeiten beim eintritt der vocalabstufung: erhaltung beider vocale, schwund des ersten, schwund des zweiten; die verschiedenen stufen der erhaltenen vocale ergeben weitere unterabteilungen; bei eventueller drei- oder viersilbigkeit vermehren sich die möglichkeiten. Ausserdem kommt in betracht, da ja die abstufung erst die fertigen wörter traf, dass schon vorher der auslaut der wurzel mit dem anlaut des folgenden suffixes zu einer silbe verschmolzen sein konnte. — Die consequenz dieser auffassung wäre beseitigung der ableitungssuffixe, die nur aus einem vocale bestehen, also *a* und *ā*, richtiger als *a* und *ā* zu scheiden. Wir nähern uns damit der auffassung Ficks in Bezenbergers Beiträgen I, 1 ff. Nur bemerke ich, dass ich seiner motivierung der nichtexistenz eines suffixes *a* und den weiteren von ihm gezogenen consequenzen nicht im geringsten beistimmen kann. Nunmehr könnten z. b. präpositionen wie *apa*, *ava*, *upa* nach der bisher üblichen terminologie blosse wurzeln ohne suffixe sein. Könnte nicht ferner die *a*-declination und die consonantische aus ein und derselben flexionsweise hervorgegangen sein durch eine spaltung, wie sie uns so häufig in der späteren entwicklung entgegentritt? In der ursprünglichen flexion wäre der wurzelauslaut in die regelmässigen drei stufen gespalten, bei den masculinen und neutren $a_2 - a_1 - 0$, bei den femininen $A_2 - A_1 - 0$. Durch verdrängung der schwachen stufe wäre die *a*-declination entstanden, die neben der starken noch die mittlere aufweist (im voc. *λῆξε* etc. und im gen. sing. der nordeuropäischen sprachen **esio*, **esso*; im voc. *νύμφῆ* und im loc. *χαμαί*), umgekehrt durch verallgemeinerung der schwächsten stufe die consonantische. Ist nicht vielleicht im gen. sg. *a₂s* ein rest der starken stufe erhalten, indem das suffix nicht *a₂s*, sondern *s* (natürlich etwa aus **sa* entstanden) ist? Auf das fem. müsste diese endung dann freilich vom masc. her übertragen sein. Was für die wurzeln gilt, gilt auch für die ableitungssuffixe: *tar* und *tra* würden aus *tara*, *an* und *na* aus *ana*, *at* und *ta* aus *ata* entstanden sein, bei welchen letzteren es sich dann aber wieder fragen würde, ob das erste *a* zum suffix oder zur vorhergehenden wurzel gehört hat. — In demselben verhältnisse wie die consonantische declination zur *a*-declination würden die praesentia ohne thematischen vocal mit scheinbar consonantischem wurzelauslaut zu denen mit thematischem vocal stehen, letztere die starke und mittlere, erstere die schwache stufe des wurzelauslautes bewahrend. Von einem präsensbildenden vocale wäre also nicht mehr die rede. Ein umstand fällt dabei schwer ins gewicht. Formen, die nach allgemeinem einverständnis nicht aus dem präsensstamme, sondern unmittelbar aus dem verbalstamme abgeleitet sind, zeigen zwischen dem angenommenen stamme

ein instr. **pdâ* etwa zu **bdâ* assimiliert eben so gut möglich als ein instr. *dâtrâ*. Wenn nun diese form der wurzel nicht vorkommt, so wird sie eben schon im indog. durch die mittlere stufe *pa₁d* verdrängt sein. Und ebenso in ähnlichen fällen, während widerum in anderen die mittlere durch die schwache verdrängt ist.

und dem suffixe einen vocal, den man meiner überzeugung nach nicht als einen eingeschobenen oder aus den umgebenden consonanten entwickelten betrachten darf. So stehen von den participialadjectiven in allen sprachen neben den formen auf *-tas, -nas* solche auf *-atas, -anas* (die' spezielle vocalqualität lasse ich hier unberücksichtigt). Man vgl. aus dem germ. die eigentlichen participia *nasips, gibans* mit den zu adjectiven erstarrten *kalds, fulls* (aus **plnâs*). Es gibt kein lautgesetz, aus welchem sich in diesen fällen secundäre entwicklung des vocales rechtfertigen liesse; auch aus dem *n* konnte derselbe nach den oben gegebenen ausführungen nicht entspringen, weil es nicht sonantisch war. Und wie wollte man das nebeneinanderbestehen beider formen lautlich rechtfertigen? Wir müssen die eine als form mit mittlerer, die andere als form mit schwacher vocalstufe fassen, und einen ursprünglichen wechsel dieser beiden stammformen in der flexion annehmen. Und der vocal muss dann als wurzelauslaut gefasst werden, wenn man ihn nicht, was sich in diesem falle nicht positiv zurückweisen lässt, für den anlaut des ableitungssuffixes nehmen will. Letztere möglichkeit ist ausgeschlossen bei dem sogenannten hilfsvocal im perf., z. b. in skr. *paptimâ*, griech. *λελοιπάμεν*, lat. *fecimus*, den ich nicht wie Brugman als entwicklung eines stimmtones ansehen kann. Und das gleiche gilt vom sigmatischen aorist. In diesem wie im perf. läge also wechsel zwischen mittlerer und schwacher, im starken aorist, der doch auch nicht aus dem präsensstamme gebildet ist und trotzdem sogenannten thematischen vocal hat, wechsel zwischen starker und mittlerer stufe des wurzelauslautes vor. — So kann denn auch in bezug auf Brugmans suffix *â* die frage nicht von der hand gewiesen werden, ob es nicht vielmehr die starke stufe eines wurzelauslautes *A* ist. Brugman führt eine reihe von formen an mit kurzem vocal oder mit vocalausstossung, die zu denen mit *â* in auffallendem parallelismus stehen, so dass man sich schwer entschliessen kann sie von denselben zu trennen. Man kann sich doch kaum des gedankens erwehren, dass z. b. die vocalverschiedenheit in indog. **patâ₂r* — **mâ₂ta₂r*, **prânâs* — **prnas*, skr. *çâtâs* — *çitâs* (vgl. s. 34) etc. auf stammabstufung beruht. — Uebrigens bitte ich dies alles nur als vermutungen zu betrachten, die ich weiterer prüfung empfehle. Ganz ähnliche anschauungen hegt aber auch Osthoff, wie er mir mitteilt, seit längerer zeit. Und wir dürfen wol von ihm eine weitere ausführung und bessere begründung, vielleicht auch berichtigung des hier ausgesprochenen erwarten.

Dieselbe dreiheit wie in der nominalen muss auch in der verbalen flexion vorhanden gewesen sein, insbesondere innerhalb des perfectstammes. Die mittlere und schwächste stufe müssen ursprünglich auf verschiedene formen des perf. verteilt gewesen sein. So sind sie uns nicht mehr überliefert, sondern nur in gleichwertiger verwendung; vgl. skr. *ça-çad-ús* — *da-dr-ús*; griech. *πέπλεκται* — *τέταται*. Auch im germ., glaube ich, haben wir reste der mittleren form neben der schwachen. Man vgl. die präteritopräsentia *munum*, *skulum* mit den regulären formen *berum*, *gebum* etc., denen die wurzelformen **ma₁ma₁n-* — **bha₁bhr-* zu grunde liegen müssen. Ueber anderes vielleicht hierher gehöriges weiter unten.

Diese betrachtungen machen es klar, dass nas-liqu.sonans niemals die zweite stufe repräsentieren kann, da für diese erhaltung des vocales charakteristisch ist, sondern nur die dritte, und dass sie auf gleiche linie zu stellen ist mit blosser nas-liqu. consonans ohne vocal, gerade wie auch *i* und *j*, *u* und *v* die gleiche stufe repräsentieren, dass dagegen einfache (nicht in einer consonantenverbindung stehende) nas-liqu. mit dem voraufgehenden voeal in keiner sprache die schwache stufe repräsentiert. Die scheinbar widersprechenden verhältnisse beruhen auf ausgleichung zwischen schwacher und mittlerer stufe, so z. b. in der wurzelsilbe des verbaladjectivs der deutschen starken verba. *Baurans* ist mittlere stufe, wie es ja auch *lisans*, *farans*, *fallans* sein muss. Ebenso sicher ist *stigans*, *gutans* schwache stufe; die mittlere wäre ja **steigans*, **giutans*. *Bundans* kann sowol schwache als mittlere stufe sein, aber *brukans* aus **brk* kann wider nur schwache sein; die mittlere wäre **brikans*.

Auf die entwicklung, welche die indogermanischen vocale im germanischen gehabt haben, hat ein moment tiefgreifenden einfluss gehabt, welches man bisher nicht richtig gewürdigt hat.¹⁾

¹⁾ Allerdings hat Scherer, Zur Gesch. und nach ihm Heinzel, Niederfränk. Geschäftssprache, dem germanischen hoctone grossen einfluss auf die entwicklung des vocalismus zugeschrieben. Aber beide führen darauf gerade erscheinungen zurück, die vom accente (wenigstens insofern man darunter das tonverhältnis der einzelnen silben versteht) ganz unabhängig sind, und die in tieftonigen oder unbetonten silben gerade so eintreten wie in hoctonigen.

Wie der indogermanische accent schon in der ursprache auf die vocalqualität bestimmend eingewirkt hat und noch weiter in der speciellen entwicklung der einzelnen sprachfamilien fortwirkte, so hat auch das jüngere germanische accentuationssystem wiederum zwar nicht in gleichem maasse, aber doch nicht unbeträchtlich eingewirkt. Wie sehr die spätere, zum teil noch historisch zu verfolgende entwicklung des vocalismus, durch die accentuation bedingt ist, ist bekannt. Aber auch schon in einer sehr alten periode, vor der wirkung der sogenannten auslautgesetze, haben zum teil je nach der verschiedenen betonung verschiedene gesetze gegolten.

Was die hochtonigen silben, d. h. also die wurzelsilben der nicht proclitischen oder enclitischen wörter betrifft, so stellen sich jetzt die entsprechungen der indogermanischen vocalreihen folgendermaassen heraus:

I. Reihe a.

- 1) $a_2 = a$: *gab, nam, band, staig, gaut.*
- 2) $a_1 = a$: in indog. betonter silbe¹⁾ stets *e* (*i*), nicht nur *giba, steiga, giuta*, sondern auch *nima, binda.*
 - b) in indog. unbetonter silbe im allgemeinen auch *e*: *gibans, lisans, gifts*, aber vor nas.-liqu. *u* (*o*): *numans, baurans.*
- 3) Ausgestossener vocal ist natürlich ein für alle mal fort und aus ihm kann sich kein neuer vocal entwickeln, vgl. *kniu, triu*²⁾ mit verallgemeinerung der schwachen stufe des wurzelvocal gegen griech. *γόνυ, δόρυ* mit verallgemeinerung der starken und lat. *genu* mit verallgemeinerung der mittleren stufe. Aber wo dem ausgestossenen vocal ein zu derselben silbe gehöriger laut folgte oder vorangieng (im letzteren falle aber nur, wenn auch ein consonant, nicht ein vocal folgte), der an und für sich sowol sonant als consonant sein kann, da ist die silbe nicht verloren gegangen, sondern der betreffende laut als sonant verwendet. Diese laute sind:
 - a) die sogenannten halbvocale *i — j, u — v*; aus *ai* und *ja* ist *i*, aus *au* und *va* ist *u* geworden, und

¹⁾ Diese betonung beruht vermutlich auf einer frühzeitigen verschiebung der ursprünglichen verhältnisse.

²⁾ In der ableitungssilbe *-iu, -iv-*, die nun vom germanischen standpunkte aus wegen der betonung als wurzelsilbe erscheint, ist die mittlere stammform verallgemeinert, wie bei den griechischen auf *-εῖς*, und dann übertritt in die *a*-declination erfolgt.

bleiben im germ. unverändert: *stigans*, *batiza* (iz schwache form zu *jas*), *gutans*, *berusios* (us schwache form zu *vas*).

- b) nas.-liqu.; aus *am*, *an*, *ar*, *al*, ebenso aus *ma*, *na*, *ra*, *la* ist sonantisches *m*, *n*, *r*, *l* geworden und daraus wird im germ. *um*, *un*, *ur*, *ul*, respective (*mu*), *nu*, *ru*, *lu*: *svummun*, *bundun*, *vaurpun*, *hulpun*; altn. *knoða*, *truda*, ahd. *fluhtun*.

II. Reihe A.

- 1) $A_2 = a$ in offener silbe δ : *för*, *taitok*.
 b) in geschlossener silbe und im diphthongen *a*: *haihald*, *haihait*, *aiauk*, vgl. Osthoff, Morphol. unters. 1, 238 anm.
- 2) $A_1 = a$: *farans*, *halda*, *haldans*, *haita*, *-ans*, *auka*, *-ans*.
- 3) Bei gänzlicher ausstossung des vocals müssen hier die verhältnisse dieselben sein wie in reihe *a*. Aber die beispiele der schwachen stufe sind hier seltener aus gründen, die zu tage liegen. Beim verb. ist sie verloren gegangen, indem der pl. des prät. frühzeitig dem sg. angeglichen¹⁾ und im participialadjectiv wie in andern klassen die mittlere stufe verallgemeinert ist. Das musste natürlich auch auf die ableitungen einfluss üben. Doch findet sich die schwache stufe z. b. in ahd. *scidôn*, *scidunga*; mhd. *butze* (vgl. auch Diez, Etym. wb. der roman. sprachen I³, 79 unter *bozza*) zu *bôzen*; mhd. *stutz*, *stützen* zu *stôzen*; ahd. *furt* zu *faran*, ahd. *spunni* zu *spanan*; ahd. *grubilôn* zu *graban*²⁾; ahd. *sulza* zu *salz*; *unnum*, ahd. *gunst*, doch wol zu *animus* etc. zu stellen.³⁾

Wir sehen, mehrfach ist zusammenfall ursprünglich verschiedener laute eingetreten. Die schwache stufe von *a* und A war natürlich schon indog. einerlei. Die mittlere und schwache stufe von *a* vor nas.-liqu. + cons. ist nicht mehr zu scheiden; *bundum*, *bundans* kann beide vertreten. Germ. *a* vertritt a_2 , A_1 und A_2 in geschlossener silbe und in diphthongen. Das vor nas.-liqu. entwickelte *u* ist mit indog. *u* zusammengefallen.

¹⁾ Für die reduplicierenden verba ist diese annahme vielleicht nicht einmal nötig; *haihaldum* könnte ja auch vertreter der mittleren stammform sein, die, wie wir sahen, von anfang an neben der schwachen stand.

²⁾ Ahd. *molta*, *muli*, *muljan* könnte man auch hierher ziehen, aber daneben steht auch *melo*.

³⁾ War die ablautsreihe im verb. *ann* (A_1) — *ann* (A_2) — *unn*? *unnum* könnte sich in bezug auf die stufe des wurzelvocalis zu *haihaldum* verhalten wie *nënum* zu *numum*; *ansts* wäre die mittlere stufe zu der schwachen *gunst*.

Ausserdem bemerke ich, dass \hat{o} auch noch dehnung von a_2 sein kann, z. b. in *fôtus*.¹⁾

Inwiefern sich nun der vocalismus der nicht hohtonigen silben davon unterscheidet, werden wir in den folgenden abschnitten sehen.

8.

Sievers hat im fünften bande dieser beiträge von den meisten der im gotischen geschwundenen vocale bewiesen, dass sie erst den specifischen auslautgesetzen dieses dialectes erlegen sind und im urgerm. noch vorhanden waren. Für andere nimmt auch er urgermanischen schwund an. Ich glaube, dass wir auf der von ihm betretenen bahn noch weiter gehen müssen. Ein urgermanisches auslautgesetz gibt es meiner überzeugung nach überhaupt nicht, auch nicht in der von Sievers versuchten oder irgend einer andern beschränkung. Alle vocalausstossungen sind von den drei hauptgruppen des germanischen (got., skand., westgerm.) selbständig nach eigentümlichen gesetzen vollzogen.

Sievers statuiert einen wesentlichen unterschied zwischen zwei-²⁾ und mehrsilbigen wörtern. Bei den ersteren wird nach ihm im urgerm. der ausfall eines vocales durch einen folgenden consonanten verhindert, bei letzteren nicht. Ausserdem nimmt er besondere tonverhältnisse als ursachen für hinderung des ausfalles an.

Zunächst sieht man nicht recht ein, wenn der unterschied zwischen offener und geschlossener silbe überhaupt etwas ausmacht, warum er für die dritte oder vierte silbe nicht eben so gut in betracht kommen soll wie für die zweite. Ferner aber hat sich Sievers genötigt gesehen den begriff der 'stützung durch einen consonanten' in einer weise auszudehnen, wie sie

¹⁾ Die länge hat sich wol vom nom. des im urgerm. noch consonantisch fleectierten wortes aus verallgemeinert. Derselbe wird einmal mit ausstossung des stammauslautes und ersatzdehnung **fôs* (vgl. *πovς*) gelautet haben. Damit wäre wider ein einwand von Collitz gegen Brugmans vocaltheorie beseitigt (vgl. Bezzenbergers Beitr. 2, 298 unten).

²⁾ Wenn ich hier und im folgenden von zweisilbigen etc. wörtern spreche, so rechne ich natürlich von der tonsilbe an und sehe von den unbetonten vorsilben ab.

schwerlich gerechtfertigt ist. Er muss auch die erhaltung derjenigen vocale zugeben, hinter denen ein nasal abgefallen ist, und rechtfertigt dies aus dem schutze, den die hinterlassene nasalierung gewährt habe, eine annahme, die mindestens durch keine sonstigen gründe gestützt wird. Ist sie nicht richtig, so fällt auch der acc. sg. der vocalischen declination unter die fälle, in denen ein auslautender kurzer vocal im urgerm. erhalten geblieben ist.

Die anderen sicheren beispiele dafür sind der loc. der einsilbigen consonantischen stämme (beweis der umlaut in ags. *menn*, *fēt*, *mêder* etc.) und die adverbia von der form *aba*, *umbi* etc. (vgl. s. 121). In bezug auf die letzteren neigt Sievers zu der ansicht, dass sie die ursprüngliche betonung länger bewahrt hätten als die übrigen wörter. Eine solche annahme scheint mir absolut unzulässig. Die umgestaltung der betonung im urgerm. ist nach einem so einfachen klaren principe erfolgt, dass an sich keine form sich ihr entziehen konnte. Innerhalb des satzgefüges aber kenne ich nur éine möglichkeit, wodurch das gegenseitige tonverhältnis der silben eines zweisilbigen wortes umgekehrt oder einer sonst gesetzmässigen umkehrung entzogen werden kann, nämlich die, dass das betreffende wort als procliticum oder encliticum seinen selbständigen hauptton einbüsst. Dann allerdings können sich die betonungsverhältnisse nach den für die abstufung der nicht hochbetonten silben mehrsilbiger wörter richten, daher kürzungen wie *nan* für *inan*, *mo* für *imo* bei O., daher formeln wie *vér rom*, *peiro* für *vér erom*, *peir ero* im altn. Es ist ja aber gerade das nicht proclitische adverbium, an dem sich die vorausgesetzten abnormen betonungsverhältnisse zeigen würden, während die art, wie die präpositionen verkürzt sind (*af*, *umb*) zeigt, dass bei ihnen keine modification der gewöhnlichen betonung stattgefunden hat. Ausserdem bliebe aber ja noch immer die erhaltung des *i* im loc. zu erklären, für den doch erst recht keine aus der sonstigen analogie heraustretende betonung angenommen werden kann und auch von Sievers nicht angenommen ist.

Will man in der erhaltung des vocales noch irgend welche nachwirkung der alten betonung sehen, so ist das nur unter der voraussetzung möglich, dass dieselbe als nebeton geblieben

ist. Freilich würde diese auffassung mit Sievers sonstigen voraussetzungen nicht stimmen, indem er ja annimmt, dass der nebsilbe selbst die letzte silbe eines dreisilbigen wortes nicht geschützt habe, weil er vor dem haupttone des folgenden wortes verloren gegangen sei.

Was gibt es denn aber überhaupt für fälle, in denen ein zweisilbiges wort im urgermanischen einen auslautenden vocal eingebüsst hat? Die fälle, die Sievers geltend macht, sind *ik*, *mik* etc., die präpositionen *af*, *in* etc., die 2. sg. imp., die 1. 2. 3. sg. und 3. pl. der verba auf *-mi*, die 1. 3. sg. und 1. pl. des starken präteritums.

In der 1. pl. praet. *bitum* (vgl. s. 119) ist der vocal nicht erst im germanischen entwickelt, sondern wahrscheinlich indog., vgl. s. 120; daher ist auch keine ursache, den abfall des ursprünglich auslautenden vocales, der übrigens nun der dritten silbe zufallen würde, ins urgermanische zu verlegen.

In bezug auf die 1. sg. praet. steht es ganz sicher, dass kein lautlicher abfall stattgefunden haben kann. Sievers nimmt ausgleichung an die 3. sg. an. Eine weit befriedigendere erklärung gibt Osthoff, Morphologische untersuchungen I, 227 ff. Die personalendung *m*, die im indog. unmittelbar an den schlussconsonanten der wurzel angetreten war, hatte nur nach geräuschlauten die function eines sonanten, nach nas. oder liqu. die eines consonanten. Aus *m* (oder *n*) sonans entwickelte sich *um* (oder *un*), dann fiel der nasal in beiden fällen ab. Es standen also zunächst neben einander *bar* — **gabū* etc. In dem letzteren konnte der vocal weder nach dem urgermanischen lautgesetz in der Sieversschen fassung, noch später nach dem gotischen oder westgermanischen auslautgesetze (nach letzterem allerdings in andern verbalclassen) abfallen, und im altn. hätte er *u*-umlaut hinterlassen müssen. Demnach beruht *gab* auf einer verallgemeinerung der formation *bar*. Dabei mag allerdings auch die 3. sg. mit eingewirkt haben, bei welcher sich keine formelle scheidung erzeugt hatte. Aber auch in dieser ist der vocal nicht durch ein lautgesetz abgefallen, sondern, wie ich glaube, niemals vorhanden gewesen. Sie muss ursprünglich im indog. der sonstigen analogie zur ersten person entsprechend gleichfalls durch unmittelbare anfügung der personalendung (*t*) an den wurzelconsonan-

ten gebildet sein. Allordings weiss ich sonst kein sicheres beispiel für diese bildungsweise, die durch das eindringen des zwischenvocales vom plural her verdrängt zu sein scheint. Jedoch von dem in dieser beziehung mit dem perf. auf gleicher linie stehenden aoriste gibt es vocallose formen, so im skr. die kürzlich von Brugman in Bezzenbergers Beitr. II, s. 249 besprochenen *akar* (aus **akart*), *açrot* (wurzel *çrav*) etc., ferner aoristi secundi wie skr. *avêdit* (aus **avêdist*, vgl. Brugman, Stud. 9, s. 312) und slav. *pe* (aus **pęst*, vgl. ib. 314). Wir haben alle ursache, in den germanischen formen die unmittelbaren fortsetzungen der ursprünglichen bildungsweise zu sehen. Uebrigens, wenn selbst die formen einmal **gabe* etc. gelautet haben sollten, so würde ich es darum noch nicht für nötig halten, urgermanischen abfall des *e* anzunehmen. Dann wären die verhältnisse ebenso zu beurteilen wie beim imp., und würden sogar noch begreiflicher sein, weil bei weitem die meisten praeterita lange wurzelsilbe haben.

Was den imp. betrifft, so hätte Sievers als grund für urgermanischen abfall des *e* nicht den durchgängigen mangel des umlauts im ags. und altn. anführen sollen. Denn dass die endung nicht *i*, sondern *e* gewesen ist, erhellt schon daraus, dass sie sonst, auch wenn sie schon urgermanisch abgefallen wäre, das *e* der wurzelsilbe durchgängig hätte zu *i* wandeln müssen, vgl. hierüber s. 79. 80. Bedenken dagegen erregen die altnordischen imperative *bitt*, *gakk* etc., auf die man sich schon früher vielfach berufen hat (vgl. Heinzel, Endsilben der altn. sprache s. 370), gegenüber den substantiven *band*, *gangr*, und wir müssen hinzufügen, gegenüber dem praes. *bind*, *bindr* etc. Jedoch ist zu bemerken, dass die formen auf *dr*, *gr* etc. durchaus nicht auf eine linie zu stellen sein würden mit denen auf *d* und *g*. Bei den ersteren muss das *r* silbenbildend gewesen sein, und es wäre daher durchaus keine veranlassung zu einer verwandlung der tönenden lenis gewesen, wie sie im auslaute vorlag. Dann aber könnten *band*, *bind* etc. sehr leicht wider aus *batt*, *bitt* durch ausgleichung hergestellt sein. Man muss für den acc. *band* in betracht ziehen, dass der systemzwang beim subst. viel wirksamer gewesen ist als beim verb., und für *bind*, dass die ausgleichung der 1. sg. ind. praes. mit der 2. und 3. auch in verschiedenen

andern beziehungen eingetreten ist, ausserdem aber, dass in der häufigen complication *bindumk* die media auch für die 1. sg. gewahrt sein musste. Wie Sievers die imperative *bitt*, *gakk* zum beweis für urgermanische apocope anführt, so könnte man umgekehrt die imperative *veg*, *drag* etc. neben den praeteritis *vá*, *dro* zum beweis des gegenteils geltend machen, vgl. s. 98. Wir befinden uns in folgendem dilemma. Entweder ist *veg* lautlich entwickelt oder es ist neubildung an stelle eines lautlich entwickelten **vé*. Im ersteren falle folgt, dass der imp. noch einen vocal am ende hatte zu einer zeit, wo das praet. keinen hatte. Ist aber das letztere der fall, räumen wir also die wirkung des systemzwanges bei diesen imperativen ein gegenüber längerer bewahrung der älteren formen im praet., die doch schliesslich auch demselben unterliegen und teilweise schon im beginne unserer überlieferung erlegen sind (s. 99), was hindert dann auch in der 1. sg. ind. und im acc. sg. des substantivums die form *veg* gleichfalls als neubildung zu fassen, und ebenso *bind*, *band*, *gang*? Es bleibt daher die möglichkeit, dass die consonantenverhärtung im auslaut erst nach wirkung des nordischen syncopierungsgesetzes eingetreten ist, und sie beweist nicht für urgermanische apocope. — Endlich ist auch die westgermanische tilgung des *e* in den kurzsilbigen imperativen nicht entscheidend für Sievers ansicht. Wir haben ja viele beispiele von ausgleichung der flexion zwischen den kurzsilbigen und langsilbigen stämmen.

Von verben auf *-mi* können weiter keine formen zum beweis urgermanischer apocope beigebracht werden als ags. 1. sg. *dôm*, *gâm* und 3. pl. *dôð*, *gâð*. Im ahd. kann, auch wenn die apocope erst westgermanisch ist, kein umlaut hinterblieben sein. In der 2. 3. sg. haben wir *dæs*, *dæð*; *zæs*, *zæð*. Hier erklärt Sievers den umlaut für übertragen von den verben mit thematischem vocal. Mit der gleichen wahrscheinlichkeit aber dürfen wir behaupten, dass ursprünglich flectiert wurde **dæm*, *dæs*, *dæð*, *dôm*, *dôð*, **dæð*, und dass dann dies anomale verhältnis nach dem muster der herrschenden classe umgebildet wurde.

Die erklärungen für den abfall im pron. und in den präpositionen wird sich aus unserer fassung des syncopierungsgesetzes ergeben. Sievers macht nach meinem vorgange die

abwerfung des *n* im altn. (*á, é*) für urgermanischen vocal-schwund geltend. Aber wo das *n* erhalten ist, im acc. sg. *aptan* etc. und in den adverbien *undan* etc. müste der vocal nach Sievers gesetzte gleichfalls im urgerm. geschwunden sein. Ohne annahme von ausgleichung kommen wir hier nicht weg. Dieser abfall wird erst nach der vocalsyncope eingetreten sein. Und so können wir auch 3. pl. ind. praes. *gefa* rechtfertigen ohne urgermanischen abfall des auslautenden *i* und ohne durch-aus gezwungen zu sein, einfluss der secundären personal-endungen anzunehmen. Wahrscheinlich ist der sachverhalt der, dass *n* lautgesetzlich nur da geschwunden ist, wo es im zusammenhange der rede vor consonanten stand, und wahr-scheinlich auch in pausa, wogegen es vor vocal erhalten blieb. In dem kampf der beiden doppel-formen mit einander musten im allgemeinen die ohne *n* wegen ihrer grösseren häufigkeit obsiegen; jedoch hatten die formen mit *n* da grössere chancen, wo sie mit andern formen, die das *n* unter keinen umständen eingebüsst hatten, associiert waren; demnach *aptan* nach allen übrigen casus, *undan* nach einem wahrscheinlich daneben stehenden *undana*, worüber gleich weiter unten.

Was die drittletzte silbe betrifft, so haben wir zunächst erhaltung einer im indog. auslautenden kürze bis in die ein-zelsprachen hinein in den mehrsilbigen adverbien auf *-ana* wie *innana* etc. (vgl. Beitr. IV, s. 470), die von den zweisilbigen wie *ana* (= griech. *avá*), *fona* nicht zu trennen sein werden. Das *a* liegt vor im got. und westgerm.¹⁾ Auch im altn. müssen noch formen auf *-ana* bestanden haben, da sonst unter allen umständen die formen auf *-an* nicht zu erklären sind. Ferner in ahd. *nidiri, upiri, untiri, 'uidiri, gagani*; auch in altn. *eptir, fyrir, yfir* kann der vocal wol erst den specifisch nordischen auslautgesetzen zum opfer gefallen sein.

Wenn die ältesten runen im nom. und acc. sg. der voca-lischen stämme den stammauslaut auch bei mehrsilbigen wör-tern bewahren (*Hollingar*), so ist es allerdings nicht bedenk-lich, mit Sievers anzunehmen, dass derselbe erst wider nach

¹⁾ Mit unrecht habe ich dem ags. die längeren formen abgesprochen. Sie sind nur selten: vgl. *heonane, neodane, ufane* bei Grein und *utone* P. C. 110, 9.

analogie der zweisilbigen wörter hergestellt sei, ja man ist vielleicht dadurch zu dieser annahme genötigt, dass in andern fällen der vocal der letzten silbe getilgt ist, vgl. Heinzl, Endsilben der altn. sprache s. 368. Aber in andern fällen stellen sich der annahme eines urgermanischen abfalls schwierigkeiten in den weg, in den übrigen fehlt es wenigstens an einem zwingenden grunde für denselben.

Dass für die ausstossung des *i* im nom. pl. die formen der *i*- und *u*-declination nicht als zeugnis dienen können, zeigt Sievers s. 157. 8. Aber ebensowenig können es die der *n*-declination; denn was Sievers s. 158 über westgermanisch *-on*, *-un* bemerkt, trifft gar nicht zu, wie schon meine ausführungen über die ags. brechung gezeigt haben, und wie aus dem weiteren verlaufe der untersuchung noch klarer werden wird. Beim part. *gefendr* aber ist die erhaltung des *i* bis in das nordische hinein direct durch den umlaut gesichert. Andere punkte werden weiter unten ihre erledigung finden.

Versuchen wir nun die positiven gesetze für die vocalausstossung zu finden, so wird es sich wesentlich darum handeln, die zur zeit ihres eintrittes bestehende accentuation zu ermitteln. Sievers hat gezeigt, dass diejenigen fälle des vocalschwundes, die er der westgermanischen oder altnordischen entwicklung zuweist, nichts mit der stellung im auslaute zu tun haben. Als ebenso unabhängig davon ergeben sich die von Sievers noch dem urgermanischen zugewiesenen fälle.

Ich muss einige allgemeine bemerkungen vorausschicken. Schon längst hat man, durch die metrik veranlasst, hochtonige, tieftonige und tonlose silben unterschieden. Für die entwicklung der lautverhältnisse aber ist die wichtigkeit dieser unterschieden bis auf Sievers noch nicht hinlänglich gewürdigt. Statt der bezeichnungen hoch- und tiefton wird es geratener sein, haupt- und nebtton zu gebrauchen, weil die ersteren nur auf musikalischen accent passen, die letzteren auch auf expiratorischen. Uebrigens wird der ausdruck tiefton sehr oft in unklarer und ungenauer weise angewendet. Es ist eigentlich widersinnig, die letzte silbe eines zweisilbigen wortes an sich als tieftonig zu bezeichnen, da der dazu gehörige gegensatz der tonlosigkeit fehlt. Von einem

tief- oder nebetone kann man nur sprechen, wenn es sich um zwei auf einander folgende nicht den hauptton tragende silben handelt. In *kleino*, *gimeino* kann es keinen nebeton geben, wol aber in *kleinemù* und in *kleinò girédinot*. Indessen können doch auch, wenn auf die hochbetonte nur eine einzige silbe folgt, an dieser mehrere arten der betonung unterschieden werden, je nach dem grade des abstandes zwischen ihrem tone und dem haupttone. Der abstand vom haupttone gibt uns einen maassstab, der überall anwendbar ist, und der sich daher besser zu einer grundlage für die messung eignet als der abstand zwischen den tönen der einzelnen nicht haupttonigen silben. Und dieses maassstabes werden wir uns in der folge bedienen, indem wir eine reihe von stufen der tonhöhe bei musikalischem, der tonstärke bei expiratorischem accente unterscheiden.

Die zahl der möglichen stufen ist unendlich. Wir brauchen aber nur so viele zu berücksichtigen, wie deutlich ins gehör fallen und für die richtige aussprache notwendig sind. In den germanischen sprachen ist es am zweckmässigsten, drei hauptstufen zu unterscheiden, innerhalb deren allerdings noch weitere abstufungen möglich sind, die wir als starke, mittlere und schwache stufe bezeichnen können. Dieselbe dreiheit muss in der indogermanischen grundsprache bestanden haben zur zeit, als die vocalabstufungen a_2 (o) — a_1 (ε) — O aus *a* und A_2 (ā) — A_1 (ǣ) — O aus *A* sich entwickelten.

Auf starker stufe stehen alle silben, die den hauptton eines selbständigen (nicht proclitischen oder enclitischen) wortes tragen; auf mittlerer alle nicht haupttonigen, die einen nebeton tragen; auf schwacher alle, die unmittelbar vor oder hinter einer nebetonigen silbe stehen. Zwischen zwei haupttönen oder nach einem hauptton, wenn nichts mehr folgt, oder vor einem hauptton, wenn nichts vorhergeht, kann mittlere und schwache stufe stehen. Diese bestimmungen ergeben sich aus dem principe der durchgängigen abstufung, die für die einheit des wortes wie des satzes unentbehrlich ist: es können nicht zwei auf einander folgende silben ganz gleiche tonhöhe oder gleiches tongewicht haben.

Bezeichnen wir demnach die mittlere stufe, wie es sonst

zur bezeichnung des nebetones üblich ist, durch den *gravis*, so sind im einzelnen worte, wenn wir von den nicht haupttonigen vorsilben absehen, folgende schemata möglich: *àà*, *áá*; *ááá*, *ááá*; *áááá*, *áááá*. Beachtenswert ist besonders, dass im vier-silbigen worte nebeton auf der letzten und drittletzten silbe sich gegenseitig bedingen. Ein schema *áááá* kommt im einzelnen worte nicht vor. Die mittlere stufe ohne nebeton kann an tongewicht der mit nebeton ganz gleich sein, ist aber im gegensatz zu dieser leicht der abschwächung, eventuell dem herabsinken auf die schwache stufe ausgesetzt. Auf schwacher stufe ergibt sich leicht noch ein gradunterschied, je nachdem die vorhergehende silbe den haupt- oder nebeton trägt. Hinter dem ersteren braucht sie nicht so weit herabgedrückt zu werden, um sich deutlich abzuheben, als hinter dem letzteren.

Die verhältnisse werden nun dadurch noch viel complicierter, dass innerhalb des satzgefüges vielfach modificationen der pausabetonung eintreten können, durch welche dann auch die lautliche entwicklung bedingt wird, ein gesichtspunkt, der gleichfalls zuerst von Sievers nachdrücklich hervorgehoben ist. Zunächst kommt hier die *proclisis* und *enclisis*¹⁾ in betracht. Dadurch wird der hauptton, den ein zweisilbiges wort an sich oder in anderer verwendung hat zum nebeton herabgedrückt: aus *áá* wird *àá*. Hat ein wort an sich die betonung *áá*, so müste daraus zunächst *àà* entstehen. Da aber gleiches tongewicht der auf einander folgen-

¹⁾ Genau genommen müsten wir in jedem satze eine ganze reihe von abstufungen zwischen den im einzelworte haupttonigen silben unterscheiden. Was wir als *enclitisch* oder *proclitisch* herausheben, sind nur die schwächsten stufen innerhalb dieser reihe, in denen sich der ton nicht mehr über die mittlere stufe innerhalb des einzelwortes erhebt. Dieser grad der herabdrückung des *accentes* beschränkt sich übrigens nicht durchaus auf die gewöhnlich allein als *proclitica* oder *enclitica* bezeichneten wörter, auf partikeln und die *copula*, sondern findet sich unter bestimmten verhältnissen auch bei anderen wörtern. So kommt sie vor bei titeln unmittelbar vor einem eigennamen oder einem anderen titel. Daher mhd. in diesem falle *her*, *vrou* und sogar *ver*. In meiner niederdeutschen heimat sagt man *brodr* (*r* sonans), aber *bror Karl*. So erklärt sich wol auch engl. *miss* neben *mistress*. Hierher gehören auch die mannigfachen abschwächungen von 'guten tag', 'guten abend' etc.

den silben nicht bestehen kann, so wird daraus weiter entweder und zwar bei proclisis wol stets, *àa* werden, oder unter umständen auch *àà*. Letzteres haben wir in den oben s. 125 besprochenen formen: ahd. *mo* aus **imò*, altn. *ro* aus **erò*. Diese abschwächungen dürfen wir als untrügliche zeugnisse für die einstigen pausalbetonungen *imò* (und ebenso *blintemù*, *tágù*), *erò* (und ebenso *bindà*, *bündù*) betrachten.

Ausserdem aber kann die betonungsweise der schluss-silbe eines wortes durch die der anfangssilbe des folgenden beeinflusst werden. Diese beeinflussungen finden um so leichter statt, in je engerer logischer verbindung die beiden worte mit einander stehen. Sie finden nicht statt, wenn die beiden zu verschiedenen sätzen oder zu verschiedenen, durch eine pausa getrennten satzgliedern gehören. Es ergeben sich dabei, wenn das erste wort zweisilbig ist, folgende complicationen. *áa á* und *áa à* geben keine veranlassung zu einer modification; dagegen *áa a* muss in *àa a* übergehen; denn eine von den beiden unbetonten silben muss den nebeton bekommen, und die zweite kann ihn nicht erhalten, weil sie unmittelbar vor dem hochton steht. Andererseits muss *àa a* unverändert bleiben, die letzte silbe erhält dabei nur noch einen schutz gegen das herabsinken auf die schwache stufe. Dagegen wird aus *àa àa* wol mit notwendigkeit *áa àa*, während aus *àa áa*, welches aber kaum vorkommt, wol *àa áa* werden müsste. *àa á* kann leicht zu *áa á* werden, aber notwendig ist diese veränderung nicht. Ich möchte demnach doch nicht Sievers darin beistimmen (vgl. s. 104), dass es sich im wesentlichen gleich bleibe, ob der folgende ton ein hochton oder ein tiefton sei.

Drei- und mehrsilbige wörter sind viel weniger einer syntaktischen modification des accentus ausgesetzt. *áaa* verträgt sich nur nicht mit *a*; es wird dadurch zu *àaa* werden müssen, wobei aber der zweite nebeton schwächer sein muss als der erste; eventuell kann vielleicht auch die umkehrung *áaa* veranlasst werden. *áaa* bleibt vor *a*, kann aber auch vor *á* und *à* nicht leicht verändert werden. Wenn auch vielleicht die letzte silbe eine abschwächung der tonstärke erleidet, so bleibt sie doch über dem niveau der vorletzten. Ich muss dies im gegensatz zu Sievers hervorheben, der aus *áaa* vor folgendem

hochtone *áaa* entstehen lässt. Eine solche accentuierung gibt es überhaupt nicht. Verliert die letzte silbe den nebeton, so tritt derselbe auf die vorletzte, es tritt also geradezu eine umkehrung der verhältnisse ein. Diese umkehrung ist als eine mögliche wirkung des folgenden haupttones wol zuzugeben. So weit ich es beobachtet habe, richtet sich der nebeton in neuhochdeutschen wörtern wie *mutiges* wirklich nach der betonung der anfangssilbe des folgenden wortes: *mütiges pferd* aber *mütigè verteidigung*. Dies setzt aber eine gewisse gleichgültigkeit gegen den nebeton voraus, wobei seine stellung dem mechanismus des sprechens überlassen bleibt. Wo man aber den nebeton noch als etwas logisch motiviertes empfindet, wird solche umkehrung nicht leicht eintreten. Jedenfalls ist sie nichts, was mit notwendigkeit oder wahrscheinlichkeit zu erwarten ist.

Nach Sievers erörterungen kann es nicht mehr zweifelhaft sein, dass die stellung des nebetons im germ. nicht, wie man bis auf ihn angenommen hat, von der quantit der haupttonigen silbe abhängig ist. Er hat gezeigt, dass der nebeton in sehr vielen fällen auf der letzten silbe ruht, wo man ihn bisher auf die vorletzte gesetzt hatte. Er neigt sich zu der ansicht, dass dies im urgerm. fast durchgängig seine stellung gewesen sei. So bemerkt er s. 153: 'Es ist bekannt, dass der nebeton eines dreisilbigen wortes nicht vor vocal-syncope schützt; es heisst z. b. got. *mikils*, altn. *mikill* etc., obschon gewis einmal **mikilaz* bestand.' Er rechtfertigt diese annahme durch die bemerkung, dass in der stellung, die am häufigsten vorkomme, unmittelbar vor dem hochtone abschwächung zu **mikilaz* eingetreten sein müsse. Diese annahme widerspricht den eben ausgeführten principien. Die gleichheit des tongewichtes der beiden letzten silben ist nicht nur an sich unmöglich, sondern sie genügt auch nicht, die entstehungen der formen *mikils*, *mikill* zu erklären. Es kann doch nicht eine rein zufällige auswahl zwischen den beiden silben getroffen sein, sondern die ausgestossene muss wirklich schwächer gewesen sein als die erhaltene. Also unter allen umständen muss *mikils* zunächst auf eine grundform **mikilaz* zurückgeführt werden. Wollte man diese erst wider durch accentverschiebung aus **mikilaz* erklären, warum ist diese

verschiebung nicht in allen formen des wortes eingetreten? Warum heisst es *mikla*, *miklum* etc., nicht **mikila*, **mikilum*? Warum ist selbst indogermanische kürze in *innana*, *nidiri* erhalten und nicht auch durch verschiebung des accentus eingebüsst? Endlich aber sehe ich überhaupt gar keinen grund, der uns veranlassen könnte, nicht bei der betonung **mikilaz* als der ursprünglichen stehen zu bleiben.

Wir sehen, auch dieses princip ist nicht zu gebrauchen. Der nebeton hat ebensowenig eine tendenz, so weit als möglich nach hinten zu rücken, wie er sich durch die quantität der hochtonigen silbe bestimmen lässt. Er richtet sich überhaupt nicht nach einem gleichmässigen mechanischen schema, sondern wechselt in seiner stellung nach logischen principien.¹⁾ Logische gesetze sind für ihn gerade so wie für den hauptton das eigentlich maassgebende. Mechanische gründe kommen für ihn erst in zweiter linie in betracht, insbesondere ist in der regel, wo ein wort zwei nebetöne hat, der eine durch logische, der andere durch mechanische gründe bedingt nach den oben ausgeführten grundsätzen. Zu dem gleichen resultate führen mich anderweitige beobachtungen von ganz verschiedenen seiten her, die ich im folgenden darlegen werde. Die berücksichtigung dieser tatsache gibt uns ein mittel an die hand, eine ganze menge auf den ersten blick verworren erscheinender verhältnisse auf einfache principien zurückzuführen.

Der logische charakter des germanischen nebetons zeigt sich daran, dass derselbe innerhalb desselben wortes mit der flexion wechselt. Dadurch aber ist das auffinden der gesetze, nach denen er sich richtet, sehr erschwert. Denn es ist für jeden, der etwas von dem leben der sprache versteht, selbstverständlich, dass ein solcher wechsel zu einer menge von ausgleichungen führen musste, teils unmittelbar zwischen den wechselnden accenten, teils zwischen den durch den

¹⁾ Als ein logisches princip bezeichnet allerdings auch Sievers, IV, s. 538 die tendenz, den nebeton auf die endungen zu verlegen und vergleicht damit das im indog. für den hauptton geltende princip, die determinierenden teile des wortes hervorzuheben. Aber das logische wäre bei einer solchen gleichmässigkeit doch zu etwas rein mechanischem herabgesunken.

accentwechsel entstandenen lautlichen differenzen, und dass demnach die vorliegenden tatsachen keinen unmittelbaren rückschluss gestatten werden, sondern mannigfacher kritischer erwägungen bedürfen. Ich stelle wider meine sonstige gewohnheit das hauptergebnis voran, um die übersicht zu erleichtern.

Als eines der sichersten resultate hat sich mir ein wichtiges gesetz ergeben, das im urgermanischen und noch lange im skandinavischen wie im westgermanischen gegolten hat. Die endungen des nom. und acc. sg. und wahrscheinlich auch pl. stehen auf einer schwächeren stufe als die der übrigen casus. Unter endungen begreife ich nicht bloss die casussuffixe, sondern auch den damit verschmolzenen stammauslaut vocalischer stämme. Hieraus folgt weiter der satz: die dreisilbigen wörter hatten im nom. und acc. den nebenaccent auf der zweiten, in den übrigen casus auf der dritten silbe, also z. b. nom. **sálbòdaz* — dat. **sálbodài*. Zur näheren begründung dieses satzes wird nicht bloss dieser abschnitt, sondern auch die folgenden dienen. Diese betonungsweise lässt sich recht wol logisch begründen. Nom. und acc. sind, so zu sagen, neutrale casus, ohne ausgeprägte eigentümlichkeit, weshalb der begriff des stammes die alleinerschaft führt, während in den übrigen casus sich daneben das syntaktische verhältnis stärker geltend macht. Wir haben hier, scheint es, dasselbe princip, durch welches im indog. der ursprüngliche hauptton und die darauf beruhende stammabstufung bei consonantischen stämmen bestimmt wird.

Für die betonung im verbum dürfen wir folgende sätze aufstellen: der sogenannte thematische vocal des präs. steht auf mittlerer stufe, abgesehen von dem imp., ebenso der sogenannte bindevocal des praet. (*gebùn*) und das optativelement (*gebì*); im praet. der schwachen verba steht der sogenannte stammauslaut (*i, ai, ô*) auf schwacher stufe.

Genauere bestimmung aller einzelheiten bleibt der folgenden untersuchung vorbehalten.

Unter der voraussetzung eines wechselnden accentus wird jedenfalls Otrfrids verfahren begreiflicher. Bestanden etwa neben einander *sálda* (nom. acc.) und *sáldà* (gen.), so konnte er viel eher dazu kommen, beide arten der betonung frei nach

dem metrischen bedürfnisse zu verwenden, als wenn nur das zweite schema in der prosabetonung vorhanden gewesen wäre. Doch sicherheit gibt uns nur die entwicklung der lautlichen verhältnisse.

Betrachten wir zunächst unter diesem gesichtspunkte die abschwächung der althochdeutschen vocale zum mittelhochdeutschen *e*. Wir dürfen folgendes gesetz aufstellen: ein von natur langer oder durch doppelconsonanz gestützter vocal auf der mittelstufe oder mindestens auf der stärksten mittelstufe¹⁾ entzieht sich der abschwächung. Es scheint sogar, dass doppelconsonanz nach kurzem vocale nicht durchaus nötig ist. Zu einer bestimmteren fassung des gesetzes sind noch eingehende untersuchungen erforderlich, wie man sie bisher noch gar nicht ins auge gefasst hat. Denn natürlich haben sich die verhältnisse auch hier im zusammenhange der rede entwickelt.²⁾ Es muss daher z. b. das *u* in

¹⁾ Vielleicht ist das abweichende verhalten von oberdeutsch und mitteldeutsch so zu deuten, dass in ersterem die mittlere stufe stets, in letzterem nur dann schützt, wenn mit ihr ein wirklicher nebeton verbunden ist. Es könnte aber auch sein, dass die lautlichen bedingungen in beiden die gleichen gewesen sind und nur die darauf eingetretene ausgleichung nach verschiedenen richtungen gewirkt hat.

²⁾ So folgt auch die lautliche entwicklung der enclitica und proclitica ganz denselben gesetzen wie die der ableitungs- und flexions-silben. Dieser satz ist noch lange nicht mit der nötigen consequenz geltend gemacht. So sind z. b. die formen der präpositionen *be*, *en*, *met*, *ver* in formeln wie *bezite*, *enhant*, *metalle*, *ver guot* nicht bloss gelegentliche abschwächungen, die nach belieben eintreten können oder nicht, sondern die einzigen lautlich correcten, und die volleren formen *bi*, *mit* etc. sind, wo sie unmittelbar vor der tonsilbe stehen, durch formenassociation wider hergestellt nach solchen fällen, wo sie den haupt- oder nebeton haben, insbesondere aus den verbindungen mit dem artikel. Dasselbe gilt von den angelehnten pronominibus in formeln wie *gaben*, *gabem*, *gabech*, *hâte*, von zusammenziehungen wie *inme*, *anme*, *ûfme*, *zeme* etc. Schon im ahd. und im ugerm. sind auf diese weise viele zusammenziehungen entstanden. Uralt sind gewis solche wie *nist*, **nait*, **paist*. Nichts ist in diesen dingen von anfang an willkürlich, sondern wird es erst dadurch, dass der systemzwang die lautlich entwickelten verhältnisse zerstört. Darauf hin wirkt namentlich das metrische bedürfnis, welches ein beliebiges schwanken begünstigt, und die consequenzmacherei der schriftsprache, welche den pausalformen zur allein-herrschaft verhilft.

der formel *herrun gitan* so gut erhalten werden wie in *manunga*. Nur haben diejenigen formen, in denen die erhaltung des vollen vocales durch die syntax bedingt ist, immer nebenformen mit abgeschwächtem vocale zur seite, von denen sie gefahr laufen ganz verdrängt zu werden. Mit berücksichtigung dieses gesichtspunktes wird sich aus unserem gesetze die ganze entwicklung ableiten lassen.

Sievers hat eine reihe von ableitungssuffixen besprochen, die im mhd. ihren vollen vocal behalten und daher den tief-ton getragen haben müssen. Diese beweisen, dass jedenfalls in der zeit des übergangs vom ahd. zum mhd. das princip den nebeton an das wortende zu verlegen keine allgemeine geltung gehabt hat. Hat es nun von hause aus in der natur bestimmter suffixe gelegen, den nebeton an sich zu ziehen, während andere ihn den endsilben überliessen? Darauf können wir bestimmt mit nein antworten. Beweis ist erstens die endung *-sal*, die, weil sie aus *sl* entstanden ist, von haus aus keinen ton gehabt haben kann. Dass sie dann den nebeton auf sich gezogen hat, erklärt sich von unserem standpunkte aus ganz einfach, wenn wir annehmen, dass dies zunächst nur im nom. und acc. geschehen ist gemäss dem die sprache beherrschenden logischen betonungsgesetz.

Beweis ist ferner die verschiedenartige behandlung der meisten suffixe, die nur aus wechselnder betonung zu erklären ist. Neben den adjectiven auf *-în* stehen solche auf *-en*. Es tut nichts zur sache, dass das *-en* in der älteren zeit wesentlich auf das md. beschränkt ist; denn auch hier weist die doppelheit *-în* — *-en*, die auch im mnl. erscheint, auf einen wechsel der betonung. Neben *trehtîn* erscheint *trehten* bei oberdeutschen dichtern im reime (Weinh. mhd. grm. § 256), wobei es freilich zweifelhaft bleibt, ob das *e* nicht direct auf kurzes *i* zurückgeht wie *uuirten* etc. bei Notker. Die feminina auf *-inne* haben bei N. in den obliquen casus *-enn* (*gutenno* etc.). Neben *-isch* steht *-esch* und *sch*, welche abschwächung namentlich üblich ist in *hubesch*, *hövesch*, *hübsch*, *tiutsch*, *tiusch*, *walhesch*, *walsch*; dazu *mensche*, woneben im zwölften jahrhundert noch häufig *menniske*, *mennisch*, auch später *mennischlich*. Vgl. ferner *-oh* — *-eht*; *-ach* (aus *ahi*) — *-ehe*, *-ech*; *mânôt* — *mânet*, *mânde*; *kleinete* — *kleinet*; *gegenôti* — *gegendi*, *geinde*;

arzât, arzâtie — *arzet, arzetie*; *liumunt* — *liumet, liumde*; *âbant, âbunt* — *âbent*; *tûsunt* — *tûsent*; *arant* — *erende, ernde*; *alanc* — *alenc*; *-ist* und *-ost* in den superlativen neben *-est* und gänzlicher ausstossung des vocales in *leste, beste, græste* etc.; die substantivierten participia *heilant, vâlant, wigant, viant* und formen wie *scrickande, brinnunde* (vgl. Weinh. mhd. gr. § 356) neben *vient, vînt* und dem gewöhnlichen *-ende*; die häufigen participia auf *-ôt, -ot* neben dem gewöhnlichen *-et* und die selteneren praeterita auf *-ôte* neben *-ete, -te.*¹⁾ Von schwankungen, die erst nach dem dreizehnten jahrhundert aufkommen, sehe ich hier absichtlich ab.

Auf wechselnde betonung führt übrigens auch der von Sievers s. 534 mit recht als kriterium der unbetontheit geltend gemachte ausfall eines nasals. Denn *brinnede, klagede* sind nur nebenformen von *brinnende, klagende* wie *phennig* von *phenning, liumet* von *liumunt, tuced* (mfränk. *duht*) von *tugent*²⁾; *phalze* von *phalanz(e), phalenze*. Wenn neben *kunig* kein **kuning*, neben *müeding* kein **müedig* steht, so liegt das entweder daran, dass bei diesen wörtern frühzeitige ausgleichung des accentus eingetreten, oder wahrscheinlicher daran, dass frühzeitig die eine form verloren gegangen ist.

Zieht man die verwanten dialecte hinzu, so sieht man noch mehr, wie wenig ursprünglich die durchgängige gleich-

¹⁾ Es verdiente einer genaueren untersuchung, ob das schwanken der flexionsendungen in der übergangszeit vom ahd. zum mhd. wirklich nur auf einer unsicherheit in bezug auf die lautbezeichnung beruht, oder ob dabei wirklich verschiedene lautstufen vorliegen, die, unter verschiedenen syntaktischen bedingungen entwickelt, mit einander um die herrschaft kämpfen. Das resultat wäre dann im allgemeinen ein sieg der abgeschwächten formen gewesen, woneben sich aber namentlich im alem. volle endvocale behauptet hätten, die nur durch ausgleichung etwas unter einander gemischt wären.

²⁾ In der späteren zeit des mhd. finden sich noch viele ausstossungen eines nasals in unbetonter silbe, vgl. Weinh. al. gr. 200, bair. gr. 166. Es fragt sich, ob diese ausstossung nicht vollständig auf gleiche linie mit dem abfall des nasals im auslaute zu stellen ist, so dass also nicht der auslaut, sondern die stellung vor einem consonanten, sei es innerhalb desselben wortes oder sei es innerhalb des satzgefüges, die veranlassung für die tilgung des *n* gewesen wäre. Bei dieser auffassung würde sich das schwanken zwischen beibehaltung und abwerfung des *n* am besten erklären.

mässige betonung gewisser suffixe gewesen sein kann; vgl. *heimisch* = altn. *heimskr*, *truhtine* = altn. *dróttni*, *arbeit* = altn. *erfiði*.

Es ist klar, dass wir die zwiefache behandlung der ableitungssuffixe zu vergleichen haben mit der zwiefachen behandlung des zweiten teiles mancher composita, die vom sprachbewusstsein nicht mehr als solche empfunden sind. Man vgl. z. b. bei N. *solh*, gen. *solés* aus **solehes*¹⁾, mhd. durch ausgleichung auch in der unflectierten form *solh*. So erklären sich die nebenformen *ieman* — *iemen* aus **ieman* — *ieme(n)nes* etc. Analogien für den ausfall des *n* sind *ellede*, *teidigen*.

Sehr viele fälle würden sich allerdings auch nach Sievers princip deuten lassen, dass der nebenaccent an das wortende gerückt wird, nämlich alle diejenigen, in denen der nom. sg. zweisilbig ist. Aber der wechsel muss auch für solche fälle angenommen werden, wo der nom. sg. die gleiche silbenzahl hat wie die übrigen casus, bei *-unga*, *-nissa*, *-anti*, *-âri*, *-ôti*, bei denen mit einem mechanischen principe nicht auszukommen ist. Dass auch bei ihnen der nom. acc., wenigstens des sg. den ausgangspunkt für die betonung des ableitungssuffixes gegeben hat, scheint nach der analogie der zweisilbigen nominative selbstverständlich.

Die verallgemeinerung der nominativbetonung ist wahrscheinlich von den viersilbigen formen ausgegangen. Den meisten mittelhochdeutschen ableitungssilben mit vollem vocal ist es eigentümlich, dass sie häufig nicht unmittelbar nach dem haupttone stehen, sondern noch eine unbetonte silbe vor sich haben. Die participialendung *-ôti* ist besonders üblich in einem schema wie *verwândelôt*, jedoch nicht ausschliesslich. Ein *-sal* erhält sich nur in ursprünglich dreisilbigen nominativen. Dies liegt nicht bloss daran, dass wegen der erhebung über die vorletzte silbe auch die letzte silbe in den dreisilbigen formen vor einer syntaktisch bedingten herabdrückung auf die unterste stufe geschützt ist, sondern hauptsächlich daran, dass eine doppelte veranlassung zur ausgleichung gegeben ist. In einem

¹⁾ Die abschwächung setzt voraus, dass vorher eine von den betonungsverhältnissen unabhängige verkürzung eingetreten ist, vgl. Braune, Beitr. II, s. 131 oben.

worte wie *gik'chisinga* musste, wenn der nebeton auf die endsilbe rückte, notwendig auch noch die drittletzte silbe einen nebeton erhalten (vgl. s. 132), also gen. **gik'chisingà*. So ist gewis einmal betont. Anstoss erregte nun dem sprachgefühl zunächst die nicht durch logische, sondern rein mechanische gründe bedingte verschiedenheit in der betonung der drittletzten. Möglicherweise ist es nur diese differenz, die durch psychologische vermittlung ausgeglichen ist, und der weitere tausch zwischen den beiden letzten ist ein dadurch bedingter mechanischer process. Dass aber die abweichende betonung der viersilbigen formen nichts ursprüngliches sein kann, zeigt wider die ableitung *-sal*. Denn im ältesten ahd. muss noch flectiert sein *harmisal*, *harmistes*. Ebenso kann es nicht zweifelhaft sein, dass die viersilbigen schwachen praeterita ursprünglich so gut wie die dreisilbigen den nebeton auf der letzten hatten, um so weniger weil die meisten (wie *samanota* etc.) erst aus dreisilbigen entstanden sind. Und doch finden wir auch hier formen, die eine umkehrung der regelrechten betonung beweisen: *gebilidote*, *verwandelote*, wonach *weinote* u. dgl. nur analogiebildung sein kann.

Allerdings notwendig ist die viersilbigkeit für eine ausgleichende übertragung des nebetones auf die vorletzte silbe nicht, eben so wenig wie sie unbedingt diese übertragung herbeiführt. Hat sich die übertragung des tones einmal vollzogen, so wirken die dreisilbigen formen ihrerseits auf die zweisilbigen (vgl. *guldines*, *guldin*) schützend zurück, ein schutz, dessen die flexionsendungen (vgl. *gebôn*, *uueinôs*, *-ôt* etc.) entbehren.

Wie die vocalschwächungen des mhd., so können auch die des ags., die allerdings ein beschränkteres gebiet einnehmen, zum beweis für wechselnden nebeton herangezogen werden. Es gilt hier das gesetz, dass in unbetonter silbe *i* zu *e* abgeschwächt wird, und zwar nicht bloss westgermanische kürze, sondern auch westgerm. länge wegen der frühzeitig eingetretenen verkürzung. Allerdings findet sich noch daneben, namentlich in den nordhumbrischen denkmälern *i* geschrieben, aber immer mit *e* wechselnd, also deutlich von dem unversehrt bleibenden *i* der betonten silben geschieden. Der nebeton schützt vor dieser abschwächung. Wenigstens

wüste ich nicht, wie man anderswie gesetzmässigkeit in die erscheinungen bringen will. Die ableitungssilben nun, von denen im mhd. die ungeschwächten formen üblich sind, zeigen im ags. entweder schwanken zwischen *i* und *e* oder nur *e*. So stehen neben einander *-nis* und *-nes*, ersteres in Ps. und in den nordhumbrischen denkmälern, letzteres, wie mir scheint, in der westsächsischen prosa überwiegend; *-isc* und *-esc*, ersteres das gewöhnliche, vgl. aber z. b. *æwesc* in Ps., *denescan* in der Sachsenchronik. Neben dem allgemein üblichen *-ing* hat Aelfred *-eng*, vgl. Sweet P. C. XXIV, nicht bloss bei den femininis abstractis, sondern z. b. auch in *ælengum*, *niedenza*. Dies *e* erscheint auch in Rit.: *ðrownenze* 50, 1; *byencogum* 123, 1; *inceigence* 172, 1. Neben dem gemeinangelsächsischen *-ig* = got. *-eigs* hat P. C. häufig *-ez*, vgl. Sweet XXIV, und ebenso ist dort das nicht mehr als glied eines compositums empfundene *-lic* behandelt, indem es mit *-lec* schwankt. Das schwanken ist in den meisten fällen gerade den ältesten denkmälern eigentümlich. Wenn wir noch historisch verfolgen können, wie *-isc*, *-ing*, *-iz*, *-lic* ihre alleinerrschaft erst einer secundären ausgleichung verdanken, so werden wir unbedenklich das gleiche annehmen mit umgekehrtem erfolge für das dem mhd. *-in* in allen seinen functionen entsprechende *-en*.

Weiter gilt das gesetz, dass unbetontes *u* ausser im auslaute zu *o* wird. Es kommt dabei nicht in betracht, dass daneben allerdings in gewissen denkmälern gerade wie für verkürztes *ô* ein *u* geschrieben wird. Wenn nun *-ung* im gemeinen ags. constantes *u* hat, so ist das wider nur aus dem darauf ruhenden nebetone zu erklären. Dass es aber daneben auch in unbetonter stellung vorkam, beweist wider die altertümliche doppelformigkeit in P. C.: *-ung* — *-ong*, vgl. *tielongum* 133, 4. Erklären sich doch so auch die doppelformen *þurh* und *þorh*, letztere in proclitischer stellung vor betonter silbe entstanden. Während *þurh* im wests. verallgemeinert ist, herrscht *þorh* ebenso allgemein in Ps., findet sich ferner mehrmals in gl. Ampl. und Ep., in P. C. (*ðorhtioð* 423, 4), in Lind. und Rush. (*ðorhfæstnadum* J. 19, 37). Hierher gehört es auch, wenn in einigen fällen die adverbialform *fol* neben *ful* erscheint: *folneah* P. C. 35, 20; *fol oft* Dômes dæg 70 (von Grein in *ful* geändert). Neben *for* aus *furi* sollte

man auch *fur* erwarten. Für frühzeitige verdrängung dieser form musste das aus *fora* entstandene *for* den ausschlag geben.

Eine andere art von doppelformen der feminina auf *-ung* und *-ing*, die gleichfalls aus der wechselnden accentuation zu erklären sind, ist bei vocalischem wurzelauslaut entstanden. Die neben den gewöhnlichen uncontrahierten stehenden contrahierten formen wie *smeanz*, *fionz*, *fienz* (vgl. s. 93—95) beruhen auf unbetontheit des suffixes. Der suffixvocal hat dabei als zweiter component des diphthongen dieselbe abschwächung erlitten.

Noch ein moment kommt hier in betracht. Sweet bemerkt über P. C. (s. XXVI): 'from the adjectives *mettrum* and *untrum* the derivates *mettrymnes* and *untrymnes* occur very frequently, as well as the normal *mettrumnes* and *untrumnes*, the two MSS. often showing each a different form in the same passage.' Diese doppelheit erklärt sich nur aus der verschiedenheit des tonverhältnisses der beiden silben *trum* (*trym*) und *nes*. Eine umlautwirkende silbe muss stets schwächer betont sein als diejenige, auf welche sie wirkt.¹⁾ Vielleicht können wir sogar noch weiter gehen und behaupten, dass selbst eine nebetonige silbe nicht in einer haupttonigen umlaut wirkt, sondern nur die unbetonte. Wenigstens wirkt *-nis* im allgemeinen keinen umlaut, so wenig wie ahd. *-nissi*. Bei den mhd. ableitungssilben mit vollem vocal schwankt der umlaut.

Endlich ist hier noch das schon altangelsächsische *cynz* als nebenform von *cyningz* anzuführen.

Dieser angelsächsischen doppelheit entspricht die alt-nordische von *konungr* und *kongr*. Gleichfalls dem ags. entsprechend und ebenso zu beurteilen ist das nebeneinanderbestehen von contrahierten und uncontrahierten formen in *bóndi* — *búandi*, *nongr* — *náungr*, *sæng* — *sæing* etc. (vgl. s. 105). Denn bloss nach analogie der übrigen entsprechenden ableitungen können die uncontrahierten formen nicht wider hergestellt sein, da die bildungsweise an den contrahierten nicht mehr deutlich zu erkennen war.

¹⁾ Damit hängt wol auch das schwanken des umlauts bei den substantiven auf *-scaf*, *-hafli* in der Benedictinerregel zusammen, vgl. Seiler s. 428, der schon dieselbe ursache vermutet.

Wenden wir uns jetzt zu der westgermanischen vocal-syncope. Das gesetz für dieselbe ist nunmehr so zu fassen: Ausgestossen wird nur ein kurzer vocal auf schwacher stufe in offener silbe, und zwar erstens, wenn die vorhergehende silbe auf starker stufe steht (den hauptaccent trägt), nur falls dieselbe lang ist, zweitens, wenn die vorhergehende silbe auf mittlerer stufe steht (den nebenaccent trägt), stets, nach kurzer wie nach langer silbe.

Unter diese regel lassen sich alle fälle unterbringen, ohne dass noch ein rest übrig bliebe, für den man wirksamkeit eines früheren syncopierungsgesetzes anzunehmen genötigt wäre. Insbesondere fügen sich ihr die kürzeren formen der präpositionen (*an, fur* etc.) gegenüber den längeren adverbialformen (*ana, furi* etc.). Durch die proclisis ist die starke stufe auf die mittlere, der hauptton zum nebeton herabgedrückt. So erklärt sich auch die vocalabwerfung im personalpronomen (*ic, mic*), nur dass hier die zunächst entstandene doppelheit durch verallgemeinerung der proclitisch-enclitischen formen wider vereinfacht ist. Ferner der nom. acc. sg. neutr. der einsilbigen pronominalstämme ags. *þæt, hwæt*, ahd. *daz, huaz, iz*, mit der gleichen verallgemeinerung. Im acc. sg. des masc. haben wir noch die entwicklung der vollbetonten formen und die der proclitisch-enclitischen neben einander: alts. *than* oder *then*, *in* neben häufigerem *thana, thena, ina*; im ags. haben sich nur die unverkürzten formen erhalten: *þæne, þone, hwæne, hwone, hine*, wie auch im alts. nur *huena, huana* nachzuweisen ist; im ahd. nur die verkürzten: *then, huen, in*; aber die nach analogie der adjectiva erweiterten formen *huenan, inan* sind kaum begreiflich, wenn ihnen nicht **huena, *ina* zu grunde liegen.

Vom dat. sg. des fem. herrschen die unverkürzten formen: ags. *þære, hire*, alts. ahd. *theru, iru*. Allein P. C. 13, 6 und 421, 8 steht *ðær*. Und bei O. finden sich auch die schreibungen *ther, theru*, nicht bloss vor vocal, und gibt es eine anzahl von stellen, wo *theru* ohne interpungierung des *u* geschrieben ist, der vers aber einsilbigkeit verlangt, vgl. Hügel, Otfrids versbetonung s. 28. Ich glaube, dass wir berechtigt sind darin einen rest der proclitischen form zu erkennen.

Allerdings finden sich auch einige beispiele für kürzung des gen. sg., teils durch die schrift bezeichnet, teils nur durch das metrum verlangt, vgl. Hügel s. 29, und in diesem würde der vocal wegen der bei eintritt unseres gesetzes noch bestehenden länge nicht unter dasselbe fallen. Indessen ist gerade bemerkenswert, dass die beispiele für den gen. viel seltener sind, und sie sind vielleicht nur durch die analogie des dat. veranlasst, wie denn überhaupt O. von einer vermischung des gen. und dat. fem. nicht ganz frei ist. Aus dieser analogie würden sich vielleicht auch die fälle erklären, wo nach Hügel s. 29 für den gen. pl. vom metrum einsilbigkeit verlangt wird. Indessen ist für dieselben wahrscheinlich eine andere metrische auffassung zulässig, was ich später einmal in weiterem zusammenhange zu erörtern haben werde.

Im dat. sg. des masc. und neutr. hat das alts. noch die gekürzten formen *them*, *huem*, *him*, und zwar häufig neben den vollen *themu*, *huemu*, *imu*. Bei O. findet sich hier keine kürzung vor consonant bezeichnet, ausser 2 mal in P., das eine mal sicher falsch (IV, 18, 24 *thar in themo garten*), das andere mal mindestens nicht geboten (IV, 11, 26 *iz suazo imo gisageta*), indem wahrscheinlich *súazo imò* zu betonen ist. Eine einsilbige verwendung von *themo* leugnet Hügel s. 29, aber seine lesung der betreffenden verse tut der natürlichen betonung gewalt an. Mindestens werden wir IV, 7, 21 *ni svörget fora themo liute* als einen vollgültigen beweis für die einsilbigkeit gelten lassen. Das ags. gewährt keinen sicheren anhalt, wegen der ausgleichung zwischen dat. sg. und pl. Diese ausgleichung aber wäre kaum eingetreten, wenn nicht schon vorher beide formen einsilbig gewesen wären. Das verhältnis ist nun aber hier doch noch ein anderes als beim fem. Die wurzelsilbe war ursprünglich durch doppeltes *m* positionslang. Die vereinfachung des *m* ist jedenfalls durch die proclisis oder enclisis veranlasst.¹⁾ Eine angleichung an das adj., wie ich sie Beitr. IV, s. 407¹ angenommen habe, brauchen wir nicht herbeizuziehen. Danach müssen wir eine periode voraussetzen, in

¹⁾ Darauf weist Sievers Beitr. IV, s. 536³ hin, der dazu auch bereits die verkürzungen *mo*, *nan* heranzieht, und die einstige existenz ähnlicher kürzungen für demonstrativum und interrogativum vermutet.

welcher *mm* und *m* neben einander bestanden. Fiel nun die vereinfachung nach der vocalsyncope, so musste der vocal durchgehend abgeworfen werden; fiel sie vor die syncope und bestanden noch beide formen in ihrer ursprünglichen function, so musste er ebenfalls in beiden abgeworfen werden. Demnach scheint nur die annahme übrig zu bleiben, dass nicht nur die vereinfachung schon vollzogen war, sondern dass auch bereits die proclitische form die vollbetonte verdrängt hatte, so dass dann auf diese ausgleichung in folge der verschiedenen betonung eine neue differenzierung gefolgt wäre. Dagegen spricht aber der umstand, dass beim adj. der mittelvocal des dat. des masc. und neutr. in keinem dialecte syncopiert wird im gegensatz zu dem des fem. (ags. *blindum* — *blindre*). Denn dieses unterbleiben der syncope erklärt sich nur daraus, dass die silbe wegen der doppelconsonanz noch geschlossen war. Indessen kommt hier noch ein anderes moment in betracht, wodurch es sich zugleich erklärt, dass die verkürzten formen *them*, *ther* nicht häufiger begegnen. Der verlust des selbständigen haupttones kann noch eine ganz andere wirkung haben. Da nämlich der endvocal des dat. an sich auf mittlerer stufe steht, so erhalten eigentlich bei herabdrückung der wurzelsilbe von starker auf mittlere stufe beide silben gleiches tongewicht, und es wird dann wesentlich von mechanischen gründen abhängen, die durch die stellung im satze bedingt sind, welche von beiden das übergewicht erhält. Ist es die endsilbe, so ist sie natürlich vor der syncope geschützt, während dann umgekehrt die wurzelsilbe unter umständen syncope erleiden kann. So sind also *themu*, *theru*, *imu*, *iru* auch als nicht vollbetonte formen zu rechtfertigen, und neben sich haben sie bei O. *mo*. Ein *ru* lässt sich zwar nicht mit sicherheit nachweisen, aber seine existenz ist nach *mo*, *nan* und nach *thu ra* VF III, 7, 35 vorauszusetzen. Auch ist es wol erst diese betonungsweise, wodurch die vereinfachung des *m* zur genüge erklärt wird, die in nebetoniger silbe wol noch nicht eingetreten wäre. Die bedingungen für das übergewicht der ersten oder zweiten silbe dürfen wir wol im allgemeinen so bestimmen, dass *thèru* die proclitische, *therù* die enclitische form ist, wobei freilich wol durch die sonstigen tonverhältnisse der umgebung noch modificationen eintreten konnten. Bei engem anschluss an das

vorhergehende wort, musste sich die betonung nach der analogie der mehrsilbigen wörter richten; und in diesen liegt der nenton auf der endsilbe des dat. (*gùotemù, gùoterù*). Bei engem anschluss an das folgende wort musste wenigstens, wenn dieses mit einer hochtonigen silbe begann, die letzte silbe die geringste tonstärke haben. Daher auch die häufigkeit der betonung *imò* und der kürzung *imo, mo*, woneben kein **imo, *im* ausser vor vocal; denn dies pron. wird fast nur enclitisch verwendet. Für den artikel ist proclitische verwendung das gewöhnliche. Aber gewissermassen zugleich proclitisch und enclitisch steht er nach einer präposition, die einen höheren logischen ton hat, vorausgesetzt natürlich, dass wirklich nur artikel und nicht deiktisches pron. vorliegt, und er scheint sich an diese enger angeschlossen zu haben als an das subst. Diese betonungsweise und dieser enge anschluss wird durch die spätere lautentwicklung erwiesen. In dieser stellung behaupten die präpositionen ihren wurzelvocal ungeschwächt, vgl. s. 137², und treten verschmelzungen ein wie *anme, inme, bime* etc. mit unterdrückung des wurzelvocals.

Durch proclisis ist auch die kürzung in alts. *thar, huar*, ags. *þær, hwær* gegenüber ahd. *thara, huara* zu erklären. Proclitisch werden dieselben in der verbindung mit einem adv., auch mit einem verb., und da findet sich die kürzung auch bei O. häufig, entweder geschrieben (*thar, thara*) oder wenigstens durch das metrum verlangt, vgl. Hügel 29. 30. Ferner erklärt sich so das verhältnis von ahd. *ibu, oba* (si) zu alts. *ef, of* etc.

Unser gesetz reicht also aus ohne die zuhülfnahme noch älterer gemeingermanischer ausstossungen. Man könnte trotzdem in zweifel ziehen, ob solche nicht vielleicht doch stattgefunden haben könnten, oder ob nicht wenigstens die masse der ausstossungen in verschiedene chronologisch von einander absteheude gruppen zu sondern sei. Letzteres könnte namentlich aus der verschiedenheit der behandlung nach hochtoniger und nentoniger silbe gefolgert werden, die man wol versucht sein könnte so zu deuten, dass der abfall nach tieftoniger früher eingetreten wäre als der nach hochtoniger.

Aher die beiden verschiedenartigen behandlungen lassen sich auf ein gemeinsames princip zurückführen. Die syn-

cope zeigt uns eine abstufung innerhalb dessen, was wir als schwache stufe zusammengefasst haben. Wenn der vocal nach nebetoniger silbe durchgängig der schwächeren abteilung angehört, so liegt dies daran, dass er, um den abstand von dieser deutlich hervortreten zu lassen, auf eine geringere intensität reduciert werden muss, als dies nach haupttoniger silbe erforderlich ist. Ganz das gleiche verhältnis aber besteht nach langer hochtoniger silbe, wenn diese, wie es im urgermanischen der fall gewesen zu sein scheint, den circumflex trägt. Dann muss die intensität der folgenden schwachstufigen silbe unter die des zweiten silbengipfels herabgedrückt werden, welcher also die stelle des nebetons der selbständigen silbe vertritt.

Ferner aber haben wir chronologische anhaltspunkte für den eintritt des vocalabfalls nach nebetoniger silbe, welche beweisen, dass derselbe nicht urgermanisch sein kann. Der specifisch gotische vocalausfall fällt vor die allen germanischen dialecten gemeinsame verkürzung des auslautenden *ô*, welches ihm sonst auch hätte unterliegen müssen. Eine urgermanische syncope müste natürlich noch früher fallen. Dagegen der westgermanische abfall nach tieftoniger, auch kurzer silbe fällt nach der verkürzung des *ô*, und dieses unterliegt derselben gerade so wie indogermanische kürze. Den schlagendsten beweis dafür liefert der nom. acc. sg. neutr. und der acc. sg. masc. der adjectiva und pronomina (*blindaz*, *blindan*, vgl. got. *hvarjatoh*, *hvarjanoh*). Hierher gehören auch *them(u)*, *ther(u)*. Ferner der abfall des *a* im nom. sg. des fem. und nom. acc. pl. des neutr. bei mehrsilbigen wörtern. Die hier bestehenden mannigfaltigen schwankungen zwischen erhaltung und abfall des vocals können in keinem falle auf rechnung der verschiedenen quantität der vorhergehenden silbe gesetzt werden, deren irrelevanz durch *blindaz*, *blindan* über jeden zweifel erhaben ist, man darf z. b. nicht etwa die erhaltung in ags. *dryhtlicu* (vgl. Sievers V, 134²) aus der verkürzung des *i* erklären; sondern es liegt ein schwanken der betonung zu grunde gerade wie bei ahd. *blindan* = ags. *blindne*, wo ja gar keine verschiedenheit der quantität vorhanden ist. Hierüber weiter unten.

Ein anderes moment, wodurch speciell die annahme eines urgermanischen vocalabfalles bei den präpositionen zurück-

gewiesen wird, ist der umlaut in ags. *fyr, ymb*, der beweist, dass hier der abfall eben so gut nach eintritt des umlautes stattgefunden hat wie nach langer vollbetonter silbe. Dadurch wird die gleichzeitigkeit beider arten der syncope im höchsten grade wahrscheinlich, zumal da zwischen dem eintritt des umlautes im ags. und der syncope nach haupttoniger silbe schwerlich ein grosser zwischenraum liegen kann.

Es kommt jetzt darauf an, die übereinstimmung der syncope mit den s. 136 in den grundzügen ausgesprochenen betonungsgesetzen zu zeigen und die ausnahmen und inconsequenzen zu erklären. Vorausschicken muss ich die bemerkung, dass manches nur vom standpunkte des einzeldialectes, besonders des ahd. als ausnahme erscheint, was sich als ganz regelrecht ergibt, wenn wir auf den gemein-westgermanischen lautstand zurückgehen. Von diesem aus ist sie zu beurteilen. Insbesondere ist sie vor den eintritt der hochdeutschen lautverschiebung zu setzen, und wir haben daher die ahd. silben mit *hh, zz, ff* für unsern zweck als kürzen anzusehen, wonach die von mir IV, s. 397¹ angedeutete möglichkeit zur erklärang von ahd. *maz* etc. zu verwerfen und vieles in den von Sievers angeführten beispielen zu berichtigen ist. Ferner ist zu bemerken, dass *j* als consonant, wovon das vocalische silbenbildende *i* nach Sievers zu unterscheiden ist, noch überall erhalten war und die vorhergehende silbe zu geschlossener und langer machte. Dies gilt nicht nur für die haupttonigen, sondern auch für die nebetonigen und unbetonten silben, so dass also z. b. ein inf. *itel(t)en* nicht als ausnahme des syncopierungsgesetzes betrachtet werden kann. Bestand doch das *j* noch bei dem der syncope erst nachfolgenden eintritt des sogenannten hülfsvocals, vgl. Sievers bemerkung über *zimberre* etc. Beitr. V, s. 93.

Wir wenden uns zunächst zu den mittelvocalen, wobei freilich gleich die endvocale vielfach in die betrachtung hineingezogen werden müssen wegen der wechselbeziehung, in der beide in bezug auf die accentuation stehen. Hier verlangt vor allem die auffallende tatsache erklärang, warum die syncope im ahd. meistens unterbleibt, wo sie im ags. meist consequent durchgeführt ist. Sie ist in jenem wesentlich auf das praet.

und part. der schwachen verba eingeschränkt. Auch diese bedürfen noch einiger erörterung.

Wir beginnen mit dem part. Dieses muss natürlich den gesetzen für die nominalbetonung folgen. Dem entsprechen die ags. und ältesten ahd. verhältnisse noch ziemlich genau. Hier zeigen die flectierten formen regelmässig syncope, die unflectierten erhaltung des vocales. Die sogenannte unflectierte form ist regelrecht entwickelt aus dem nom. sg. aller drei geschlechter und dem nom. pl. des neutr. Das setzt also notwendig eine betonung **gibrannida(z)*, **gibrannidu* voraus. Zu unserm accentgesetz stimmt ferner der acc. sg. masc. im ags. *zihæledne*, dessen correcte lautliche entwicklung noch weiter unten nachgewiesen werden wird. Die folgerung, die wir daraus ziehen müssen, um zu irgend welcher consequenz der betonung zu gelangen, wird sein, dass auch im acc. sg. fem. und im nom. und acc. pl. masc. und fem. der mittelvocal nicht syncopiert worden ist. Die weiterentwicklung unter dieser voraussetzung ist sehr natürlich. In den betreffenden formen konnte wegen der noch bestehenden länge des auslautenden vocales gar keine syncope eintreten. Sie bildeten also zunächst eine dritte classe gegenüber der mit syncope des mittelvocals und der mit syncope des endvocals. Sie erschienen natürlich der ersteren classe näher verwant als der letzteren, auf eine einzige form reducierten, und es konnte sich daher leicht von jener, der zahlreichsten, her das gefühl entwickeln, als gehörten erhaltung der endung und syncope des mittelvocals zusammen, in folge wovon sich die dritte classe ihr allmählich assimilierte. Dieser analogie musten natürlich auch die jüngeren ahd. neubildungen sich anbequemen, der von den ja-stämmen übertragene nom. sg. fem. und nom. acc. pl. neutr. *gibrantiu* und der nom. sg. masc. *gibrantêr*. Dass die in vielen ahd. denkmälern übliche kürzung der unflectierten form *gibrant*, die im mhd. fast allgemein geworden ist, erst auf jüngerer ausgleichung beruht, wird wol jedermann anerkennen. Eben deswegen aber braucht man sich auch nicht vor der annahme zu scheuen, dass umgekehrt bei Is. und im Hel. die durchführung der unsyncopierten formen auf der umgekehrten verallgemeinerung beruht und nicht etwa etwas altertümliches ist. Sie wird am begreiflichsten, wenn ihr nicht erst ein aufgeben

der dritten classe ohne alle syncope vorangegangen ist, bleibt aber auch nach einem solchen möglich. Unsere auffassung wird dadurch bestätigt, dass in andern altsächsischen quellen (Mers. gl., Psalmencomm., gl. Prud.) die syncope wie im ahd. besteht, vgl. Sievers s. 85. Ja im Hel. selbst sind noch zwei syncopierte formen überliefert: *unlestero* gen. pl. C 1427 (= *unlestid* M), welches wir nicht für einen einfachen fehler halten dürfen, sondern für eine abweichende, wol zu erklärende construction, und *unnuanda* (inopinati) 70 nur in C.

Im praet. müssen wir, da der nebeton durchgängig auf der endung liegt, constante syncope erwarten. Sie besteht auch im ags. ausser nach muta + sonorlaut, vgl. Sievers s. 73. Ich glaube nicht, dass dies eine ursprüngliche ausnahme ist¹⁾, wogegen schon das schwanken zwischen *efnede* und *efnde* spricht. Trat syncope in diesem falle ein, so musste der sonorlaut sonantisch werden und es musste sich daraus später der sogenannte hülfsvocal entwickeln. Diese entwicklung haben wir, glaube ich, wirklich im ags., wie sie im ahd. (vgl. *zimbartha*) deutlich vorliegt, nur ist der vocal nicht wie gewöhnlich vor, sondern hinter den consonanten getreten unter einwirkung der stellung des thematischen vocales im prä. Die andere stellung kommt übrigens auch vor, vgl. *gehynzerde*, *gehyncerde* Lind. L. 4, 2. Mc. 11, 12. Das ahd. zeigt sich gleichfalls consequent abgesehen von Is. und Frg., die eine ganz eigentümliche stellung einnehmen. Man pflegt das unterbleiben der syncope bei Is. als eine von den altertümlichkeiten dieses denkmals zu betrachten. Dadurch aber verwickelt man sich in unlösbare schwierigkeiten. Die ahd. syncope im praet. würde herausgerissen werden aus dem zusammenhange, in den sie durch Sievers gestellt ist, aus dem zusammenhange mit der entsprechenden ags. syncope und dem mit den sonstigen ahd. syncopierungen. Man müsste zu der alten anschauung vom 'rückumlaut' zurückkehren, den allerdings Scherer, Gesch. d. d. spr. s. 180 zu retten versucht hat. Aber seine meinung, dass

¹⁾ Dass dergleichen consonantenverbindungen vor dem vocal überhaupt im ags. die syncope nicht hindern, zeigen formen wie *ætterne* neben *ættrynne* (= ahd. *eitarinan*), *suðerne* (= ahd. *sundrōni*) etc., in denen nach vollzogener syncope sich regelrecht secundärer vocal vor dem sonorlaut entwickelt hat.

santa analogiebildung nach *dâhta*, *brâhta*, *mahta* sei, wird er schwerlich heutzutage noch gegenüber den resultaten von Sievers aufrecht erhalten. Das unterbleiben des umlautes im ahd. gegenüber dem eintritt desselben im ags. entspricht ja genau der regel, wie sie sonst von dem nach Sievers gesetz syncopierten *i* gilt. Dazu kommt, dass auch Is. drei syncopierte formen bietet: *chirista*, *chihordon*, *bichnadi*, vgl. die aufzählung bei Weinhold s. 77. Sie genügen zum beweis, dass das gesetz bereits gewirkt hat, und wir sehen uns genötigt, die nicht syncopierten formen auf ausgleichung zurückzuführen. Um die möglichkeit derselben zu zeigen, braucht man nur auf die kurzsilbigen verba und auf die unflecierte form des part. zu verweisen. Es ist aber noch ein weiterer umstand zu bedenken. Die gewöhnlichen ahd. formen sind nicht alle so regelmässig lautlich entwickelt, wie es gewöhnlich dargestellt wird. Die durch das *j* bewirkte consonantengemination hat verwirrung hervorgerufen. Sie sollte auf das praesens beschränkt, und auch von diesem die 2. 3. sing. ind. und 2. sg. imp. ausgenommen sein. Dies verhältnis liegt bei vielen verben in den ältesten denkmälern vor. Von hier aus aber gab es zwei wege zur ausgleichung, entweder allgemeine vereinfachung des consonanten nach dem praet., part. und der 2. 3. sg. ind., 2. sg. imp. praes. oder verallgemeinerung der doppelconsonanz durch das ganze praes. und dann bildung des praet. nach analogie der langsilbigen verba. Dieser letztere vorgang ward begünstigt durch das vorhandensein einiger ursprünglich ohne vocal gebildeter praeterita, vgl. Begemann, Das schwache praet. s. 129 und Sievers s. 99. Die gemination ist namentlich schon von frühester zeit an durchgeführt bei den verben, deren wurzel auf *k*, *t*, *p* ausgieng, also *setzu*, *setzes*, *setzit* statt *setzu*, **sezzi*, **sezzi*, und danach *sazta*, was das *z* betrifft, eine unzweifelhafte analogiebildung, wenn auch vielleicht von diesem verbum das praet. ursprünglich ohne vocal gebildet wurde. Gehen wir nun von einem stande der verhältnisse aus, in dem diese verba im praes. als langsilbige erschienen, im praet. noch der analogie der kurzsilbigen folgten, also z. b. *thecc(h)u*, *thecc(h)is* — *thehhida*, so wird die ausdehnung der analogie der kurzsilbigen auf die langsilbigen noch begreiflicher. Und dass wir wirklich diesen stand als die vorstufe

der verhältnisse bei Is. betrachten müssen, lehren die lautlich ganz correcten formen *dehhidon* und *chiquihhida*, woneben aber *setzida*, eine form, die nebst *saghida* (ursprünglich *sagda*) uns die zerstörende wirkung der analogie im Isidorischen praet. recht deutlich veranschaulichen kann. Schwierig zu erklären sind also diese verhältnisse gar nicht. Das auffallende liegt nur in der singulären stellung Isidors. Entsprechend sind die vielfachen ausnahmen der syncope im alts. zu beurteilen (Sievers s. 85, vgl. auch Schmellers verzeichnis 181. 2), wo um so sicherer ausgleichungen anzunehmen sind, weil sich mehrfach schwanken bei ein und demselben verbum findet.

Die syncope im praet. und part. des schw. verb. erklärt Sievers s. 90 für die einzige eines mittelvocals in dem ältesten ahd., und findet s. 101 die ursache der sonstigen erhaltung des vocales darin, dass im ahd. die grundlage der syncopierungserscheinungen, das alte westgermanische accentgesetz am stärksten in verfall geraten sei. Was soll man sich unter diesem verfall vorstellen? Es ist doch keine andere ursache denkbar, wodurch die syncope hätte verhindert werden können, als dass der nebenaccent von der endsilbe auf die mittelsilbe gerückt wäre. Dies kann aber nicht die ursache gewesen sein, warum z. b. in ahd. *sâlida*, *rîhhisôn*, *mêriro* der mittelvocal erhalten ist; denn mhd. *sælde* (schon bei N. *sâlda*), *rîchsen*, *merre* sind, wie Sievers selbst nachgewiesen hat, beweisend für eine mit dem ags. übereinstimmende unbetontheit des mittelvocals noch im mhd. Sollen wir ein unmotiviertes verlassen des ursprünglichen und eine ebenso unmotivirte rückkehr zu demselben annehmen? Die einzig befriedigende erklärungs ist wider die, auf welche schon das schwanken zwischen schwächung, resp. ausstossung und erhaltung der vollen ahd. vocale im mhd. führte. Es bestand eine mit der flexion wechselnde betonung, die auch einen wechsel zwischen erhaltung und ausstossung des mittelvocals zur folge haben musste. Dieses westgermanischen wechsels haben sich das ahd. und ags. meistens entledigt, und zwar beide auf dem entgegengesetzten wege, während das in der mitte stehende, alts. unsicher zwischen beiden wegen hin und her geschwankt hat und deshalb in-

consequenter geblieben ist. Dies lässt sich mehrfach noch im einzelnen nachweisen.

Reste der syncope finden sich noch im ahd., die, so vereinzelt sie sein mögen, doch die gültigkeit des gesetzes erweisen, weil sie keine andere als eine lautliche erklärung zulassen. Dazu kommen etwas verstecktere indicien.

Der ags. consequenten syncope des *i* im comp. lässt sich im ahd. ein charakteristisches beispiel gegenüberstellen: das ziemlich allgemein verbreitete substantivische *herro*, offenbar erhalten, weil es nicht mehr deutlich als comp. gefühlt wurde. Dazu kommt ein beispiel für echten comp. *errin* Is. 27, 7. Noch ist zu bemerken, dass *ungoron*, wie allerdings geschrieben wird, bei O. in der mehrzahl der fälle zweisilbig zu lesen ist, vgl. Hügel s. 31. Im Hel. findet sich nicht nur regelmässige *herro*, ferner die beiden gleichfalls substantivischen *jungro* (in C fast consequent gegen *-oro*, *-aro*, *-ero* des M) und *aldron* (nur 1 mal in beiden *eldiron* und 1 mal in M *aldiron*); sondern auch meist neben volleren formen *lengron* M = *langron* C, *leobro*, *lethrun*, *suidron*, *stilrun*. Zu beachten ist besonders das fehlen des umlauts in *aldron*, *langro*, wodurch das alter der syncope bezeugt wird; *lengro* kann nur jüngere analogiebildung sein, eine vermischung, die ihr gegenstück in dem einmaligen *aldiron* hat. Vielleicht gehört auch *furthron* in C hierher, dessen *u* auf den ausfall eines *i* hinweist, während *fordrun* in M = **forderun* anzusetzen ist. Auf grund dieser tatsachen wird man wol für das alts. kein bedenken tragen, den syncopierten formen die priorität zuzuerkennen; für das ahd. aber macht es keinen wesentlichen unterschied, ob die reste so viel geringer sind. Auf den widereintritt des vocales kann erstens die analogie der kurzsilbigen adjectiva gewirkt haben, die allerdings nicht zahlreich sind, zweitens das adv. und drittens der superlativ. Ausserdem aber ist es möglich, dass die syncope nicht in allen casus eingetreten ist, indem vielleicht das ableitungssuffix der *n*-stämme als casusendung behandelt ist, also im nom. und acc. keinen nebenaccent erhalten hat. Aber nötig zur erklärung der ausgleichung ist diese annahme nicht. Auch sehe ich keinen andern umstand, mit hülfe dessen sich die frage entscheiden liesse.

Es kommt noch etwas anderes in betracht. Im alts. und

fränk. findet sich *e*, auch *a* neben *i*. Bemerkenswert sind die verhältnisse bei O. Die belege sind für *i*: *beziro* II, 6, 47, -a V, 25, 45, -on I, 23, 50. II, 9, 88. V, 25, 87; -un H. 52. 119. 123, -emo II, 6, 45 (VP); *furira* I, 5, 62. II, 14, 31. 22, 7. III, 18, 33. 19, 31. IV, 15, 26; *festirun* II, 7, 70; *minniron* II, 22, 23 PF. Für *e*: *altero* I, 22, 1; *argeren* IV, 2, 21; *ereren* V, 11, 45; -un III, 23, 30. V, 6, 70. 12, 50. 23, 143; *herero* III, 2, 31. IV, 7, 80. 11, 22. V, 20, 43; -en I, 3, 50. IV, 6, 8. 12. 13, 38. V, 19, 47; -on II, 15, 18. III, 10, 39. IV, 17, 7. 13; *iungero* S. 27. V, 6, 11, ausserdem *iungeron* IV, 36, 9 in V, aber *e* in *o* corrigiert; *kundera* I, 2, 24; *lihtera* II, 9, 30; *rehteren* 3, 26, 11; *suazeren* II, 9, 28; *bezeremo* F II, 6, 45 kommt nicht in betracht. Für *a*: *tiabara* II, 22, 20; *sconara* II, 10, 11; *ziarara* ib.; *giuissara* (-era F) II, 3, 41, also alle vor einem andern *a*. Es springt die discrepanz zwischen den kurzsilbigen (wozu *beziro* zu rechnen ist) und den langsilbigen in die augen, die nicht auf zufall beruhen kann und uns berechtigt, kurz vor O. eine durchgehende beschränkung des *i* auf die kurzsilbigen, des *e* (*a*) auf die langsilbigen anzunehmen. In den übrigen fränkischen quellen sind die ursprünglichen verhältnisse nicht mehr so durchsichtig. Doch hat Is. der regel entsprechend *furiro*, *sturirom* (die quantität steht allerdings nicht ganz fest) — *minnerun*, *chimmerodes*, *suuozssera*; aber auch *smelerun*. Weiss. C. hat *minneren* 77, aber daneben *minniro* 89, *eriren* 77. T. hat im allgemeinen *i*, aber noch beispiele von *e* in *altero*, *iungeron*, -ono, *furlazenera*, *uirseren*, -ero, *uûseron*, *managerun*, -on, *heuigerun* (vgl. Sievers s. 44), also in lauter langsilbigen oder mehrsilbigen wörtern, denen syncope zukommen würde. Im Trierer cap. gerade das anomale *bezzera* 11. Auch Hymn. 5, 3, 3 erscheint *slectera* blandior. Im Hel. ist *e* (*a*) entschieden häufiger als *i*, vgl. das verzeichnis bei Schmeller 178, ohne dass sich noch ein unterschied zwischen kurz- und langsilbigen wahrnehmen liesse. Zu *e* und *a* kommt endlich auch *o*. Dieses ist in *iungoron* bei O. das gewöhnliche (sehr häufig), bei T. wechselt es mit *iungiro* (selten *iungero*), im Hel. M. mit *iungaron*, 1 mal *iungeron*, während Ess. beichte und Freck. *iungeron* haben. Falsch ist, wie auch die übereinstimmung der übrigen dialecte und der superl. beweist, die ansetzung **iungôro*. Dies wort

steht mit seinem *o* auch nicht ganz allein, vgl. *minnoron* O. II, 22, 23 in PF; *latoro* Hel. M. 2365 (= *latera* C); bei andern ist eher schwanken der bildung anzunehmen. Zu beachten ist auch der mangel des umlautes bei O. in *altero*, *argeren*, der darauf hinweist, dass in diesen formen schon frühzeitig kein *i* vorhanden war, welches nach fränkischer regel umlaut hätte wirken müssen. Der umlaut in *smelerun* bei Is. dient nur zur bestätigung unserer auffassung, indem hier das *e* sich erst an stelle eines älteren *i* eingedrängt hat. Bei O. findet sich auch im superl. zuweilen *e*: *heresten* II, 8, 37. (*herosten* F) III, 14, 7; *hereston* (*herostun* F) V, 19, 23, *-un* (*herostun* PF) III, 20, 57, sonst *herost-*. Nicht zu rechnen ist *heizesta* F II, 14, 10, wo VP *-ista* haben. Sonst nicht nur *furisto*, sondern auch *êriston*, *iungistun*. Das *e* wird erst aus dem comp. übertragen sein.

Es gibt kaum eine andere deutung für diese seltsame erscheinung, als dass einmal syncope bestand und dass *e*, *a*, *o* secundäre entwickelungen aus dem *r* sind. Das bedenkliche dabei ist nur, dass diese entwickelung nach langer wurzelsilbe nicht einzutreten pflegt, abgesehen von sonantischem *r* (*l* etc.).

Ganz gewöhnlich ist die syncope in den flectierten formen von *ander*, vgl. die zusammenstellungen bei Sievers s. 94; auch T. und O. haben gekürzte formen neben den vollen; im Hel. ist die syncope fast consequent durchgeführt. Sievers will nun freilich *andres* etc. nicht aus der westgermanischen syncope erklären, sondern sieht in dem mangel des vocales etwas uraltes. Aber got. und altn. sprechen entschieden für ursprünglichkeit des vocales, und es ist doch sehr bedenklich, eine unerklärbare abweichung des westgerm. zu statuieren. Das ags. gibt uns keine veranlassung dazu. Von schwierigkeiten, die das alts. machte (Sievers s. 89), kann nicht die rede sein. Wenn im acc. sg. neben einander stehen *oðarna* — *oðran(a)*, so ist es klar, dass die eine form analogiebildung sein muss. Warum das aber gerade die erstere sein soll, ist nicht abzusehen. Vielmehr spricht alle wahrscheinlichkeit für das gegen teil. Denn erstens sieht man deutlich, dass im allgemeinen die endung *-na* im begriffe ist durch *-an* verdrängt zu werden, nicht umgekehrt, und zweitens ist es wahrscheinlicher, dass

der mittelvocal nach der analogie aller übrigen flectierten formen geschwunden, als dass er nach der unflectierten form eingefügt ist. Wir werden auch im ahd. in den syncopierten formen keine schwierigkeit sehen, sondern im gegenteil einen willkommenen beitrage zur lösung der hauptschwierigkeit, mit der wir es zu tun haben, der inconsequenz gegenüber dem syncopierungsgesetze.

Syncope erkenne ich auch im gegensatz zu Sievers (s. 95) in den ableitungen aus ortsadverbien *astrun*, *fordhrôm* etc. Wir haben durchaus kein recht, einen ursprünglichen unterschied zwischen den bildungen mit indog. *t* und denen, die kein *t* enthalten, zu statuieren und *innaro* etc. für germanische Neubildungen zu erklären. Verhalten sich doch im lateinischen z. b. *interior* und *superior* ganz gleich. Wenn wir die syncope nur noch nach indog. *t* finden, so liegt dies daran, dass *tra*, *d(h)ra* bequeme und häufig vorkommende silbenanlaute sind, was von den übrigen durch syncope entstandenen verbindungen meistens nicht gilt.

Syncope in den flectierten casus von *unser* zeigen die ältesten bairischen denkmäler, vgl. Sievers s. 94. Damit sind aber die beispiele für die syncopierten formen nicht erschöpft. Im ags. ist **ûsr-* entweder zu *ûr-* oder zu *ûs(s)* assimiliert. Die ursache dieser doppelheit vermag ich nicht zu bestimmen. Möglicherweise hat bei vollbetonung der ersten silbe das *s* als fortis das übergewicht behalten, bei proclisis wegen der geringen intensität des *s* das *r*. Von der form *ûs(s)* aber können wir alts. *ûs-*, woneben noch *ûss-* in *ûses*, *ûsumu* etc. nicht trennen, und davon widerum nicht die fränkischen kürzeren formen *unses*, *unsemo* etc., die namentlich bei O. (vgl. auch das vereinzelte *unsa* acc. sg. f. T. 50, 2) neben den längern üblich sind, und zwar häufiger als diese. Man nimmt gewöhnlich an, dass die kürzeren formen vom nom. sg. masc. ausgegangen seien, indem *-er* mit der gewöhnlichen endung des adj. confundiert sei. Aber einerseits ist es nicht wahrscheinlich, dass diese einzelne form einen derartigen einfluss auf die masse der übrigen ausgeübt haben sollte, andererseits ist diese erklärang für das alts. überhaupt nicht anwendbar, weil diese adjectivendung dort gar nicht existiert. Man wende nicht ein, dass auch von *iuuer* bei O. und im alts. die verkürzten formen

iuaes etc. gebraucht werden. Sie sind auf grundlage eines älteren **iures* (im ags. noch regelrecht *eowres*) nach analogie von *unses* gebildet. Bemerkenswert ist, dass auch alts. beim dualpron. ein rest der älteren bildungsweise in *uncro* (neben *uncun, unca, inca*) erhalten ist.

Vor *l* weist Sievers syncope nach in *urstdli* Pa. Ra und *geistun* T (s. 98). Ferner muss hierher gestellt werden *sêla* aus **sêvla* = got. *saivala*, ags. *sâvol*, gen. *sâvle*¹⁾. Vor *n* haben wir ein beispiel in *iisvine* Is.; denn *îsa(r)n* muss mit urgermanischem vocale angesetzt werden, worüber später.

Somit sind die wirkungen des gesetzes vor *r, l, n* (vor *m* fehlt es an beispielen) constatiert. Dadurch, dass sich aus dem alts. noch verschiedene beispiele von kürzung neben häufigerer scheinbarer erhaltung des vocales hinzufügen lassen (vgl. Sievers s. 82 ff.), wird unsere auffassung der syncopierten formen als altertümlichkeiten weiter gerechtfertigt.

Was den gen. und dat. sg. f. und den gen. pl. des adj. betrifft, so lassen sich hier nur noch aus dem Cott. ein paar beispiele von syncope anführen (*lungro, mahtigro*). Aber ein umstand im alts. scheint gerade wie beim comp. darauf hinzuweisen, dass der gewöhnlich vorhandene vocal nicht mehr der ursprüngliche ist: das schwanken der endung zwischen *-era, -ara, -ora* etc., von welchen formen wenigstens die letzte nicht mit urgermanisch **-ezôs* zu vereinigen ist, auch nicht im dat. und gen. pl. aus assimilation erklärt werden darf, worüber später. Diese *o* und *a* reichen nun auch in das fränkische gebiet hinüber. Vgl. bei O.: *offonoro* III, 15, 48; *ofonoro* VP (= *ofono* F) IV, 1, 17. *managoro* V, 19, 24, welches auch I, 20, 30 in V stand, aber in *managero* corrigiert; *grozara* II, 4, 36.

Wir werden also wider darauf geführt, dass jüngere widerherstellung des vocales vor den sonorlauten nicht bloss durch formenausgleichung, sondern zum teil auch auf rein lautlichem wege eingetreten sei. Wir können freilich nur soweit lautliche entwicklung annehmen, als wir dieselbe auch da finden, wo niemals ein vocal vorhanden gewesen ist. Hier-

¹⁾ Ist vielleicht *seola* (vgl. s. 86) aus dem nichteintritt der syncope des mittelvocals zu erklären, also mit ags. *sâvol* zu vergleichen?

bei muss noch berücksichtigt werden, dass der eintritt eines mittelvocals mit durch die natur der voraufgehenden consonanten bedingt sein wird, wobei besonders die grössere oder geringere leichtigkeit der verbindung desselben mit dem folgenden sonorlaut zum silbenanlaut in betracht kommt. Nun müssen gerade durch die syncope manche verbindungen entstanden sein, wie sie bei ursprünglichem fehlen des vocales gar nicht oder nur sehr selten vorkamen, vgl. z. b. **hōhru*, **fultru*, **armru*, **ēuru*, **uūisru*. Mit diesen könnte der anfang der vocaleinschiebung gemacht und ihre analogie könnte für andere fälle maassgebend geworden sein.

Hiermit ist auch vielleicht schon ein teil der schwierigkeit gelöst, die darin besteht, dass verschiedene denkmäler im falle ursprünglich mangelnden vocales keine oder nur sehr spärliche einschiebung aufweisen, während sie anderseits die syncope bis auf vereinzelte fälle beseitigt haben. Aber auch, soweit wir diese beseitigung auf ausgleichung zurtückführen, fällt diese discrepanz auf. Warum wurde nicht nach *zeichan* ein *zeichanes* wie nach *morgan* ein *morganes* hergestellt etc.? Indessen ist auch dies keine unlösbare schwierigkeit. Erstens kann die ausgleichung zwischen syncopierten und nicht syncopierten formen (*morgan* — **morgnes*) schon begonnen haben, bevor noch der secundäre vocal in der andern klasse (*zeich(a)n*) entwickelt war. Zweitens besteht auch nach der entwicklung desselben der sehr wesentliche unterschied, dass in der einen der vocal nur in der flexionslosen form (nom. [acc.] sg.), bei der andern auch in mehreren mit flexionsendung versehenen formen (nom. acc. pl.) bestand. Bei den part. praet. kommt noch die einwirkung der an zahl überlegenen langsilbigen dazu, der es jedenfalls auch zu verdanken ist, dass im ags., von den ältesten quellen (dazu gehört auch Ps.) abgesehen, scheinbare erhaltung des *e* das gewöhnliche ist.

Vor andern consonanten (*t*, *d*, *s*, *g*) sind allerdings im ahd., vom praet. und part. abgesehen, keine reste der syncope erhalten, wol aber sind sie im alts. nicht selten, und die inconsequenzen dieses dialectes dienen zur bestätigung des von uns für das ahd. construierten entwicklungsganges. Ausgleichung war überall möglich, beim verb. z. b. *richisōn* nach

richisôtà, wie nach dem oben s. 132 aufgestellten mechanischen gesetze betont werden musste.

Wenden wir uns zu den endsilben, so erklärt sich zunächst aus unserer regel das verschiedene ergebnis der ausgleichung zwischen langsilbigen und kurzsilbigen stämmen in gewissen formen. Die syncopierten formen sind verallgemeinert im nom. und acc. sg. der männlichen und neutralen *a*-stämmen, im dat. (instr.-abl.) der weiblichen *a*-stämmen und in der 1. sg. ind. praes. der st. verba. Die 3. sg. opt. (got. *nêmi*) wird man nicht hierher zu stellen haben, indem westgerm. *nâmi* wahrscheinlich zunächst auf eine grundform **nêmi* zurückzuführen ist, in welcher die länge nach analogie der übrigen personen wider hergestellt war. Die syncope hat also in den fällen gesiegt, wo der auslaut an sich auf schwacher, die erhaltung, wo er auf mittlerer stufe stand. Man könnte denken, dass im letzteren falle niemals syncope eingetreten wäre, so dass also eine ausgleichung niemals stattgefunden hätte. Indessen bleibt es immerhin wahrscheinlich, dass innerhalb des satzgefüges vielfach herabdrückung auf schwache stufe stattgefunden hat, und demgemäss auch nach langer wurzelsilbe syncope. Dafür lässt sich auch die durchgehende syncope im gen. und dat. sg. der einsilbigen consonantischen stämme anführen, die sämtlich langsilbig sind. Auch unter dieser voraussetzung lassen sich die bestehenden verhältnisse rechtfertigen. Gab es auch einmal eine 1. sg. **bind*, so gab es doch daneben die pausaform *bindu*, die auch vor unbetonter partikel und vor einem encliticum stehen musste (vgl. zusammenziehungen bei O. wie *gibuh*, woneben allerdings auch *gibih* steht), während der imp. *bind* höchstens vor unbetonter partikel eine längere form neben sich haben konnte. Im ersteren falle fanden die formen mit kurzer wurzelsilbe unter denen mit langer eine kräftige stütze, die ihnen zum siege verhalf, im letzteren keine oder eine sehr schwache, weshalb sie, da sie an zahl geringer waren, unterlagen. Entsprechend sind die verhältnisse im subst., nur dass hier noch ein weiteres entscheidendes moment hinzukommt. Steht die letzte silbe an sich auf mittlerer stufe, so muss sie in drei- und mehrsilbigen wörtern den nebeton erhalten, wird dann unter keinen umständen auf die schwache stufe herabgedrückt,

also auch niemals syncopiert. Steht sie dagegen an sich auf schwacher, so fällt der nebeton in mehrsilbigen wörtern auf die vorletzte silbe, die letzte muss unter allen umständen ausser etwa vor unbetonter partikel syncopiert werden. Im ersteren falle vereinigen sich also die mehrsilbigen wörter mit den kurzsilbigen, im letzteren mit den langsilbigen, und das gibt den ausschlag.

Die von mir vorausgesetzte betonungsweise des imp. bedarf noch einer weiteren begründung. Zunächst bemerke ich, dass der indog. vocalismus, in welchem der imp. nicht a_2 , sondern a_1 erhält, auf ein analoges betonungsprincip hinweist. Er stimmt in dieser hinsicht mit dem voc. überein, mit dem er ja auch sonst verwantschaft zeigt. Beweisend aber scheint mir der imp. der schwachen verba auf *-jan*. Got. *nasei*, *sôkei* werden gewöhnlich auf **nasiji*, **sokiji* zurückgeführt, so zuletzt von Sievers s. 155, und diese annahme scheint auch nötig, da *nasei* sonst ganz unmotiviert, auch die erhaltung der länge sonst gegen die gotischen auslautgesetze wäre. Aber durch die ansetzung dieser grundformen ist die schwierigkeit nicht gelöst, sondern bloss verschoben, so lange man nicht erklärt, warum gerade in der 2. sg. imp. das sonst, wie es scheint ausgefallene *i* erhalten geblieben ist. Diese erklärung ergibt sich vielleicht aus der stellung des nebenaccentes, der hier auf der vorletzten lag, weil die letzte silbe auf schwacher stufe stand, während er in den übrigen präsensformen auf dem thematischen vocale lag, dem wie beim st. verb. an sich die mittlere stufe zukam. Ich bin aber nicht der ansicht, dass das *i* vor dem *j*, wo es keinen nebenaccent trug, ausgefallen ist; denn es wird sich schwerlich ein lautgesetz finden lassen, wodurch ein solcher vorgang gerechtfertigt werden könnte. Vielmehr muss, wie ich schon Beitr. IV, s. 377¹ ausgeführt habe, ausfall des *j* angenommen werden, für welchen die analogie der beiden andern schwachen verbalclassen und der 1. sg. opt. praes. ein bestimmtes gesetz zu statuieren gestattet. Wir müsten dann das gesetz so fassen: *j* zwischen zwei vocalen, von denen der erste auf schwacher stufe steht, fällt aus. Die consequenz wäre dann allerdings, dass wir auch den nom. pl. der *i*-declination urgerm. noch als **gastijiz* ansetzen müsten. Ich wüste aber auch nicht, was

sich dagegen einwenden liesse. Denn nach wirkung der speciellen syncopierungsgesetze der drei hauptdialecte musste urgerm. **gastijiz* genau dasselbe ergeben wie urgerm. **gastiiz*, **gasteiz*. Auf die differenz von ags. *sæc* und *zieste* komme ich weiter unten.

Als ursprünglich dreisilbige formen sind, wie Sievers nachgewiesen hat, auch die casus der *ia*-stämme (im gegensatz zu den *ja*-stämmen) und die 1. sg. der schwachen verba nach ursprünglich langer wurzelsilbe zu fassen. Somit müssen auch die betonungsverhältnisse denen der dreisilbigen wörter analog gewesen sein, also **hirdiez*, aber **hirdiü*, **sündiü*, *hōriü*, so dass das correcte resultat der syncope das wirklich vorliegende *hirdi* und **hird(i)u*, **sund(i)u*, *hōru* sein musste. Wir müssen consequenter weise *hirdi* als ein zeugnis für urgermanische erhaltung des themavocals nicht nur bei den *ia*-stämmen, sondern bei den dreisilbigen stämmen überhaupt ansehen. Nach ursprünglich kurzer wurzelsilbe dagegen folgte *j* als consonant und bestand deshalb zweisilbigkeit, da aber in den meisten fällen dehnung der wurzelsilbe durch position eingetreten war, so musste syncope stattfinden, **hrugg*, **bedd* aus **hruggje*, **beddje* und wahrscheinlich im satzgefüge **sett* aus **settju*, woneben erhaltung der letzteren form in andern fällen, speciell in pausa. Beim schwachen verb. bestand also ein ähnliches verhältnis der kräfte wie beim starken und hatte eine entsprechende ausgleichung zu folge. Beim subst. sind die ursprünglichen verhältnisse im ags. getreu bewahrt (*hirde* — *hrycg*), dagegen haben sich im ahd. die kurzsilbigen stämme den langsilbigen angeglichen¹⁾, während das alts. zwischen dem ahd. und ags. zustande schwankt. An eine lautliche entwickelung von ahd. *betti* etc. ist nicht zu denken. Eine vocalisierung des consonantischen *j* gibt es auf westgermanischem gebiete so wenig wie auf skandinavischem. Nur scheint es mit einem voraufgehenden betonten *i* zu langem *î* zu verschmelzen (vgl. *frî*), welchen vorgang man aber auch als ersatzdehnung fassen könnte. Ags. *here*, wonach auch ahd. *heri* als rein lautliche

¹⁾ Doch einen rest der alten form dürfen wir wol in *chiiuizs* Is. 5, 6 sehen, welches wort nach dem alts. als *ja*-stamm anzusetzen ist. Der gen. *chiiuizsses* ib. 37, 12 beruht dann auf umgekehrter ausgleichung.

entwicklung zu fassen ist, setzt voraus, dass sich schon vor der syncope ein **harije* entwickelt hatte (vgl. *herizes* etc.). Weshalb diese entwicklung gerade nach *r* eintritt, vermag ich nicht zu sagen. Die betongung muss dann auch **hárije* gewesen sein, dagegen **nárijū*.

Auf schwacher stufe steht nach unserem gesetze auch das *u* im nom. sg. fem. und nom. pl. neutr. Demnach müssten wir erwarten: erhaltung nur nach kurzer haupttoniger silbe, abfall nach langer haupttoniger und nach allen nebetonigen. Diese regel ist, was die verhältnisse nach haupttoniger silbe betrifft, im ahd. und alts. genau gewahrt. Für den nom. sg. fem. werden allerdings zahlreiche beweise nur durch das adj. geliefert, vgl. oben s. 150 meine bemerkungen über das part., die auf jedes mehrsilbige adj. auszudehnen sind. Dazu kommen aber doch auch zum ausreichenden zeugnis für das subst. die reste der alten nominativformen auf *-ung* und eine einzige auf *-id* (*chimeinidh* Is. 13, 33), die es ebenso wie viele adjectivformen ausser zweifel stellt, dass die quantität der nebetonigen silbe gleichgültig ist. Im nom. pl. neutr. auch der substantiva stellen sich im alts., wo noch eine scheidung besteht, die mehrsilbigen zu den langsilbigen: *uuolcan* wie *uuord* gegen *fatu*, und die verallgemeinerung der syncope im ahd. beweist, dass hier kein anderes verhältnis bestanden haben kann. Danach müssen wir das schwanken des ags. anders beurteilen, als dies von Sievers (s. 133) geschehen ist, der die erhaltung des *u* als das altertümliche, der ursprünglichen betongung entsprechende ansieht. Allerdings im adj. zeigt nach Sweet P. C. das älteste wests. *u* in den mehrsilbigen wie in den kurzsilbigen. Doch lag bei diesem zunächst im nom. pl. n. widerherstellung der endung nahe wegen der sonst mangelnden symmetrie mit masc. und fem. Im nom. sg. der weiblichen substantiva sind die verhältnisse doch etwas anders, als es nach Sievers darstellung scheint. Syncope des *u* hat vor allem die zahlreiche classe der abstracta auf *-ung*, *-ing*, ferner bildungen wie *āren* und *sāwol* (besonders hervorzuheben, weil es in den obliquen casus *sānle* den mittelvocal syncopiert). Und die den gotischen auf *-ipa* entsprechenden abstracta liefern die einzigen beispiele auf *-u*, denen aber reichlich eben so viele ohne vocal gegenüber stehen, vgl. Sievers, Beitr. I, s. 501. Dieser nimmt

an (IV, 134), dass die kürzeren formen entstanden seien, indem in folge der syncope des mittelvocals die analogie der ursprünglich zweisilbigen wörter massgebend geworden wäre. Das ist an sich denkbar. Zu bedenken aber ist der von Sievers früher hervorgehobene parallelismus, in welchen sich diese wörter zu den bildungen wie *yldu* etc. gesetzt haben, in folge wovon das *u* wie bei den letzteren durch alle casus durchgeführt werden konnte. Dies ist jedenfalls das jüngste entwicklungsstadium, und es ist nicht wahrscheinlich, dass gleichzeitig eine andere, von *yldu* weit abführende bahn betreten sein sollte. Ich halte *strengð* etc. für die altertümlichere form, der aber eine noch ältere **strengið* vorangegangen sein muss. Denn eine doppelte syncope gibt es nicht. Der vocal ist erst nach analogie der obliquen casus geschwunden.

Den gesetzen der mehrsilbigen wörter müssen auch hier die *ia*-stämme nach langer wurzelsilbe folgen. Im nom. sg. fem. bestand allerdings urgerm. kein *ið*, sondern *i*, wofür sich aber vielfach in den westgermanischen dialecten **iu* einstellte. Wir sollten danach z. b. im adj. aus grundformen **wilþiu* — *middju* ein **wilþi*, **midd* erwarten. Man könnte denken, dass in dem vorliegenden ahd. *uildi* die echte form erhalten sei, wonach *mitti* gebildet wäre gerade wie es im nom. und acc. sg. m. und n. geschehen sein muss. Aber was fangen wir dann mit *uildi* an. Schon Braune, Beitr. II, s. 167 hat jedenfalls richtig *uildi* für eine analogiebildung nach den *a*-stämmen (natürlich mit anlehnung an den nom. sg. m. und n. *uildi*) erklärt, wie umgekehrt *blintiu* für eine analogiebildung nach den *ia*-stämmen. Den diphthongen *iu* erklärt Braune aus *iü* (*ju*); dessen fortentwicklung im fränkischen *u* erhalten sei, mit umkehrung der betonung nach analogie des artikels *diu*. An sich ist dieser vorgang wenig wahrscheinlich. Zudem ist die form *diu* nicht befriedigend erklärt, wenn man nicht gerade den umgekehrten weg der ausgleichung annimmt, dass auf sie erst das vorher im adj. verallgemeinerte *iu* übertragen ist. Wir brauchen diesen umweg nicht. *i-u* ist die ursprüngliche betonung, welche schon vor wirkung des syncopierungsgesetzes contraction bewirkt haben muss; daher die scheinbare ausnahme von demselben. Die wenigen ursprünglich kurzsilbigen adjectiva müssen dann der analogie der ana-

logie der langsilbigen gefolgt sein ebenso wie nom. und acc. sg. m. und n., bevor dann weiter die verallgemeinerung auf alle adjectiva eintrat. Die unregelmässigkeit liegt also nicht in dem oberdeutschen *iu*, sondern in dem fränkischen (*i*)*u* und muss jedenfalls der des ags. analog sein. Dass beim subst. einmal die verhältnisse die gleichen gewesen sind, darauf weisen reste von neutralen pluralformen auf *iu*, *u* hin (vgl. Denkm. XIV). Sie sind zerstört beim fem. durch verlust der nominativform, beim neutr. durch angleichung an den sg. nach analogie der *a*-stämme. Im alts. ist diese ausgleichung auch beim adj. eingetreten (im fem. nach masc. und neutr.), wo übrigens vielleicht, wenn die verhältnisse ganz wie im ahd. waren, dadurch keine neue form gebildet zu werden, sondern nur eine von den beiden doppelformen verloren zu gehen brauchte. Man könnte denken, dass hier von anfang an kein *iu* bestanden hätte, weil *i* und *u* nicht contrahiert und deshalb das letztere syncopiert wäre. Diese auffassung widerlegt sich aber durch das constante *bêthiu*, welches sich eben deswegen erhalten hat, weil kein sg. daneben steht. Ob allerdings in diesem worte *iu* als diphthong zu fassen ist, oder ob *i* nur die mouillierung anzeigt, lässt sich nach der schreibweise des alts. nicht entscheiden. Im ags. dagegen muss bei den langsilbigen eine frühzeitige verschiebung des accentus stattgefunden haben daher *ricu* etc., die ursprüngliche verschiedenheit von den kurzsilbigen aber ist geblieben (*sibb*, *cynn*).

Besondere aufmerksamkeiten verdienen noch die ursprünglich zweisilbigen flexionsendungen (welchen ausdruck ich auch hier immer im sinne des sprachgefühls gebrauche). Für sie bedarf es noch einer genaueren bestimmung der betzungsgesetze, wobei sich herausstellt, dass eben die zweisilbigkeit zu mannigfaltigen verschiebungen anlass gibt.

Beim verb. kann es auffallen, dass in zweisilbigen endungen der nebenaccent stets auf dem thematischen oder hülfsvocal ruht. Man sollte vielmehr erwarten, dass er auf das eigentlich determinierende element, die personalendung, wo diese eine besondere silbe bildet, fiel. Aber die tatsache steht vollkommen fest, und man darf nicht etwa aus diesem bedenken¹⁾

¹⁾ Ebensovienig aus solchen, die man etwa der vorausgesetzten betzung in der nominalflexion entnehmen könnte, siehe weiter unten.

ein argument gegen unsere zurückführung der die personalendung betreffenden syncope auf das westgermanische gesetz entnehmen. Denn verlegen wir sie in die urgermanische periode, so constatieren wir damit nur die geltung unseres betzungsgesetzes für eine noch ältere zeit. Allerdings wird in der frühesten zeit wol der nebeton auf der letzten silbe gelegen haben. Es lässt sich aber auch die wahrscheinliche ursache vermuten, wodurch er von dieser auf die vorletzte gerückt ist, nämlich der antritt des personalpronomens, welches ja im behauptungssatze ursprünglich dem verb. nachgestellt wurde. Verb. und pron. bildeten eine so enge einheit, dass sie zusammen nach den betzungsgesetzen des einzelnen wortes behandelt werden mussten. Lag nun der stärkste nebeton, wie wol naturgemäss, auf dem pron., so musste nach unseren mechanischen gesetzen die vorhergehende silbe den nebeton verlieren und dafür die nächstvorhergehende einen erhalten. Diese betzungsweise muss dann die pausabetonung verdrängt haben, wobei auch noch ausgleichung zwischen ein- und zweisilbigen endungen wirken konnte, indem diejenige silbe, welche in beiden vorhanden war und in einsilbigen in pausa auf mittlerer stufe stand, den vorzug erhielt.

Es kann sogar in frage gezogen werden, ob nicht spuren der älteren betonung erhalten sind. A. Kuhn hat in seiner zshr. XVIII, s. 332 das *ma* in der 1. pl. opt. (*nimaima*, *nemeima*) aus einem indog. *mā* erklärt, welches er durch vedische formen zu rechtfertigen sucht, in denen aber das *ā* freilich auch = *a*₂ sein könnte. Unter dem eben besprochenen gesichtspunkte würde sich auch erhaltung eines im indog. kurzen lautes denken lassen. Dass dieselbe auf den opt. beschränkt wäre, würde sich dadurch rechtfertigen lassen, dass bei diesem die nachstellung des pron. nicht das gewöhnliche war. Die hauptfrage wäre demnach nur, wie sich die qualität des vocales rechtfertigen liesse. Ich stelle die sache nur als problem hin, da ich mir über die ursprüngliche gestalt der personalendung kein urteil erlaube. Als analogie für das nebeneinanderbestehen zweier verschiedener betzungsarten verweise ich auf *nidar* — *nidiri*, *innân* — *innana* etc. (vgl. s. 129), denen man vielleicht auch ahd. *unsêr* — got. *unsara* zugesellen kann, wobei sich die doppelheit der betonung zum teil auch in der

quantität der vorletzten silbe reflectiert. Natürlich hatte jede betonungsweise ursprünglich ihre bestimmten bedingungen, wenn wir dieselben auch nicht mehr ermitteln können.

In der *a*-declination waren nur zwei formen zweisilbig, der gen. sg. m. und n. (*-essa* ?) und der dat. (instr.) pl. (*-amis*, *-ômis*?). In ersterem mag der accent von haus aus auf der ersten silbe gelegen haben, da dieselbe schon das charakteristische casuszeichen enthielt, in letzterem, wo das gegenteil dem logischen principe mehr entsprechen würde, könnte angleichung an die übrigen obliquen casus eingetreten sein, in denen der mit dem casussuffix verschmolzene stammauslaut auf mittlerer stufe stand. Die *a*-declination konnte auf andere klassen wirken, in denen dieser casus mit seiner zweisilbigkeit nicht ganz so vereinzelt stand.

Was die *i*- und *u*-declination betrifft, so musste der neben-ton im nom. pl. nach dem allgemein für die dreisilbigen formen geltenden gesetze auf der vorletzten silbe liegen (**ánstijiz*, **suniviz*). Die syncope der letzten ist also ganz correct. Ahd. *ensti*, *suni* sind wahrscheinlich aus den zunächst aus der westgerm. syncope hervorgegangenen **anstij*, *suniv* entstanden, mit abwerfung der consonanten im auslaut, ähnlich wie altn. *synir* aus **sunivr*, weshalb auch die gleichmässige behandlung der kurz- und langsilbigen stämme (vgl. Sievers s. 157) nichts auffallendes hat. Aus got. *sunjus* kann weder altn. *synir* noch ahd. *suni* abgeleitet werden. Dasselbe ist eine specifisch gotische entwickelung aus **suniv(i)z* wie *pjus* aus *þiv(a)z*, nur dass noch weiter eine verschiebung der betonung zwischen *i* und *u* eingetreten ist, die jedenfalls mit dem mangel des haupttones zusammenhängt. Entsprechend muss man dann auch den dat. *suni* (altn. *syni*) und wahrscheinlich auch *ensti* erklären aus **sunij-*, **anstij-*, wie auch die endung gelautet haben mag. Und dies möchte vielleicht wider ein beispiel für eine alte accentverschiebung sein. Ahd. *suniu* ist mit *suni* nicht lautlich zu vereinigen, sondern muss, wie ich Beitr. IV, s. 448 bloss als eine möglichkeit angedeutet habe, davon getrennt und als instr. gefasst werden, vielleicht auf rein lautlichem wege durch ausfall des *v* aus **sunevu* entstanden (vgl. *chneum* in Bened. aus **kneuum*) oder nach analogie der *i*- und *ja*-declination wie der gen. pl. *sun(i)o*.

Am auffallendsten ist die accentverschiebung, die im gen. und dat. (loc.) sg. der mehrsilbigen consonantischen stämme, insbesondere in der schwachen declination stattgefunden haben muss. Dass in letzterer der nebeton ursprünglich auf dem casussuffixe ruhte, lässt sich noch an einem bestimmten kriterium nachweisen, wie in abschnitt 11 gezeigt werden wird. Ich weiss auch zur erklärung nichts weiter vorzubringen, als dass eine angleichung an diejenigen casus eingetreten ist, in denen der nebeton schon auf der vorletzten silbe lag, also nom. und acc., wozu dann vielleicht noch der dat. pl. hinzuzurechnen ist, der sich schon nach der *a*-declination gerichtet hatte. Hat doch eine solche angleichung in den meisten dialecten auch die qualität des vocales betroffen.

Im gen. pl., dessen endung auf die weiblichen *a*-stämme übertragen ist, stehen sich bekanntlich noch die betonungen *òno* und *onò* gegenüber. Nach dem logischen principe scheint letztere die ursprüngliche.

Ein sichereres urteil gestatten die verhältnisse bei den mehrsilbigen endungen der adjectiva. Im dat. sg. m. und n., im gen. und dat. sg. fem., im gen. pl. musste der nebenaccent ursprünglich auf der endsilbe ruhen, weil diese die eigentliche flexionsendung enthielt, der wie beim subst., mittlere stufe zukam. Das involviert bei mehrsilbigen adjectivstämmen einen weiteren nebeton auf der ableitungssilbe. Dem entsprechen die syncopierungen des ags. und ebenso die des altn. (*blindre*, *hâligre* etc.) ausser im dat. m. und n. Hier weisen die ags. und altn. formen (*blindum*, *hâlzum*), die man doch wol nicht als blosse übertragungen aus dem pl. ansehen darf, auf eine umkehrung der betonung, während im ahd. die erhaltung des endvocals (ausserdem wahrscheinlich die vereinfachung der doppelconsonanz) die betonung *blntemù* beweist. Das alts. steht mit seinem schwanken in der mitte zwischen beiden. Hängt die umkehrung mit der doppelconsonanz zusammen?

Anders war das verhältnis im acc. sg. m. Hier war kein logisches princip, welches die betonung bestimmte, so dass dieselbe der regelung durch mechanische bedingungen überlassen blieb. Das ahd. hat durchgängig die kürzung *-an*, das ags. durchgängig *-ne*. Dies weist darauf hin, dass beide eine alte doppelheit durch ausgleichung nach verschiedener richtung

hin beseitigt haben. Das wird durch das alts. unzweifelhaft, wo trotz mancher schwankungen (vgl. Sievers s. 84. 89) die ursprüngliche regel doch unverkennbar durchblickt: *-an* in ursprünglich dreisilbigen, *-na* in ursprünglich viersilbigen formen: *blindan* — *hêlagna*, also zurückgehend auf *blindana* — **hêlagna*. Und die ursache der abweichenden betonung der mehrsilbigen ist offenbar die, dass im acc. der logische nebeton auf der ableitungssilbe ruht, wonach sich die betonung der beiden folgenden silben von selbst ergibt. Die endung *-ana* kann ich nicht für altertümlich halten, sondern nur für eine compromissform aus *-an* und *-na*. Entsprechend muss das verhältnis bei dem *-ata* des nom. acc. sg. n. gewesen sein, nur dass hier die ausgleichung durchgängig die gleiche richtung genommen hat und ganz durchgeführt ist.

Im ahd. unterliegen nur diejenigen ursprünglichen längen der syncope, die bereits im indog. im auslaut standen oder nur durch einen *t*-laut gedeckt waren. Das ags. dagegen erstreckt die syncope auch auf die ursprünglichen längen im innern des wortes in offener silbe, vgl. Sievers s. 74, und auch das alts. (Cott.) zeigt spuren von dieser ausdehnung im comp., vgl. Sievers s. 86, wo aber das beispiel *iungro* zu streichen ist. Es fragt sich, ob diese syncope gleichzeitig mit derjenigen, die auch das ahd. kennt, eingetreten ist. Diese frage ist ungefähr gleichbedeutend mit der andern, ob die verkürzung in diesen fällen gleichzeitig ist mit der im auslaute, auf welche sich das ahd. wie das got. beschränkt. Die von uns in bezug auf die vocalsyncope gewonnenen resultate scheinen zu der consequenz hinzudrängen, dass auch die vocalverkürzung lediglich durch die accentuation bedingt und von der stellung im auslaute unabhängig sei. Indessen im got. und ahd. liegt die verschiedene behandlung von in- und auslaut vor, und es dürfte doch gewagt, wenn auch vielleicht nicht unmöglich sein, die länge aus einer widerherstellung durch ausgleichung (etwa *salbôda* nach dem praes. *salbôn*, *salbôpis* nach dem nom. *salbôps* etc.) zu erklären. Auch im ags. sind die syncopierungsverhältnisse bei ursprünglich langem mittelvocal abweichend. Die ausstossung tritt allerdings in den meisten fällen ein, aber in der regel nur vor, vereinzelt auch nach sonorlauten. Wir werden daher wol eine jüngere

reihe von syncopierungen für das ags. constatieren müssen ähnlich wie für den Notkerschen dialect.

Die durch abfall eines nasals oder eines *s* in den auslaut getretenen ursprünglichen längen unterliegen im ags. der syncope so wenig wie im ahd. Eine auffallende syncope ist aber noch im imp. der langsilbigen schwachen verba *sæc*. Sievers führt diese form auf urgerm. **sôki* zurück, und sie könnte somit zum beweis urgermanischer apocope des auslautes in **sôkije* geltend gemacht werden. Aber dann müste sie im got. **sôki*, im ahd. **suoch* lauten. Und wenn man nun auch *suochi* als angleichung an *neri* fassen will, so bliebe doch immer die schwierigkeit im got., welche der unter unsern voraussetzungen im ags. bestehenden die wage halten würde. Eine zweite jüngere syncope für das ags. anzunehmen hat freilich auch seine bedenken. Der am nächsten zu vergleichende nom. pl. der *i*-declination zeigt nichts davon.

Vieles, was über die westgermanische syncope bemerkt ist, trifft auch für die altnordische zu. Die abweichungen zwischen beiden beruhen nicht auf einem ursprünglich verschiedenen verhältnis zwischen mittlerer und schwacher stufe, sondern auf einer verschiedenheit der syncopierungsgesetze selbst, die zum teil mit verschiedenheit des silbenaccentes zusammenhängen mag.

Wenn wir alle gemeinwestgermanischen syncopierungserscheinungen auf ein und dasselbe gesetz zurückführen und als gleichzeitig betrachten konnten, so müssen wir dagegen für das skandinavische mehrere gesetze annehmen, die in ihrer wirkung auf einander gefolgt sind. Der mangel des umlautes in kurzen wurzelsilben, hinter denen ein *i* ausgefallen ist, lässt kaum eine andere erklärung zu, als dass die syncope nach diesen älter ist als nach langen wurzelsilben. Eine weitere frage aber, die bisher noch gar nicht aufgeworfen ist, ist die: wie verhält sich dazu chronologisch die syncope nach nebetoniger silbe? Aus innern gründen ist es wahrscheinlich, dass sie eher älter als jünger sein wird. Dies bestätigt sich durch folgende beobachtung.

In einer anzahl von fällen findet sich doppelte syncope, ausstossung des vocales in zwei unmittelbar auf einander folgenden silben. Dieselbe kann natürlich nicht in beiden

gleichzeitig eingetreten sein, da ja, so lange sie neben einander bestanden, die eine den nebeton hatte. Dagegen erklärt sich das verhältnis, sobald wir zwei auf einander folgende vorgänge annehmen: zuerst ausstossung des zweiten der beiden vocale gemäss dem ältern nach nebetoniger silbe wirksamen gesetze, dann ausstossung des ersten gemäss dem jüngern nach haupttoniger silbe geltenden gesetze. Dazwischen muss herabdrückung der durch wirkung des älteren gesetzes in den auslaut getretenen silbe von mittlerer auf schwache stufe eingetreten sein.

Hierher gehören allerdings vielleicht nur scheinbar viele nominative und accusative sg. (von neutris auch pl.), wie von den neutris auf *-sl* (*kennsl*) und *-str* (*bakstr*), von *magn*, von den femininis auf *-ð*, *-d* und *-t* = ahd. *-ida* (*dýpð*), auf *-n* = got. *-eins* (*heyrn*), auf *-sn* (*ræksn*), von *qln* (= got. *aleina*), *hōldr* (= ahd. *helid*), von den adjectiven auf *-skr* (*Danskr*), den participien auf *-ðr* (*tamðr*), von *margr*, wenn es = got. *manags* ist. Diesen stehen viele andere gegenüber, welche nur den vocal der schlusssilbe, nicht den der mittelsilbe syncopiert haben, und zwar gerade im gegensatz zu andern casus: *fjōturr* — *fjōtri*, *jōkull* — *jōkli*, *heilagr*, *heilug* — *helgum* etc. Es ist daher wahrscheinlich, dass nur die letztere klasse die lautgesetzliche entwicklung repräsentiert, während in der ersteren eine angleichung an diejenigen casus stattgefunden hat, die auch in der andern syncope zeigen. Bei einigen stehen die formen mit erhaltenem vocal noch daneben. Für *qln* haben alte poetische denkmäler noch *qlun*. Ebenso steht *megin* neben *magn* und in den participien *-iðr* neben *-ðr*. Sievers (s. 67) erklärt allerdings *taliðr* für jünger als *talðr* und das *i* darin für spätem zusatz, nicht für den alten ableitungsvocal. Aber wie sollte die einfügung des *i*, sei es lautlich, sei es durch formenassociation gerechtfertigt werden? Und Wimmer § 144 anm. erklärt ausdrücklich die formen auf *-iðr* für die altertümlichsten. Das fehlen des umlautes in *taliðr* könnte ebenfalls auf ausgleichung mit den syncopierten formen beruhen, vielleicht aber ist es durch die tieftönigkeit begründet. Man kann damit den nom. pl. *staðir* vergleichen. Allenfalls liesse sich denken, dass einmal in beiden klassen doppelformen neben einander bestanden hätten, von denen die eine in der ersten,

die andere in der zweiten klasse verallgemeinert wäre. Diese doppelheit müste so erklärt werden, dass das herabsinken der mittleren auf die schwache stufe und damit die syncope nur unter gewissen syntaktischen bedingungen eingetreten wäre, unter andern nicht. Indessen wäre bei solcher sachlage ein durchgängiger sieg der syncopierten formen zu erwarten gewesen, die durch die übrigen casus unterstützt wurden. Das gänzliche fehlen syncopierter nebenformen bei so vielen wörtern entscheidet zu gunsten der andern auffassung.

Anders steht es mit folgenden fällen: nom. acc. sg. n. des adj. *heilt* aus **heilata*; 2. (3.) sg. ind. praes. *gefr* aus **gibizi*; gen. sg. der männlichen und neutralen *a*-stämme *dags* aus **dagessa* (?). Allerdings darf auch hier eine andere möglichkeit nicht ganz von der hand gewiesen werden, die namentlich in dem ersten falle einiges für sich haben würde. Wir haben schon für das westgerm. (vgl. s. 169) eine zweifache entwicklung vorausgesetzt nach der silbenzahl **heilat* — **heilagta*. Daraus könnte sich *heilt*, *heilagt* ergeben haben durch einen ähnlichen compromiss, wenn auch mit entgegengesetztem resultat, wie wir ihn für alts. *helagana* aus *blindan* — *helagna* angenommen haben. Dass wenigstens das resultat der ersten syncope wirklich das vorausgesetzte (*heilat* — **heilagta*) gewesen ist, wird in hohem grade wahrscheinlich, wenn wir die verhältnisse beim acc. sg. m. vergleichen. Hier ist die normale endung *-an*, aber die pronomina, ferner die adjectiva auf *-inn* und *lítill* und *mikill* haben bloss *n*: *annan* (aus **annarn*), *gefinn*, *lítinn*. Eine verschiedenheit wie *lítinn* und *gamlan* kann nicht lautlich entwickelt sein. Es liegt offenbar eine verwirrung der ursprünglichen verhältnisse vor, indem die endung *-an* ihr gebiet erweitert hat, ohne doch *n* ganz zu verdrängen. Die ursprüngliche regel wird dieselbe gewesen sein, wie sie im alts. noch deutlich erkennbar ist. Die syncope ergab zunächst *-an* nach haupttoniger, *-na* nach nebetoniger silbe (*heilan* — **heilagna*). Wenn *n* sich auch in den einsilbigen pronominalformen (*einn*, *minn* etc.) findet, so könnte dies auf der umgekehrten übertragung von den mehrsilbigen pronomina her beruhen, wird aber wol einfacher mit ihrer proclitischen verwendung in zusammenhang gebracht. Auch das zusammentreffen der beiden nasale kommt in betracht, welches jeden-

falls bei *gefinn* erhaltend gewirkt hat. Ist doch auch im Hel. *ênna* die gewöhnliche form. Und selbst im got. steht das merkwürdige *ain(n)ohun*, welches trotz seiner vereinzlung auf ein, wenn auch für uns nicht mehr bestimmbares lautgesetz hinweist. Das *a* von **gefinna* etc. könnte dann nach analogie von *heilan* verloren gegangen sein und entsprechend in **heilagta*, möglicherweise aber auch durch eine zweite vocalsyncope, indem mittlerweile in folge der verkürzung des wortes um eine silbe der auslautende vocal auf schwache stufe herabgedrückt war. Diese zweite syncope könnte gleichzeitig mit der nach hochtoniger silbe sein. Es wäre wenigstens ganz naturgemäss, falls überhaupt die syncope nach tieftoniger silbe vorangegangen war, dass doch beim eintritt der syncope nach hochtoniger auch die nunmehr schwach gewordenen und ebenso die etwa durch ausgleichung widerhergestellten silben nach dem tiefen gleichfalls syncope erfuhren.

Wenn wir es demnach noch dahingestellt lassen müssen, ob bei *heilagt* wirklich eine doppelte lautliche syncope vorliegt, so ist bei *gefr* eine andere als diese auffassung schon ziemlich bedenklich. Wir müsten noch die betonung **gibizi* neben **gibizi* voraussetzen, wovon sich aber sonst keine spur mehr nachweisen lässt. Und dass jemals eine betonung **dágessà* existiert hat, dafür gibt es gar keinen anhalt. Wir werden am einfachsten bei einer rein lautlichen erklärang stehen bleiben.

Dann lassen sich auch vielleicht die schwachen imperative *tem*, *dæm* hierher stellen, so dass also nach der ersten syncope **tamij* und daraus **tami* entstanden wäre. Der umlaut in *tem* kann jedenfalls nur auf ausgleichung beruhen, wie man die form auch erklären mag. Sichere beispiele ferner für doppelte syncope, welche sich auf dem von uns vorausgesetzten wege ableiten liessen, sind kürzungen wie *hykk* für *hygg ek(a)*, wahrscheinlich auch *rådumk* etc., da auch *mik* und *pik* einen vocal am schlusse abgeworfen haben werden.

Man kann diese doppelte syncope nicht dadurch beseitigen wollen, dass man die erste ausstossung auf eine frühere über die speciell nordische hinausreichende syncopierung zurückführt. Denn in *-ata* ist wider die letzte silbe ursprünglich lang, und wenn man *dýpð* etc. lautlich erklären wollte, so hätte man den gleichen fall.

Wenn die zweite syncope nicht in allen fällen, wo man sie etwa erwarten könnte, eingetreten ist, so liegt dies wol daran, dass das herabsinken der ursprünglich vorletzten silbe auf schwache stufe nur unter bestimmten syntaktischen bedingungen eingetreten ist, so dass die vorliegenden verhältnisse wahrscheinlich das product mannigfacher ausgleichung sind. Für den nom. sg. m. kommt noch in betracht, dass formen wie *heilagr*, *talidör* gar nicht zweisilbig gewesen sein können, sondern dreisilbig. Ferner aber ist im nom. und acc. sg. der durch die erste syncopierung verlorene vocal wol vielfach nach analogie der ursprünglich zweisilbigen formen wider hergestellt. Wenigstens sind die verhältnisse in den ältesten runen nur unter dieser voraussetzung verständlich. Dann muss der nochmalige ausfall widerum gleichzeitig mit dem nach hochtoniger silbe gewesen sein.

Zwei bedenken dürfen allerdings nicht verschwiegen werden, derentwegen mir die vorgetragene ansicht noch etwas zweifelhaft erscheint: erstens sollte man nach derselben auch doppelte syncope in fällen wie *heilagrar*, *heilagri* erwarten. Und zweitens stimmt dazu nicht der umlaut in den kurzsilbigen verben mit *a* im praes. (*ferr* etc.). Wenn derselbe nicht auf formenassociation beruht, so sind wir zu der consequenz gedrängt, dass diese zweite syncope erst nachträglich eingetreten ist, nachdem auch die sonstige syncope hinter der haupttonigen silbe schon vollzogen war.

Eine wesentliche abweichung des altn. vom westgerm. besteht darin, dass die syncope nicht auf offene silbe beschränkt ist. Sievers (s. 65) will allerdings diese beschränkung gewissermassen aufrecht erhalten, indem er für die syncope des mittelvocals den satz aufstellt, sie werde nicht gehindert, wenn alle folgenden consonanten zur folgenden silbe gezogen werden könnten. Wäre aber dies das entscheidende moment, so müssten wir auch annehmen, dass die consonanten wirklich zur folgenden silbe gezogen wären. Das wäre eine abweichung von dem sonst die germanische silbenteilung beherrschenden gesetz, dass *s* in consonantenverbindungen immer zur vorhergehenden silbe gezogen wird. Indessen, dass der von Sievers geltend gemachte gesichtspunkt für die beurteilung gar nicht in betracht kommen kann, lehrt das von

Sievers übersehene *ymsum*, *ymsir* etc. von *ymiss*, in dem doch *ss* nicht zur folgenden silbe gezogen werden kann. Ferner müssen wir doch diese verhältnisse nach massgabe derjenigen beurteilen, die bei der syncope in letzter silbe vorliegen. Wenn aus **fylgisi fylgsni* wird, so ist das nichts anderes als wenn aus **dages dags* wird. Wir müssen also mindestens anerkennen, dass ein silbenschiessendes *s* die syncope nicht hindert. Eben so wenig hindert *r* = urgerm. *z* (vgl. *dagr gefr*) und, wie es nach *heitt* und *ráðumk* scheint, *t* und *k*. Allerdings vor verbindungen, deren erstes glied ein sonorlaut ist, scheint die syncope zu unterbleiben, vgl. Sievers a. a. o. Indessen ist dies doch auch nicht so sicher. Sievers macht zu *reykelsi* die anmerkung 'wenn nicht diese form, worauf das *e* vielleicht hinweist, erst aus *reyksli* entstanden ist, d. h. *el* ursprünglich nur silbenbildendes *l* war'. Dass diese bemerkung das richtige treffen mag, zeigen andere beispiele. *Faðerni*, welches andere analoge bildungen zur seite hat, ist = got. *fadreim*, d. h. also doch wol, die dem vocal vorhergehende consonantenverbindung hat so wenig wie im westgerm. (vgl. s. 151) die syncope verhindert, der sonorlaut musste dann aber sonantisch werden, und daraus hat sich *er* entwickelt, falls diese schreibung nicht vielleicht gar nichts anderes ausdrücken soll als sonantisches *r* mit hellem timbre. Es ergibt sich daraus jedenfalls die möglichkeit, *-ungr*, *-ingr*, *-indi* etc. ebenso aufzufassen.¹⁾ Dann ist noch die weitere möglichkeit ins auge zu fassen, dass die durch syncope entstandenen formen mit nas. oder liqu.-sonans sich den nicht syncopierten formen, wie sie nach unserem betonungsgesetze in andern casus daneben bestanden haben müssen, angeglichen haben könnten. Es kommt hierbei auch in betracht, dass *nōngr*, *sæng* etc. nicht bloss aus

¹⁾ Allerdings ist in letzter silbe vor ehemaligem *a* nicht syncopiert worden (acc. pl. *daga*, *hana*, *tungu* etc., 3. pl. *nāmu* etc.). Wie man hier das unterbleiben der syncope beurteilt, hängt davon ab, in welches chronologische verhältnis man zu ihr den abfall des nasals setzt. Setzt man denselben vor die syncope, so muss man annehmen, dass nasalierung, eventuell dehnung (vgl. *á*, *í*) schützend gewirkt haben. Ich bemerke noch zu dieser frage, dass der abfall des nasals auch zwischen die syncope nach nebetoniger und die nach hochtoniger silbe gesetzt werden könnte.

contraction (vgl. s. 143), sondern auch aus syncope des zweiten vocals erklärt werden können, und *kóngr* neben *koníngr* könnte vielleicht eine alte form sein, was sich wegen der in alten hss. üblichen abkürzungen (vgl. Vigf.) nicht entscheiden lässt.

Unser betonungsgesetz reflectiert sich besonders deutlich in dem verschiedenen verhältnis der endung *u* in der nominalflexion. Während dieselbe im nom. sg. fem. und nom.-acc. pl. n. stets fortgefallen ist, auch in mehrsilbigen wörtern, die in andern casus den mittelvocal syncopieren (*gomul* etc.), findet sich im dat. sg. f. abfall und erhaltung neben einander. Beides muss natürlich ursprünglich durch ein bestimmtes gesetz geregelt gewesen sein. Wie wir schon oben gesehen haben, und wie es sich auch sonst zeigt, war im altn. in zweisilbigen wörtern herabdrückung der mittleren stufe auf die schwache das normale. Doch ist es möglich, dass uns in dem *u* auch dieser die alte pausaform direct erhalten ist. Aber die eigentliche stütze für teilweise erhaltung des *u* sind die mehrsilbigen gewesen. Das lässt sich noch an den vorliegenden tatsachen erkennen. Die wörter auf *-ing*, *-ung* bewahren fast stets das *u* (Wimmer § 31), ebenso die mehrsilbigen weiblichen eigennamen (*Guðrúnu* etc., auch *Signýju* etc. [Wim. § 42. 6, 2] gehört hierher), die offenbar, weil die composition nicht mehr empfunden wurde, sich nach den betonungsgesetzen der einfachen wörter richteten. Wenn die letzteren gewöhnlich, die ersteren zuweilen auch im acc. *u* annehmen, so kann dies nur eine angleichung an den dat. sein. An eine erhaltung des alten nominativs-*u* ist schon deshalb nicht zu denken, weil dies nicht auf den acc. beschränkt sein würde. Durchgehend erhalten ist das *u* im instr. (dat. n.) des adj. *blindu*, jedenfalls von den mehrsilbigen wörtern aus verallgemeinert. Ueber den dat. sg. m. und n. des adj. vgl. s. 168. In der 1. sg. ind. praes. der starken verba ist *u* durchgängig syncopiert, weil mehrsilbige formen fehlten. Nur bei enclitischem antritt des reflexivums ist es erhalten, *ráðumk* aus **ráðu mik*, worauf Heinzel, Endsilben s. 374 nach dem vorgange von Blomberg aufmerksam macht.

Während für den nom. und acc. sg. aller geschlechter und für den nom.-acc. pl. des neutrums sich auch aus dem altn.

bestimmt erweisen lässt, dass der nebeton in mehrsilbigen wörtern auf der vorletzten silbe ruht, so weisen allerdings beim nom. und acc. m. und f. die verhältnisse wie im ags. und zum teil im ahd. scheinbar auf betongung der endsilben. Sie werden aber gerade so wie dort zu beurteilen sein, also z. b. *dróttnar* an stelle eines älteren **dróttinar* getreten nach analogie von *dróttna*, -um etc. Für die consonantischen und die *u*-stämme ist ja die ältere betongung auch hier noch nachzuweisen: *gefendr*, *synir*.

Eine eigentümliche abweichung des altn. ist die behandlung des gen. sg. m. und n. der mehrsilbigen stämme. Man sollte statt, *dróttins* ein *dróttnis* erwarten. Wenn wir nicht auf die schon oben als unwahrscheinlich bezeichnete entwicklungsreihe **dróttinessà*, **dróttinsa*, *dróttins* zurückgreifen wollen, so bleibt nur die annahme übrig, dass die mehrsilbigen stämme der analogie der einsilbigen gefolgt sind, was im altu. wegen der gleichmässigen syncope nach kurzer und langer silbe etwas ganz natürliches ist.

Für die *ia*-stämme (im gegensatz zu den *ja*-stämmen) müssen wir eine den mehrsilbigen analoge behandlung erwarten. Dazu stimmen auch die verhältnisse im allgemeinen, vgl. besonders *klæði*, auch im pl. (der nom. sg. f. *heiðr* etc. geht direct auf urgerm. *i* zurück), aber auch *hirðar* wie *dróttnar*. Indessen weichen einige formen auffallend ab, der dat. sg. *heiði*, den wir als die normale vertretung der weiblichen *ia*-stämme ansehen müssen und die 1. sg. ind. praes. des schw. verb. *heiti*, anscheinend auf eine betongung **heiðu*, **heitu* hinweisend. Die anomalie von *heiði* neben *dróttningu*, *benju*, *engju* etc. ist aber so auffallend, dass eine andere auffassung geboten scheint, worüber in abschnitt 10.

In den ursprünglich viersilbigen *ia*-stämmen bedingt der wechsel in der betongung des *i* einen wechsel in der betongung der vorhergehenden silbe. Sievers will s. 67 die erhaltung des mittelvocals in wörtern wie *aðili*, *heimili*, sowie eventuell in den nomina agentis auf -*eri*, falls ihr *e* auf kurzen vocal zurückgeht, so erklären, dass das hinter dem *l* oder *r* folgende *j* position gebildet und dadurch die syncope verhindert hätte. Wären diese wörter aber als *ja*-stämme anzusetzen, so müste der nom. **aðil* etc. wie *kyn* lauten. Vielmehr erklärt sich die

erhaltung des vocales aus dem nebeton, der in den obliquen casus darauf lag, wodurch auch das unterbleiben des umlauts in *adiū* zu rechtfertigen sein wird. Der nom. und acc. sollte eigentlich syncope haben. Hier aber erklärt sich die widerherstellung leicht aus dem abnormen verhältnis, das nur in wenigen wörtern bestand, während das umgekehrte, erhaltung im nom. und acc. gegen syncope in den übrigen casus etwas ganz gewöhnliches war. So würden sich auch *arfuni* etc. (vgl. Sievers s. 68) erklären, falls der mittelvocal ursprünglich kurz wäre.

9.

Wenn sich aus sonantischer liquida und nasalis im urgerm. ein *u* entwickelt hat, und wenn auch vor consonantischer liquida und nasalis unbetontes *a*₁ zu *u* geworden ist, und zwar im gegensatz zu den verwanten sprachen, so kann es keinem zweifel unterliegen, dass diese laute damals ein *u*-timbre hatten. Ist dasselbe aber gemeingermanisch, so muss schon in vorgeschichtlicher zeit eine bewegung stattgefunden haben, wodurch es meistens verloren gegangen ist. Dass daneben auch eine rückläufige bewegung erfolgt sei, ist mindestens ganz unerweislich. Wo wir demnach das *u*-timbre in einem altgermanischen dialecte finden, werden wir am natürlichsten annehmen, dass es von alters her erhalten ist. Von diesem gesichtspunkte aus erscheint das ags. am altertümlichsten, in welchem sich das *u*-timbre durch die brechung vor *r* und *l* und das *o* statt *a* vor nasal geltend gemacht hat, aber sich wenigstens vor *n* bereits im schwinden begriffen erweist. Im altn. zeigt sich *a*-färbung, aber die brechung vor *r* und *l* weist auf älteres *u*-timbre. Für das ahd. folgt dunkle klangfarbe des *r* und *l* aus den von Braune, Beitr. IV, s. 544 ff. nachgewiesenen hemmungen des umlautes. Das got. zeigt sich trotz des alters der überlieferung unursprünglicher, indem namentlich das *r* entschiedenes *a*-timbre hat.

Noch ein laut hat, nach der brechung zu schliessen, im ags. *u*-timbre, das *h*, welches gleichfalls im ahd. den umlaut hemmt (Braune s. 541), während es im got. und altn. entschiedene *a*-färbung hat. Die analogie spricht dafür, dass auch bei diesem consonanten die dumpfe klangfarbe das urgermanische ist.

Die entwicklung des timbres der sonoren consonanten (und des *h*) lässt eine entsprechende entwicklung des vocalismus vermuten. Man ist bisher noch viel zu sehr gewohnt gewesen, wo *a* und *o* oder *u* in verschiedenen dialecten neben einander stehen, ersteres ohne weiteres als das ältere zu fassen. Dazu hat teils das vorurteil von der absoluten ursprünglichkeit des *a*, teils die autorität des got. verleitet. Wie wenig man der letzteren in dieser hinsicht vertrauen darf, zeigt eben die behandlung des consonantentimbres. Wir dürfen, glaube ich, geradezu den satz aufstellen, dass alle spontane lautentwicklung in der unserer überlieferung zunächst vorhergehenden periode des germanischen in der richtung *u—o—a* gegangen ist.

Die bewegung nach dieser richtung hin lässt sich deutlich genug in allen unbetonten oder schwachbetonten silben verfolgen, wozu nicht bloss die ableitungs- und flexions-silben, sondern auch die proclitischen partikeln zu rechnen sind, endlich auch die zweiten glieder derjenigen composita, die nicht mehr als solche empfunden sind.

Wir beginnen mit der entwicklung des urgermanischen langen *ô*, weil bei diesem die ursprüngliche qualität unbestritten feststeht. Ich habe darüber schon Beitr. IV, s. 335—375 gehandelt. Hier habe ich die gestaltung desselben in vor- und drittletzter silbe im ags. und altn. nachzutragen.

Im altn. finden wir schwanken zwischen *a* und *o* (jünger *u*). Dies schwanken scheint vielfach willkürlich, ist aber durchgehends auf eine feste, und zwar gemeinnordisch gültige regel zurückzuführen, die erst durch jüngere ausgleichung gestört ist. Nämlich *o* steht vor noch vorhandenem oder geschwundenem *o* (*u*) der folgenden silbe, sonst *a*. Wir sehen die störungen des gesetzes zum teil noch vor unseren augen entstehen. Allgemein isl. ist noch der wechsel im schw. praet. *kallaða* — *kolloðom*, während altnorw. schon gewöhnlich *kallaðom*; im part. *kallaðr* — fem. *kolloð* etc.; im comp. *spakari* — dat. pl. *spqkorom*; im superl. *spakastr* — fem. *spqkost*; in mehreren subst.: *hundrað* — pl. *hundrað*, *hérað* — *héroð*, *forað* — *foroð*. Etwas verwirrung zeigt sich schon bei den abstractis auf *-naðr*. Diese entsprechen gotischen bildungen auf (*n*)*opus*,

sind also ursprüngliche *u*-stämme. Demgemäss endigt in den ältesten hss. (vgl. Wim. svensk 52, 2) der nom. sg. stets auf *-oðr*, der acc. auf *-oð*. So wird z. b. in Hom. W. ausnahmslos flectiert *foðnoþr*, *fagnaþar*, *fagnaþe*, *foðnoþ*; *fagnaþir*, *fagnaþa*, *foðnoþom*, *fagnaþi*. Also beruht das jüngere *naðr* auf ausgleichung. Auch *mánaðr* (vgl. Wim. svensk 54, 3) scheint erst jüngere form zu sein. Wenigstens in Hom. W. sind die regelmässigen formen nom. sg. *monoþr*, acc. *monoþ*, nom. acc. pl. *monoþr*; auch im dat. sg. erscheint *monoþ* 49, 10 (neben *mánaþe* 74, 21. 25). Hier muss aber bereits eine alte formenassociation eingetreten sein, da die erhaltung des *o* in diesem worte sonst etwas ganz singuläres wäre. Das ursprüngliche wird gewesen sein **mánaþr*, *mónoþ* (vgl. *foðor* etc.), pl. *mánaþr*. Dann trat ausgleichung zwischen nom. nnd acc. ein und zugleich machte sich die analogie der abstracta auf *-noðr* geltend, die auch noch weiter die declination des wortes beeinflusst hat. Bei den schw. fem. auf *-asta* besteht in den jüngeren texten beliebiges schwanken mit *-usta*; aber in Hom. W. wird flectiert *þionasta* — *þionosto* etc. Dagegen gar kein gesetzmässiger wechsel lässt sich mehr nachweisen bei den femininis, welche den gotischen auf *-ons* entsprechen. Sie haben gewöhnlich altisl. durchgehendes *-an*, neuisl. *-un*. Letzteres findet sich aber nach Vigf. XXXI^b auch häufig in sehr alten hss. Hom. W. hat stets *-un* oder *-on*, z. b. *heilson* acc. s. 11, 21, *samiofnun* acc. s. 3, 9, *skipon* dat. s. 2, 25, *gaofgon* dat. s. 3, 3, *helgonar* gen. s. 13, 12, *fylogiunar* 20, 15 etc. Wir können nach der analogie aller übrigen fälle nicht zweifelhaft sein, dass auch bei dieser klasse die ursprüngliche flexion *skipon*, *skipanar* etc. war.

Die grammatik pflegt die regel anzustellen, dass *a* vor folgendem *u* in *u* verwandelt wird. Wir haben aber gar keine ursache, das alte *o* erst wider auf einem solchen umwege zu sich selber zurückkehren zu lassen, vielmehr ist es einfacher anzunehmen, dass es unverändert erhalten ist. Das folgende *o* (*u*) oder vielmehr die dumpfe klangfarbe, welche der dazwischen stehende consonant durch dasselbe erhält, hat den übergang in *a* verhindert, der ohne ein solches hindernis gerade wie in der letzten silbe des wortes überall eingetreten ist.

Das verhältnis von *o* zu *a* ist genau entsprechend dem der brechung *eo* zu *ea*.

Im ags. ist die qualität der unbetonten vocale niemals von dem vocale der folgenden silbe abhängig. Das kann auffallen bei der sonstigen empfindlichkeit des ags. vocalismus. Die erklärang liegt aber wol in dem princip, welches wir oben s. 143 rücksichtlich des umlantes aufgestellt haben, dass ein vocal auf den der vorhergehenden silbe nicht wirkt, wenn er nicht schwächer betont ist als dieser.

Die verhältnisse sind dadurch sehr compliciert, dass das *o* sich dreifach gespalten hat, in *o*, *a* und *e*. Betrachten wir zunächst die factischen verhältnisse.

Neben einander finden wir die drei vocale im praet. und part. der schwachen verba der klasse *-ôu*. In bezug auf das erstere pflegt die regel aufgestellt zu werden, dass *a* im sing., *e* im pl., *o* in beiden gebraucht werde. Diese regel ist aber keineswegs überall durchzuführen. Bei Grein finden sich eine menge ausnahmen davon. Noch weniger stimmen die kentischen und nordhumbrischen denkmäler dazu. Man vgl. z. b. aus Ps. einerseits *cleapede* 16, 6. 17, 7. 31, 3. 54, 17; *lufedes* 44, 8. 51, 5; *zedleanedes* 31, 5; *amearedes* 16, 3 etc.; anderseits *aldadon* 17, 46. 31, 3; *haltadon* 17, 46; *zedezladon* 9, 16. 30, 5; *fuladun* 37, 6; *forhtadun* 52, 6; *zearwadon* 10, 3; *hleodradon* 45, 4; *hyngradun* 33, 11; *zelocadon* 21, 18; *zelustfulladun* 44, 9; *zereafadon* 43, 11; *zesomnadon* 46, 10. 47, 5; *weorðadon* 21, 30 etc. Im part. ist *e* auf die flectierten formen beschränkt, ohne dass *a* und *o* von denselben ausgeschlossen wären.

In den erweiterten formen des praes. dagegen steht *i*. Formen wie *lufian*, *lufigan* entsprechen den altsächsischen auf *-ogean*. In dem *i* sehe ich nicht das alts. *j*, sondern das *o*, welches zu *e* und dann weiter unter dem einflusse des *j* zu *i* geworden ist. Ein fortfall des vocales wäre wenigstens nach kurzer wurzelsilbe lautlich absolut nicht zu rechtfertigen. Fortfall des *j* wäre nach der unbetonten silbe sehr begreiflich. Es ist aber wol überhaupt erhalten und das schwanken der orthographie kommt daher, dass man es als mit in dem *i* bezeichnet ansehen konnte oder nicht.

Die drei laute neben einander finden wir wider im gen. pl. der schwachen declination, dessen form auf die weiblichen,

im nordhumbrischen auch auf männliche und neutrale *a*-stämme übertragen ist. Als grundform haben wir wol überall *-ônô* anzusetzen, dessen verallgemeinerung für alle drei geschlechter gemeinwestgermanisch sein mag. Doch lässt sich nicht striete erweisen, dass nicht auch für masc. und neutr. **-onô* (= got. *-anê*) seine unmittelbare fortsetzung im ags. habe. Beide wären dann lautlich zusammengefallen. In den grammatiken wird gewöhnlich nur *-ena* als endung angesetzt. Aber daneben sind *-ona* (*-una*) und *-ana* ungefähr eben so reichlich vertreten. Sie sind die herrschenden in den nordhumbrischen quellen. So steht in Lind. *dazona* L. 20, 1, *ðiostriona* L. 11, 36, *wutuna* L. 1, 17; *bocana* Prol. 17, *bodana* Mc. 12, 28. 29, *berzana* (porcorum) L. 8, 32, *ceastrana* L. 5, 12, *cempana* J. 19, 34, *dazana* Mt. 24, 29. L. 5, 17. 8, 22. 24, 1. J. 20, 1. 19, *dærstana* (azymorum) Mc. 14, 12. L. 22, 1. 7, *ðeafana* Mt. 21, 13. Mc. 11, 17, *ðingana* L. 1, 1, *ðiostrana* L. 22, 53, *farmana* J. Arg. 2, *fiscana* L. 5, 6. 9. J. 21, 5. 8, *zefehtana* Mt. 24, 6, *hlafana* Mt. 16, 9, *huastana* (eunuchorum) Prol. 32, *Judeana* Mt. 26, 29. 37. Mc. 15, 2. 9. 12. 18. L. 23, 3. 37. 38. J. 3, 1. 18, 33. 39. 19, 38, *Judeā* J. 20, 19, *liomana* Prol. 32. Mt. 5, 29, 30, *palmana* J. 12, 13, *sceaððana* J. 20, 25, *sighðana* J. Arg. 2, *sunana* Prol. 33, *sunnedazana* J. 16, 2, *toðana* Mt. 13, 50, L. 13, 28, *treuana* L. 3, 9, *uðnutana* Prol. 14. L. 20, 39, *walana* Mt. 13, 22. Mc. 4, 19, *warana* L. 14, 24, *wæra* Mc. 6, 44, *widwuna* Mc. 12, 40, *wifana* L. 23, 27, *witzana* L. 11, 47. 50, *wordana* L. 24, 8, *wriottana* J. Arg. 2, *wyrtana* J. 19, 39, *yðana* L. 21, 15, *wegara* (lies *wegana*) Mt. 22, 9. In Rush. *bibodona* Mc. 12, 28, *dazona* Mc. 13, 24. 16, 2. J. 20, 1. 19, *sceaðona* J. 20, 25, *weorona* Mc. 6, 44. L. 14, 24, *eostruna* Mc. 14, 12, *sununa* Mc. 7, 27, *uðnutuna* L. 14, 1, *wutuna* L. 1, 17; *dazana* Mt. 24, 29, *dærstana* L. 22, 1. 7, *ðeafana* Mt. 11, 17, *ðingana* L. 1, 1, *ðiostrana* L. 11, 36. 22, 53, *eostrana* J. 18, 28, *fiscana* J. 21, 6. 8. 11, *hæðnana* L. 21, 15, *Judeana* Mt. 2, 1. 2. 5. 19, 1. 27, 11 und häufig, *leomana* Mt. 5, 30, *nedrana* Mt. 3, 7. 12, 34, *palmana* J. 12, 13, *salmana* L. 20, 42, *uðnutana* L. 20, 39, *uiperana* Mt. 23, 33, *widwana* Mc. 12, 40, *willana* (divitiarum) Mc. 4, 19, *witzana* Mt. 16, 14. 23, 29. 30. 26, 56 etc., *worpana* Mt. 6, 5, *wyrtana* J. 19, 39. In Rit. *geafona* 18, 33. 38, 13. 45, 4. 95, 3. 97, 1. 124, 7, *hælguna* 7, 6;

blostmana 77, 2, *bodana* 95, 3, 97, 1, *cnehtana* 184 überschrift³, *dazana* 81, 4, 111, 2, 3, *dedana* 32, 17, *ðingana* 191, *zættana* 59, 5, *zimvngana* (nuptiarum) 108, 1², 109, 1², *godana* 101, 1², *liomana* 32, 19, *tidana* 98, 2, *toðana* 108, 1, *warana* 193, 6, *hellwarana* 11, 12, *windana* 192, 3, *wyrtana* 3, 4. Aber auch ausserhalb des nordhumbrischen sind diese formen nicht unüblich, vgl. *portweorona* Kemble II, 241, *welona* P. C. 465, 16, *zeofona* 8 mal bei Grein, der ohne grund einen nom. **zeofun* ansetzt, *sazona* Gen. 535; *dorwarana* Kemble II, 260, *treowlea-sana* P. C. 260, 9, *dazana* El. 193.

Im superl. pflegt die unflectierte form *o* (*u*) oder *a*, die flectierte *e* zu haben. Dieser unterschied geht bei Grein ziemlich consequent durch. So stehen neben einander *leofost*, -*ast* — *leofesta* etc. (häufig); *deorost* (2), -*ust* (3), -*ast* (2) — *deorrestan* (2), -*e* (3); *grimmnost* (1) — *grimmeste* (1), -*an* (3); *heardost* (2) — *heardestan* (1); *lādost* (3), -*ast* (1) — *lādestan* (2); *swearlost* (1) — *sweartestan* (2); *deopost* — *deopestan*; *haligost* — *hālgestan*; *hhtrost* — *hhtrestan*; *snotrost* — *snotrestan*, *snoterestum*; *swētaſt* — *swēteſte*, -*a*, -*an*; *neorðast* — *neorðeste* (die letzteren formen je 1 mal). Vgl. ferner *zelicost*, -*ust*, -*ast* (häufig); *swiðost* (1), -*ast* (2); *zīfrost* (3); *hātost* (4); *hlūdast* (2); *hraðost* (2); *mærost*, -*ust* (häufig); *swiðost*, -*ust*, -*ast* (häufig); *sceonost* (4); *wiðost* (3); *cræftigost*, *efnaſt*, *earmost*, *zefrægost*, *genehost*, *grædgost*, *hefezgust*, *holdost*, *hwītost*, -*ust*, *lādlicost*, *lengust*, *leohtost*, *liðost*, *mætost*, *modgast*, *rēðust*, *rihtost*, -*ast*, *sārost*, *swærost*, *swiftost*, *wrællicost* (je 1 mal); anderseits *wi-sesta* (1), -*an* (2), *bitresta*, *eadzestum*, *leohteste*, *scearpeſtan* (je 1). Ausnahmen finde ich bei folgenden wörtern (je 1): *cenoste* neben 1 *cenost*; *fægroste* neben 2 *fægerust*, 1 *fægrost*, 1 -*ast*, 1 *fægreſtan*, 1 -*um*; *mildostan* neben je 1 *mildost*, -*ust*, -*estan*; *wiðezaste* neben 3 *wiðezost*. Als eine ausnahme in der unflectierten form ist vielleicht *fracoðest* anzusehen. Wenn dagegen 20 *sēlest* neben 12 *sēlost*, 1 -*ust*, 8 -*ast* stehen, so werden wir das -*est* auf -*ist* zurückführen müssen. Denn dies ist die ursprüngliche bildung, wie der adverbiale comparativ *sēl* beweist.

Auch den ableitungen, welche den gotischen auf -*opus*, -*odus* entsprechen, scheint *e* neben *o* und *a* nicht fremd gewesen zu sein. Es mangelt mir eine grössere zahl von bei-

spielen, die mit sicherheit hierher zu stellen wären. Doch vgl. *monēdum* Lind. L. 1, 25 (bei Grein mit syncope *mōnð-*) und sogar *monēð* ib. 36, *hundred* Ps. Th. 89, 10.

Was die beurteilung betrifft, so kann man bei den superlativen an eine einwirkung der andern bildung (*-ist*) denken. In der tat haben sich beide klassen nicht deutlich geschieden gehalten. Durch die syncope waren die flectierten formen des comp. identisch geworden, und in folge davon erweiterte in der unflectierten form das *-or* bedeutend sein gebiet, und ebenso in der unflectierten form des superl. *-ost*, *-ast*. Verschiedenen unter den oben angeführten beispielen kommt *-ist* ursprünglich zu. Unmöglich ist es daher nicht, dass das *e* bloss einer ausgleichung zwischen den beiden klassen seinen ursprung verdankt. Doch sollte man dann mehr reste der ursprünglichen bildung erwarten. Auch wird die ausgleichung in der unflectierten form viel begreiflicher, wenn lautlicher zusammenfall in den flectierten vorangegangen war. Der vocal ist also doch wol ebenso behandelt wie in den andern aufgeführten fällen, wo er in offener silbe steht.

Es scheint, dass wir die vocalsplaltung parallelisieren müssen mit der westgermanischen splaltung des im auslaute verkürzten *ô*, worüber ich Beitr. IV, s. 336 ff. gehandelt habe. Ich habe dort die möglichkeit ins auge gefasst, dass diese splaltung auf einem gemeineuropäischen unterschiede beruhe. Es ist nun allerdings richtig, dass in dem gotischen *ô* zwei laute zusammengefallen sind, und zwar ist die ursprüngliche verschiedenheit derselben nicht bloss europäisch, sondern indogermanisch; vgl. jetzt darüber Osthoff, Morphologische unters. I, s. 241 ff. Der eine, welcher vor nasal im griech. als ω , im slav. als *y*, im lit. als *û* (*u*) erscheint, ist die dehnung von a_2 , der andere, welcher vor nasal im griech. als \bar{a} , im slav. und lit. als *a* erscheint, ist A_2 . Beide laute sind aber wahrscheinlich im urgerm. eben so vollständig zusammengefallen, wie die entsprechenden kürzen, das ungedehnte a_2 und A_1 . Die schwierigkeiten, welche sich einer zurückführung der westgermanischen verhältnisse auf diesen alten unterschied in den weg stellen, habe ich s. 356 berührt. Ich halte es jetzt für viel wahrscheinlicher, dass die splaltung auf verschiedener tonintensität beruht, so dass *o* (ags. *a*) die stärkere, *a* (ags. *e*)

die schwächere stufe repräsentiert. Die verschiedene intensität kann durch das logische gewicht der betreffenden silben an sich bedingt sein, wozu sehr gut stimmen würde, dass der gen. pl. ausschliesslich *o* zeigt, aber auch durch die satzstellung. Im letzteren falle musten doppelformen entstehen, von denen dann bald die eine, bald die andere verloren ging. So würde sich die sonst schwer zu motivierende differenz zwischen *hano* und *zunga*, *herza* am natürlichsten erklären, so auch die abweichung des ags. vom ahd. in bezug auf das adv. (*lonze* — *lango*). Dass es einmal im nom. des neutr. eine mit der des masc. identische endung gab, wird durch den übertritt von *namo* und *sāno* aus dem neutralen in das männliche geschlecht sehr wahrscheinlich. Osthoff a. a. o. s. 243 setzt freilich für das urgermanische die endung des neutr. als *ê* an, wobei er sich auf das slavische und preussische stützt. Allein die qualität des slavischen *ç* könnte auf angleichung an das *-en-* der obliquen casus beruhen, und im preussischen haben wir sogar, wie das *n* beweist (*dadān*, *semen* etc.) ganz sicher eine solche ausgleichung, genau wie in lat. *semen*. Vom standpunkte des germ. lässt sich, wie ich noch weiter unten darlegen werde, wo ich überhaupt die auffassung Ostoffs von unserer vocal-spaltung zu prüfen habe, die ansetzung eines *ê* absolut nicht rechtfertigen, und alle formen müssen auf *ô* zurückgeführt werden. Erklärt sich dann vielleicht das *a* in den ags. adverbien auf *-unza*, *-inza* gegen sonstiges *e* daraus, dass ein nebeton auf dem vocale lag? Aber wie lässt sich mit unserer auffassung der umstand vereinigen, dass der nom. sg. m. der comparative im Hel. meist auf *a* ausgeht? War hier die verschiebung der betonung zu *bêtara* eingetreten? Die schwankungen im nom. pl. m. und f. gedenke ich nächstens einmal in anderem zusammenhange zu erläutern.

Das ags. *e* im inlaut würde also auch die stufe eines ahd. *a* repräsentieren. Ein *a* für inlautendes *ô* ist in jüngeren ahd. hss. nicht selten. Wenn wir es nicht häufiger und früher finden, so liegt dies daran, dass die verkürzung hier viel später eingetreten ist als im ags. Wir dürften demnach das *e* auf schwächster tonstufe erwarten, also in vorletzter silbe, wenn die letzte den nebeton trägt. Dazu stimmt nun sehr schön, dass *e* in den flectierten formen des part. und des superl. das

normale ist und in den erweiterten praesensformen allein herrscht. Wir sehen uns dann aber zu der consequenz genötigt, dass im gen. pl. und im praet. bereits zwei verschiedene betonungsweisen neben einander bestanden. Im gen. könnten die betonungsverhältnisse dieselben gewesen sein wie bei O.: nebenton auf der vorletzten in viersilbigen formen. Etwas ähnliches liesse sich für das praet. denken. Nnr kommt hier die für einige westsächsische quellen doch nicht abzuläugnende unterscheidung zwischen sg. und pl. in betracht. Sollte hier wirklich eine verschiebung der betonung in der art stattgefunden haben, dass die leichteren endungen des sg. ihren nebenton an die vorletzte silbe abgegeben hätten, die volleren des pl. nicht?

Wenn \hat{o} im auslaut gemeingermanisch verkürzt ist, so wird es im altn. und westgerm. durch u (o), nur im got. durch a vertreten. Die unursprünglichkeit des letzteren kann schon deshalb kaum in zweifel gezogen werden, weil wir das germanische \hat{o} nicht erst nach der verkürzung aus einem reinen \hat{a} entstanden sein lassen können. Ja die qualität o ist zum teil (wo es = \bar{a}_2 ist) europäisch oder sogar indogermanisch. In einigen fällen steht nun allerdings auch westgerm. a , vgl. Beitr. IV, s. 463 ff.), wenigstens im acc. sg. des adj. sicher aus \hat{o} verkürzt (vgl. *hvanoh*). Wir stossen demnach auf eine ähnliche spaltung wie die des später verkürzten \hat{o} , in o und a .

Denselben gang der entwicklung ($o - a$) haben wir nun auch bei ursprünglicher kürze anzunehmen. Wir dürfen behaupten, dass jedes a , das in einem altgermanischen dialecte vorliegt, aus einem älteren o , mitunter sogar aus noch älterem u entstanden ist, dass im urgerm. gar kein sogenanntes reines a in nicht haupttoniger silbe existierte. Nicht bloss $a_2 =$ griech.-lat.-kelt.-slav. o , sondern auch $A_1 =$ griech. a war o .

Das erstere erscheint am häufigsten vor nasal. Ueber a_2 in dieser stellung habe ich Beitr. IV, s. 358 ff. gehandelt. Wir haben gesehen, dass es vor m in allen dialecten als o oder weiter entwickelt als u erscheint, ebenso vor n im ahd. und alts. in der schwachen declination. Unsere vermutung, dass in der letzteren das ags. und altn. a aus o entstanden

sei, ist durch unsere beobachtungen über die brechung zur gewisheit geworden. Durch dieselben ist ferner für das ags. mit vollkommener sicherheit festgestellt, für das altn. sehr wahrscheinlich gemacht, dass das thematische *a* im praes. der starken conjugation aus älterem *o* entstanden ist. Eine dumpfe färbung wird im ags. auch das *a* der historischen zeit noch gehabt haben. Nicht selten findet sich noch *o* geschrieben, vgl. *ondrædonne* P. C. 106, 1, *læronne* ib. 24, 15. 48, 18, *wiotonne* ib. 7, 7, *niomonde* Lind. Mt. 26, 57. L. 5, 10. J. 2, 6, *zemonon* Sat. 202, *zangon* Byrhtn. 56, *habbon* Ps. Th. 121, 8. Endlich ist s. 65 gezeigt worden, dass im ags. die endung des st. acc. sg. der adjectiva *-ne* aus **-one* syncopiert sein muss. Das *o* haben wir noch in dem artikel *þone*, in dem es von dem *o* in *lond* etc. verschieden ist, da es niemals mit *a* wechselt. Ursache ist jedenfalls die proclisis. Auf grund dieser tatsachen wird es nicht zu kühn sein anzunehmen, dass auch im ahd- und alts. das thematische *a* im praes. und das *a* der accusativendung *-an(a)*, ebenso wie im got. das durchgehende *a* aus *o* entstanden ist.

Aber nicht allein vor nasal erscheint a_2 als *o*. In der starken stammform der *s*-stämme ist es sogar schon urgermanisch weiter zu *u* entwickelt wie in lat. *corpus*. Hierher gehören zunächst ags. *sigor*, *hålor*, *nicor*, *salor*; auch für *lomber* müssen wir ein ursprüngliches *lombor* voraussetzen; der pl. *lombor* neben *lambru* (Grein) liegt vor in Lind. J. 21, 15, *lomboru* ib. 21, 16; ebenso neben *cealfru* ein *calfur* Ps. 21, 13. 50, 21. 105, 20 (*calferu* 49, 9). Die von mir Beitr. IV, s. 416 anm. versuchte erklärung (**sigaz*, **sigz*, **sigr*, *sigor*) wird von Sievers ib. V, s. 124 bestritten. Die von ihm beigebrachten gegengründe sind freilich nicht stichhaltig, wie meine ausföhrungen über die brechung zeigen. Aber dennoch sehe ich mich genötigt, diesen erklärungsversuch zurtückzuziehen, weil er dem anderweitig von Sievers fest begründeten satze widerspricht dass der vocal nur in offener silbe syncopiert wird. Folglich ist in dem *o* der ursprüngliche vocal der starken stammform bewahrt. Man könnte nun allerdings behaupten, derselbe sei urgerm. *a* gewesen und habe sich erst im ags. durch das dumpfe timbre des *r* zu *o* gefärbt. Indessen ist einerseits ein solcher vorgang überhaupt nicht nachzuweisen, denn auch in

den übrigen fällen geht ags. *-or* nicht auf *-ar* zurück. Anderseits wird vielleicht noch berücksichtigt werden müssen, dass wir es hier mit einem aus *z* entstandenen, also ursprünglich nicht *u*-farbigem *r* zu tun haben. Uebrigens braucht sich unsere ansicht nicht auf diese formen zu stützen. Das *u* findet sich auch vor erhaltenem *s* im ahd., nämlich in *achus*, *hazus*, *strio*, *nichus* (= ags. *nicor*) und dem adj. *fizus*. In *achus* darf man nicht etwa nach got. *aqizi*, altn. *ōx* (*eyx*) das *u* aus *vi* entstanden denken. Dafür gibt es gar keine analogie. Das *v* ist wie sonst lautgesetzlich ausgefallen, ohne eine andere spur zu hinterlassen als die gemination des consonanten. Als alte consonantische stämme verraten sich die wörter noch durch schwanen der declination: nom. pl. *acchussi*, aber dat. *accheson* N. Ps. 73, 6, was wir noch als echt consonantische form werden nehmen müssen; dasselbe gilt von *hazesusun*, verschrieben für *hazesun* (Graff IV, s. 1091), wozu der nom. acc. *hazusi* — *hazasa hazisa*; der gen. *hazzuso* ist mehrdeutig. Nunmehr ist es auch möglich, selbst für das got. *sidus* = ἔθoς den übergang in die *u*-declination zu erklären, und auf dem gleichen übertritt beruht der acc. sg. *sihu* (nicht nom., wie Heyne Ulf.⁵ s. 420 irrtümlich angibt) in der glosse zu 1 Cor. 15, 57, also wie im ahd. Sonst ist im got. der vocal der schwachen stammform verallgemeinert. Er muss nun selbstverständlich auch den syncopierten formen zu grunde liegen. Den der starken haben wir aber noch in einer weiterbildung *jukuzi*, ganz gleich gebildet wie *aqizi*. Widerum diesen beiden gleich gebildet ist ahd. *chilburra agna* (Graff IV, s. 392), mo-viertes fem. zu ags. *cilfor-* in *cilforlamb*¹⁾, mit der nebenform *chilbirra*, so dass wir, falls die letztere als alt anzusehen, was sich nach Graff nicht entscheiden lässt, in ein und demselben worte die verschiedenheit von *jukuzi* und *aqizi* neben einander haben würden. Möglich, dass auch andere entsprechende bildungen hierher gehören: *zaturra meretrix* (Graff V, s. 633), daneben *zatare*, *zatre*, *zatarrun* und *cumpurie* tribus Voc. S. G. Ferner wird hierher gehören das neutr. *azasi instrumentum* (Graff I, s. 542), allerdings gewöhnlich mit *a*, aber *scribazzusi*

¹⁾ Wie die verschiedenheit von *chalb* = urgerm. **kalbus* in bezug auf den wurzelvocal zu erklären ist, weiss ich nicht.

T. 108, 3. Weiterbildung aus einem *s*-stamme ist wol auch ahd. *oposa vestibulum* gl. K., *obosa* Emm. 31, *opesa* Ra, gewöhnlich *opasa* (Graff I, s. 101), das sich zu got. *ubisva* verhält wie *achus* zu *aqis(i)*. Andere bildungen, die vielleicht noch hierher gehören, zeigen nur *a*: got. *arhwazna*, *hlaiwasna* und wahrscheinlich mit umstellung ahd. *alansa* (subula, span. *alesna*, it. *lesina*, afranz. *alesne*), *segansa*. Die entstehung des *a* wird weiter unten ihre erklärang finden.

Wie mit den *s*-stämmen, muss es sich mit den stämmen verhalten, die ursprünglich auf dentalen verschlusslaut ausgingen. Man braucht nur ags. *heafod*, altn. *hofuð* mit lat. *caput* zu vergleichen. Ebenso erscheint in andern fällen vor den *t*-lauten ein *u* oder *o*, zum teil mit *a* wechselnd, welches auf *a*₂ zurückgehen muss. Ob allemal ein ursprünglich consonantischer stamm anzunehmen ist, möchte ich nicht entscheiden. So in ags. *eofot* (culpa), *sweofot* (somnia); ahd. *hornuz*, n. a. pl. *hornuza*, *hornuzi*, *hornuz*, *hornuzir* — *hornazza* V. S. G. (ags. *hyrnet*); ags. *meotod*, alts. *metod*, altn. *mjǫtuðr* = got. *mitaps* (fem.); ags. *nacod*, ahd. *nachut* (*u* nicht aus *va*) = got. *naqaps*; alts. *racud*, ags. *eorod*, *-ed* (equitatus), *falod* (stabulum Grimm), *hacod* (lucius), *meorod*, in den obliquen casus auch *weored-* (turba), *arod* (promptus), *fracoð* (turpis) mit seinen ableitungen (*fraceðu*), *weorod*, *werod* (dulcis), *wearoð* (*wareðas*, *litus*); altn. *hǫðr*, *hǫldr* (vir). Das *e* in den ags. wörtern wird sich ursprünglich nur in offener silbe entwickelt haben, auf dieselbe weise wie aus *ô*, entspricht also althochdeutschem *a*. Schwanken zwischen *o* und *a* im ahd. in bildungen auf *-od* gram. II, s. 249: *uwillod*, *holodo* (*-in*, *-un*), *magapizodo* (vgl. Graff III, s. 231) — *magapizado*, *irrado*; viel häufiger *-ido*. Man wird nach diesen belegen vermuten dürfen, dass in got. *astap*, *liuhap*, *frumadei*, *framapeis*, *magaps*, ahd. *biladi*, *krebazo* älteres *o* zu grunde liegt, selbst in *obaz* = ags. *ofät*, *ofet*, indem in letzterem der vocal der obliquen casus sich verallgemeinert hat. So auch in den verben auf urgerm. *-atjan* und den damit zusammenhängenden nominalen bildungen, vgl. gram. II, s. 217, die aber vielleicht unter die folgende kategorie zu rechnen sind.

Derselbe zweifel besteht bei mehreren bildungen mit guttural. Ags. *hafoc*; altn. *haukr*, ahd. *habuh* hat wol nicht

indog. *u*, eben so wenig wol got. *ibuks* (retrogradus). Dazu stellt Grimm vielleicht richtig ahd. *ebah* (*eboch* in dem niederdeutschen teile der gl. Jun.). Mit letzterem scheint aber einerlei bildung ahd. *botah* (corpus), *fettah*, *federah* (*fetheraco* gen. pl. gl. Lips.) und got. *ahaks* (columba).

Ein *a*₂ werden wir in einigen bildungen auf *-old*, *-ald* erkennen müssen, welches durch umstellung aus **a-tra* entstanden zu sein scheint. Hierher gehört ags. *prescold* = altn. *preskldr*. Letzteres, welches unmöglich mit Vigfússon von *vǫlfr* abgeleitet werden kann, ist offenbar vom sprachbewusstsein fälschlich als ein compositum aufgefasst, daher die flexion nach analogie der *u*-stämme, und damit hängen auch die mannigfaltigen anderen entstellungen des wortes zusammen. Ferner wahrscheinlich noch einige altnordische bildungen auf *-ald* (gr. II, s. 333), in denen das *a* nicht anders aufzufassen sein wird als das aus *ô* entstandene.

Ein urgerm. *o* müssen wir auch in der wurzelsilbe von got. *þata* voraussetzen, soweit die form proclitisch verwendet wurde. Daher erklärt sich im ags. die nebenform *þat* (vgl. Ps. 9, 15. Kemble I, s. 191 und sonst) für *þæt*.

In ursprünglich letzter silbe ist *a*₂ ausgefallen. Eine ausnahme bildet ahd. *aba* = *ἰπó*, in den übrigen dialecten nicht in der volleren form erhalten. Ferner der nom. acc. sg. der männlichen *a*-stämme auf den ältesten runeninschriften als *a*, welches ausserdem durch die heutigen finnischen formen bezeugt wird: Aber daneben ist der themavocal der *a*-stämme auch als *o* bezeugt. Im ersten compositionsgliede ist er noch erhalten, durchgängig im got., nach kurzer wurzelsilbe im ahd., in einigen resten auch im alts.¹⁾, vgl. gram. II, s. 412 ff., Sievers, Beitr. V, s. 122, Osthoff, Das verbum in der nominalcomposition s. 19 ff. Im got. nun steht allerdings nur *a*, aber im ahd. besteht schwanken zwischen *a* und *o* gerade so wie bei den weiblichen *a*-stämmen: *gota-* — *goto-*, *spila-* — *spilo-*, *taga-* — *tago-* etc.; auch im Hel. schwankt *ala-* und *alo-*; nur *o* (*u*) in *godouuebbiu* 2 mal, Cott. *godu-*, *guodu-*; in gl. Prud.

¹⁾ Aber das von Sievers angeführte *bara-* gehört wol nicht hierher, denn das wort ist sonst *va-*stamm, und *a* = älterem *o* ist aus *v* entstanden.

godobeddi; in der beichte 2 mal *alo-*, im taufg. *ala-*. Die altertümlichkeit des *o* wird durch eine grosse zahl von eigennamen bezeugt. Es liegt jedenfalls am nächsten, dieses schwanken genau ebenso zu beurteilen wie bei den weiblichen stämmen, wo sicher *ô* zu grunde liegt, also gleichfalls *o* als den ursprünglichen laut anzusehen, dessen verwandlung zu durchgängigem *a* im got. und altn. den sonstigen analogien durchaus entspricht.

Genau so wie für *a*₂ lässt sich aber auch für *A*₁ die *o*-qualität erweisen. Am lehrreichsten sind hier einige präpositionen. Ags. *of* (= *ἀπό*) ist die proclitische form, als präposition und in verbaler composition gebraucht, im gegensatz zu der vollbetonten form *æf*¹⁾ in *æfþonca*, *æflást*, *æfzrynde* (Grein), *æfzroefe* (Lind. L. 12, 58), *æfweardan* (P. C. 453, 2). Eine zerstörung des ursprünglichen unterschiedes zeigt bereits *ofdæl*. Im ahd. sind nur noch wenige reste der proclitischen form erhalten (vgl. Denkm. s. 458), nämlich *oblâzan* je 2 mal in Sg. Pat. und Weissenb. kat.; ferner *oblipun* destituerunt gl. K. und Ra., entstellt in *obalipun* Pa., *obkidanemu* gl. K. 36, schon in ungehöriger verwendung als adv., wie die dazwischenschiebung von *gi-* zeigt. Wenn auch *abfuor* T. 228, 4 hierher gehört, so hätten wir ein schwanken des vocals, das aber vielleicht durch anlehnung an das adv. zu erklären wäre. Sonst wird das wort nicht mehr zur bildung echter verbaler composita verwendet, und für den präpositionalen gebrauch hat sich die adverbialform eingedrängt. Alts. besteht *of* noch in *ofsittien*, *ofstapan*, sonst hat sich *af* verallgemeinert, afries. umgekehrt *of*. Im got. und altn. mag wol lautlicher zusammenfall in der form *af* eingetreten sein.

Desgleichen müssen wir urgerm. die doppelformen *at* (oder wol vielmehr **ati*) und *ot* ansetzen. Die poetischen ags. denkmäler kennen zwar nur *æt*, auch in verbaler composition. Aber Ps. hat in der letzteren regelmässig *ot-*, besonders in *oteawan* 4, 6. 16, 5. 17, 16. 41, 3. 49, 23. 58; 12. 59, 5 etc.; ferner *otectun* addiderunt 68, 27; wogegen im adv. *ðu bist et ades* 138, 8. Vgl. ferner *otspernince* offenculo Kent. gl. 19,

¹⁾ Diese form ist übrigens schon eine compromissform ebenso wie ahd. (Is.) und alts. *ab* neben *aba*, indem die vocalabwerfung auf angleichung an die proclitische form beruht. Dergleichen kommt häufig vor, wofür auch im folgenden beispiele gegeben werden.

wobei Zupitzas zweifel, ob *ot-* für *ôð-* oder für *et-* stehe, nicht angebracht ist. So erklärt sich auch *at* in *atenð* ib. 1008 und *ateauð* ib. 1116 als aus *ot* entstanden, wie *an* für *on* steht, vgl. Zupitza s. 7; vgl. auch oben *pat*. Die übrigen dialecte kennen nur eine form (*a*). Im got. und altn. wird wider lautlicher zusammenfall eingetreten sein, für das ahd. ist ausgleichung wahrscheinlicher, man müste denn annehmen, dass die erhaltung des *o* in *of* durch die natur des folgenden consonanten bedingt ist.

Zweifelhaft ist, ob hierher die doppelformen *ana—on* gehören, wie allerdings griech. *avá* vermuten lässt; über diese später. Damit ist wahrscheinlich *fon(a) — fan(a)* gleichzustellen und vielleicht die ortsadverbien auf *-an(a)*, ags. auch *-on* mit brechung in der wurzelsilbe, vgl. s. 55. Für den auslautenden vocal dieser wörter ist die dumpfe qualität nicht mehr nachweisbar.

Weiter kommen einige ableitungssilben in betracht, für die ich zwar nicht mit voller sicherheit die indogermanische entsprechung des vocales angeben möchte, bei denen aber die wahrscheinlichkeit für A_2 spricht. Bei den adjectiven auf got. *-ags* (griech. *-αξός*, lat. *-ax*) wird *a* unbedenklich als das ursprüngliche angesehen. Im altn. haben wir aber *-ogr*, *-ugr* neben *-agr*. Die formen auf *-ugr* überwiegen und sind allmählich allgemein geworden. Aber bei *heilagr* zeigt sich noch regelmässiger wechsel des ableitungsvocals (nom. sg. f. *heilog* oder *heilog* etc.). Eine gleiche flexion muss auch dem allgemeinen *-og* (*-ug*) der übrigen vorangegangen sein. Dies ist schon die auffassung J. Grimms, gram. II, s. 292. Auch im ostnord. hat sich *-ug-* verallgemeinert (vgl. Rydq. IV, s. 389). Das frühere danebenbestehen von *-ag-* aber wird teilweise durch die gestalt der wurzelsilbe bezeugt, welcher der *u*-umlaut fremd ist. Eine ursprünglich verschiedene bildung mit indogermanischem *u* wird nicht anzunehmen sein, oder mindestens nur bei sehr wenigen wörtern. Auch got. *handugs* beruht wol erst auf jüngerer anlehnung; von *vulpus* wird *vulpags* gebildet. Nun aber verhält sich *-ag* zu *-og* genau wie im praet. *-aða* zu *-oðom*. Und wir dürfen *o* im ersteren falle so gut wie in dem letzteren für das ältere nehmen. Seine altertümlichkeit wird bestätigt durch finn. *ainoa*, *ainua* (= got.

ainaha, vgl. *herttua* = *hertogi*) und *autuas*, lapp. *audogas* (= *auðugr*). Das *a* im got., ahd. und alts. kann als lautliche entwicklung aus *o* gefasst werden. Das *o* finden wir noch wirklich in einer andern form des suffixes. Es bestand ursprünglich wechsel zwischen *h* und *g*. Ersteres, gewöhnlich verdrängt, liegt noch mehrfach im got. vor, vgl. gram. II, s. 310 ff. Zu *ainaha* nun lautet das fem. *ainoho*. Aus dem ahd. gehört hierher *abuh*, *aboh*, *abah* mit seinen ableitungen, in welchem umgekehrt *g* verdrängt ist. Die teilweise erhaltung des *o* und der weitere übergang zu *u* hängt jedenfalls mit dem dumpfen timbre des *h* zusammen. Das schwanken mit *a* kann auf einer veränderung der klangfarbe des consonanten beruhen, vgl. *duruh* — *durah*. Da aber *u* (*o*) und *a* häufig in demselben denkmale neben einander stehen, so scheint es, dass beide unter verschiedenen bedingungen entwickelt sind, sei es, dass die lage des nebtone, sei es, dass die stellung in offener oder geschlossener silbe massgebend gewesen ist. Dazu stimmt, dass die neutra abstracta auf *-ahi*, die in nächster verwantschaft zu der gotischen bildung *bairgahei* stehen, nur *a* aufweisen.¹⁾

Im zusammenhange mit *-ag* steht wahrscheinlich die ahd. ableitungssilbe *-oht*, selten *-aht* geschrieben, vgl. gram. II, s. 380. Ihr entspricht altn. *-ótr*. Damit verwant sind doch wol trotz Grimms widerspruch die schwachen feminina auf *-átta*. Beim subst. wie beim adj. muss ursprünglich wechsel bestanden haben (masc. *átr* — fem. *-ótt*, nom. *-átta* — gen. *-óttu*), der in beiden nach verschiedenen richtungen hin ausgeglichen ist.

Dem lat. *anas*, *anatis* entspricht ahd. *anut*, *anot*, altn. *ond*. Dem got. *-assus* zur seite steht das ahd. schwanken zwischen *-nussi* und *-nassi*, *-nessi*. Auch alts. *hethimussia* Ess. beichte; *gegravanussi* gl. Lips.; *grimnussi* gl. Prud.

Wir finden also in urgermanischer zeit eine verschiedene behandlung sowol von *a₂* als von *A₁*, je nachdem es in unbetonter und nebtotoniger oder in haupttoniger silbe steht. Diese spaltung kann erst ver-

¹⁾ Wie ahd. *aboh* zu got. *ainaha* verhält sich auch ahd. *joh* zu got. *jah*.

hältnismässig spät entstanden sein, da sie das speciell germanische accentuationssystem voraussetzt. Die frage, ob dabei die haupttonigen oder die nicht haupttonigen silben den ursprünglichen laut am getreuesten bewahrt haben, darf keineswegs ohne weiteres zu gunsten der ersteren entschieden werden. Der der letzteren stimmt ja, soweit a_2 zu grunde liegt, zu allen übrigen europäischen sprachen, das einzige litauische ausgenommen. Und was das letztere betrifft, so lässt sich entstehung des heutigen a aus älterem o noch geschichtlich nachweisen durch finnische lehnwörter wie *olut* = lit. *alus*, *oinas* = *avinas* etc., vgl. Thomsen, Einfluss der germ. sprachen 63². Es ist wider nur der ungerechtfertigte respect vor dem reinen a -laut, weshalb man bisher vor der ansetzung eines gemeineuropäischen o zurückgeschreckt ist. Ueberhaupt muss ja schon im indog. a_2 von a_1 durch dunklere färbung unterschieden gewesen, also jedenfalls dem o nahe gekommen sein, wenn es nicht geradezu als o anzusetzen ist. Wir dürfen daher wol in bezug auf dieses den nicht haupttonigen silben grössere altertümlichkeit zuerkennen. Was A_2 betrifft, so dürfte allerdings nach den südeuropäischen sprachen zu schliessen (griech. α) die ursprüngliche qualität dem reinen a -laut sehr nahe gekommen sein. Indessen spricht manches dafür, dass der laut im germ. frühzeitig verdumpft und mit a_2 zusammengefallen ist, wie dies sicher im slav. geschehen ist. So sind die den beiden lauten entsprechenden längen, \bar{a}_2 und A_2 beide = \hat{o} (*fötus* — *för*), während sie im griech. als ω und $\bar{\alpha}$ geschieden sind.

Die ursache, wodurch die haupttonigen silben von den übrigen geschieden sind, lässt sich mit einiger wahrscheinlichkeit vermuten. Dies ist vielleicht ein fall, bei dem es am platze ist, eine sonst fälschlich angenommene erhellende wirkung des hochtones zu erkennen. Die umgestaltung der germanischen accentuation kann nicht wol anders vor sich gegangen sein als vermittelt einer übergangsstufe, auf welcher der neue und der alte accent neben einander bestanden. Da nun der alte, nach dem Vernerschen gesetze zu schliessen, stark expiratorisch war, so muss der neue zunächst rein musikalisch gewesen sein. In der folge muss dann die musikalisch am höchsten erhobene silbe auch den stärksten expi-

rationsdruck auf sich gezogen haben. Die spätere expiratorische natur des jüngern germanischen *accentes* folgt aus der syncopierung. Aus dieser veränderung des tonprincipes erklärt sich der scheinbare widerspruch, dass in der älteren periode *a* die höhere, *o* die tiefere stufe repräsentiert, während in der jüngeren periode erhaltung des *o* eine stärkere, übergang in *a* eine schwächere stufe bezeichnet.

Einen positiven beweis dafür, dass ein übergang von *o* in *a* in der wurzelsilbe stattgefunden hat, dürfen wir vielleicht, worauf mich Sievers aufmerksam macht, in got. *alev* sehen, welches doch wol lehnwort aus lat. *oleum* sein muss. Ich möchte ferner hinweisen auf *Moguntiacum* — *Maginza* und für *a* im diphthongen auf *Moenus*.

Es liegt die vermutung nahe, auch in mehreren fällen von *o* in der wurzelsilbe etwas altertümliches zu sehen, indem man gewissen factoren, denen man bisher einen verdampfenden einfluss auf das wurzelhafte *a* zugeschrieben hat, nur noch die hemmung der spontanen erhellung des ursprünglichen *o* zugesteht. Hierher gehört *o* im ags. vor nasal. Dass innerhalb des ags. *o* älter ist als das daneben stehende *a*, wird durch das verhältnis der schreibung in den älteren und jüngeren hss. ausser zweifel gesetzt. Die altertümlichkeit des *o* wird noch dadurch bezeugt, dass bei ausfall des nasals *ô* eingetreten ist, nicht bloss in *ôðer*, sondern bereits in *hôn* (= got. *hâhan*) etc. Indessen ist anderseits zu bedenken, dass auch das lateinische *a* in lehnwörtern als *o* erscheint, z. b. *comp*, *condel*; ferner, dass auch *ê* dem verdampfenden einflusse der nasale unterliegt (*cwômon*). Wir haben demnach keine veranlassung, ags. *o* nicht erst aus urgerm. *a* entstehen zu lassen. Das gleiche gilt von dem nordischen *u*-umlaut, der sich ja auch wider an dem *â* = urgerm. *ê* zeigt. Möglich aber bleibt es immer, dass im urgerm. das *a* unter gewissen bedingungen einen dumpferen klang von anfang an bewahrt hat.

Recht wol altertümlich kann das *o* in zweiten compositionsgliedern sein, wo es keinen hauptton trug. Ein solches *o* erscheint namentlich vor *l* in *uuerolt* T., *uuerolt* O., *uuerold* alts., *weorold* ags.; *einfolt* neben *einfalt* O.; ags. *freols* = got. *freihals*; auch in den eigennamen auf *old*, *olt* = *uuald* ist es

wol nicht das ausgefallene *w*, welches die dumpfe färbung hervorgebracht hat.

Die bewegung in der richtung vom dumpfen zum hellern vocal lässt sich auch an dem *u* verfolgen, welches sich aus urgermanischer (d. h. vor dem syncopierungsgesetze bestehender) nasalis oder liquida sonans entwickelt hat; ebenso an demjenigen laute, den ich in abschnitt 7 als vertreter der mittleren stufe vor nas. und liqu. in indog. unbetonter silbe bezeichnet habe.¹⁾ In haupttoniger silbe erscheinen beide, wie wir gesehen haben, als *u*, welches durch *a*-umlaut zu *o* werden kann. Wenn wir nun in nebetoniger und unbetonter silbe schwanken zwischen *u* — *o* — *a* finden, so werden wir auch hier dem *u* die priorität zuschreiben und *o* und *a* als modificationen betrachten, die mit dem geringeren accentgewicht im zusammenhange stehen.

Das *u* vor einem schon urgerm. im auslaut stehenden oder durch die älteste syncopierung in den auslaut getretenen nasal ist im allgemeinen constant. Hierher gehört der dat. und acc. pl. der consonantischen stämme *fo^tum*, *fo^tuns*²⁾, der pl. des praet. *-um*, *-un*, wonach auch *-ut* sich gebildet hat, und

¹⁾ Ich möchte allerdings an dieser auffassung nicht unbedingt festhalten. Eine mündliche besprechung mit Osthoff hat bei mir verschiedene zweifel erregt. Dieser sieht darin gleichfalls die schwache stufe. Will man diese auffassung aufrecht erhalten, so kommt es darauf an zu zeigen, warum sich in den betreffenden fällen aus nas.-liqu. ein vocal entwickelt, warum sie nicht einfach consonantisch geblieben sind, also etwa **skl-um* statt *skulum* wie *kn-iu*, *tr-iu*. Man könnte wol die zweisilbigkeit von *skulum* auf rechnung des systemzwanges bringen, aber überall ist mit dieser erklärang nicht durchzukommen. Die sache bedarf noch einer eingehenden untersuchung mit berücksichtigung aller indogermanischen sprachen. Vor der hand scheint es mir z. b. nicht ausgemacht, ob griech. *α* in den ableitungen auf *-αλος*, *-αρος*, *-ανος*, *-αμος* aus liqu. oder nas. entwickelt sein muss, oder ob es auch aus *ε* unter einwirkung der betreffenden consonanten entstanden sein kann, wobei natürlich die betonungsverhältnisse berücksichtigt werden müssen. Die schwierigkeit der entscheidung beruht vornehmlich darauf, dass der functionsunterschied zwischen schwacher und mittlerer stufe so sehr verwischt ist.

²⁾ Der übertritt aus der consonantischen in die *u*-declination ist erst von diesen casus und dem acc. sg. *fo^tu* aus erfolgt.

die zahlwörter *sibun*, *niun*, *taihun* aus **saptm*, **navm*, **dakm*. Das *u* im dat. bleibt in allen dialecten (ahd. *brustum*, *hantum*), ist aber von dem *o* der *o*-declination nur im got. (*dagam*) zu scheiden, weil sich letzteres in den übrigen dialecten vor *m* gleichfalls zu *u* entwickelt hat. Dagegen vor *n* bleibt der alte unterschied überall bestehen. Die form des acc. pl. ist freilich im altn. wie im westgerm. untergegangen und durch die nominativform ersetzt. Was aber das *u* des praet. betrifft, so habe ich Beitr. IV, s. 362 darauf aufmerksam gemacht, dass es sich deutlich von dem *o* (= *a*₂) geschieden hält, indem sich die beiden entweder als *u* — *o* oder als *o* — *a* gegenüber stehen. Entsprechend ist das *u* der zahlwörter im altn. und ags. behandelt: *sjau*, *niu*, *tiu*; *seofon*, *nizon*, *teon*. Dagegen im ahd. und alts. finden wir eine abweichung: *sibun*, *niun* — *nigun*; aber *zehan*, *tehan*. Diese verschiedenheit unter ganz gleichen verhältnissen weist mit notwendigkeit auf eine ältere doppelformigkeit hin, die in verschiedener weise vereinfacht ist. In der tat findet sich *siban* O. IV, 6, 47 in VP = *sibun* F und *niuuan* O. II, 4, 3 VFD = *niun* P. Ob auf vereinzelte *-an* im ags. wie *syfanwintre* Beow. 2428 gewicht zu legen ist, möchte ich nicht entscheiden. Ein **zehun*, **tehun* kann ich nicht nachweisen, aber für die ordinalzahl wird *u* noch bezeugt durch *tegothon* Freck. 219 neben *tegathon* ib. 239. Aus der vergleichung des praet. ergibt sich, dass im auslaut *-an* nicht aus *-un* entstehen konnte. Folglich muss es sich in der flectierten form entwickelt haben, wo *u* in offener silbe und auf schwacher stufe stand, und erst von da auf die flectierte form übertragen sein.

Inlautend in geschlossener silbe finden wir das *u* meist bewahrt. So in den ableitungen auf *-ung*. Ueber den wechsel von *-ung* und *-ong* im ags., wovon letzteres die schwache stufe bezeichnet, vgl. s. 142. Mit diesem *o* haben wir vielleicht das zuweilen in Freck. auftretende *a* zu vergleichen: *verscange* 6, *ferscanga* 226 neben *verscunga* 123; *samnanga* 249. 306. 444. 446. Zweifelhaft aber scheint mir, ob folgende wörter hierher gehören: altn. *hunang*, ahd. *honang* bei N. mit der häufigeren nebenform *honag*, *honig*; ahd. *along*, *alang*; altn. *leiðangr* und andere wörter auf *-angr*, die gram

II, s. 348 für composita erklärt werden. Vielleicht geht *-an* in diesen nicht auf nasalis sonans zurück.

Constantes *u* haben auch die bildungen mit *-und*, vgl. gram. II, s. 343: ahd. *hlumunt*¹⁾, *uisunt* (*uisant* erst in jungen quellen) = altn. *visundr*, altn. *hgrund*, die feminina ahd. *iugund* und *tugund* (*tugundi* Prud. I, sonst nur in der abschwächung zu *e*, *i*. Im ags. findet sich neben *duzud*, *-oð*, *zeozud*, *-oð* zuweilen in den obliquen casus *duzede*-, *zeozede*-. Dies *e* könnte die ags. stufe eines westgermanischen *a* sein, wiewol noch eine andere auffassung denkbar ist. Ist es aber aus *a* entstanden, so ist dies jedenfalls erst durch den ausfall des nasals möglich geworden. Uebrigens aber fragt es sich, ob die ags. wörter den ahd. *jugund* und *tugund* gleich zu stellen sind. Die gewöhnliche ahd. form ist *tugad*, der ags. *duzod* auch correct entsprechen würde. Schwanken mit *e* findet sich aber auch bei den ordinalzahlen: *seofoda* — *seofedan*, *nizoda* — *nizeðan*. In bildungen wie got. *nehvundja* (ebenso wahrscheinlich *Baurgundja*, vgl. gram. II, s. 343), *huhundi*, *pusundi*, *sniumundo*, ahd. *arunti* (*arandi*, *arant* erst spät) sieht Sievers mit recht reste der schwachen form des part. praes. Zwar hat Brugman, Stud. 9, s. 329 ff. zu zeigen versucht, dass demselben ursprünglich keine stammabstufung zukam. Aber, wenn es sich auch wirklich so verhält, so tut das nichts zur sache. Sie hat sich dann im germ. so gut wie in andern sprachfamilien entwickeln können. Wir sehen in diesen beispielen, verglichen mit den echten participien, recht deutlich den unterschied zwischen nasalis sonans und *a*₂ + nas. bewahrt.

Aus einem wahrscheinlich erst im germ. sonantisch gewordenen nasale ist *u* entwickelt in mehreren fällen, die zuerst von Sievers, Beitr. V, s. 150² richtig gefasst sind. Erstens in den gotischen femininis *fastubni*, *fraistubni*, *vitubni*, *vundufni*, *valdufni*, *lauhmuni* und dem nach *glitmunjan* vorauszusetzenden **glitmuni*²⁾, die in den übrigen dialecten nichts entsprechendes

¹⁾ Die bildung zu vergleichen mit griech. *-ματ-*, lat. *-mento-*.

²⁾ Sievers führt *-ubni* und *-muni* auf suffix **-man* zurück. Seine erklärung der differenzierung ist sehr plausibel. Doch verdient noch erwogen zu werden, ob nicht vielleicht *-ubni* mit lat. *-umnia* in *calumnia* zu vergleichen ist, welches doch wol vom part. pass. *-umnus* = griech. *-ομενος* abgeleitet ist.

haben. Zweitens in den movierten femininis auf **uni*, die Sievers mit sanskritischen auf *-nî* vergleicht. Diese finden sich im altn. in der form auf *-ynja*, im ahd. ein vereinzelter fall, *uirtun* O. I, 6, 6 und nach Graff VG III, s. 362. Im ahd. gibt es aber ausserdem auch ganz gleich gebildete unpersönliche auf *-unna*, *lungunna* etc., vgl. gram. II, s. 318. Also überall constantes *u*.

Jetzt haben wir auch einen massstab zur beurteilung der partikel *and* etc. Im got. haben wir neben einander *anda-* in nominaler composition, *and* als präposition, in verbaler und nominaler composition, *und* als präposition und in drei verbalen compositis. Von diesen ist offenbar *anda-* = griech. *ἀντα*, also wol mit *A₁* in der wurzelsilbe, *und* = skr. *ati*, griech. *ἀτί*¹⁾ aus indog. **nti*; *and* ist gleichfalls auf **anta* zurückzuführen, und entstanden, indem die eigentlich nur dem adv. zukommende form proclitisch als präposition und in verbaler composition gebraucht ist. Nach dem Vernerschen gesetze sollte es **anpa*, **anþ* lauten. Die adverbialform ist also bereits von der proclitischen beeinflusst. Dass es sich wirklich so verhält, zeigt das altn., wo neben *and-* noch häufiges *ann-* (= **anpa-* oder **anþ*) steht, auch *an-* geschrieben, und das ags., in welchem *ôð* (oder *oð*) neben *ond* steht. Das altn. kennt auch keine vermischung im gebrauche der haupttonigen form und der proclitischen. *Ann-* und *and-* werden nur in nominaler composition gebraucht, verbale fehlt, als präp. erscheint *und* in den ältesten quellen statt des jüngeren *undir*, trotz der ziemlich abweichenden bedeutung doch wol mit dem got. *und* zu identificieren. Ebenso sind im ags. beide formen scharf auseinander gehalten, wenn auch nach einer andern seite hin verwirrung eingetreten ist. In nominaler composition gilt *and-* (*ond-*), in verbaler *on*. Letztere form beruht zunächst auf assimilation in fällen wie *ontýnan*, *ondrêdan* (vgl. alts. *andrâdan* neben *antdrâdan*), vielleicht auch in solchen wie *onfôn*; dann aber weiterhin auf einer vermischung mit dem ursprünglichen *on-* = *ává*, in welchem *ond-* untergegangen ist,

¹⁾ Diese form ist wol nicht rein lautlich entwickelt. Man sollte **ati* erwarten.

wie umgekehrt das hochdeutsche *in-* in der partikel *int-*. Dies *on*, sei es, dass es griechischem *ἀντι*, oder sei es, dass es griechischem *ἀνά* entspricht, hat einen andern vocal als *ond-* und *on-* in substantivischer composition, wenn auch die schreibung häufig zusammenfällt. Das *o* schwankt in verbaler composition und ebenso in der präposition in der regel¹⁾ nicht wie in nominaler composition mit *a*, vielmehr wird dafür, wo das wort gotischem *und* entspricht²⁾, in denkmälern, die sonst *u* für *o* in unbetonter silbe schreiben, häufig *u* geschrieben. So in Rush. *undon* (solvere) Mc. 1, 7; *untyn* Mc. 7, 34; *untynde* Mc. 7, 35; *unbindas* Mc. 11, 2; *unbunden* Mc. 7, 35; *unbundun* Mc. 11, 4; *unwreozun* (für *unwreozun*) Mc. 2, 4 etc., dagegen *önzonge* Mc. 5, 13; *önfruma* Mc. 1, 1 etc. In Lind. *undoa* Mc. 1, 7; *untyn* Mt. 25, 21; *untyned* Mt. 27, 52. Mc. 7, 34; *untynde* Mc. 7, 35; *unbindes* Mc. 11, 2; *unbinde* Mc. 11, 4; *unbunden* Mc. 7, 35; *undehton* Mc. 2, 4 etc. In Rit. *vntyno* 1, 5; *vntynde* 19, 4; *vnbunde* 79, 2; *vngaa* 24, 11; *vnstondenisse* substantia 2, 3. Auch Grein bringt belege für *unbunden*, *untôn*, *untýnan* aus Ps. Th. — Das ahd. und alts. *ant-* in verbaler composition kann lautlich nicht dem gotischen *und-* entsprechen, wie die behandlung von *hlumunt* etc. zeigt, sondern ist aus den nominalen compositis übertragen. Daneben ist nun auch *unt* als präposition wirklich vorhanden in *untazs* (Is., Frg.) aus *unt az* und in *unzi* aus *unt zi*, woraus durch ganz regelrechte apocope *unz* entsteht. Dieser auffassung steht nicht entgegen, dass noch die präpositionen *az*, *zi*, *an*, *in* und sogar *an unzan* noch einmal *an* angesetzt werden können. Dies wurde möglich, sobald die etymologie vergessen war.

¹⁾ Ausnahmen kommen allerdings bereits in den poetischen denkmälern vor, vgl. Grein unter *andrcēdan*, *andrecan*, *andwlitan*, *anfôn*, *anzildan*, *anzinnan*, *anzitan*, *anhealdan*, *anlēdan*, *ansacan*, *ansendan*, *anstellan*, *anwadan*. Zupitza führt aus Kent. gl. s. 7 sieben belege an. Sie beruhen wahrscheinlich auf anlehnung an die entsprechenden substantiva. Für *an* als präp. gibt Grein sieben belege (die unter 3 sind adverbial). Zupitza a. a. o. führt zwei beispiele aus Ps. an.

²⁾ Der laut in *on* = *ἀνά* ist zunächst noch davon verschieden und dem in *of* zu vergleichen. Auch im Cott. des Hel. findet sich 2 mal *on* als präp. und dies ist wol auch für das ahd. als die eigentliche normalform anzusehen, verdrängt durch die adverbialform *ana* oder durch die compromissform *an*.

Vor einfachem nasal im ursprünglichen inlaut ist das *u* der wandlung zu *a* ausgesetzt. Dieselbe lässt sich vor *m* deutlich verfolgen. Im got. liegt noch *u* vor in den superlativen auf *-uma* (= griech. *-αμοζ*). Im altn. ist damit zusammen zu stellen das subst. *mjoðm*, gen. *mjaðmar* (taille, eigentlich mitte) aus **meoðumo* (vgl. got. *miduma*). Wir haben wahrscheinlich für den gen. einmal eine form **meaðamar* vorzusetzen, da der übergang von *eo* in *ea* vor die syncope fällt, also übergang des *u* in *a*, wo nicht der vocal der folgenden silbe hindernd einwirkte. Ahd. *metamunsceffi*, *metamunscaffi* Graff II, s. 673, in *mittamen*¹⁾ T. 189, 4, also ebenfalls übergang von *u* in *a*, jedenfalls nur durch die stellung in offener silbe, verbunden mit accentlosigkeit, ermöglicht, da in geschlossener silbe *m* sogar übergang des *o* in *u* hervorruft. Ags. *u* erhalten in geschlossener silbe: *meoðum* (*mediocris*). Das *e* in *æftema*, *hindema* etc. könnte man dem ahd. *a* gleichsetzen. Es kann aber und muss zum teil auch anders gefasst werden, worüber später. Erhaltung des *u* in offener silbe in ags. *weotuma* = ahd. *widoma*, welche letztere form aber von Graff nur aus gl. zu canones IV, nicht aus alten quellen belegt wird.

Weniger zu tage liegt der entwicklungsgang vor *n*. Diesen müssen wir im zusammenhange mit dem vor einfachem *r* und *l* betrachten. Doch zuvor müssen wir die liquidverbindungen erledigen. Es kommt hauptsächlich *rn* in betracht. Got. *undaurnimats*, altn. *undorn* (selten *-urn*, *-arn*), ahd. *untorn* (nur Sam. *untarne*), ahd. *andorn* (*marrubium*), *eichorn* (= altn. *ikorni*), *ahorn*, *bilorna* (*gingivae*) sind vielleicht zum teil composita, zum teil durch volksetymologie zu compositis umgedeutet, so dass sie kein sicheres urteil darüber gestatten, wie sich das ursprüngliche *u* hätte lautgesetzlich weiter entwickeln müssen, aber dass *u* und nicht *a* das ältere ist, wird durch diejenigen unter ihnen, die nicht von hause aus composita

¹⁾ Wegen *mittamen* braucht man schwerlich ein urgerm. **midjuma* neben **meduma* anzusetzen, sondern man wird darin angleichung an *mitti* sehen müssen. So erklärt sich wol auch das verhältnis von ahd. *mittil*, ags. *middel* zu altn. *meðal*, ahd. *metaläri*, *metalôdi*, *metilscaft* (Graff II, s. 672).

sind, sicher gestellt. Auf grund dieser wörter dürfen wir das *a* einiger andern auf älteres *u* zurückführen. In altn. *akarn* (ags. *æcern*) = got. *akrans* (ahd. nicht nachzuweisen) beweist der wechsel in der stellung des vocalen, dass *r* sonans zu grunde liegt. Vielleicht wechselte dieselbe ursprünglich innerhalb der flexion. So muss es sich auch mit *eisarn* verhalten haben, bei welchem im got. die entgegengesetzte stellung zur herschaft gelangt ist. So erhalten wir erst eine befriedigende erklärung der ahd. doppelformen *isarn* und *isan*. Letztere ist zwar nicht in so alten quellen überliefert wie erstere (erst bei N.), ihr alter wird aber dadurch gesichert, dass sie die einzige im ersten gliede von eigennamen ist. Sie lässt sich ausserdem nicht lautlich aus *isarn* erklären, sondern nur durch assimilation aus **isran*, wie *ûses* aus *ûsres*, vgl. s. 157. Ebenso ags. *îren* wie *ûres*, woneben noch *isern*. Ob auch das verhältnis von altn. *járn* zu *isarn* (letzteres nur bei alten dichtern) damit zusammenhängt, vermag ich noch nicht zu entscheiden. In Bugges erklärung in Kuhns zs. IV, s. 250 vermisst man noch eine angabe der ursache, warum gerade in den bezüglichen wörtern das *s* zwischen vocalen ausgefallen sein soll.

Wie *valdufni* entstanden ist got. *hvoftuli*, vgl. Sievers a. a. o. Ebenso einige ahd. bildungen mit *ll* aus *lj* (vgl. gram. II, s. 317), die in der geschlossenen silbe das *u* bewahrt haben.

Nummehr können wir zu den ableitungen mit einfachem *n*, *r*, *l* übergehen, bei welchen man bisher noch nicht zu einer richtigen beurteilung gelangt ist. Es pflegt entweder *a* als das ursprüngliche angesehen zu werden, oder *a* und *u* als zwei von hause aus verschiedene bildungen, letzteres der *u*-reihe angehörig. Ich will keineswegs läugnen, dass bildungen mit indog. *u* vorhanden gewesen sein mögen, aber bei den uns vorliegenden *-un*, *-ur*, *-ul* ist meist keinerlei zusammenhang mit *u*-stämmen erweislich, und sie sind nicht von *-an*, *-ar*, *-al* zu trennen, vielmehr ergibt die vergleichung der verschiedenen dialecte, dass beide reihen einander decken, und dass *u* dem *a* gegenüber die priorität hat. Ausserdem stehen beide zu blossen *n*, *r*, *l* in dem gleichen verhältnisse wie etwa *munum* zu *kniu*.

Im got. ist *u* allerdings nur vor *l* gewahrt, welches noch

dumpfes timbre gehabt zu haben scheint, vgl. *hakuls*, *stapuls*, *veñuls*; schwankend *slahuls* 1 Tim. 3, 3 Cod. A = *slahals* B, welches auch Tit. 1, 7 von B geboten wird. Ist hier an eine dialectische differenz in der klangfarbe des *l* zu denken? Noch etwas anderes ist möglich. Vielleicht hat sich *a* ursprünglich in den mehrsilbigen formen entwickelt. Dazu würde *saiuala* stimmen, wozu mit dann sehr begreiflicher ausgleichung auch das adj. *samasaivals* lautet. Dawider streitet nicht *magula*, weil es zu dem *u*-stamme *magus* gehört. Hingegen vor *n* haben wir *u* nur in dem *ja*-stamme *fairguni*, sonst *a* in den wahrscheinlich hierher gehörenden wörtern *þiudans*, *þiudanon*, *vigans*, *aljan*, *aljanon*, *ahana*, *asans* (weiblicher *i*-stamm). Vor *r* wenige beispiele: *afar*, *aftar*, *anþar*, *unsar* etc. Bei dem unterschiedenen *a*-timbre des gotischen *r* und *n* scheint es unbedenklich, entstehung des *a* aus *u* voranzusetzen. Zum positiven beweis können wir einen interessanten fall der erhaltung des *u* verwenden: *broþrutubon* 1 Thess. 4, 9. Zu grunde liegt die dem ersten compositionsgliede zukommende schwächste stammform **bhrâtr-*. Der vocal, der sich aus dem sonantischen *r* entwickelt hat, ist hinter den consonanten getreten, einerseits wol unter einwirkung der pluralformen *broþrum*, *broþrun*s, andererseits in folge der gewohnheit, von den vocalischen stämmen her das erste compositionsglied mit einem vocale zu schliessen. In folge dieser stellung ist das *u* nicht mehr von dem timbre des *r* abhängig gewesen und daher in seiner ursprünglichen qualität bewahrt. Das daneben stehende *broþra-lubo* Röm. 12, 4 beruht wol nur auf anlehnung an die *a*-stämme.

Noch bestimmter erkennen wir die priorität des *u* im altn. Die verhältnisse sind allerdings etwas verwickelt. Von den adjectiven auf *-all*, *-ull* (vgl. Vigf. XXXIII b) haben einige regelmässigen wechsel zwischen *a* und *o* (*ø*, *u*) nach dem folgenden vocal. Vigf. belegt denselben bei *atal* — fem. *øtul*, *gamall* — *gømul*, *smugall* — *smugul*, *svipall* — *svipul*, *vesall* — *vesul*, *þagall* — *þøgul*. Diese wörter, sowie noch einige andere, die in der älteren zeit *-all* zeigen, haben heute mit ausnahme von *gamall* und *vesall* sämtlich *-ull* angenommen. Auch im ostn. hat sich *-ul* verallgemeinert, während in der wurzelsilbe umgekehrt der *u*-umlaut durch *a* verdrängt ist, also

vamul etc. Dagegen bei andern wie *forull*, *gjofull*, *gongull* etc. geht *u* schon in der ältesten zeit durch. Dies legt die vermuthung nahe, dass der wechsel ursprünglich allgemein bestanden hat, wie wir ihn für die adjectiva auf *-agr* vorausgesetzt haben und nur bei der letzteren gruppe früher ausgeglichen ist als bei der ersteren. Danach würde sich ein lautgesetz ergeben, entsprechend demjenigen, das wir für urgerm. *ô* aufgestellt haben: *u* ist zu *a* geworden, ausser wo es durch ein *u* der endung geschützt war. Allein auf grund eines solchen gesetzes sind schwerlich die ursprünglichen verhältnisse beim subst. zu erklären (vgl. Vigf. XXXII^a). Auch hier haben wir zwei classen, eine zahlreichere mit durchgehendem *u*, und eine mit *a*, scheinbar umlautend zu *u*. Der vocal ist zum teil syncopiert und eine ursprüngliche qualität nur noch an den hinterlassenen wirkungen zu erkennen. In die erste classe gehören *Jormunn* (beiname Odins) und *jormun-* in compositis, *jotunn*, *morgunn*; *fjoturr*, *gollur*, *gjofurr*, *kogurr*, *þiðurr*, *moðurr* und zahlreiche auf *-ull* (gram. II, s. 117). In die zweite *aptann*, *herjann*, *þjoðann* (nur im gen. *þjoðans*), *gaman*, *ogn* (mit verallgemeinerung der syncope von den obliquen casus her), gen. *agnar*; *gagarr*, *hamarr*, *humarr*, *jaðarr*, *nafar*, *sumar* (ursprünglich masc.); *aðal*, *hagall*, *kaðall*, *kapall*, *þumall*, *vaðall* neben *voðull* und *vaðill*. Bei den masculinen kann *u* nur im dat. pl. erscheinen, *optnum*, *hómrum* aus **optunum*, **hómurum*, und nur hier wäre es nach der regel, wie wir sie oben gefasst haben, auch in der ersten classe lautlich entwickelt. Es ist aber undenkbar, dass diese form massgebend für alle übrigen geworden wäre, und so sehen wir uns doch zu der annahme genötigt, dass *u* auch in einigen andern casus nicht zu *a* geworden ist. Als momente, welche diesen übergang verhindert haben könnten, müssen wir einerseits die stellung in geschlossener silbe, anderseits den nenton ins auge fassen. Der letztere lag, wie wir in abschnitt 8 gesehen haben, ursprünglich in allen nominativ- und accusativformen auf der mittelsilbe, und ist jedenfalls in denjenigen, in welchen der mittelvocal erhalten ist, niemals auf die endsilbe gerückt. In den letzteren steht das *u* auf dem vorliegenden standpunkte auch in geschlossener silbe, ob aber schon zu der zeit, wo der übergang des *u* in *a* stattfand, bleibt fraglich. Unmöglich ist es nicht,

falls die syncope nach dem nebetone früher eintrat als nach dem haupttone. Die letztere muss allerdings jünger sein, als die spaltung des *u* in *u* und *a*. Es stimmt zu dieser auffassung, dass es in der composition, wo keine ausgleichung möglich war, *jormun-* heisst. Dann begreift sich die verallgemeinerung des *u* vollkommen. Merkwürdig aber ist, dass in der andern klasse das *a*, indem es sein gebiet erweiterte, doch nicht völlig durchdrang, sondern dem dat. pl., dem nom. und acc. pl. des neutrums und dem nom. sg. des fem. ihr *u* beliefs. Das lässt sich aber daraus erklären, dass für den wechsel in diesen casus zahlreiche analogien in der flexion vorhanden waren. Es kann sogar die frage aufgeworfen werden, ob es sich mit den adjectiven auf *-ugr* nicht ebenso verhält.

Was aber auch für zweifel in bezug auf das nebeneinander von *u* und *a* übrig bleiben mögen, dass letzteres aus ersterem (oder wenigstens aus *o*) entstanden sein muss, ist sicher. Erstens könnte bei der umgekehrten annahme das *u* nur vom dat. pl. ausgegangen sein, was eben unmöglich ist. Und zweitens ist die brechung in der wurzelsilbe ganz entscheidend. Bei *jormun-*, *jotunn*, *fjoturr*, *Josurr*, *jokull*, *gjofull* könnte man vielleicht denken, dass die brechung mit dem *u* der ableitung verallgemeinert sei; diese ausflucht ist aber unmöglich bei *jaðarr*, *Kjalarr*, *Fjalarr*, vgl. s. 27.

Im a g s. besteht sowol in den hierher gehörigen fällen als in denen, wo erst im westgerm. ein vocal entwickelt ist, schwanken zwischen *o* und *e*. Es muss unbedingt einmal eine feste regel über das verhältnis beider zu einander gegeben haben. Tatsächlich aber besteht bei beiden klassen ein gesetzloses schwanken, nur dass im durchschnitt die zweisilbigen formen das *o* mehr lieben als die mehrsilbigen. Bei vielen wörtern erscheint *e* niemals in der sogenannten unflecierten form, bei manchen aber hat es das *o* auch in dieser ganz verdrängt, wenigstens in den poetischen denkmälern, vgl. *æcer*, *ceaster*, *fæzer*, *feðer*, *lezer*, *wæter*, *weder*, *wider*, *winter*, *ædel* (doch *adolwarum* Gn. Ex. 200), *æppel*, *idel*, *næzel*, *æfen*, *ellen*, *eormen-*, *fâcen*, *fêzer*, *morzen*, *peoden*, *Wôden*, *wolcen*. Wie die vergleichung der übrigen dialecte zeigt, beruht die festsetzung des *e* gerade bei diesen wörtern auf einem ganz willkürlichen spiele des zufalls. Nur scheint heller vocal der

wurzelsilbe hellen ableitungsvocal hinter sich zu lieben. Wie sehr die ursprünglichen verhältnisse zerstört sind, zeigt auch das beliebige schwanken zwischen gebrochenem und ungebrochenem vocale, vgl. s. 57. 59. Ein *a* wird selten geschrieben, z. b. *abal* Gen. 500. Daher müßte das constante *middanzæard* sehr auffallen, wenn wir darin nicht den gen. des schwachen fem. *midde* sehen wollen.

Wo der vocal ursprünglich ist, entspricht das *o*, wofür manche denkmäler auch *u* schreiben, offenbar dem altnordischen und vor *l* auch gotischen *u*. Das *e* könnte westgerm. *a* repräsentieren, und dann könnte das verhältnis von *o* zu *e* dem altnordischen von *u* zu *a* insoweit entsprechen, als der dumpfere vocal die mittlere, der hellere die schwache stufe vertritt. Die entwicklung wäre auch analog der des urgermanischen *ô*. Das *e* kann aber auch einem ahd. *e* entsprechen, worüber in abschnitt 11.

Im ahd. und alts. steht fast durchgängig, abgesehen von der später zu erörternden assimilation, *a* an stelle des ags. *o*. Wie genau sich *a* und *o* decken, zeigen besonders die adjectiva auf *-al* = got. *-uls* (*-als*), altn. *-ull*, *-all*, ags. *-ol*. Wie got. *skapuls*, *skahuls* gebildet sind *hazzal* = ags. *hatol*, *âgezsal* = ags. *oferzeotol*, *uuadal* = ags. *waðol*, *uuanca* = ags. *wancol*, *ezsal*, *uuachal*; wie got. *veinuls* sind *uuortal*, *forahatal*; *gamal* in *Gamalberaht* ist = ags. *zamol*. Die entstehung aus *u* kann nicht zweifelhaft sein in den fremdwörtern *tiufal* (*diuuolo* T. 92, 8 assimilation, aber *diabol*, *diabole(s)* im sächs. taufgelöbnis und *diubules* Hel. 1366 M = *diubales* C neben *diubal* 2480 MC); *spiagal*; *ziagal* (*ziagolono* Ib. Rd.); *zabal* (doch *uurfzabol* gl. zu *canones* 1. 10, *uurfzabula* ib. 5, *zapulonne* R^a nach Graff); *fenachal* (= *fœniculum*); *Uuûhsala* (= *Viscula*). Wenn in andern wörtern lat. *u* bewahrt bleibt, so liegt dies wol daran, dass sie erst in jüngerer zeit entlehnt sind. Wo der vocal erst im westgerm. entwickelt ist, pflegt man anzunehmen, dass er von vornherein *a* gewesen ist. Das *a* kann aber eben so gut aus älterem *u* oder *o* entstanden sein. Soweit die entwicklung des vocals noch gemeinwestgermanisch ist, wird sie in eine zeit zurückreichen, wo die consonanten noch dumpfes timbre hatten.

In einigen wörtern steht nun vor *r* und *l* wirklich noch *u*

oder *o*. Graff führt namentlich von ableitungen auf *-ul* (II, s. 18 ff.) eine ganze menge auf. Aber abgesehen von einigen lateinischen lehnwörtern ist *u* meist vereinzelte schreibung neben *a*, *e*, *i* in nicht sehr alten quellen, deren orthographie wenig zuverlässig ist. Mit sicherheit ist *u* als das correcte bezeugt für gemeingermanischen vocal in *angul* (= altn. *ongull*), *satul* (= altn. *soðull*), *ebur* (= altn. *jofurr*), wahrscheinlich auch *bibur* neben *bibar* (= altn. *bjór* aus **beofor*, **beovor*, **beoor*), *leffur* (nur im pl. *leffura*, *-on*); neben *frazarer* und *frazari* (subst.) steht R^b *frazurer*, *frazuri*. Der jüngere westgermanische vocal ist *u* in *aphul*, *nebul* (auch Hel. 2910 *nebulo* M = *neflu* C), *snabul*, *suuebul* (Is.), *suehur*, *zeihhur*. Consequentes *u* oder *o* hat merkwürdigerweise auch *keisur*, ebenso im Hel. *kêsur*; nur C hat 5375 *kesar* und 62 *keser*. Vor *n* dagegen erhält sich im ahd. niemals *u* oder *o*.

Eine zahlreiche kategorie von wörtern ist noch als hierher gehörig hervorzuheben, die starken participia perfecti und verwante bildungen. Dieselben sind aus dem verbalstamme mit suffix *-no* gebildet und fallen ganz unter die gleiche kategorie mit bildungen wie altn. *morgunn*. Wir müssen auch für das part. *-un* als das ursprüngliche voraussetzen, wengleich im got., ahd. und alts. nur *-an* erscheint. Im ags. ist *o* noch nachweisbar, worüber später.

Unsere auffassung bestätigt sich auch in der entwicklung einer partikel. Urgermanisch standen neben einander *furi* (= griech. *περί*) und **fura* oder *fora*. Beide musten sich im westgerm. in zwei formen spalten: vollbetont *furi*, *fora*, proclitisch *fur*, *for*. Alle vier formen liegen im ahd. und alts. wirklich vor. Das schwanken zwischen *fur* — *for* — *far* ist wahrscheinlich so zu deuten, dass sich *fur* in *fur* und *for*, *for* in *for* und *far* gespalten hat je nach dem grade der tonstärke. Uebrigens könnte *fur* auch auf angleichung an die vollbetonte form beruhen. Die ursprüngliche gebrauchswiese der einzelnen formen hat sich noch am besten im alts. erhalten, wo aber doch auch *furi* und *fora* bisweilen als präpositionen gebraucht werden, welcher gebrauch im ahd. normal geworden ist, während *fur*, *for*, *far* auf die verbale composition eingeschränkt sind. Im ags. ist *furi* verloren gegangen, *fore* = ahd. *fora* und *for* = ahd. *far* sind ganz regelmässig, nur mischen sie

sich schon in ihrer gebrauchsweise. Im altn. ist *for* in nominaler composition = ahd. *fora*, in verbaler = ahd. *far*, *fur*, *fyr* (ältere formen statt des späteren *fyrir*) = *furi* und *fur*. Im got. vertritt *faur* wol gleichzeitig die adverbiale und die präpositionelle entwicklung von *furi*, zu *faura* müste die proclitische form wol **far* lauten, welches verloren gegangen oder durch anlehnung an die vollbetonte form zu *faur* geworden ist.

Unsere auffassung wird weiter bestätigt durch die analoge behandlung des *u* vor einem aus *z* entstandenen *r* in den präpositionen *uz* und *tuz*. In nominaler composition ahd. *ur-*, alts. *ar-* und *or-*, ags. *or-*, altn. *or-*, *ór* und mit *r*-umlaut *ör-*, *eyr-*, *er-*; ahd. *zur-*, altn. *tor-*. In verbaler composition ahd. *ur-*, *ar-*, alts. und ags. *a-*; ahd. *zar-* und *za-* [ags. *tô*]; als präp. ahd. *ur* und *ar*, altn. *ór*. Ahd. *ur* wird von hause aus nur der nominalen composition zugekommen sein. Ags. *a-* (nicht *â-*) konnte erst nach abfall des *r* aus **o-* entstehen. Ags. *tô-* könnte aus der haupttonigen form übertragen sein, bei der ersatzdehnung eingetreten wäre. Wahrscheinlicher aber ist mir folgendes. Es bestanden ursprünglich zwei verschiedene *ta* wie im ahd. zwei *za* (nhd. *zer-* und *zu*). Diese wurden, weil sie lautlich nicht mehr verschieden waren, gleichzeitig durch die nur dem einen correspondierende adverbialform *tô* verdrängt.

Für den übergang von *u* in *a* im ahd. führe ich noch an *sitabar* = got. *silubr* und *uuitauua* = got. *viduvo*. Ferner ist auch die behandlung des erst im westgerm. aus *w* entwickelten *vocales analog*. In den verbindungen *rw*, *lw* könnte der *vocal* aus der *liquida* entstanden sein wie in *rh*, *lh*, aber bei *sw* müssen wir seine grundlage in dem *w* suchen, und er muss demnach ursprünglich *u* oder wenigstens *o* gewesen sein. Nun aber schwankt er im ahd. zwischen *u* (*o*) und *a*, z. b. *balouues* — *balauues*, *zesuuua* — *zesauua*, *senuuua* — *senauua* etc. Dem entspricht im ags. wechsel zwischen *o* und *e*, wie er sich auch in *nudowe* — *nudewe* findet. Das schwanken ist zu vergleichen mit dem zwischen *goto-* und *gota-*.

Ich glaube, dass die beigebrachten tatsachen genügen, um die durchgängige priorität des dumpfen *vocales* darzutun. Dagegen bleibt in bezug auf die bedingungen, unter denen der übergang des *o* oder *u* in *a* eintritt,

noch manches genauer lautgesetzlich zu bestimmen. So viel scheint sicher, dass darauf drei factoren einwirken können: veränderung der klangfarbe des folgenden consonanten, stellung in offener silbe, geringe tonintensität. Zu erwägen bleibt noch, ob nicht bei dem übergang von *u* in *a* noch ein vierter factor in betracht kommt, die partielle assimilation an einen *a*-laut der folgenden silbe, wie sie in den wurzelsilben eingetreten ist. Durch dieselbe könnte *u* zu *o* geworden, also mit *a*₂ und *A*₁ zusammengefallen sein, in folge wovon es dann weiter ebense wie diese behandelt wurde. Es scheint dazu manches zu stimmen, aber ich sehe bisher doch keine möglichkeit zur durchführung des principes. So ist z. b. ahd. *aphul* ein *i*-stamm, aber andere wörter mit ahd. *-ul* sind es nicht, und es lässt sich auch nicht zeigen, dass sie es je gewesen sind, und anderseits ist *zahar* gleichfalls ein *i*-stamm. Dagegen dürfte daran wol festzuhalten sein, dass *u*, wo es von anfang an (vor der syncopierung) in geschlossener silbe stand, sich nicht zu *a* entwickelt hat ausser bei entschiedenem *a*-timbre des folgenden consonanten. So erklärt sich die erhaltung des *u* bei den *s*- und *t*-stämmen (*akus*, *heafod*), ähnlich bei den bildungen auf **-usja*, **-ulja*, **-unja* etc., vielleicht auch in *keisur*. Dies wort wurde in die germanischen sprachen aufgenommen, als noch alle *u*-farbiges *r* hatten, daher wandlung des *-ar* zu *ur*, welches nicht wider aufgegeben ist, weil wahrscheinlich niemals eine form **kaisuros* gebildet, sondern die flexionslose form beibehalten ist.

10.

Osthoff hat in seiner abhandlung 'Ueber den gen. plur. im germanischen' (Morphologische untersuchungen I, s. 232 ff.) für das urgermanische folgendes lautgesetz aufgestellt: Nasalirtes *ô* wird nach *j* oder *i* zu *ê*, gerade wie im slavischen **jô* zu *jê* geworden ist, während sonst *ô* sich zu *y* entwickelt hat. Ich erkenne vollkommen die berechtigung zur aufstellung dieses gesetzes an, vermag aber einerseits verschiedenen einzelheiten in Ostoffs aufstellungen nicht beizustimmen, und sehe mich anderseits zu der consequenz gedrängt, dem gesetze eine allgemeinere fassung zu geben, der gegenüber

die Osthoffsche nur die anwendung auf einen speciellen fall ist.

Osthoff betrachtet als verkürzung des urgerm. *ê* in letzter silbe ahd. alts. *a* = ags. afries. *e*, dem er ahd. alts. *o* = ags. afries. *a* als vertreter des urgerm. *ô* gegenüberstellt. Für das altn. nimmt er zusammenfall des *ê* und *ô* in das eine *a* an. Er findet, dass diese verhältnisse genau zu denen in den wurzelsilben stimmen, indem *e* in denjenigen dialecten beibehalten sei, die in den wurzelsilben *ê* (*ê*) bewahrt haben, in denjenigen in *a* übergegangen, die in den wurzelsilben *ê* zu *â* gewandelt haben.

Hiergegen nun erheben sich gewichtige bedenken. Ein parallelismus in der entwicklung des unbetonten und verkürzten *ê* mit der des betonten und als länge bewahrten *ê* kann nur unter der voraussetzung erwartet werden, dass der allgemeine übergang des *ê* zu *â* vor die verkürzung im auslaute fällt, und auch dann nicht unbedingt, weil die verschiedene betonung eine verschiedene behandlung veranlassen konnte. Wir sind nun zwar nicht im stande, das chronologische verhältnis dieser vorgänge mit sicherheit zu bestimmen. Aber jedenfalls wissen wir, dass der übergang des *ê* in *â* in manchen dialecten ein sehr junger ist, so dass wir es nicht bedenklich, vielmehr sogar wahrscheinlich finden werden, dass beim eintritt der verkürzung noch *e* bestand.

Zur erklärang der westgermanischen doppelheit *o*, *a* — *a*, *e* könnte Osthoffs hypothese nur für einen teil der fälle angewendet werden. Sie trifft nicht zu für den gen. sg. der *â*-declination (*geba*, *zefe*), für den nom. pl. der *a*- und *â*-declination (*taga*, *geba*), für verschiedene fälle des inlauts im ags. (*zifena*, *sealfedon* etc. vgl. s. 181 ff.). Lassen sich aber nicht alle fälle auf Osthoffs gesetz zurückführen, so folgt daraus, dass entweder dem gesetze eine weitere fassung gegeben werden muss, so dass auch die noch übrigen fälle darunter untergebracht werden können, oder dass ein anderes moment zur erklärang hinzugezogen werden muss. Es könnte dann zwar an sich wol sein, dass für die von Osthoff herausgehobenen fälle seine hypothese zuträfe, für die übrigen eine andere erklärang. Aber einen beweis für die Osthoffsche hypothese kann diese doppelheit nicht abgeben; und eine erklärang,

welche auf alle fälle in gleicher weise anwendbar ist, wird jedenfalls den vorzug verdienen. Eine solche haben wir bereits oben s. 184 in der verschiedenheit der tonintensität gefunden.

Weiter aber glaube ich schon Beitr. IV, s. 419 ff. bewiesen zu haben, dass die verkürzung von urgerm. *ê* in allen dialecten *e* ist. Was Osthoff s. 285 ff. vorbringt, um die für meine ansicht sprechenden fälle zu beseitigen, steht auf sehr schwachen füssen. Altn. *faðir* ist durch seine abweichung von allen übrigen casus gegen jeden verdacht einer angleichung an einen von diesen geschützt und entspricht genau der germanischen grundform **faðēr*, wie sie nach den übrigen europäischen sprachen vorausgesetzt werden muss. Sie kann nicht, wie Osthoff für möglich hält, dem got. *faðar* entsprechen, das wäre gegen alle lautgesetze. Ebenso unzweideutig ist das durch alle dialecte durchgehende *e* der 2. sg. ind. praet. der schwachen verba. Osthoffs annahme, dass altn. *tamdir* erst nach analogie des opt. *tamdir* gebildet sei, ist nicht nur sehr gesucht, sondern sie hilft uns auch nichts, weil damit nicht alts. und ahd. (Is.) *-es* erklärt ist.

Wozu aber dies verwerfen der autorität dieser einfachen und klaren fälle? Was für eine veranlassung haben wir überhaupt, zunächst altn. *a* dem got. *ê* gleichzusetzen? Es gibt keinen einzigen fall, der irgend welche garantie böte. Auch unter der voraussetzung der richtigkeit von Osthoffs lautgesetz kann das durchgehende *a* im gen. pl. eben so gut auf verallgemeinerung beruhen wie das durchgehende *o* (*a*) des westgermanischen. Und das gleiche gilt vom nom. sg. der weiblichen *n*-stämme. Im nom. der männlichen aber steht ja *e* (*i*). Osthoff (s. 287) wagt *hani* nicht von got. *hana* zu trennen, dem es ebenso genau gleichkomme wie *dæmði* einem got. *domida*. Ich habe schon Beitr. IV, s. 472 gegen diese gleichung bedenken erhoben und muss dies jetzt mit noch grösserer bestimmtheit tun. Einem got. *hana* könnte im altn. nur **han* oder **hon* entsprechen. Die erhaltung des vocales führt mit notwendigkeit auf gemeingermanische länge, und da man schwerlich eine ganz rätselhafte grundform **hanai* vermuten wird, so bleibt nichts übrig als **hanê*, womit sich den beiden oben angeführten ein drittes beispiel anreihet. Die in runen-

inschriften überlieferten formen auf *-a* können damit schwerlich lautlich identifiziert werden, weisen vielmehr auf ältere doppelformigkeit (*ê — ô*) hin. Die form **hané* aber kann gerade zur schönsten bestätigung von Ostoffs hypothese dienen als eine verallgemeinerung von den *-jan*-stämmen. Wenigstens wird sich eine befriedigendere erklärung der vocalqualität schwerlich finden lassen.

Zu *hani* werden wir vielleicht noch ein anderes beispiel zu stellen haben, welches dadurch von bedeutung ist, dass es auf das ihm lautlich zukommende gebiet beschränkt geblieben ist. Der acc. der weiblichen *ia*-stämmen geht auf *i* aus: *heiði* vom nom. *heiðr*. Das altn. stimmt hier in der erhaltung des unterschiedes zwischen nom. und acc. gegenüber sonstiger verallgemeinerung der nominativform mit dem got. überein (*bandi — bandja*). Als urgermanische grundform müssen wir **heiðið*, **heiðiê* ansetzen. Daraus können wir *heiði* nicht durch das nordische syncopierungsgesetz ableiten, dem der lange vocal nicht erlegen wäre. Dagegen musste *ie* nach nordischen contractionsgesetzen zusammengezogen werden, was im auslaut wol kürze ergab. Aber allerdings bleibt auch die möglichkeit, dass vor der syncope wie im got. eine verkürzung des auslautenden vocales nach analogie der sonstigen *a*-stämmen eingetreten wäre. Und dann hätten wir für die qualität desselben keinen anhalt. Dazu würde auch *mey* von *mær* stimmen.

Was nun das ahd. betrifft, so hat Osthoff zwar erwähnt, aber doch eigentlich unberücksichtigt gelassen, dass hier in den ältesten denkmälern die *ja*- und *jan*-stämmen noch besondere von den einfachen *a*- und *an*-stämmen abweichende formen haben. Zahlreiche beispiele für *e* im acc. (nom.) sg. des st. fem. und im nom. sg. des schw. fem., aber auch für den nom. pl. des st. masc. und fem. habe ich Beitr. IV, s. 344. 5 angeführt. Unter dieselben hätte ich auch die meisten der von mir unmittelbar vorher aus Is. für *e* statt *a* angeführten beispiele stellen sollen: *chimeine*, *zifarande*; auch *geistliihe*, *susliihe*; denn die composita mit *h* müssen wie das simplex *i*-stämmen gewesen und daher die pronominal flectierten casus nach analogie der *ja*-stämmen behandelt sein.¹⁾ Diese beiden

¹⁾ Man darf nicht einwenden, dass dann die sogenannte unflectierte

letzten beispiele für den nom. acc. sg. des schw. neutr. In den gl. Pa. und K. sind die formen mit *e* die regelmässigen und *a* seltene ausnahme. Wie in diesen fällen *e* als vertreter von *ja* erscheint, so in andern, wenn auch weniger zahlreichen als vertreter von *jo*. Im nom. sg. des schw. masc. *graue* Voc. S. G. (vgl. Henning s. 94), *ortfrume* auctor gl. K.; im nom. pl. fem. des adj. *bitdande* Is. 39, 19. 23; im gen. pl. *sunteno*, *uwilleno* Lorscheer beichte, *sundino* Mainzer beichte, *Judeno* T. 8 mal (neben *Judeono*, *Judono*), auch im Hel. C. 5719, in welchen formen *e* nicht einfache abschwächung aus *ô* sein kann; vielmehr werden wir *heilegeno* Is. und *heligeno* Psalmencommentar, wofern nicht ein fehler der überlieferung vorliegt, für analogiebildungen nach den *ja*-stämmen halten.

Wir können auf grund dieser tatsachen nicht umhin, wenigstens für das gebiet des ober- und mitteldeutschen ein lautgesetz zu statuieren, wonach urgermanisches *ô*, welches im ahd. in *o* und *a* gespalten erscheint, nach *j* (*i*) zu *e* geworden ist, und zwar nicht bloss, wo es nasalisiert war, sondern in allen fällen. Das *j* ist dann wie sonst allgemein geschwunden ausser nach *r*, wo es noch in dem *cumpurie* des Voc. vorliegt (vgl. Beitr. IV, s. 344²). Wir sind dabei in der glücklichen lage, die darauf eingetretene widervernichtung der so geschaffenen besonderheiten in der declination der *ja*- und *jan*-stämme geschichtlich verfolgen zu können, was für diejenigen sehr lehrreich sein kann, die an der ansetzung derartiger vorgänge, wie sie Osthoff construiert, anstoss nehmen.

Für die endung *-eno* im gen. pl. liegen nur fränkische beispiele vor. Ein oberdeutsches würde beweisen, dass der übergang des *o* in *e* von der verkürzung unabhängig ist. Indessen schon der umstand, dass die spaltung *o* — *a*, die nach den resultaten unserer früheren untersuchung älter zu sein scheint als die verkürzung, für den übergang in *e* gar nicht in betracht kommt, macht es mindestens wahrscheinlich, dass derselbe überhaupt älter ist als diese spaltung, dass wir also nur einen übergang von *ô* in *ê*, nicht auch von *a* in *e* anzusetzen

form **geistlihi* etc. hätte lauten müssen, denn derartige formen beruhen erst auf einer weiteren ausdehnung der analogie der *ja*-declination, die das ags. gar nicht kennt und das ahd. nicht ganz durchgeführt hat.

haben. Danach aber würde der vorgang auch mit grosser wahrscheinlichkeit als gemeinwestgermanisch zu bezeichnen sein. Im ags. können die ursprünglichen verhältnisse ungestört bewahrt sein, nur lässt sich gar nichts aus den vorliegenden schliessen wegen des lautlichen zusammenfalls von älterem *a* und *e*.¹⁾

Verbinden wir jetzt Osthoffs combinationen über den gotischen gen. pl. mit dem, was sich uns in bezug auf altn. *hani*, *heiði* und die althochdeutschen formen auf *e* ergeben hat, so stellen wir sein lautgesetz auf eine etwas andere grundlage, und zwar eine sicherere, indem wir für das ahd. nicht mehr auf eine hypothese über stattgehabte ausgleichung zwischen *a*- und *ja*-, *an*- und *jan*-stämmen angewiesen sind, sondern uns auf formen stützen können, die wir noch in der beschränkung auf die *ja*- und *jan*-stämme finden. Ein übergreifen derselben auf die *a*-stämme scheint aber auch nicht ganz ausgeschlossen zu sein. Wenigstens erklären sich so am besten die von mir IV, s. 344 angeführten formen auf *e* (*sine* etc.); dazu kommen noch aus gl. K. die nominative pl. *felise*, *staufe*, *uege*. Auch das schwanken des alts. zwischen *a* und *e* erhält vielleicht von diesem standpunkte aus eine neue beleuchtung.

Wie schon bemerkt, müssen wir jetzt das gesetz dahin erweitern, dass jedes *ô* nach *j* zu *ê* geworden ist. Die gültigkeit dieses gesetzes können wir glücklicherweise durch einen fall in der wurzelsilbe belegen, wo die lautlichen verhältnisse keinerlei störungen wie in den flexionsendungen unterworfen gewesen sind. Nur so ist *jêr* mit griech. *ῥῶρα*, albulg. *jarŭ* zu vereinigen.

Das gotische hat allerdings wider nichts den ahd. formen auf *e* entsprechendes, und wir müssen wie für das altn. dieselbe ausgleichung als abgeschlossen annehmen, die sich im ahd. vor unsern augen vollzieht. Dagegen gibt es im got. einige andere fälle, in denen umgekehrt wie im gen. pl. das *ê*

¹⁾ Doch scheint wenigstens erwähnenswert, dass in Lind. der nom. pl. öfters auf *-es* statt auf *-as* ausgeht: *beameres tibicines* Mt. 9, 23; *uordares* J. 4, 23; *engles* Mt. 13, 39. 25, 28; *fisces* Mt. 14, 17. 15, 35; Mc. 6, 41. J. 6, 9; *uulfes* Mt. 7, 15. Ob aber darauf irgend welches gewicht zu legen ist, wage ich bei der in diesem denkmale herrschenden verwilderung nicht zu entscheiden.

sein gebiet erweitert zu haben scheint, nämlich die einsilbigen oder durch anhängung einer partikel unverkürzt erhaltenen instrumentale und ablative *þê*, *hvê*, *hvammêh* etc. Die ersteren erweisen sich durch altn. *þí*, *hvi*, ags. *þý*, *hwý*, die sich zu got. *þê*, *hvê* verhalten wie altn. *sú* zu got. *sô*, als gemeingermanisch. Dass daneben formen auf *ô* bestanden haben müssen, beweist die kürzung *u* im ahd., alts. und altn. (*tagu*, *huemu*). Instr. ist jedenfalls auch got. *svê* = ahd. *sô*, welches wol nur auf ein urgermanisches **swô* zurückgeführt werden kann. Altn. *svá* muss wol = *svê* gesetzt und die von *þí* abweichende behandlung des *ê* auf verschiedene betonung zurückgeführt werden. Im ags. steht neben dem gewöhnlichen *swâ* noch *swê*, letzteres offenbar dem got. *svê* entsprechend mit derselben abweichung in der behandlung des *ê* wie im altn. *svá*; dann muss **swâ* = **swô* sein wie *twâ* = *twôs*. Ferner urgerm. *jê* = ahd. altn. *jâ*, ags. *zea* (= **jæ*), got. nur in der verkürzung *ja*, die sich zu dem fehlenden **jê* verhalten würde wie *sva* zu *svê*. Hier ist das *ê* lautlich entwickelt und daher auch in keinem dialecte eine nebenform auf *ô*. In den übrigen formen muss es auf übertragung beruhen, die wol nicht allein von **jê* ausgegangen sein wird, sondern auch von den substantivischen und adjectivischen *ja*-stämmen. Das ist natürlich nur unter der voraussetzung denkbar, dass sie vor der verkürzung der auslautenden längen, zu einer zeit, wo es noch **harjê* etc. hiess, stattfand, eine annahme, welche *hvammêh*, *ainummêhun* absolut notwendig machen. Diese ablativformen scheinen sich unserer theorie in den weg zu stellen. Aber es dürfte doch wol nicht zu bedenklich sein, wenn wir auf sie eine einwirkung der in der bedeutung ganz mit ihnen zusammengefallenen instrumentalformen annehmen.

Noch einen ähnlichen fall, auf den ich durch Sievers aufmerksam gemacht werde, bietet das altn. in dem nom. sg. *sjá*, der in der älteren zeit allein üblichen form für das spätere *þessi* (vgl. Jón Þorkelson, Athugasemdir um Islenzkar Málmyndir 13), im gegensatz zu *sú*. Das *á* zu beurteilen wie in *svá*.

Ist der übergang des *ô* in *ê* älter als die verkürzung im auslaut, so muss auch neben der nordisch-westgermanischen verkürzung des ersteren *u* die verkürzung

des zweiten als *e* gestanden haben. Ein regelmässiger wechsel zwischen *e* und *u*, je nachdem *j* vorherging oder nicht, ist im westgerm. nicht mehr nachzuweisen. Wol aber finden wir noch mehrere fälle, in denen *e* gleichwertig dem *u* gegenüber steht, und in denen sich dieses verhältnis sehr schön durch annahme einer ausgleichung nach verschiedenen richtungen hin erklären würde. So im instr. des ags. (*daze*, *blinde*), der sich bisher auf keine plausible art mit dem des ahd. und altn. hat vermitteln lassen. Der sieg der *ja*-stämme konnte dadurch erleichtert werden, dass ihr instr. mit dem dat.-loc. aller *a*-stämme zusammenfiel, mit welchem vermischung der function eintrat. Andererseits hat der formelle zusammenfall bei den *ja*-stämmen die bedeutungsvermischung begünstigen können, was nicht bloss für das ags. gilt. Das kurze *e* würde also der länge in den einsilbigen formen *þý*, *hwý* richtig entsprechen. Und so müssen wir auch als verkürzung des älteren **þê*, auf das *þý* zurückzuführen ist, die partikel *þe* ansehen.¹⁾ Diese ist aber auch im alts. in gebrauch, wodurch die einstige existenz der instrumentale auf *ê*—*e* auch für diesen dialect gesichert wird. Ferner würde auf die gleiche weise der ags. dat. *zife* mit dem ahd. *gebu* zu vereinigen sein, und diese deutung verdient den vorzug vor allen andern denkbaren (vgl. Beitr. IV, s. 453). Bei dem dat. des adj. *blindre* ist übertragung vom subst. her am wahrscheinlichsten, während altn. *blindri* wegen des gegensatzes, in dem es zu *gjof(u)* steht, besser gotischem *blindai* gleichgestellt wird. Endlich findet so erst das *e* in der 1. sg. ind. praes. seine erklärang. Im kentischen und nordhumbrischen herrscht durchaus *u* (*o*, vereinzelt *a*). Die ältesten westsächsischen denkmäler bieten noch *u* neben dem später allgemein üblichen *e*. Ferner ist *u* durchgehend erhalten in den contrahierten formen der starken verba *þeo*, *þwea* etc., vgl. s. 92. Ich habe Beitr. IV, s. 451 vermutet,

¹⁾ Mindestens muss man sie in der verwendung vor und nach dem comp. als instr. fassen. Als allgemeine relativpartikel könnte man vielleicht versucht sein, sie mit dem vorauszusetzenden urgermanischen acc. des neutr. **þa* zu identifizieren, was nach den angelsächsischen lautgesetzen wol angehe. Aber das zuweilen mit *i* wechselnde *e* des alts. liesse sich nicht dadurch rechtfertigen, dass auch im Mon. häufig *e* für auslautendes unbetontes *a* erscheint.

dass *e* aus der zweiten und dritten person eingedrungen sei. Diese annahme ist aber doch sehr bedenklich, zumal da das *e* der ersten keinen umlaut erzeugt. Viel wahrscheinlicher ist es, dass es im westsächs. von den schwachen verben her allmählig verallgemeinert ist, während im kent. und nordh. umgekehrt die starken den sieg davongetragen haben. Im nom. sg. der kurzsilbigen feminina besteht nur *u*, sehr natürlich, weil das *e* der *ja*-stämme durch das westgermanische syncopierungsgesetz getilgt war und also nicht weiter wuchern konnte.

Jetzt erst, scheint es, lassen sich zwei fälle des altn. in das richtige licht stellen. Wir haben es oben s. 177 bedenklich gefunden, den dat. sg. der weiblichen *ia*-stämme *heiði* und die 1. sg. ind. praes. der langsilbigen schwachen verba *heiti* aus **heiðu*, **heitu* abzuleiten. Die schwierigkeit ist gehoben, sobald wir **heiðie*, *heitiè* ansetzen. Das *i* (*e*) würde also nicht dem mittleren *i*, sondern dem auslautenden *e* entsprechen. Wir hätten hier die wirkungen des gesetzes noch in ursprünglicher reinheit erhalten gegenüber der vermischung im ags. Wenn die *ja*-stämme den dat. auf *-ju* bilden (*eggju*, *meyju*), so darf dies nicht gegen uns geltend gemacht werden. Denn diese formen müssen mit ausnahme der wenigen mehrsilbigen so wie so als analogiebildungen (ursprüngl. *egg*) gefasst werden.

Im got. haben wir dem *u* und *e* entsprechend nur *a*. Dass dieses lautlich dem *u* entspricht, unterliegt keinem zweifel. Es fragt sich aber, ob es zugleich dem *e* entsprechen, also verkürzung von *è* sein kann. Denkbar wäre dies wol, falls zur zeit, als die verkürzung eintrat, das *è* dem *i* noch nicht so nahe stand, wie in der uns vorliegenden periode des got. Es spricht dafür besonders das verhältnis von *a* zu *è* im instr. und abl., namentlich das nebeneinander von *sva* — *svê* (*ja* — **jê*?). Durch das gleiche zeichen *a* könnten recht gut zwei verschiedene lautschattierungen bezeichnet sein. Andernfalls wäre ausgleichung anzunehmen.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass die wirkung, die *j* auf *ô* geübt hat, sich auch auf das kurze *o* (gewöhnlich als *a* angesetzt) erstreckt hat. Und in der tat nötigen uns eine reihe von erscheinungen, die nur so ihre befriedigende erklärung finden, zu dieser weiteren ausdehnung des gesetzes.

Im got. können wir diese wirkung nur noch an einem falle beobachten, der aber ganz klar ist, am nom. sg. der männlichen *ja*-stämme (*harjis*, *hairdeis*). Dazu dürfen wir vielleicht ein beispiel für den acc. n. eines einsilbigen pronominalstammes stellen. Es ist mindestens sehr wahrscheinlich, dass die conjunction *ei* als solcher aufzufassen ist = griech. *ὄ* (*ὄρι*). Das würde eine gemeingermanische form **ie(t)* voraussetzen, die im gotischen zu *ii* geworden und dann contrahiert wäre (also wie *hairdeis*). Wir können darum immer auch altn. *at* als die nämliche form auffassen, auf urgerm. **iata* zurückgehend. Das verhältnis von urgerm. **io* oder **ie* zu **iata* würde das gleiche sein wie das von **þo* zu *þata*, von **hwo* (got. *hva*) zu **hwata*. Auch die verschiedene vocalqualität würde sich rechtfertigen. Denn **iata* wäre die vollbetonte form, in der das alte *o* (indog. *a₂*) schon urgerm. zu *a* geworden, daher von dem *i* nicht beeinflusst wäre, **io* die proclitische, daher kein übergang in **ia* und deshalb wandlung zu **ie*. In dieser hinsicht verhielte sich also got. *ei* zu altn. *at* wie ags. *þat* zu *þæt*, vgl. s. 190. — Sievers setzt im nom. sg. m. **jes* (**ies*) als gemeingermanisch an und ebenso im acc. und im nom.-acc. des neutr. **je*. Aber so zwingend auch seine beweise für urgermanische erhaltung des stammauslautes sind, so lässt sich doch auf die qualität desselben in den übrigen dialecten und, was den acc. und das neutr. betrifft, auch im got., aus den überlieferten formen kein schluss ziehen. Auch lappisch *avje* = altn. *hey*, got. *havi* beweist nichts, weil auch aus *ja* im lapp. *je* hätte werden müssen. Wir sind hier wider in der lage, dass wir in dem falle, wo uns das got. aufklärt, durch die übrigen dialecte im stich gelassen werden, während wir da, wo uns das gotische im stich lässt, durch das westgermanische belehrt werden.

Die hier in betracht kommenden fälle habe ich zum teil schon Beitr. IV, s. 365 ff. besprochen. Die dort von mir gemachten zusammenstellungen beweisen zur genüge, dass für das oberdeutsche und fränkische in der schwachen conjugation als älteste endungen des inf., ger., der 3. pl. ind. praes. und des part. *-en*, *-enne*, *-ent*, *-enti* anzusetzen sind, in welchen das *e* wider nur durch einwirkung des früher davor stehenden *j* zu erklären ist. Und widerum lassen sich hier die den von Ost-

hoff und mir vorausgesetzten vorgängen analogen ausgleichungen geschichtlich verfolgen. Im oberdeutschen drängen die formen des st. verb. nach und nach die des schwachen zurück, während im fränkischen wenigstens in der 3. pl. die form des schwachen die des starken verdrängt.

In bezug auf *-enne* und *-enti* habe ich angenommen, dass das *e* zum teil als umlaut zu fassen sei, weil es in manchen denkmälern in der starken wie in der schwachen conjugation unterschiedslos mit *a* wechselt. Aber nach dem oben s. 143 aufgestellten grundsätze, der entschieden auch für das ahd. gilt (vgl. formen wie *piladi*, *magadîn*, *aritallen* etc.) dürfen wir keinen umlaut statuieren, namentlich nicht im ger., wo die betonung unzweifelhaft *gebannè* gewesen ist. Es bleibt daher nichts übrig als dieses beliebige schwanken aus einem gleichzeitigen übergreifen der formen des schwachen und der des starken verb. zu erklären. Was dann endlich noch das daneben auftauchende *-inne*, *-inti* betrifft, so ist es wol nicht zweifelhaft, dass das *i* auf wirkung des ursprünglich folgenden *j* zurückzuführen ist. Es muss aber der vocal, der durch *j* zu *i* gewandelt wurde, bereits *e* gewesen sein, da *a*, wie wir weiter unten sehen werden, einem solchen wandel nicht unterliegt. Eine schwierigkeit aber besteht darin, dass das *i* nicht consequent durchgeführt ist. Für das part. könnte man darauf verweisen, dass es ursprünglich auch formen ohne *j* gab. Was aber das ger. betrifft, so bleibt wol nichts übrig als eine zurückdrängung des *i* unter dem einflusse der übrigen formen, speciell des inf. anzunehmen.

Uebergreifen der schwachen form haben wir auch in dem zur normalen endung gewordenen *-emês* der 1. pl. anzuerkennen. Die gewöhnliche erklärung des *e* aus assimilation ist unstatthaft, da es eine derartige assimilation überhaupt nicht gibt, worüber später. Auch haben wir ja bei O. und in andern fränkischen denkmälern die kürzeren formen auf *-en*, wozu *oblazem* im St. G. Pat. stimmt. Bei dem letzteren wäre es allerdings möglich, dass es mit *ê* als conjunctivform anzusetzen wäre. Aber die übertragung der conjunctivform in den ind., wie wir sie bei N. finden, ist wol gerade erst durch den zusammenfall von ind. und conj. in bezug auf die qualität des vocales veranlasst.

Dass auch das alts. an diesem lautwandel teil hatte, wird durch das schwanken zwischen *-an* und *-en* im inf. der schw. verba, welches sich im Mon. auch auf die starken überträgt (vgl. Beitr. IV, s. 366) genügend bezeugt, und wenn die 3. pl. stets auf *-ad* ausgeht, so muss die echte form des schw. verb. verdrängt sein. Im ags. ist nicht nur *-ad*, sondern auch im inf. *-an* allgemein. Aber das schwanken im ger. zwischen *-anne* und *-enne* (IV, s. 366; vgl. noch *eotenne* Ps. 58, 16; *ageotenne* ib. 13, 3; *sezzenne* ib. 90, 3; *gehêrenne* ib. 102, 20) kann ebensowenig im ahd. als ein schwanken des umlautes gefasst werden. Im part. ist *-end*, *-ende* allgemein.¹⁾ Hier mag in der substantivischen declination umlaut mit im spiele sein, aber das durchgehende *e* kann doch nicht ohne die annahme einer verallgemeinerung von der schwachen conjugation her erklärt werden.

Die besprochenen verbalformen berechtigen uns zu der aufstellung des lautgesetzes, dass jedes ursprüngliche *jo* (*ja*) mindestens im westgerm. zu *je* geworden sein muss. Hier kommen noch in betracht mehrere casus der adjectivischen *ja-* (*i-* und *u-*) stämme. Im dat. sg. des masc. und neutr. aller adjectiva ist *-emu* die normale ahd. form, daneben aber steht noch *-omo* (vgl. aus O. *liobomo* VP V, 10, 16; F V, 4, 14; *selbomo* VP I, 4, 39; F III, 16, 63; *seragomo* P V, 9, 4; *gitrostomo* F I, 22, 42; *iuomo* VF III, 22, 40; aus Hymn. *ubaruunnomo* 27, 7, 1; beispiele aus T. bei Sievers 32, aus glossen bei Graff II, 583) und *-amu*, *-amo* (vgl. die beispiele bei Graff II, s. 582 und Sievers, Beitr. II, s. 115). Im alts. ist *-umu* (*-um*) die regel, doch kommt auch *-amu*, *-emu* vor. Im ags. findet man nur *-um* als endung angegeben, aber gerade einige der ältesten urkunden zeigen auch formen auf *-em*: *minem* Kemble I, s. 231. 239; *ðisem* ib. 231; *ðissem* ib. I, 235; auch *ðem* ib. wird hierher zu stellen sein als ein rest der singularform gegenüber der spätern übertragung aus dem pl. Es ist klar, dass sich *e* nicht lautlich aus dem ursprünglichen *o* (got. *a*) entwickelt haben kann. Eine übertragung

¹⁾ Doch steht in Lind. *niomonde* Mt. 26, 57. L. 5, 10. J. 2, 6, worauf ich nur wegen der in diesem denkmale bestehenden verwirrung der vocalen in den endsilben kein grosses gewicht legen möchte.

aus dem gen. und dat. sg. des fem. hat wenig wahrscheinlich-keit. Vielmehr ist das verhältnis von *-umu*, *-amu*, *-emu* dasselbe wie das von *-umês*, *-amês*, *-emês*: *-emu* ist von den *ja*-stämmen her verallgemeinert, eine annahme, gegen die man sich um so weniger sträuben darf, da *ja* von den *ja*-stämmen auch die endung *-iu* übertragen ist. Von den adjectiven ist *-emu* dann auch auf die pronomina *themu*, *huemu* übertragen.

In analoger weise könnte man im acc. sg. masc. *-en(a)* neben *-an(a)*, im nom.-acc. des neutr. *-ez* neben *-az* erwarten. Für den acc. des masc. ist nun *-en* wirklich noch, und zwar in der beschränkung auf die *ja*-stämme nachzuweisen. Bei diesen ist es nämlich die ausnahmslose endung in gl. Pa., während es in gl. K. schon mit *-an* schwankt. Eine übertragung auf die *a*-stämme zeigt Pa. einmal in *frumahaften*. Sonstige beispiele für *-en* von *ja*-stämmen sind *urguolen* Mainz. gl. 286 b, *diuren* O. III, 4, 36; *mitten* O. III, 17, 9. IV, 24, 23. Im allgemeinen ist es durch *-an* verdrängt. Im Mon. des Hel., auch in einigen teilen von T. steht *-en* bei allen adjectiven unterschiedslos neben *-an* und ist da vielleicht anders aufzufassen. Das ags. kommt wegen der syncope nicht in betracht. Ahd. *then*, alts. *thena* (neben *thana*) wird nicht als eine angleichung an die *ja*-stämme aufzufassen sein, wie sie nur natürlich sein würde, wenn überhaupt *-ena* über *-ana* den sieg davongetragen hätte, sondern das *e* wird aus den übrigen casus eingedrungen sein.

Weiter gehört hierher der dat. pl. der männlichen und neutralen *ja*-stämme. Dieser zeigt doppelformen: *hirt(i)um* — *hirtim*. Gewöhnlich betrachtet man die letztere form als eine übertragung von den *i*-stämmen her. Ich sehe darin vielmehr, wozu die überlieferung stimmt, die ältere form und die correcte lautliche entwicklung aus **hird(i)em*. Die weiterentwicklung des *e* zu *i* vor *m* ist der des *o* zu *u* analog. Die analogiebildung *hirtium*, die im altn. und ags. auch auf die *i*-stämme übertragen ist, begreift sich von selbst.

Wiewol das vorliegende gotische nichts von allen diesen eigenheiten der schwachen conjugation und der *ja*-stämme zeigt, so müssen sie doch auch dort einmal vorhanden gewesen sein, weil das *-jis* des nom. sg. die gültigkeit des lautgesetzes beweist. Für das altn. können wir diese nur nach dem zu-

sammentreffen des got. und ahd. vermuten. Es findet sich keine sichere spur mehr von der vorauszusetzenden wirkung des *j*, wir müsten denn die partikel *en* hierher ziehen, die aus dem pronominalstamme *ja-* abgeleitet sein könnte wie *pan* aus *pa-*.

Wir haben uns jetzt noch einmal umzuschauen, ob alle fälle von ursprünglichem *jô* und *jo* erschöpft sind, und ob sich nicht noch einige finden, die unserm gesetzte widersprechen. Wir müssen ferner noch einmal im zusammenhange prüfen, ob unter unsern voraussetzungen die angenommenen ausgleichungen sich stets möglich und wahrscheinlich darstellen.

Schon Osthoff hat s. 288 gegen die von mir gezogene consequenz eingewendet, dass dann in mehreren fällen ein gänzlichcs auseinanderfallen der bildungen mit *jô* und der mit einfachem *ô* in allen formen eingetreten sein müste, so dass beide classen nicht mehr auf einander hätten wirken können. Es ist notwendig, dass wir im stande sind, diesen einwand zu entkräften. Zunächst ist hervorzuheben, dass im gen. pl. die endung bei allen stämmen ursprünglich die gleiche war. Als nun durch unser gesetz eine spaltung eintrat, die sich mit den sonstigen flexionsklassen nicht deckte, sondern dieselben zum teil durchkreuzte, da konnten auch sonst ganz verschiedene classen auf einander wirken, wie es auch von Osthoff, und zwar ganz mit recht, für das got. angenommen ist. Hier sehe ich den anfang zu den im westgerm. und altn. eingetretenen ausgleichungen. Wenn z. b. die genitive *harjê* und **sibjê* durch **harjô* und *sibjô* wider verdrängt wurden, so geschah dies nicht nur nach der analogie von **dagô*, *gebô*, sondern auch nach der von **broþrô*, **hanonô*, **tuggônô*, **sunewô*, wie wir ja für die verdrängung von **anstiê* durch **anstio* notwendig auf die übrigen classen recurriren müssen. Das *ô* hat seinen nebenbuhler verdrängt, weil es als die allgemeine normalendung des gen. pl. empfunden ist. In diesem casus ist denn auch die ausgleichung, wie sie am frühesten begonnen hat, am radicalsten durchgeführt.

Aber trotzdem scheint die möglichkeit der weitem ausgleichung mindestens beim schwachen fem. ganz abgeschnitten. Bei einer flexion **rapjê*, **rapjêns*, **rapjên* etc. würden alle

casus verschieden gewesen sein von *tuggô*, *tuggôns*, *tuggôn*. Die sache verhielt sich aber anders. Ich habe schon Beitr. IV, s. 370 auf die übereinstimmung zwischen ahd. *zungûn* und altn. *tungu* hingewiesen und es danach für wahrscheinlich befunden, dass auch den übrigen westgermanischen dialecten *-ûn* zu grunde liege, welches nur durch ausgleichung beseitigt sei. Wir werden diese vermutung auch auf das gotische auszu-dehnen, *-ûn* als urgermanisch anzusehen haben. Vielleicht hat auch das ahd. und altn. die alten verhältnisse nicht ganz rein bewahrt und war die ursprüngliche flexion *-ûn* im acc. sg. und im nom. und acc. pl., *-ôn* im gen. und dat. sg. und pl. Dann würde sich die verschiedene behandlung des alten *ô* aus der verschiedenheit in der ursprünglichen stellung des nebetones erklären. Und von hier aus würde sich sowol die gänzliche verdrängung des *â* durch *ô* im got. und ags. als andererseits die durchführung des *û* durch den sg. im ahd. und altn. sehr gut begreifen. In letzterer könnten die beiden dialecte recht wol zufällig zusammengetroffen sein. Es könnte endlich auch sein, dass das *û* ursprünglich nur dem acc. sg. und pl. zugekommen wäre, wo der vocal von anfang an in geschlossener silbe stand, und von da zunächst auf den nom. pl. übertragen, den wir auch geradezu als accusativform betrachten könnten. Verhält es sich so, so ist der anstoss Ostoffs beseitigt, und wenn die verhältnisse im ahd. und altn. den ursprünglichen entsprechen, so liegt die sache sogar noch einfacher. Die assimilierende wirkung des *j* erstreckte sich nicht auf das schon vor dem eintritt der assimilation entstandene *û*, und so blieben noch formen genug übrig, in denen die endungen der *ôn*- und *jôn*-stämme identisch waren. Kam nun die allgemeine ausgleichung im gen. pl. und die ausgleichungen zwischen den einzelnen casus jeder der beiden klassen hinzu, so braucht man eine gegenseitige beeinflussung dieser klassen höchstens als etwas secundär mitwirkendes hinzuzunehmen, um die verhältnisse im ahd. zu erklären, wo der nom. in beiden noch verschieden ist.

Auch bei den männlichen *n*-stämmen waren es wahrscheinlich nicht der gen. und dat. sg. allein, die nach wirkung unseres gesetzes übereinstimmend blieben. Man hat bisher das schwanken zwischen *-un* und *-on* im ahd. und alts. als eine

unsicherheit in der lautbezeichnung aufgefasst. Es kann damit aber auch wirklich eine lautliche doppelheit bezeichnet sein, und diese doppelheit muss dann auf ausgleichung eines älteren wechsels beruhen, also nach analogie der feminina *-un* im acc. sg. und pl. (und nom. pl.?), wo es sich dann wider dem einflusse des *j* entzog. Hier müssen wir nun freilich die verallgemeinerung des *o* (*a*) nicht bloss dem got. und ags. (doch nordhumbrisch noch *o*, *u*), sondern auch dem altn. zuschieben. Es stimmt aber zu unserer auffassung, dass auch das neutr. im nom.-acc. pl. im ahd. constantes *-un*, im altn. *-u* zeigt, wogegen das ags. *-an* wider nur auf ausgleichung beruhen kann. Die für das alemannische sicher bezeugte kürze des *u* (*herzen* bei N.) dürfte doch wol urgermanisch sein, und got. *hairtôna* nicht bloss in bezug auf die qualität, sondern auch in bezug auf die quantität an den sg. *hairtô* angeglichen. In erwägung zu ziehen wäre noch, ob das *-u*, welches im altn. beim adj. im pl. durchgeht, bloss vom fem. und neutr. auf das masc. übertragen, oder ob darin noch ein altertümlicher rest erhalten ist.

Bei den *o*-stämmen mussten jedenfalls von der spaltung verschont bleiben der voc., gen. und dat.-loc. sg.¹⁾ Ferner sind wir zu der consequenz genötigt, dass der acc. pl. urgerm. auf *-uns* ausging (**daguns* wie **hanuns*). Falls die wandlung des *o* zu *u* dem abfall des im indog. auslautenden nasals voranging, müssten wir auch für den acc. sg. eine grundform **dagu(n)* voraussetzen. Runenformen wie *staina* zeugen nicht bestimmt dagegen, da die anlehnung an den nom. zu nahe lag, ebensowenig wie uns got. *dagans* = altn. *daga* an der aufrechterhaltung des gesetzes irre machen dürfen. Die möglichkeit zur widerherstellung des *o*, welches sonst als kürze oder länge durch die meisten casus durchging, war immer offen gelassen. Nach wirkung der syncopierungsgesetze fiel auch die im nom. und eventuell acc. sg. entstandene verschiedenheit fort, und dann lag veranlassung genug zur gegenseitigen beeinflussung der beiden klassen vor.

¹⁾ Eine wirkung des *j* auf den ersten componenten des diphthongen *ai* (ursprünglich allerdings wol *oi*) sind wir wenigstens nicht genötigt anzunehmen.

Am durchgehendsten muss die differenzierung bei den *â*- und *jâ*-stämmen gewesen sein. Hier blieb allerdings wol kein casus übereinstimmend als der dat. sg. (got. *gibai* — *sibjai*). Es war also neben diesem wol nur der gen. pl., wovon die weiteren gegenseitigen beeinflussungen ausgehen konnten. Unter einwirkung des letzteren scheint zunächst der dat. pl. angegriffen worden zu sein, und dazu half jedenfalls die analogie der *jôn*-stämmen, die von anfang an die gleiche endung hatten, und deren weitere einwirkung ja im westgerm. unverkennbar ist. Nach wirkung der syncopierungsgesetze war auch die verschiedenheit im nom. sg. beseitigt, die sich allerdings später im ahd. nach übertragung der accusativform in den nom. widerherstellte. Dass dann im ahd. und alts. die besonderheiten der *jâ*-stämmen im gen. und abl.-instr. verloren gingen, daran ist wol mit das bedürfnis nach einer charakteristischen ausprägung der casus schuld gegenüber dem durchgängigen lautlichen zusammenfall in den ausgang *e*.

Es blieben noch die verba auf *-jôn*, bei denen eine durchgehende sonderung von denen auf *-ôn* eingetreten sein müsste. Indessen sind diese verba so wenig zahlreich, dass sie schon deshalb sich in ihrer sonderstellung schwer halten konnten und der anlehnung an die doch immer am nächsten stehende klasse auf *-ôn* ausgesetzt waren. Es kommt dabei auch das verhältnis in betracht, in welchem ein teil dieser verba (z. b. *sunjôn*, *gasibjôn*) zu substantivischen *jâ*-stämmen steht. Uebrigens aber werden auch hier einmal einige formen mit *ân* bestanden haben, wenn auch *dheomundiu* Is. 23, 3 nach Kölbing ein lesefehler ist.

Wir sehen, unüberwindlich sind die schwierigkeiten nicht, die sich der consequenten durchführung unseres lautgesetzes entgegenstellen, dessen gültigkeit nun einmal durch unzweideutige fälle gesichert ist.

Osthoff hat darauf aufmerksam gemacht, dass der übergang von *jô* in *jê* im slavischen seine parallele hat. Das gleiche gilt von dem des *jo* in *je*. Ebenso hat der übergang von *o* und *ô* zu *u* und *û* unter einfluss eines folgendsn nasals im slav. seine parallele, wo *o* (= indog. *a*₂) zu *û*, *ô* (= indog. *â*₂) zu *y* wird. Der parallelismus würde vollständig sein, wenn dazu, wie oben s. 223 als eine möglichkeit angedeutet

wurde, die stellung in ursprünglich geschlossener silbe erfordert wäre. Indessen scheint dies, nach *herzun* zu schliessen, doch nicht der fall gewesen zu sein. Um misverständnissen vorzubeugen, bemerke ich ausdrücklich, dass ich wegen des parallelismus der entwicklung im germ. und slav. nicht einen geschichtlichen zusammenhang behaupten will.

11.

Wir haben im abschnitt 9 gesehen, wie in den ableitungsilben und partikeln innerhalb des sonderlebens der germanischen dialecte stammabstufungen entstanden sind, deren sich dann die sprache meist wider durch ausgleichung entledigt hat. In diese kategorie haben wir den wechsel zwischen $u - o - a$ (ags. *e*) untergebracht. Zu dieser reihe steht nun aber noch ein $e - i$ in wechselbeziehung, entweder wirklich im verhältnis der stammabstufung, oder häufiger auf das ehemalige vorhandensein einer solchen hindeutend. Diese abstufung reicht in eine ältere periode zurück, zum teil nachweislich in die indogermanische urzeit.

Lehrreich für die art, wie die zerrüttung der ursprünglichen verhältnisse vor sich zu gehen pflegt, sind die alten *s*-stämme, indem bei ihnen einerseits für das indog. die regelrechte stammabstufung $a_2s - a_1s$ zweifellos feststeht, andererseits im germ. nichts als entartung zu willkürlichem schwanken und gleichmässiger verwendung bald der einen, bald der andern form vorliegt. In dem neuesten trefflichen aufsatze über die *as*-stämme von Brugman (Kuhns zs. XXIV, s. 1 ff.) hat das germanische wenig berücksichtigung gefunden. Brugman vermisst s. 17 für die starke stammform sichere belege und zweifelt, ob Leffler recht hat, wenn er dieselbe in ags. *sigor* vermutet. Ich habe oben s. 187 eine ziemliche zahl von beispielen gegeben, in denen sich a_2s reflectiert, und dadurch meine früheren erörterungen Beitr. IV, s. 415 ff. wesentlich ergänzt. Ich trage nur noch nach, dass im ags., wo abweichend vom hochdeutschen a_2s als pluralbezeichnung verwendet wird (*calfur*, *cealfru*, *lombor*, *lanbru* gegenüber *kelbir*, *tembir*), sich für den sg. derselben wörter die einstige existenz

der schwachen (richtiger mittleren)¹⁾ neben der starken nachweisen lässt. Ich wüßte wenigstens nicht, wie man die umgelauteten formen *celf* Ps. 28, 5, *cælf* ib. 68, 32. 105, 19 u. ö., *cælfes* Lind. Prol. 13, *celfes* ib. 13. 14 und *lomb* Rit. 47, 1. 4 (neben *lomb*, *lombes*) anders deuten wollte. *Cælf* und *lomb* verhalten sich zu *calf* und *lamb* genau wie alts. *sigi*, ags. *size* zu ahd. *sigu*.

Der flexion der *as*-stämme scheint die der *at*-stämme entsprechend gewesen zu sein, vgl. lat. *caput* — *capitis* = *genus* — *generis*. Im germ. sind sie in die *a*-declination übergetreten und haben entweder die starke oder die schwache (mittlere) stammform verallgemeinert, und zwar so, dass mehrfach von demselben worte in einigen dialecten die starke, in andern die schwache durchgedrungen ist, erstere als *u*, *o*, *a* (vgl. oben s. 189), letztere als umlautwirkendes *i*. So erklärt sich das verhältnis von altn. *haufod*²⁾, ags. *heáfod* zu got. *haubip*, alts. *hōbid*, ahd. *haubit* (oberdeutsch *heupt*). Dies wort bietet uns ausserdem ein entscheidendes erkenntnzeichen der ursprünglichen stammabstufung. Das *au* ist, wie die verwanten sprachen und wie ags. *hafola* (*heafola*) lehren, aus *a* entstanden. Dieser vorgang wird sich schwerlich anders deuten lassen, als indem wir epenthese des *u*, der des *i* analog, annehmen. Da wir nun dieses *au* auch in denjenigen dialecten finden, die in der ableitungssilbe *i* haben, so folgt daraus, dass auch in diesen einmal *u* daneben bestanden hat. Als grundlage für die germanische entwicklung müssen wir **haubup* — **habid* ansetzen. Das *au* scheint dann bereits gemeingermanisch verallgemeinert zu sein.

Die gleiche doppelheit haben wir noch in folgenden wörtern: ags. *hacod* = ahd. *hehhit*, dem auch ags. *hæced* wird

¹⁾ Ueber die eigentliche schwache form des stammauslautes vgl. s. 115.

²⁾ Dies ist die älteste nordische form, durch skaldenreime bestätigt, während das jüngere *o* erst aus den syncopierten formen *hofði* etc. eingedrungen ist, vgl. Vigf. *Haufud* verhält sich zu *hofði* wie *heilagr* zu *helgum*. Wenigstens ist es am wahrscheinlichsten, dass *hofði* zunächst auf **haufði* zurückgeht; möglich ist es allerdings auch, es auf **hafuði* zurückzuführen.

gleichgestellt werden müssen; altn. *hōldr* ¹⁾) = ahd. *helid*, alts. *helith*, ags. *hæleð*; ags. *eorod-*, *-ed* = alts. *eorid* in *eoridfolc* Hel. 4141 (*ieridfolc* C); alts. *racud-*, *-od* = ags. *ræced*, *reced*; ags. *wearoð* (pl. *wareðas*) = ahd. *uerid*. Bei andern, die sonst gleich gebildet scheinen, findet sich nur *u* (*o*, *a*), vgl. oben s. 189, oder nur *i*, vgl. got. *miliþ*, ags. *éled* (in altn. *eldr* ist die qualität des ausgestossenen vocales unentschieden), *hæmed* (nuptiæ). Ags. *e*, wo es keinen umlaut wirkt, z. b. in *fraceð*, *uuered* neben *fracod*, *uueoroð* kann aus *o* abgeleitet werden, es ist jedoch nicht unmöglich, dass es teilweise dem *i* gleichzustellen ist. Vielleicht war *i* aus *e* lautlich nur in geschlossener silbe entwickelt.

Hierher gehört auch *magaps*. Dass dies wort ursprünglich consonantisch flectierte, zeigen der gen. und dat. sg. *mæg(e)ð* im ags., der dat. sg. *magad* im alts. und der dat. pl. *uorollmagadon* O. I, 6, 7. Das got. hat die starke stammform verallgemeinert, das ags. die schwache; wenigstens weist darauf das consequente *e* und das *æ* der wurzelsilbe, welches als umlaut zu fassen sein wird. Im ahd. nur *magad*, aber nebeneinander *magadi*, *magidi*, *megede*. Man betrachtet das *i* als durch assimilation aus *a* entstanden. Eine solche assimilation des *a* an *i* gibt es aber meiner überzeugung nach überhaupt nicht. Man darf sich nicht auf fälle wie *missilih* berufen, denn *missi-* ist alte nebenform von *missa-*. Ebenso wenig auf das zuweilen neben *a* und *e* stehende *i* des part. praes. und des ger.; diesem liegt *e* zu grunde, vgl. s. 219. Am allerwenigsten aber darauf, dass *a* so häufig noch daneben steht. Dies *a*, neben welchem schon die ältesten quellen *i* zeigen, während *a* noch in ganz jungen zu finden ist (vgl. z. b. *manegi* N, älteres *managi* voraussetzend), kann unter keinen umständen altertümlich sein. Denn wenn einmal assimilation eintrat, so trat sie auch consequent ein, und konnte dann erst wider durch angleichung an die übrigen formen desselben wortes oder an die verwanten wörter verdrängt werden. Demnach ist in allen bezüglichen fällen ? als die älteste überlieferte form zu be-

¹⁾ In *hōldr* liegt verallgemeinerung der syncope aus den obliquen casus vor, älter **hōluðr* (oder *hauluðr*?) — *hōlði*. Dasselbe gilt von *eldr*. Vgl. s. 171.

trachten. Und diesem *i* liegt, wie noch aus der folgenden untersuchung klar werden wird, stets ein *e* zu grunde, welches nicht bloss vor einem noch bestehenden *i*, sondern auch vor dem schon in den ältesten quellen geschwundenen *j* zu *i* geworden ist. Dieser übergang ist wol meist schon urgermanisch eingetreten nach dem von mir Beitr. IV, s. 399 ff. erörterten gesetzte. Es scheint aber, dass auch noch in einer spätern periode *i* und *j* die gleiche wirkung geübt hat. So haben wir also auch in ahd. *magad* — *magidi* die alte stammabstufung (ursprünglich *o* — *e*) zu sehen und in *magidi* eine jüngere ausgleichung. Ein ähnliches verhältnis finden wir noch in mehreren wörtern, die ableitungen aus alten *t*-stämmen zu sein scheinen. So in ahd. *pilidi*, welches nicht aus dem daneben vorkommenden *piladi* (*pilodi*) entstanden ist, sondern bereits urgerm. aus **bilepi*. Im alts. und ags. ist nur die stufe *i* bewahrt: *biliði*, *bileði*. Ebenso verhalten sich zu einander ahd. *framadi* — *framidi* (beides neben einander in gl. Pa.), *fremidi*; alts. und ags. *fremithi*, *fremeðe*, dagegen umgekehrt im got. nur *framapeis*. Dieselbe doppelheit dürfen wir ursprünglich für *hemidi* und für alts. *gibiði* = ags. *zifeðe* voraussetzen.

Wie alts. *sigi*, ags. *sige* zu got. *sigis*, ahd. *sigu* zu ags. *sigor*, so verhält sich wahrscheinlich ags. *hæle* zu *hæleð*. Der nom., der wol mit ausstossung des stammauslauts einmal **halis* (**halos*) lautete, wird den ausgangspunkt für die erstere, die übrigen casus für die letztere gebildet haben. Ebenso würde sich *nefo* am besten aus einer mit dem lat. *nepos* übereinstimmenden nominativform ¹⁾ erklären, die dann nach abfall des *s* den übertritt in die *n*-declination veranlasst hätte. Ein *-ô* haben wir ja als den urgermanischen auslaut der *n*-declination vorauszusetzen. Nur macht altn. *nefi* schwierigkeiten, welches sich einer ähnlichen deutung nicht fügt, da *s* im altn. nicht abfällt. Man könnte allerdings wol in *nefi* einen rest der mittleren stammform sehen und sich dann für den übertritt in die schwache declination auf die nomina agentis auf *-ari*

¹⁾ Ebenso ist auch ahd. *zan* neben *zand*, got. *tunpus* etc. aus einer nominativform zu erklären, die wie lat. *dens*, gr. *ὀδών* das *t* eingebüsst hatte. Was die oben angenommene ersatzdehnung betrifft, so vergleiche man die bemerkung über *fôlus* s. 124.

berufen. Es wäre aber doch ein merkwürdiges zusammen-treffen, dass der gleiche übertritt in die schwache declination im altn. und westgerm. auf ganz verschiedenen wegen erfolgt sein sollte. Ein fall, von dem man noch vermuten könnte, dass er hierher gehört, ist altn. *mjök* (valde), zunächst aus **meku* entstanden, welches dem sanskritischen *mahat*¹⁾ gleichkommen könnte. Doch könnte das *u* auch aus nasalis sonans entstanden sein. Der gleiche zweifel besteht bei gr. μέγα.

Auf eine stammabstufung vor urgerm. *t* deutet ahd. *hornuz* = ags. *hyrnet*. Der gotischen verbalableitung *-atjan* entspricht im ahd. schwanken zwischen *-azzen* und *-izzen*.

Die bisher besprochenen fälle sind nachwirkungen der stammabstufenden consonantischen declination. Eine entsprechende abstufung findet sich aber auch, wo von alters her die *a*-declination bestanden zu haben scheint, bei den adjectiven auf *-ag* (*-ug*). Sie liegt noch ganz deutlich vor bei Is. Hier geht die unflecierte form ausnahmslos auf *-ac* aus: *heilac* 9 mal²⁾, ausserdem *heilacnissa*, *manacsamo*. Von flecierten formen kommt nur der acc. sg. mit *a* vor: *odagan* 25, 30 neben *e* in *heilegan* 13, 26. 31; die übrigen nur mit *e*: nom. acc. pl. *hruomege*, *manego*; instr. sg. *heilegu*; dat. pl. *heilegim*; ferner die schwachen formen *heilego* (4), *heilegin* (11), *heilegun* (7), *keilegono*, *heilegeno*. Es ist klar, dass hier eine alte regel durchblickt, die schon ein wenig in verwirrung geraten ist. Es kann sich nur fragen, ob *a* ursprünglich allein der unflecierten form zukam und von hier aus vereinzelt schon in eine flecierte form übertragen ist, oder ob es auch einigen flecierten formen von anfang an zukam, in denen es teilweise durch das *e* der übrigen verdrängt ist. Man würde dabei zunächst an den bei Is. unbelegten nom. sg. denken,

¹⁾ In griech. μέγας, μέγαλον ist wol das ursprüngliche declinationsverhältnis bewahrt, für welches die wechselseitige ergänzung zweier stämme charakteristisch ist. Durch den adverbialen acc. **meku* neben dem adjectivischen **mikiloto* wird das gleiche verhältnis dem urgerm. vindiciert. Und dem gegenüber muss wol die declination des sanskr. als eine jüngere anlehnung an die declination des part. betrachtet werden. Auf ein ähnliches verhältnis deutet ags. *lyt* neben *lytel*. Vielleicht auch caput, haubib neben heafola, κεφαλή, kapâlas?

²⁾ Weinholds angaben im glossar sind nicht ganz vollständig. Die meinigen beruhen auf selbständigen zusammenstellungen.

der erst ein spezifisch hochdeutsches product ist, und an den acc. sg., der gerade wirklich mit *a* belegt ist, demnächst auch an nom. und acc. pl. Zur beurteilung der frage müssen weiter unten zu besprechende analogien hinzugezogen werden. In der schwachen declination scheint das *e* durchgängige regel. Wir finden dasselbe auch in den abgeleiteten substantiven und verben; *maneghin* 15, 16 und *maneghiu* 15, 21, wenn es hierher gehört; *chiheilegode* 29, 10. Eine entsprechende behandlung sollte man bei dem subst. *honac* erwarten; es ist aber nur *honec* 29, 13 belegt, worin wir wol eine angleichung an die obliquen casus werden sehen müssen.

Auch bei O. findet sich noch *e* neben *a*, wenn auch weiter zurückgedrängt. Vor einem andern *e* der flexion steht es in *einigen* H 34. II, 9, 78 F. IV, 29, 31; *heiligen* I, 8, 15. H 167; *heileges* II, 9, 13; *heilege* IV, 14, 11; *maneges* I, 18, 19 P; *manege* I, 20, 3 P (auch in V ursprünglich). II, 3, 3 F. 23, 23 P; *manegemo* I, 1, 73 F. II, 4, 32 F. III, 6, 7 VF. V, 23, 153 P; *manegen* I, 23. 36 P. IV, 5, 18 P; *manegeru* L. 40. I, 4, 49. 5, 60 P. 15, 29 VP. II, 7, 65 P; *manegero* 16, 2 VP. 20, 30 PF. II, 14, 78 P; *rozegemo* II, 16, 9; *uenegemo* V, 20, 57; *uenegeru* IV, 7, 12. Vor andern vocalen in *einega* I, 22, 52; *einegan* II, 1, 34 V; *einego* III, 13, 50. II, 3, 49 F (-igo P, -ogo V), *einigon* I, 22, 10. IV, 6, 10 F (-igon VP); *goregun* I, 10, 8 VP; *heilega* I, 18, 27; *heilegan* (-igon F) I, 27, 61; *heilego* I, 8, 24. 25, 29. II, 3, 51 P. II, 12, 43. IV, 15, 37. V, 12, 63; *heilegon* II, 9, 67. 98 (-igon VF). V, 11, 89. 12, 58. I, 28, 20. V, 24, 2. 20; *heilegun* I, 26, 10. II, 9, 96; *manego* I, 18, 23 V; *manegun* IV, 7, 10 VP; *manegaz* I, 20, 21 VP. 20, 35 P; *odegun* I, 7, 18; *uenego* I, 17, 51. II, 6, 24. IV, 22, 18 V; *uenegun* II, 14, 44. IV, 12, 3. V, 19, 5 VP; *uenegon* I, 18, 24. Dazu kommen nun noch formen mit *i*: *einigen*¹⁾ II, 9, 28 VP. IV, 6, 18; *heiligeru* II, 9, 97 P; *einigan* II, 1, 34 P (*i* in *e* corrigiert V, *a* F); II, 2, 36 VP; *cinigo* I, 15, 22. II, 3, 49 P (*e* F, *o* V). III, 13, 50 P (*e* VF); *einigun* I, 22, 46; *einigon* II, 12, 72 P (*o* F, *o* aus *i* gebessert V). IV, 6, 10 (*e* F). *heiliga* I, 28, 17 P; *heiligo* I, 8, 24 PF; *heiligon* II, 9, 98 VF; *manigu*

¹⁾ Nicht etwa von *einig* abzuleiten, wie die bedeutung zeigt.

III, 22, 37, *menigu* III, 26, 1; ausserdem hat F öfter *i* für *e* der übrigen; II, 12, 85 stand in V ursprünglich *einigon*. Sehen wir auch von den fällen ab, wo *e* (*i*) nur in F überliefert ist, so bleibt doch noch eine stattliche zahl von beispielen, welche zeigen, dass es ganz üblich ist, wenn auch daneben *a* etwas häufiger ist, das in den unflecierten formen wie bei Is. ausschliesslich herrscht. Zugleich geht aus unsern zusammenstellungen hervor, dass die gewöhnliche ansieht, wonach *e* aus *a* durch assimilation an die endsilbe entstanden sein soll, durch die tatsachen nicht bestätigt wird, die dasselbe vielmehr unabhängig von dem folgenden vocale zeigen, wie denn auch umgekehrt *a* vor *e* erscheint, vgl. *manager* II, 16, 10. V, 23, 151; *manages* I, 18, 19. IV, 4, 43; *managemo* L. 46. I, 1, 1. 73. II, 4, 32 VP. III, 6, 7 P. V, 9, 41. 23, 56. 153 VF; *manageru* I, 1, 74. 5, 60 VF. II, 4, 30. 7, 650 F; *manage* I, 22, 39. I, 20, 3 V (aus *e* corrigiert) F. II, 3, 3 VP. 15, 6. 23, 23 VF. III, 24, 105. IV, 4, 37; *managero* I, 1, 11. 4, 49. 16, 2 DF. 20, 30 V (ursprünglich *managoro*). II, 14, 78 VF. III, 4, 16; *managen* I, 23, 36 VF. II, 4, 35. III, 17, 1. 18, 1. IV, 5, 18 VF. 20, 16. V, 12, 3. Aehnlich verhält es sich bei andern adjectiven; manche wie *séræg*, *rôzæg*, *uuîzago* haben überhaupt nur *a*. Wenn man demnach eine entstehung des *e* durch assimilation verteidigen will, so muss man annehmen, dass die dadurch entstandenen verhältnisse durch ausgleichung wider gänzlich verwischt sind. Gibt man aber überhaupt die ausgleichung zu, so liegt es doch näher, als grundlage einen zustand anzunehmen, wie er sich annähernd noch bei Is. findet.

Complicierter werden die verhältnisse noch dadurch, dass neben *a* und *e* (*i*) auch *o* steht, vgl. *einogo* II, 3, 49 V; *einogon* (ursprünglich *i* V) II, 12, 85; *heilogo* I, 8, 24 V. II, 3, 51 VF. V, 17, 10; *hungorogun* I, 7, 17; *uenogo* IV, 22, 18 P. Dass dies *o* durch den dumpfen vocal der folgenden silbe bedingt ist, steht fest, aber es fragt sich, ob es dem *a* oder dem *e* gleichzusetzen ist. Die gleiche frage tritt, wie wir sehen werden, auch bei andern ableitungssilben an uns heran. Für die frage, ob *e* der assimilation durch einen folgenden vocal unterliegt, scheinen mir dat. und gen. der adjectiva von entscheidender bedeutung. Von vereinzelt fällen abgesehen, für die wir eine andere deutung gefunden haben, heisst es im ahd.

blintemu, *blinteru*, *blintero*, während es, wenn überhaupt assimilation eingetreten wäre, consequent **blintomu* etc. lauten müsste. Man sieht auch nicht, wie diese formen durch ausgleichung wider hätten verschwinden sollen. Dazu kommt, dass Is., dem sonst *o* vor dumpfem vocal nicht fremd ist, bei den adjectiven auf *-ag*, bei denen er nur ein vereinzelt *a* in flectierter form hat, auch gar kein *o* kennt. Es scheint mir daher wahrscheinlicher, dass *o* dem *a* gleichzusetzen ist, also wie dieses sich erst an stelle eines *e* eingedrängt hat. Wir müssten demnach vor dumpfem vocal *e* als das ursprünglichste betrachten, *o* als eine jüngere gestaltung und *a* als das allerjüngste, letzteres aus den casus eingebrungen, die nicht auf dunklen vocal ausgingen. Ich meine dasjenige *a*, welches uns jetzt wirklich vorliegt; eine andere frage ist wider, ob das *o* lautlich aus älterem *a* hervorgegangen ist, oder ob nicht vielleicht darin die ältere stufe *o*, die wir für das *a* anzunehmen uns genötigt sahen, direct erhalten ist, so dass wir gerade wie im altn. keine assimilierende, sondern nur eine schützende wirkung des *u*, *o* anzunehmen hätten. Das übergreifen dieses lautes in das gebiet des *e* müsste demnach schon begonnen haben, bevor der allgemeine übergang des *o* zu *a* eintrat.

Die kleineren südfränkischen denkmäler bieten reichliche belege für *e* in den flectierten formen, welches in manchen sogar consequent auftritt, vgl. Pietsch in Zachers zs. VII, s. 339; ebenso Würzb. beichte 5 *keileg*- neben 1 *managiu*. Dagegen bei T. ist *a* fast durchgeführt. Doch bietet er noch 10 *manege*, 1 *manegen*, 1 *manegiu*; ferner 1 *einiges*, 3 *manigu*, 3 *manigiu* neben sonstigem *manig(i)u*, 2 *manigiron*, *-un* neben *manegeron*, *-un*. In den letzten fällen ist *i* offenbar aus der einwirkung des folgenden *i* (*j*) zu erklären, welches natürlich gewirkt haben muss, bevor es ausfiel, respective mit dem folgenden *u* zum diphthongen verschmolz.

In den oberdeutschen denkmälern herrscht *a* in übereinstimmung mit dem got. Trotzdem muss der fränkische zustand als das altertümlichere betrachtet werden. Denn die entstehung des *e* innerhalb der specifisch fränkischen entwicklung ist lautgesetzlich nicht zu rechtfertigen. Versprengte reste des *o* finden sich übrigens auch im oberdeutschen, vgl. *manege*

Hymn. 26, 8, *manegiu* Frg. 11, 17; *manega* Ra. gl. K., *manegem* Ra. Noch allgemein verbreitet ist die erhaltung des auf *e* zurückzuführenden *i* in *menigi*, woneben *managi* wahrscheinlich auf angleichung an *manag* beruht, die sich partiell auch in der form *manigi* geltend macht.

Es lässt sich aber weiter zeigen, dass die doppelheit *-og* (*-ag*) — *eg* auch den übrigen dialecten nicht fremd, also urgermanisch ist. Im got. haben wir neben dem gewöhnlichen *-ags* zwei reste der *eg*-form, in dem einmaligen *parihs āryafoz* (das *h* wie in *ainaha*, *bairgahei*) und in *gabignin*, welches aus einem adj. abgeleitet ist, das altn. *gofugr* lautet. Die altnordischen adjectiva auf *-egr* (*-igr*) können nicht alle auf got. *-eigs* zurückgeführt werden, sondern entsprechen auch solchen auf *-ags*, vgl. *auðigr*, *móðigr*. Für ein wort, welches nur noch *-agr* (*-og*) zeigt, wird älteres *e* durch das entsprechende lapplische lehnwort bezeugt: *ajlegas* = *heilagr*. Im ags. sind die beiden klassen nur noch teilweise nach dem eintreten oder fehlen des umlautes zu scheiden. Ihr zusammenfall in die form auf *-iz* erklärt sich nur unter der voraussetzung, dass bei der klasse *-ag* einmal ein ähnlicher wechsel mit *-eg* bestand, wie wir ihn in Is. finden. Wir haben oben s. 142 gesehen, dass bei der klasse *-ig* im älteren ags. ein wechsel zwischen *-iz* und *-ez* bestand. Beide klassen hatten also in einem teile der casusformen, und zwar wahrscheinlich ganz in dem nämlichen, übereinstimmend *ez*, und der teilweise lautliche zusammenfall veranlasste weiter die ausgleichung der noch verschiedenen formen. Einen rest der *og*-form dürfen wir noch sehen in *hefuz* nom. pl. neutr. P. C. 285, 1, welches jedenfalls nicht mit Sweet lautlich aus *hefizu* abgeleitet werden kann. Das zeugnis dieser form verliert dadurch nicht an wert, dass dem worte von hause aus *-ig* zukommt. Denn wir müssen jedenfalls eine periode des beliebigen schwankens zwischen *-iz* und *-oz* ansetzen. Anzumerken ist auch, dass statt des westsächsischen *weliz* in Ps. und Rush. *weoliz* mit brechung sehr üblich ist. Nur lässt es sich nicht ausmachen, ob die brechung nicht vielleicht nur vom subst. *weola* her übertragen ist.

Fragen wir nach der ursache der stammabstufung bei diesen adjectiven, so muss ich es der weiteren vergleichenden sprachforschung zu entscheiden überlassen, ob dieselbe ihren

untergrund vielleicht schon im indog. hat. Man könnte an das verhältnis von gr. *-αρός* und *-ιρός* denken. Möglich aber ist es, dass die abstufung sich erst auf speciell germanischem gebiete entwickelt hat, und dass *o* (*a*) die mittlere, *e* die schwache stufe nach germanischer betonung vertritt.

Noch weniger vermag ich zu bestimmen, wie es sich ursprünglich mit den überhaupt rätselhaften bildungen auf *-assus* verhalten haben mag. Nur so viel ist sicher, dass wir eine urgermanische stammabstufung voraussetzen müssen. Denn innerhalb der althochdeutschen entwicklung sind *-nussi*, *-nessi* nicht mit *-nissi* zu vereinigen, und eben so wenig kann der gegensatz von ags. *-nis* und got. *-nassus* aus den sonst bestehenden lautdifferenzen zwischen beiden dialecten erklärt werden.

Dagegen von einer reihe anderer stammabstufungen darf mit sicherheit behauptet werden, dass sie erst germanische, aber urgermanische entwicklung sind. Aus nas. und liqu. sonans entwickelt sich in ursprünglich letzter silbe wie in der wurzelsilbe stets *u*, so in den unflektierten zahlwörtern und im acc. sg. und pl. der consonantischen stämme (*sibun*, *fōtun*, *fōtuns*). Aber in ursprünglich vorletzter (auch drittletzter) entwickelt sich teils *u*, teils *e* (*i*). Als ursache dieser spaltung ergibt sich, wenigstens mit grosser wahrscheinlichkeit, die verschiedene tonintensität. Und zwar vertritt *u*, wie schon nach der übereinstimmung mit der wurzelsilbe zu vermuten ist, die stärkere intensität, d. h. unsere mittlere stufe, *e* die geringere, d. h. unsere schwache stufe. Letzteres kann aus ersterem abgeschwächt sein, es kann aber auch sein, dass es sich direct aus dem sonanten entwickelt hat, aus welchem ja das lat., slav. und lit. durchgängig *e* entstehen lässt. Das dumpfe timbre des consonanten würde dann bei der geringeren intensität nicht zur geltung gekommen sein. Die begründung dieser auffassung wird durch die nachfolgenden zusammenstellungen geliefert werden.

Von *sibun* lauten die flektierten formen bei O. *sibini* I, 3, 36. IV, 14, 20, *sibino* I, 4, 59, *sibinin* V, 14, 24. T. hat *sibinu* 89, 2 neben *sibuni* 89, 5. 127, 1. Ebenso hat O. *zehini* III, 14, 66, *zehinu* II, 8, 32, auch einmal in der unflektierten form

zehin IV, 7, 63 VP (= *zehan* F); ferner T. *zehini* 111, 3. 112, 3, auch *zehen*, *zehenzug*, *zehento*, nur mag wol hier *e* einem gemeinalthochdeutschen *a* gleichzustellen sein. Das *i* kann weder auf *u* noch *a*, sondern nur auf *e* zurückgehen, welches im pl. der *i*-declination überall ein *i* oder *j* hinter sich hatte und daher schon urgerm. zu *i* werden musste. Wenn wir sonst *sibun-*, *zehan* finden, so beruht das auf angleichung an die unflecierte form. Vielleicht aber hat auch O. die ursprünglichen verhältnisse nicht rein bewahrt, und bestand ursprünglich auch im nom. und acc. der flecierten form *u*. Dass aber das *i* einmal gemeinalthochdeutsch und altsächsisch war, beweist das *i* der wurzelsilbe von *sibun*, welches in den flecierten formen entstanden und auf die unflecierte übertragen ist. Auch dem ags. ist *i* nicht fremd (*syfanwintre* Beow.). Mit dieser auffassung steht es nicht in widerspruch, dass wir früher s. 197 eine abstufung *-un* — *-an-* angenommen haben. Diese ist erst in jüngerer zeit entstanden, nachdem vorher *-in-* durch *-un-* verdrängt war.

Vor doppelconsonans haben wir zwar nirgends mehr stammabstufung bewahrt, wol aber *u* und *e* (*i*) in gleichwertiger verwendung. Hierher gehören vor allen die bildungen mit *-ung* — *-ing*. Beide stehen in den verschiedensten dialecten neben einander, wenn auch nicht immer in allen arten der verwendung. So finden sich masculina, besonders patronymica mit *-ung* schon bei den römischen geschichtsschreibern (*Greuthungi* etc.), im ahd. und altn., mit *-ing* ebenfalls bei den römischen schriftstellern (*Theruingi* Amm. Marcell.), im got. (*skilliggs*, *gadiliggs*), ahd., ags., afries. und altn., ferner auch in den romanischen sprachen (prov. *adelenc*, it. *cumarlengo* = franz. *chambrelenc*); feminina abstracta mit *-ung* im ahd., ags. und altn., mit *-ing* im ags. und altn., im romanischen (afranz. *costenge*, *losenge*, *laidenge*); adverbialbildungen mit *-ung* im ahd., alts. und ags., mit *-ing* im got. (*unweniggo*), ahd. und ags. Innerhalb keines altgermanischen dialectes kann *-ing* aus *-ung* abgeschwächt sein; eine solche auffassung ist nur erst zulässig bei den späteren niederländischen, nieder- und mittel-deutschen formen.

Ebenso findet sich die doppelheit *-und* — *-ind*. Wenn im altn. neben bildungen wie *kvedandi*, *hyggjandi* solche wie

hyggindi, *sannindi* stehen, so kann man allerdings zweifeln, wie die letzteren aufzufassen sind. Es kann darin die schwache stammform des part. stecken gegenüber der starken in *-andi*, und *-indi* wäre demnach die nach germanischer betoneung schwache stufe der schwachen stufe des indog., und müste als mittlere stufe derselben einmal ein *-undi* neben sich gehabt haben. Denkbar aber wäre es auch, dass dies *-indi* gleichfalls die indog. starke stufe verträte und zunächst die der schwachen conjugation zukommende bildung wäre, also zu vergleichen mit althochdeutschen participien auf *-inti* vgl. s. 219. Dagegen sicher alte stammabstufung haben wir in folgenden fällen: alts. *arundi*, ahd. *arunti* = ags. *ærende*, altn. *erindi*; got. *þūsundi*, altn. *þūsund*, ahd. *dūsunt* = ags. *þūsend*; *Burgundiones* = ags. *Burgendas*¹⁾; ahd. *mammunti* = *mammenteru* O. IV, 11, 25 VP, *mammendi* subst. Reich. beichte 11.

Auch eine abstufung *-unt* — *-int* scheint es gegeben zu haben. Im ags. stehen nach Lye neben einander *þiofunto* — *þiofento*. In ahd. eigennamen besteht schwanken zwischen *-anzo*, *-enzo*, *-inzo*. Nach der analogie deutscher bildungen findet sich ein ähnliches schwanken auch in fremdwörtern: *Maganza* — *Maginza*, *phalanza* — *phalinza*, *fochanza* — *fochinze* (doch letzteres in nicht sehr alten quellen). Den altnordischen movierten femininis auf *ynja* stehen althochdeutsche auf *-in*, *-inna* gegenüber, daneben aber auch noch ahd. das vereinzelte *uirtun* und die nicht persönlichen bildungen, vgl. s. 199. Für stammabstufung von *rn* kann man sich auf ags. *æcern*, *undern* berufen.

Dass die doppelformen wirklich aus älterer stammabstufung entsprungen sind, dafür lässt sich wenigstens bei *-and* — *-ind* noch ein ganz bestimmter beweis beibringen, nämlich aus altn. *eyrindi*, *örindi*. Die schreibungen *ey* und *ö* bezeichnen combination des *u*- und *i*-umlautes. Die von Schmidt II, s. 477 angesetzte germanische grundform **arvjandi* leidet an dem so häufigen, von Brugman in Kuhns zs. XXIV, s. 52 und in Morphol. unters. I, s. 137 gertügten fehler des addierens. Wenn man die lautgesetze beachtet, so kann man aus ihr keine der

¹⁾ Mhd. *Burgenden* mag wol erst durch die jüngere vocalschwächung entstanden sein.

bestehenden formen ableiten. Die altnordische form erklärt sich nur durch contamination aus **grundi* und **erindi*. Der vorgang war wol der, dass in der ersteren form *u* durch *i* verdrängt wurde, welches dann das *au* (*ø*) zu *ey* (*ö*) umlautete. Die form *örvendi*, auf die sich Schmidt beruft, ist ja für unser wort gar nicht bezeugt, und wir können sie bei seite lassen. Wenn *-indi* in *sannindi* etc. keinen umlaut erzeugt, so kann dies nur daran liegen, dass daneben oder früher allein ein *-andi* oder *-undi* bestanden hat, welches erst, nachdem der umlaut überall eingetreten war, verdrängt ist.

Brugman und nach ihm Osthoff (Morphol. unters. I, s. 98) haben den satz aufgestellt, dass eine im indog. betonte nasalis sonans im germ. *in* (*im*) ergäbe. Das einzige beispiel aber, womit sie ihre ansicht stützen können, scheint die 3. pl. *sind*¹⁾ zu sein. In dieser aber kann das *i* aus der proclitischen natur des wortes zu erklären sein. Osthoff sieht sich genötigt, auch für die 3. pl. praet. **bitin* etc. voranzusetzen und *bitum* aus angleichung an *bitum* zu erklären, was doch bei der verhältnismässigen seltenheit der 1. pl. gegenüber der dritten nicht sehr viel wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die doppelheit *u* — *e* (*i*) finden wir nun auch vor einfacher consonanz. In einem falle, wo im indog. sicher die mittlere vocalstufe bestand, haben wir *e*, in der schwachen declination: *namins*, *-in*. Doch lässt sich daraus nicht schliessen, dass *e* der alleinige vertreter der mittleren stufe ist, und dass wir da, wo wir nur *u* (*o*, *a*) oder *u* neben *e* finden, genötigt wären, für das indog. schwache vocalstufe anzusetzen. Denn wir dürfen vermuten, dass im urgerm. noch die beto- nung **námens*, **námin* bestand, weshalb sich in der schwach- tonigen mittelsilbe auch nach der regel, wie wir sie für nasalis sonans gefasst haben, kein *-u* hätte entwickeln können. In einigen fällen ist vor einfacher consonanz der wechsel noch wirklich lebendig, wenn auch die ursprüngliche regel nicht mehr ganz genau beobachtet wird.

Dies ist der fall in dem sogenannten st. part. perf.

¹⁾ Von altn. *tindr*, ags. *tind* (zacken), welches Brugman, Stud. IX, s. 335 noch hierher zieht, bleibt es, auch wenn es zu *tunpus* zu stellen ist, zweifelhaft, ob nicht *a*₁ zu grunde liegt.

Is. hat ähnliche, wenn auch schon etwas getrübbere verhältnisse wie bei den adjectiven auf *-ag*. Die unflectierte form geht stets auf *-an* aus, was nicht zufall sein kann, denn ich zähle 54 beispiele. Dagegen die flectierten schwanken zwischen *a*, *o*, *e*: 1) *chiboranan* 25, 9. 27, 16; *chislaganon* 27, 17; *uordanan* 21, 13; *aruuorpanan* 27, 3; *chifangana* 39, 11; *chiscaffanes* 3, 10; *chihuoruane* 39, 8; *chiboranim* 5, 11; — 2) *chiborgonun* 7, 12: *chiholono* 17, 3; — 3) *ardribenen* 29, 11; *undarquhedene* 27, 2; *zifareneru* 29, 7; *chiheizssenin* 29, 5; *quhomenan* 25, 25; *begunnenun* 27, 24; *chiheizssenun* 29, 11. Die beurteilung muss natürlich genau dieselbe sein wie bei den adjectiven auf *-ag*. Bei O. überwiegt *a* bedeutend, *o* steht in *einboronon* II, 12, 86, aber auch *e* (*i*) ist noch lebendig: *giscribene* II, 3, 3; *untaruuebene* IV, 29, 6 P; *furiuarene* I, 4, 51 F; *gihaltenera* V, 12, 29; *giborgenero* II, 20, 6 VF; *gilegenan* IV, 7, 15 VP; *gisceidiner* (*gisceidener* F) I, 1, 92. Ganz regelmässig besteht *e* (*i*) noch in den flectierten formen von *eigan*: *eiginaz* III, 26, 52 VP; *eiginemo* I, 17, 78. 11, 20 P. 18, 35 VP; *eigenemo* I, 11, 20 VF. 18, 34 DF; *eigeneru* I, 5, 69; *eiginan* IV, 33, 24; *eigene* V, 4, 40; *eigana* (*eigana* F) IV, 34, 25; *eigenen* (*eiginen* V) IV, 5, 37 (*eiganen* F) III, 26, 18. In der unflectierten form des part. hat nur F 5 mal *e*, 1 mal *i* (vgl. Kelle s. 121). Im nom. sg. fem. und nom. pl. neutr. finden wir wider *i* als correcten vertreter eines älteren *e*, und zwar hat sich dies *i* mehr als *e* der ausgleichung entzogen: *gihaltinu* IV, 29, 16; *giuuebimu* (*-anu* F) IV, 29, 14; *giborinu* (*giboraniu* P) I, 20, 6; *fillorinu* (*firtloraniu* F) I, 20, 6; *bidroginiu* I, 22, 17 P = *bidrogenu* V, *bi trogeniu* F; aber *giboraniu* I, 12, 16; *giuuebanu* IV, 28, 28; *gisprochannu* I, 15, 22. Ebenso ist das *i* aufzufassen in dem subst. *uesini* natura V, 12, 50, welches doch wol als eine ableitung aus dem part. anzusehen ist. T. hat *eigina* 104, 5, *uferhaben* 244, 2, *furlazenen* 19, 2. 118, 4, *gisehenemo* 210, 1; auch 2 mal *gisalzen* 95, 5, vom corrector geändert, sonst *a*. Beispiele für *e* aus den kleineren fränkischen denkmälern, worunter auch einige in der unflectierten form, bei Pietsch s. 343. Von *eikan* finden sich auch in Bened. noch formen mit *-en-* und *-in-*, vgl. Seiler s. 430, ausserdem *erhapener*, *pifolahenem*, ib. s. 429. Sonst herrscht im oberdeutschen *-an-*, aber von dem *i* im nom. sg.

fem. und nom. pl. neutr., sowie in den abgeleiteten substantiven auf *i* finden sich noch spuren, vgl. *florinii* Bened. s. 123, 1; dafür *e* in *eigenu* gl. K.

Wie im oberdeutschen, so ist schon früher im got. *-an* verallgemeinert, während umgekehrt im altn. und ags. *-en* den sieg davongetragen hat. Diese annahme, welche allein eine mit den lautgesetzen vereinbarte erklärung des verhältnisses gibt, wird dadurch bestätigt, dass auch im got. in fällen, wo das part. nicht mehr als solches empfunden wird, *-in* durchgedrungen ist: *fulgins* ist part. zu *filhan*, auch durch correcte bewahrung des grammatischen wechselformen ausgezeichnet; das subst. *aigin* ist gewiss identisch mit dem neutr. des part. *aigans*, davon eine weiterbildung *gaaiginon*; eine entsprechende bildung ist *fuginon* (altn. *fagna*, ags. *fægnian*, alts. *fuginon* — *faganon*, *fagonon*) aus einem vorauszusetzenden **fagins* = alts. *fagin*, ags. *fægen*, altn. *feginn*, part. zu einem verlorenen verb. **fahan*. Noch entschiedenere spuren der ehemaligen stammabstufung bewahrt das ags. Dieselben zeigen sich in der gestalt der wurzelsilbe. Daraus erklärt sich das schwanken zwischen *ahafen* und *ahæfen* etc., vgl. s. 75. Neben dem *en* muss einmal *-on* gestanden haben, welches brechung hervorrufen musste. Als reste derselben dürfen wir einige formen in Ps. betrachten, zumal da wir dies denkmal auch sonst in bezug auf die brechung zuverlässig befunden haben: *widspreocen* 43, 17 und *dæhniomenis* (participatio) 121, 3 neben *cweden* 86, 3. 121, 1; *azefen* 79, 7. 80, 8. 105, 32. Auch Kemble II, 317 steht *anreotene*. Ja es kommen noch einige beispiele mit *-on* (*-un*) wirklich vor, die zwar etwas vereinzelt stehen, aber doch nicht so sehr, dass man berechtigt wäre sie für blosse schreibfehler zu halten: *purhetone* Beow. 3049; *giborone* gl. Amplon. und Ep. 34; *forzetone* Lind. Mc. 8, 14; *gefongune* Rush. Mt. 4, 24; *gicorone* ib. L. 2, 26; *gibrocono* ib. L. 4, 18; *blindaborones* ib. J. 9, 32. Die interessanteste form aber ist *forweorone* Ruine 7, part. von *forwesan*, auch mit brechung und dem sonst ausgeglichenen grammatischen wechselformen.

Wie mit den participien, so verhält es sich ursprünglich mit allen gleichartigen substantivischen und adjectivischen bildungen, die zum teil wol erstarrte participien sind. Bei Is. ist von hierher gehörigen wörtern stammabstufung nachzuweisen

in *heidhanliih* 7, 20 — *heidheno* ib. Neben einander stehen *offenliihhe* 3, 7 — *offanliihhost* 23, 15, wobei in betracht kommt, dass auch sonst öfter die unflecierte form in der composition wie die flecierte behandelt wird, vgl. Pietsch s. 339, 1; das adv. nur *offono* (3 mal), welche form wir daher wol als die altertümlichste ansehen müssen; ferner 2 mal *chioffonot* gegen 1 *chioffanodun*. Bei O. *offan*; fleciert *offenemo* III, 21, 35; *offenen* III, 21, 33 — *offanaz* III, 22, 13. IV, 33, 40 — *offonoro* III, 15, 48. IV, 1, 17; adv. widerum stets *offono*. Ferner *ellenes* L. 68. IV, 13, 30 (*ellines* F); von *morgan* nur *morganes* V, 13, 7. Zu den flecierten formen *heiden-*, häufiger *heidin-* wird die unflecierte form eher *heidan* als *heidin* anzusetzen sein.

Abgesehen von den wenigen resten wirklicher abstufung ist beweisend, dass von nicht wenigen wörtern die beiden formen unterschiedslos neben einander vorkommen, teils in verschiedenen dialecten, teils auch in ein und demselben. Die schwankungen mehren sich noch, wenn wir die weiterbildungen mit in betracht ziehen. Ahd. *Uuuotan* = ags. (alts.) *Woden*, altn. *Oðhinn*. Got. *piudans*, *-anon*, alts. *theodan*, altn. *þjóðann* = alts. *theoden*, ags. *þeoden*, got. *piudinassus*. Ahd. *offan*, alts. *opan* = ags. alts. *open* (ahd. *offen-*), altn. *opinn*. Got. *aljan*, *-anon*, ahd. alts. *ell(e)an*, altn. *eljun*, *-an* (umgebildet nach analogie der feminina got. *-ons*) = ahd. *ellen-* (*ellenhaft* gl. K.), alts. ags. *ellen*, ahd. *ellinon* (*i* wol aus *je*?). Ags. *eoton* (alts. *etanasfeld* gr. II, s. 156), altn. *jótunn* = ags. *eoten*. Alts. *geban*, ags. *zeofon* = alts. *geben*, ags. *zifen*. Altn. *aptann* = ags. *æften* (*æftentid* Ps. Gr. 64, 9). Altn. *Hogni*, ahd. *Hagano* = ags. *Hagena*. Bei andern wörtern tritt neben *-en* noch ein umlautwirkendes und sogar das *e* der wurzelsilbe in *i* verwandelndes *-in*. Ahd. *heidan*, *heidanisc* = ahd. *heiden-* (O.) = ahd. *heithin* (T., fleciert O.), *heithinisc* (gl. K.), alts. *hêthin*, *hêthinussia*, ags. *hæðen*; zweifelhaft, ob mit *e* oder *i* altn. *heiðinn*. Ahd. *magan* = alts. *handmagen*, ags. *mægen*¹⁾ = ahd.

¹⁾ Doch kann das *æ* auch als umlaut von *a* aufgefasst werden, vgl. s. 31 ff., welches *a* sich wie in andern fällen ursprünglicher stammabstufung vor dem eintritte des umlautes an stelle des *æ* eingedrängt haben müste.

alts. *megin*, altn. *megin* (*magn*, *megn*). Alts. *heban*, ags. *he(o)fon* = alts. *heben*, ags. *he(o)fen* = altn. *hifnn*, *himinn*; zweifelhaft got. *himins*. Altn. *Jormunr*, *jormun-*, ahd. *Ermun-*, *Erman-* (got. *Airmana-*) = ags. *eormen-* = ahd. alts. *irmin-*, ags. *yrmen-*; in *irman-* contamination. Aehnliche doppelformen häufig in eigennamen: *Agan-* = *Agin-*, *Egin-*, *Ein-*; *Aman-*, *Amano-* = *Emin*, *Emino*; *Angan-* = ags. *Ongen-* = *Engin* etc., vgl. Förstemann I, s. 941 ff. Altn. *morgunn*, ahd. alts. *morgan* = ahd. *morgen* (O.), alts. ags. *morgen*, altn. *morginn*, got. *maurgins* (kann auch *i* sein) = ags. *myrgen*, altn. *myrginn*; dazu kommt noch ags. *mergen* durch contamination entstanden, indem bereits vor dem eintreten des umlautes die neben einander stehenden formen **murgin* und **morgen* eine mischform **morgin* erzeugten. Das gleiche *i* hatten wir auch schon im part. ahd. *eigin* neben *eigen-*, und dem entspricht ags. *æzen* neben *âzen* in P. C., vgl. Sweet XXVIII; und ebenso zu beurteilen ist *ofercymenne* ib. XXVI. Aus den gegebenen beispielen geht hervor, dass dies *i* neben *e* schon im urgermanischen vorhanden gewesen sein muss. Ein bestimmter anhalt für die ermittlung der bedingungen, unter denen das *i* sich aus *e* entwickelt hat, fehlt, dass aber einmal beide in denselben wörtern neben einander bestanden haben müssen (natürlich in einem geregelten verhältnis zu einander), erhellt aus den vorliegenden tatsachen ganz deutlich.

Im ags. zeigen sich die spuren der früheren abstufung wider an den mischungen nicht zusammengehöriger gestaltungen von wurzel- und ableitungssilbe, vgl. *hefon* = *heofen*, *zeofen*, *eoten* (nie **eten*). In einigen fällen, wo die stufe *-on* ganz verschwunden ist, wird ihr einstiges vorhandensein durch die brechung bezeugt: *Eotenas*, *Heodeningas*, vgl. s. 58; *gedaefenian* vgl. s. 59. Auch das *a* in *zedafen*, *zedafenian*, *bewarenian*, *Hazena* (vgl. ib.) ist nach unserer auffassung (s. 74) nur aus der abstufung zu erklären. Freilich aber kann in allen diesen fällen die stammabstufung auch erst speciell ags. entwicklung sein.

Gegentüber dem durchgehenden *ü* des gotischen in den superlativbildungen auf *-uma* haben wir im ags. *u* und *e* neben einander in *meodum* — *medum* (mischform) — *medeme*, *unmedemum* P. C. 40, 5. Sonst herrscht *-ema* mit umgekehrter

verallgemeinerung. Dass das *e* nicht erst in später zeit aus *u* entstanden sein kann, geht schon daraus hervor, dass es in den weiterbildungen auf *-emest* schon in frühesten zeit *i* gewesen sein muss; man vgl. den umlaut in *y/(e)mest*, *yt(e)mest*. Auch hier finden contaminationen statt. So ist *neodemest* neben *niðemest* beweisend für die ehemalige existenz einer form **neoduma*. Auch *nyðemestan* in P. C. setzt *neoduma* voraus; denn da in diesem denkmale *y* nicht mit *i* verwechselt wird, so muss es umlaut von *eo* sein. Statt des correcten **nyrdmest* finden sich *nordmest*. Im ahd. sind sichere belege für die *e*-form *mittemen* O. III, 17, 52. T. 77, 4, *mittimen* T. 230, 2. 233, 5 neben *mittamen* ib. 189, 4; *rehtemen* O. I, 1, 52.

Von den ahd. bildungen auf *-al* mit urgermanischem vocale darf man im fränkischen flectierte formen mit *-el-* erwarten. Aus Is. fehlen die belege. Bei O. finden sie sich von *forahtal*: *forahtelen* III, 20, 87, *forahtiliu* III, 14, 41 F gegen *forahtalu* VP; von *ital* nur formen mit *a*; dagegen von *diufal*, das ganz nach der analogie echt deutscher wörter behandelt ist, *diufeles* I, 10, 22. III, 12, 36. 42, *diufete* III, 14, 53. 63, *diufilir* III, 14, 53.¹⁾ Aus den kleineren denkmälern gehören hierher *itelen* neben *italiu* Würzb. beichte, *forscelen* Mainz. gl., *zugelun* Sang. gl., vgl. Pietsch s. 339. Im ags. wider willkürliches schwanken zwischen *-ol* und *-el*, ohne dass sich bestimmen lässt, ob *e* mit ahd. *a* oder mit ahd. *e* zu identifizieren ist.

Im übrigen erscheinen wider beide stufen ganz durchgeführt, und zwar die zweite nur in der form *-il*, abgesehen von einigen wörtern im ags., in denen *-el* erst in einer späteren zeit die nebenform *-ol* verdrängt hat. Da aber bei noch lebendiger stammabstufung *-el* erhalten ist, so muss doch wol ursprünglich *-il* sich zu *-el* verhalten haben wie *-in* zu *-en* und das durchgehende *-il* auf einer weitergehenden verallgemeinerung beruhen. Die zusammengehörigkeit der suffixe *-ul* (*-al*)

¹⁾ In Frg. ist merkwürdigerweise bei diesem worte *i* durchgeführt (*tiubil*), was nach *diubilo* zu schliessen auch bei Is. der fall gewesen ist, ein vorgang, der sehr lehrreich ist für die beurteilung der echt deutschen wörter auf *-il*.

und *-il* ¹⁾ wird wider dadurch bezeugt, dass mehrfach von demselben stamme beide bildungen neben einander stehen: ahd. *uodal*, altn. *ôðal* = ahd. *ôðhil* (Is.), alts. *ôðil*, ags. *êðel*; altn. *igull* = ahd. *igil*; altn. *kogull* (fingerelenk) = ahd. *kegil*; altn. *meðal* = ahd. *mittil*, ags. *middel*; alts. *gaduling*, ahd. *gataling* = got. *gadiliggs*, ahd. *gatiling* (O.), ags. *zædelingz*. Im altn. stehen neben einander *drôsull-*, *voðull* (*vaðall*) — *drasill*, *vaðill* mit bemerkenswertem mangel des umlautes. In eigennamen sind schwankungen wie *Amulo*, *Amala* — *Emilo*, *Bodulo*, *Bodalo* — *Bodilo*, altn. *Sorli* — *Sarilus*, altn. *Sinfjötli* — ahd. *Sintarfizzilo* sehr häufig, vgl. Förstemann I, s. 817 ff. Ags. *dýgol* (*ðýgol*, *dêgol*) ist mir nicht verständlich ohne ansetzung einer alten nebenform **daugil*. Vocalwechsel verbunden mit consonantenwechsel in altn. *fjóturr*, ags. *fetor* = ahd. *fezzil*, ags. *fetel*; auch *leffur* und *leffil* sind wol eigentlich identisch.

Dazu kommt eine ähnliche erscheinung, wie wir sie bei *haubiþs* kennen gelernt haben. Ags. *meazol* muss, weil vor *z* die brechung im westsächs. nicht einzutreten pflegt, mit langem *ea* angesetzt werden, kann aber nicht von *mæz* possum getrennt werden. Das *au* ist durch epenthese entstanden. Demnach ist auch wol ahd. *friudil* gegenüber altnordischem *friðill* zu deuten aus altem **friðul*, **friudul*; auch aus dem ahd. führt Graff formen mit *i* oder *e* an, doch wol nicht alles versehen oder schreibfehler. Von hier aus fällt auch vielleicht licht auf ags. *lytil*, alts. *luttil*, ahd. *luzzil*, gegenüber got. *leitils*, altn. *litill*. Dass Zimmers auseinandersetzungen darüber in der Zschr. f. d. alt. XIX, s. 409 ff. sich mit dem gegenwärtigen stande der sprachwissenschaft nicht vertragen, versteht sich. Nun lautet das wort bei Is. *liuzil* oder *lyuzil* (4 mal); ebenso begegnet *iu* zweimal in Frg. und einmal in einer Tegernseer glosse, vgl. Weinh. Is. s. 63. Es ist bemerkenswert, dass die schreibung *yu* in Is. und Frg. auch bei *fyur* angewendet wird, wofür die meisten andern ältesten denkmäler *fuir* schreiben. In beiden wörtern haben wir einen in seinem ursprunge und in seiner ursprünglichen aussprache von dem gewöhnlichen *iu* verschiedenen laut, und zwar wird *fuir* durch epenthese aus

¹⁾ Es wird damit nicht die möglichkeit geläugnet, dass in einigen fällen indogermanisches *i* vorliegt.

furi entstanden sein wie griech. $\pi\tilde{\upsilon}\rho$ aus $*\pi\upsilon\rho\iota$, vgl. Schmidt II, s. 273 ff., wo aber *ui* und *yu* gewis nicht mit recht als *i*-umlaut eines *u* erklärt werden. Denn wie sollte man dazu gekommen sein, den umlaut, der allerdings schon vorhanden gewesen sein mag, gerade bei diesem worte consequent zu bezeichnen. So ist auch *lyuzil* aus epenthese zu erklären und setzt eine grundform $*liutuls$ voraus. In *luzil* ist verkürzung durch wirkung der doppelconsonanz eingetreten. Allerdings sollte man ein \ddot{u} erwarten. Aber wer sagt uns, dass der laut nicht \ddot{u} gewesen ist. Ein besonderes zeichen dafür zum unterschiede von *u* existiert ja auch in den mittelhochdeutschen hss. nicht. Ich bin überzeugt, dass der umlaut des *u* schon im ahd. vorhanden war, wenn auch vielleicht der unterschied von dem nicht umgelauteten vocale noch nicht so gross war als später. Dass verkürzung eines langen vocales eingetreten sein muss, ergibt sich aus folgender erwägung. Die doppelconsonanz ist nur durch einwirkung des *l* zu erklären, *l* konnte auf *t* nur wirken, wenn es unmittelbar hinter demselben stand, es müssen also für das ganze gebiet des westgerm. einmal syncopierte formen ($*liutles$ etc.) vorausgesetzt werden, die im ahd. durch ausgleichung wider beseitigt sind; syncope konnte aber nur eintreten nach langer silbe. Im ags. bezeichnet die schreibung *lytel* mit einfacher consonanz wahrscheinlich die ursprüngliche länge des vocales und ebenso wahrscheinlich das *iu* in ahd. *liuzil*, worin aber der consonant schon der analogie der syncopierten formen gefolgt ist, was in *luzil* auch der vocal getan hat. Ob auf das einmalige ags. *lytulu* (Grein) gewicht zu legen ist, ist freilich fraglich. Für *micel* wird häufig *mycel* geschrieben, dafür *mucel* Kemble I, s. 78. II, s. 243 (3 mal), *mucele* ib. I, s. 237. Ziehen wir ausserdem die bei diesem worte fast durchgängige syncope in betracht, so liegt es nahe, eine ähnliche entwicklung zu vermuten, wie wir sie für *lyuzil*, *luzil* vorausgesetzt haben. Dem angeführten *lytulu* entspricht *micul* nom. sg. f. P. C. 405, 21.

In ableitungen aus bildungen auf *-al* erscheint wider *i* aus *e*, vgl. ahd. *edili*, *ediling*, alts. *eðili*; ahd. *frauili* neben *frauali*; *ubarazili* neben *ubarazali*; *gisprachili*, *ubirsprachili* etc. In ags. *æðele*, *æðelu*, *æðeling* ist \ae nur durch eine vermischung der beiden stufen zu erklären.

Vor *r* haben wir den wechsel bei Is. in *uuassar* 15, 3. 17, 19 — *uuasserum* 15, 7. 12. Nur wird in diesem worte das *a* wol = *a*₂ sein. O. hat nur *uuazar*; denn *uuazeres* I, 14, 14 und *uuazere* II, 8, 40 in F kommt nicht in betracht. Dagegen findet sich *e* in den lehnworten *keisor* und *meistar*: *keiseres* in VF IV, 6, 30. 20, 22. 24, 6, wo P *keisores* hat, welches V, 4, 18 in allen hss. steht; für *keisere* F IV, 24, 10 hat VP *keisore*; *meisteres* IV, 12, 32. 13, 26 (*a* F), *meistera* II, 7, 2 gegen *meistare* IV, 13, 26. T. hat 3 mal *uuazzer*, 1 mal *uuazzeres* neben häufigem *uuazzar*, 1 *meister* neben häufigem *meistar*. Auch oberdeutsch *e* in *sumere* Frg. 17, 14. Bened. 107, *sumeres* ib. 191. Im alts. herrscht *e* in *feteros* (1 mal), *feteron* (6 mal), wozu M 3 mal die nebenform nach der *ja*-declination *fitiriun*, *-eon* bietet; ebenso *ederos* 1 mal; in beiden kein *a*. Ferner *mêster* 3 mal, kein *-ar*.

Aus stammabstufung erklärt sich vielleicht die discrepanz zwischen wurzelsilbe und suffix in *þiðurr*. Das *i* aus europ. *e* kann nur aus einem *i* oder *j* der nächstfolgenden silbe entstanden sein, während vor *u* brechung eingetreten sein müste. Diese liegt wirklich vor in schwed. *tjäder*, also urnordisch jedenfalls wechsel in der wurzelsilbe zwischen *eo* und *i*. Ob aber das *i* ein *i* der ableitungsilbe voraussetzt, ist doch zweifelhaft. Die bildung des wortes wird am nächsten mit slav. *têtrja* zu vergleichen sein. Dann ist also *ur* aus *r* sonans gebildet. In einem teile der formen blieb aber vielleicht *r* consonantisch und dann konnte die wurzelsilbe direct durch das folgende *i* (*j*) beeinflusst werden.

Hierher gehören auch die comparativbildungen auf *-ar*, *-tar* und die possessivpronomina des duals und plurals. Wie die verwanten sprachen zeigen, wechselten im suffix die mittlere und schwache stufe der reihe *a*, vgl. lat. *inter*, *interior* — *intra*, *noster* — *nostra* etc. Für die stufe mit erhaltenem vocale hat das got. ausnahmslos *a*: *anþar*, *hvaþar*; *afar*, *afstar*, *hindar*, *ufar*, *undar*; *afstaro*, *ufaro*, *undaro*, *ufarassus*; *unsar* etc. Das ags. dagegen hat in denselben fällen *e*, doch nicht ganz ausschliesslich; *o* in *nioðor*, *nyðor*, *ufor* (Grein, *ufor* auch P. C. 80, 17), seltenen nebenformen von *nïðer*, *ufer*, ausschliesslich in *furðor*, worin das *-or* nicht etwa = *-oz* gesetzt werden darf; wechsel besteht ferner in *eafora*, *afora* — *afera*,

eufera, *uttor* — *utterrena*; vereinzelt steht *ođoro* n. pl. neutr. Kemble II, s. 307; *ođor* Rit. 182, 2. Das ahd. steht in der mitte zwischen got. und ags.: *e* ganz überwiegend in *unser*, *iuuer*, *ander*, *after*, wovon *aftero* bei O. und T., aber *aftara* gl. Pa. und K.; dagegen im allgemeinen *a* (*o* vor folgendem *o* oder *u*) in den übrigen mit *after* ganz gleichartigen adverbien und den ableitungen daraus; doch findet sich mehrfach *e*, bei O.: *sunter* I, 24, 6 (*e* von V in *a* corrigiert). II, 12, 79; *uzer* IV, 3, 16 VP (und 2 mal in F); *uzserom* Frg. 27, 25, *nidere* V, 25, 95. 103 (F beide male *u*); *oberostun* (*obor-* F) I, 11, 62; bei T. *uuidero* 2 mal neben *uuidoro*, *-aro*; ausserdem *uber* Würzb. beichte (2 mal) und Lorscheer beichte; *ober* Mainz. gl. 286^a; *uuider-* gl. zu *canones*² 978^a. Ein *i* vor folgendem *i* findet sich auch in oberdeutschen quellen, vgl. *nidiri*, *ubiri*, *untiri*, *uuidiri* neben *upari*, *untari*, *uuidari*; im verb. *nidirren* neben *nidarren* ist der vocal vielleicht erst im westgerm. entwickelt. Noch lebendig scheint die abstufung bei Is. in *huedhar* gegen 2 *huuedheru*; O. hat *uuederan* IV, 22, 11 VP gegen *uuedar*; T. 1 *giuuederemo* gegen *uuedar*, *uuedaran*; selbst in Musp. noch *uuederemo*. Im alts. beliebiges schwanken zwischen *-ar* und *-er*, doch so, dass ersteres entschieden überwiegt, zuweilen auch noch *-or* (*sundor*, *oboruuard*). Das altn. hat in den nominalen bildungen *-ar* (*-or*), aber in den adverbien noch *i* aus *e*: *eptir* (= urgerm. **afiri*?), *undir*, *yfir*; in den runen *after* neben *ubar*. Diese zusammenstellungen machen es unzweifelhaft, dass wir urgermanischen wechsel zwischen *u* und *e* annehmen müssen. Man würde wol auf unüberwindliche schwierigkeiten stossen, wollte man in ersterem entwicklung aus *r* sonans sehen. Gerade diese bildungen scheinen mir am meisten dafür zu sprechen, dass die abstufung *u*—*e* auch der indog. mittleren stufe zukommt.

Die abstufung in den ableitungssilben hat ihr seitenstück in den wurzelsilben der proclitischen partikeln. Hieraus erklären sich die mannigfaltigen vocalschwankungen, wie sie besonders im ahd. auftreten. Die doppelheit erweitert sich häufig zu einer dreiheit oder vierheit, indem sich die eine stufe noch in *u* — *o* — *a*, die andere in *i* — *e* spaltet. Diese weitere spaltung muss wider unter dem einflusse des accentus stehen, und ist wol immer erst die consequenz einer früher

stattgehabten ausgleichung zwischen den beiden ursprünglichen stufen, in folge deren wider die gleiche form mit verschiedener tonintensität gebraucht wurde und sich daher von neuem differenzierte. Dazu kommen dann, um die sache noch complicierter zu machen, ausgleichungen mit der volltonigen form. Den zu grunde liegenden indog. laut vermag ich nicht überall mit sicherheit zu ermitteln und eben so wenig überall zu entscheiden, ob die abstufung sich erst im germ. entwickelt hat, oder schon indog. ist. Hier soll nur festgestellt werden, dass sie nicht erst innerhalb der einzelnen dialecte entstanden ist, und dass die dialectischen differenzen, die sich nach der verschiedenheit der vocalqualität ergeben, erst durch ausgleichung nach verschiedenen seiten hin entstanden sind.

Folgende fälle gehören hierher: ahd. *oba*, *ob* (*ubi*), alts. *of* (selten, auch *af* Hel. 1523 M), altfries. *of*, *iof*¹⁾, vielleicht auch got. *jabai* = got. *iba*, *-ai*, ahd. *ibu*, alts. *ef*, altfries. *ef*, *ief*, ags. *zif*, altn. *ef*, *if*; ahd. *odo*, alts. *ohtho* (Hel. 3629 M), afries. *oftha* (auch blosses *of*, wie auch im späteren niederdeutsch), ags. *oð(ð)a* = got. *aipþau*, ahd. *ed(ā)o*, alts. *eftho*, afries. *ieftha* (*ief*), ags. und altn. *eða*; ahd. und alts. *noh* (ne quidem), *noh(h)ein* = got. *nih*, ahd. *nih(h)ein*, alts. *nec*, *negên*; ahd. *doh(h)ein* = *dih(h)ein*; ahd. *anti*, *enti*, alts. *endi*, ags. *and*, *ond* (*endsuilce* Epin. gl. = *ændsuilce* Amplon.) = ahd. *indi*; got. *uz*, ahd. *ar* (*ur* volltonige form?), alts. und ags. *a* = ahd. *ir*, *er*²⁾; got. *tuz*, ahd. *zar-*, *za-* = ahd. *zi(r)-*, *ze(r)-*, alts. *ti-*, *te-*; auch ags. *te-* in *tefleowe* P. C. 49, 11 und *teveorpanne* ib. 433, 33; ahd., alts. *ja-* (*et*) = alts. *gi*, *ge*, ags. *ze*; got. und ahd. *ga-* (auch ags. in *gæcadun* adgrediuntur gl. Amplon.?) = ahd., alts., ags. *gi-*, *ge-*; ahd. *za* = ahd. *zi*, *ze*, alts. *ti*, *te*; auch ags. *te* noch vereinzelt (*te færnyrde* P. C. 463, 6), sonst durch *tô* ersetzt; ahd. *thuruh*, alts. *thurh*, ags. *þurh* (*ðorh*) = got. *þairh*, ags. *ðerh* im nordhumbrischen, Lind. Rush.² und Rit., auch Rätzel 36, 4, *ðerih* ib. 36, 6; got. *faur* (wenn es nicht volltonige form ist, vgl. s. 208), ahd. alts. *for*, *far*, ags. *for-* = got. *fair-*, ahd. *fir-*, *fer-*, ags. *fær* häufig als präp. und

¹⁾ Ist fries. *iof*, *ief*, ags. *zif* mit got. *jabai* zu vergleichen?

²⁾ Die stammabstufung zu vergleichen mit der bei den *s*-stämmen? Aber *tuz* = griech. *δύς*, daher die abstufung sehr auffallend.

in verbaler composition in P. C., vgl. Sweet s. XXXVIII, ausserdem *færscriften*, *feruendit* (insolens), *færslægnum* (profligatis) in gl. Amplon. = *færscribaen*, *feruænid*, aber *forslezzinum* gl. Epin.; got., alts. *und*, ahd. *unt* (*and*, *ant* volltonige form), ags. *ond-*, *on-* = ahd. *int-*, *in-*, ags. *in-* (*inbindan*, *infleah*, *inhebban*, *inwrize* und wahrscheinlich *inwyrca*n Grein); auch wol ags. *geond* = *gind* P. C. 9, 10. 59, 23. 259, 10. In einem ähnlichen wechselverhältnis stehen nun auch *an* und *in*, mag diese beziehung nun ursprünglich sein, oder sich erst innerhalb des germanischen herausgebildet haben. Ein unterschied der bedeutung ist nur teilweise vorhanden. Is., Frg. und Bened. gebrauchen *in* auch in der bedeutung unseres heutigen *an*, und kennen noch nicht die verwendung der adverbialform *ana* als präp. Umgekehrt ist im alts. *in* durch *an* verdrängt. In verbaler composition scheinen *an-* und *in-* vollkommen gleich verwendet zu sein. Sie sind im westgermanischen mit *and-*, *und-*, *ind-* confundiert, wobei das schliessliche resultat war, dass im ags. die formen *on-*, *in-* (vgl. s. 199), im ahd. und alts. die formen *ant-*, *int-* siegten. Die beiden letzteren stehen im ahd., wo sie für altes *an-*, *in-* gebraucht werden, in dem gleichen wechselverhältnis wie sonst. Alts. hat nur *ant* (*antbitan*). Im ags. herrscht allerdings *on-* in den poetischen denkmälern, doch vgl. *inælan*, *inbyrdan*, *inleohtan* bei Grein. Sehr häufig ist *in-* für sonstiges *on-* in den nordhumbrischen denkmälern, ohne dass *on* daneben fehlt, vgl. *inbolzeno* Rit. 15, 14; *inberzde* (gustasset) Rush. Mt. 27, 34, *inberizde* J. 2, 9; *inceigence* Rit. 172, 1; *indruncne* (inebriati) Rush. J. 2, 10 = *indrungno* Lind.; *inzon* (inceptit) Rush. Mt. 11, 7. 20. 14, 30. 16, 21. 18, 24, *ingunnon* Mt. 25, 7. 26, 22, *ingunnen* L. 24, 17, *ingingenden* Mt. 20, 8; *inhlogun* Mc. 5, 40 = *inhlogan* Lind.; *instyreð* L. 15, 8 = *ymbstyreð* Lind.

12.

Einiger bemerkungen bedarf noch die westgermanische einschlebung eines vocales in die verbindung eines consonanten mit liqu. oder nas. Zunächst was überhaupt den eintritt derselben betrifft, so treten uns grosse inconsequenzen entgegen, aus denen wir erst nach abzug der mannig-

fachen ausgleichungen die ursprüngliche lautgesetzliche entwicklung eruieren müssen. Wir müssen zwei fälle unterscheiden: in dem einen ist der eintritt des vocales gemeinwestgermanisch, in dem andern ist er auf ahd. und alts. beschränkt und wahrscheinlich jünger. Der erste fall hat statt, wenn liqu. oder nas. durch die vocalsyncope sonantisch geworden sind (also *fôdor* aus **fôdr* aus **fôdro*), der zweite, wenn sie auch nach der syncope consonantisch geblieben sind (z. b. *fôdres*). Halten wir daran fest, dass im ags. die lautliche entwicklung des vocals auf den ersten fall beschränkt ist, so begreifen sich die tatsächlichen verhältnisse sehr einfach. Wenn so häufig auch in der unfleectierten form der ableitungen mit *m*, *n*, *r*, *l* der vocal fehlt (*ædm þegn* etc.), worüber man die zusammenstellungen von Sievers, Beitr. V, s. 71 ff. vergleichen mag, so haben wir darin keine altertümlichkeit und keine annäherung an das altn. zu sehen, sondern der früher entwickelte vocal ist nach analogie der fleectierten formen wider geschwunden. Umgekehrt darf er in der letzteren nur auf angleichung an die unfleectierten formen zurückgeführt werden. Zum beweis dienen die nebenformen von *setl* und *hæzl*, vgl. oben s. 58. 59.

Anders dagegen scheint es sich im ahd. und alts. zu verhalten. Hier muss auch die entwicklung des vocals aus consonantischer liqu. und nas. nach kurzer wurzelsilbe als eine lautliche gefasst werden. Hierfür spricht die consequente durchführung in allen denkmälern und die verschiedene behandlung der kurz- und langsilbigen wörter, die doch ein rein lautliches moment ist. Bei der widerum späteren entwicklung des vocales nach langer wurzelsilbe scheint ausgleichung mitgewirkt zu haben, aber lautliche triebfedern werden durch die oben s. 155. 8 beigebrachten momente erwiesen.

Die ursprüngliche qualität des eingeschobenen vocales setzt man gewöhnlich als *a* an. Diese ansetzung ist durchaus nicht zu halten. Es ist eigentlich selbstverständlich, dass die qualität sich nach dem timbre des betreffenden consonanten richten muss. Es kommt dabei das den consonanten an sich beiwohnende timbre in betracht und dasjenige, welches er durch den folgenden laut erhält. Dass in den unfleectierten formen der nomina *-or*, *-ol* nicht aus *-ar*, *-al* entstanden sein

können, erhellt aus der altertümlichkeit des dumpfen timbres von *r* und *l*. Zur zeit, als der vocal entstand, wird dies timbre noch dem ganzen gebiete des westgermanischen eigen gewesen, demnach auch das ahd. und alts. *a* erst aus *o* oder *u* entwickelt sein. Ueber die wahrscheinlichen reste des *u* vgl. oben s. 207. Wenn im ags. *e* neben *o* steht und bei den ableitungen mit *-en* sogar fast allein herrscht, so kann man an eine einwirkung der wörter mit altem vocale denken, bei denen wir das *e* aus angleichung an die flectierten formen erklärt haben. Nicht unmöglich wäre es aber auch, dass *e* eine schwächere stufe innerhalb des satzgefüges bezeichnete. Endlich aber müste sich bei den *i*-stämmen, deren allerdings unter diesen wörtern nicht viele sein werden, von hause aus ein *i*, also ags. *e* entwickelt haben (vgl. z. b. *bysen* = got. *busns*). Dass nämlich das *i*, auch wo es durch die vocalsyncope getilgt ist, im ags. das timbre des vorhergehenden consonanten und damit die qualität des daraus entwickelten vocals bedingt hat, zeigt sich ganz klar an dem dat. sg. der verwantschaftswörter: *mêder* im gegensatz zu *môdor*, und an dem nom. pl. *æxen*, *exin* = altn. *yxn* (vgl. s. 32), wo an irgend welche ausgleichung nicht zu denken ist. Dem entsprechend scheint auch im praet. der schwachen verba *i* entwickelt zu sein, vgl. oben s. 151. Im ahd. dagegen scheint ein durch die syncope ausgefallenes *i* das timbre des vorhergehenden consonanten noch nicht beeinflusst zu haben. Wenigstens werden wir genötigt sein, *zimbart*, *mahalta* etc. als die lautlich entwickelten formen zu betrachten. Denn das schwanken zwischen *zimbirren* — *zimbarren*, *zimbirta*, *zimbrita* — *zimbart* wird nur so seine erklärang finden, dass *i* dem praes., *o* dem praet. gemäss ist. Das entgegengesetzte wird niemandem einfallen zu behaupten.

Dagegen hat ein ursprüngliches *j*, wie schon das letztangeführte beispiel zeigt, das timbre des vorhergehenden sonantischen sonorlautes beeinflusst, gerade so, wie es auch im gegensatz zu dem geschwundenen *i* umlaut hervorgerufen hat. Hierher gehören die jetzt von Sievers, Beitr. V, s. 535 ff. besprochenen fälle: *kilstirro*, *fugili*, *fluobirren* etc. Das *j* war in allen diesen fällen aus *i* entstanden.

Ebenso muss für die jüngere, auf das ahd. und alts. be-

schränkte vocalentwicklung, bei der der sonorlaut vor vocal steht, beeinflussung der klangfarbe des ersteren durch den letzteren angenommen werden. Das verschiedene verhalten des ags. und des ahd. entspricht also wider dem verschiedenen verhalten beider in bezug auf den umlaut. Das fränkische hat auch hier jedenfalls die ursprünglichen verhältnisse besser bewahrt als das oberdeutsche. Der secundärvocal schwankt zwischen *o*, *a*, *e*, *i*, und zwar ist *o* fast ganz auf die fälle vor folgendem *i* beschränkt. Ich begnüge mich auf die zusammenstellungen von Pietsch s. 337 ff. und s. 362 ff. zu verweisen. Nicht so eingeschränkt ist das *e* auf die fälle vor folgendem *e*, und *a* kann in allen möglichen fällen verwendet werden. Die zerstörung der ursprünglichen verhältnisse macht sich also namentlich in dem übergreifen des *a* geltend, offenbar unter einwirkung der unflektierten form. Das oberdeutsche ist dann auf dieser bahn nur noch weiter gegangen, indem *e* fast ganz verdrängt ist, *o* und *i* aber doch wenigstens noch einen teil ihres ehemaligen gebietes behaupten. Dass das *i* nicht erst eine ganz junge entwicklung aus älterem *a* sein kann, wird schon dadurch gesichert, dass es auch vor dem ausgefallenen *j* steht.

Bis hierher mussten wir die besprechung der verwantschaftswörter aufsparen. Um deren vocalverhältnisse richtig zu beurteilen, muss man vom altn. ausgehen. Das gewöhnliche altn. ist allerdings darin sehr unursprünglich, dass der gen., dat. und acc. sg. übereinstimmend *fǫður* lautet. Aber man braucht nur got. *faðrs*, *faðr* zu vergleichen, um sofort zu sehen, dass diese form nicht genitiv- oder dativ-, also nur accusativform sein kann. Und in den ältesten quellen lautet der dat. noch *feðr*, welche form z. b. in Hom. sehr häufig ist neben dem allerdings auch schon vorkommenden *fǫþor*. In diesem denkmale findet sich auch vereinzelt ein gen. sg. *fǫþr* 30, 30. Einen wesentlichen vorzug aber vor den übrigen dialecten hat das altn. dadurch, dass es den unterschied zwischen nom. und acc. sg. bewahrt hat. Denn dass der bestehende unterschied nicht erst auf einer willkürlichen secundären differenzierung beruhen kann, ist klar. Auch entspricht die altnordische form des nom. genau lautlich der indogermanischen grundform *faðer* = *patā₁r* (πατήρ). Das gleiche lässt sich nicht von der

accusativform sagen. Aus *patárm* hätte gleichfalls **faðer* entstehen müssen, vielleicht mit syncope **faðr*. *Føður* darf nicht z. b. mit griech. *πατέρα* verglichen werden, sondern mit lat. *patrem*. Die schwache form ist aus dem gen. und dat. in den acc. gedrungen, was wir um so weniger auffallend finden dürfen, weil sie sich auch wie ebenfalls im lat. in den nom. und acc. pl. gedrängt hat: altn. *feðr* aus urgerm. **faðriz*, got. *broþrjus*, *broþruns*. Als grundform müssen wir **faðrm* ansetzen, ursprünglich vielleicht mit sonantischem nasal, dann mit übertragung der function des sonanten auf das *r*; das ergab dann **faðurm* und nach wirkung des consonantischen auslautgesetzes **faður*. Diese urgermanische form muss, wie wir in abschnitt 9 gesehen haben, repräsentiert werden durch ags. *faðor* (*feaðor*), got. *fadar*, ahd. *fatar*. Im got. ist also die nominativform, welche **fader* lauten müste, durch die des acc. verdrängt. Im ahd. findet sich ebenfalls *fatar* für nom. und acc., gewöhnlicher ist aber für beide *fater* die nominativform, aber mit verkürzung des *e* durch teilweise assimilation an den acc. Wir dürfen *fater* auch im gen. und dat. sg. und im nom. (acc.) pl. nur durch einfluss der nominativform erklären. Denn auch hier müssten wir nach *zimbartā* etc. nur *fatar* erwarten. Bestände aber wie im ags. einwirkung des syncopierten casusvocals auf das timbre des *r* und die qualität des secundärvocales, so müste wenigstens im dat. sg. und nom. pl. **fetir* entstanden sein. Für den gen. und dat. pl. ist *o* als das ursprünglichste anzusehen, wie es z. b. in *fatoron*, *bruadoron* bei O. und T. erscheint. Im alts. ist *-ar* neben *-er* häufiger als im ahd. Im ags. zeigen die poetischen denkmäler den secundärvocal im dat. sg. correct als *e*, offenbar aus *i* entstanden mit umlaut in der wurzelsilbe. Das einmalige *dôhtor* neben ebenfalls einmaligem *dêhter* kann gegenüber den häufigen *brêðer*, *mêðer* nur als eine jüngere ausschreitung betrachtet werden. Die gleichen formen sollten wir im nom. (acc.) pl. erwarten (vgl. *fôt* — *fêt* etc.). Statt dessen stimmt derselbe zum sg. (*brôðor* etc.), woneben seltener auch formen mit *-u* (*brôðru*). Eine einfache ausgleichung an den sg., wenn vorher eine deutlich unterschiedene form vorhanden war, war, bleibt immer auffallend. Ich sehe keine recht befriedigende erklärung. Sollte eine beeinflussung durch die verlorene

accusativform vorliegen? Es besteht also, wenn wir von den nebenformen auf *-u* absehen, kein unterschied zwischen nom., acc., gen. sg. und nom., acc. pl. Als normalformen für diese casus pflegen angegeben zu werden *brôðor*, *môðor*, *dôhtor*, *sweostor*, aber *fæder*. Eine solche regelung der verhältnisse kann nur das product zufällig verschieden ausgefallener ausgleichung gewesen sein: in *fæder* ist die nominativform, in den übrigen die accusativform zur herrschaft gelangt. Auch finden sich selbst bei Grein abweichungen von diesem canon: 4 mal *môder* (nom. acc. sg.), 1 *brôðer* (gen.), 1 *zebrôðer* (pl.), 1 *dôhter* (pl.), 1 *smuster* (gen.). Sehr abweichend aber sind die verhältnisse im kent. und nordhumbr. In Ps. findet sich zunächst die abweichung, dass auch der gen. sg. *e* und umlaut hat: *dæhter* 9, 15. 72, 28; *mæder* 49, 20. 68, 9, aber daneben *môður* 70, 6. 108, 14. 138, 13. Dann aber hat auch der vater neben *-er* mit den andern übereinstimmend *-ur*: so im comp. *feadur-leas* 9, 35. 81, 9. 93, 6. 108, 12 und auch im gen. *feadur* 44, 11. Hymn. 183. 187. 202. Dagegen lautet der dat., auch mit scharfer abhebung der wurzelsilbe wie bei den übrigen *feder* Hymn. 202. 204. Im dat. pl. finden wir *feadrum* 77, 12. Hymn. 200, *feodrum* 105, 6, im gen. *feddra* 48, 20, und im nom. öfter *fedras*, also immer ohne secundärvocal. In Rit. und Lind. schwanken *-or* nnd *-er* ganz beliebig, einerseits sehr häufig *fador* neben *fæder*, andererseits *moder*, *brôðer*, *dohter*, *suæster* neben *modor* etc. Die besondere behandlung von *fæder* ist also etwas specifisch westsächsisches.

Inhaltsübersicht.

Einleitung. Methode begründet durch ausnahmslose geltung der lautgesetze. Von verschiedenartigen veränderungen unter gleichen verhältnissen kann nur eine auf physiologischem wege, die andern müssen auf psychologischem entstanden sein 3. Nähere bestimmung der unter diese kategorie fallenden inconsequenzen 3. Stoffliche und formale association 7. Formen, die aus ihrem systeme gelöst sind, als basis der lautgesetze 9. Erfordernisse für die gültigkeit eines lautgesetzes und consequenzen aus der feststellung seiner gültigkeit 13. Auffindung des musters der associationsbildung 14. — Verzeichnis der abkürzungen 14.

1. Altnordische brechung. J. Schmidts theorie 16. Kritik derselben durch Edzardi und antikritik, deren resultat: der wechsel von

jō und *ja* sowie der *u*-umlaut sind gemeinnordisch 17. *e* als umlaut von *ea* 23. Brechung durch folgenden vocal, auch durch *a* aus älterem *o* 25, durch das *u*-timbre des consonanten 27. Uebergang des *eo* in *ea* 27. Ostnordische brechnng 28.

2. Angelsächsische brechung. Jüngere modificationen der vocale: umlaut 30; contraction der brechung 33; einfluss des *w* 35; des *sc* und *z* 39; des *ht* 46; des *x* 48. Ursachen der brechung 48 ff.: *r* + cons. 49; *l* + cons. 50; *h* 51; dunkler vocal 51 ff. Wirkung des letzteren durch doppelconsonanz gehindert 51, ausnahmen 52. Die brechung als beweis für dunkeln vocal der folgenden silbe 54. Ihre consequenz 54. Besprechung der einzelnen fälle 54 ff.: *weorold* 54, adverbia auf *-an* 55, *feola* 55, *va*-stämme 56, *-unz* 56, *-oc*, *-ot*, *-od*, *-oð*, *-or*, *-ol*, *-um*, *on* 57, flexionsendungen des nomens 59, der zweiten schwachen conjugation 65, pl. praet. der verba mit wurzelhaftem *i* 67, *witan* 67, verba mit *e* im praes. 68, mit *a* 74. Westsächsisches *a* 74, *scea*, *zea* 75.

3. Verhältnis von *e* und *i* in wurzelsilben. Kritik der ansichten Lefflers und Bezenbergers 76. *i* vor nas. + cons. urgermanisch 78. Ugermanischer übergang des *e* in *i* durch assimilation auf folgendes *i* oder *j* 78; nicht durch *u* bewirkt 79. Ausgleichungen zwischen *e* und *i* in flexion und ableitung 80. Unterschied vom sonstigen *i*-umlaut 82. Indog. *i* im ahd. 82. *i* in ableitungssilben 84; im personalpron. 85.

4. Uebergang des *e* und *o* als ersten componenten eines diphthongen in *i* und *u* 86.

5. Angelsächsische diphthonge. Contractionsgesetz 89. Beweis, dass statt des späteren *a* beim eintritt der contraction noch *o* bestand; ausgleichungen in bezug auf den contractionsvocal 89. Entstehung des *ea* aus *au* 95. *eo* statt *ea* 97. Entwicklung des brechungsvocals 98.

6. Altnordische längen und diphthonge. Ausfall des *h* und wirkung auf den vorhergehenden vocal 98. Ausfall des *v* 100; des *j* 104. Contraction gleicher oder ähnlicher vocale 105; verschiedenartiger 106.

7. Die germanischen vocalreihen in ihrem verhältnis zu den indogermanischen. Ursprung des *u* in der *a*-reihe: Aemelung, Brugman 108. Nasalis oder liquida sonans und schwacher *a*-laut 108. System der indog. grundsprache 111 ff. Zwei *a*-reihen 111. Drei stufen der accentuation haben dreifache vocalspaltung bewirkt 112. Nachweis dieser stufen in der flexion 114. (Anmerkung über die vocalsyncope des indog. 118.) Einfluss des jüngeren germanischen accentus auf die vocalqualität 121. Tabelle für die germanischen reihen 122.

8. Vocalsyncope und accent im germanischen. Ein urgermanisches auslautgesetz existiert nicht 124. Gegen die teilweise aufrechterhaltung desselben durch Sievers 124. Positive gesetze aus der accentuation abzuleiten 130. Theoretisches über den accent: starke, mittlere, schwache stufe 130. Gegen Sievers verlegung des nebetones auf die endsilben 134. Logisches princip des nebetons mit wechsel in der flexion 135. Gesetze für die abstufung der nicht haupttonigen silben

136. Rückschlüsse aus der vocalschwächung im mhd. 137; im ags. 141; aus der contraction im ags. und altn. 143. Gesetz für die westgermanische syncope 144. Proclitische partikeln und pronomina 144. Gemeinsames princip für syncope nach haupttoniger und nach neben-toniger silbe 147. Chronologische anhaltspunkte 148. Uebereinstimmung der syncope mit den betzungsgesetzen 149. Mittelvocale: schw. praet. und part. 150; sonstige reste der syncope im ahd. und alts. 154. Endsilben: ausgleichung zwischen lang- und kurzsilbigen stämmen 160; betonung des imp. 161; *ia*-stämme 162; nom. sg. fem. und nom. pl. neutr. 163; ursprünglich zweisilbige flexionsendungen 165. Ursprüngliche längen im innern des wortes 169. Altnordische syncope 170 ff. Mehrere in ihrer wirkung auf einander folgende gesetze 170. Doppelte syncope 170. Keine beschränkung auf offene silbe 174. Endung *u* in der nominalflexion 176. Nom. und acc. pl. masc. und fem. 177. Gen. sing. 177. Die *ia*-stämme 177.

9. Priorität des *u* und *o* gegenüber dem *a* in nicht haupttonigen silben. Ursprünglich dumpfes timbre der liquidae und nasales und des *h* und verlust desselben 178. Paralleler gang der vocalentwicklung (*u—o—a*) 179. Urgan. inlautendes langes *â* im altn. 179, im ags. 181; parallele zu der behandlung des auslautenden *ô* 184. Gemein-germ. verkürztes *ô* 186. Ursprüngliche kürze (indog. *a₂* und *A₁*) = urgerm. *o* 186 ff.: *a₂* vor nasal 186, vor *s* 187, vor dentalem verschluss-laut 189, vor guttural 189, in suffix *-old* 190, in ags. *bat* 190, in ursprüng-lich letzter silbe 190; *A₁* in präpositionen 191, in suffix *-ag* 192, *-oht*, *-ut*, *-assus* 193; verhältnis zur vocalqualität der hochtonigen silben 193. Das aus nasalis oder liquida sonans und das aus *a₁* vor nasalis oder liquida entwickelte *u* 196 ff.: *u* vor auslautendem nasal 196, vor nasal + consonant 197, vor einfachem *m* im inlaut 201, vor liquida + conso-nant 201, in den ableitungen mit einfachem *n*, *r*, *l* 202, in präpositionen 207. Analogien für den übergang des *u* in *a*: *uz*, *tuz-*, *silubr*, *viduvo* etc. 208. Resultat 208.

10. Einfluss eines *j* oder *i* auf folgendes *o*. Ostoffs gesetz über nasaliertes *ô* 209. Verkürzung des urgerm. *â* im altn. und west-germ. nicht *a*, sondern *e* 210. Ausdehnung des gesetzes auf nicht nasa-liertes *ô* 213, auf das schon in der ältesten überlieferung gekürzte *ô* 215, auf ursprünglich kurzes *o* 217. Rechtfertigung der angenommenen ausgleichungen, urgermanisch *û* und *u* aus *â* und *o* 222. Parallelismus des slavischen 225.

11. Stammabstufung *u*, *o*, *a* — *e*, *i* 226 ff. *s*-stämme 226; *t*-stämme 227 (verhältnis von ahd. *a* zu *i* 228); adjectiva auf *-ag* 230; substantiva auf *-assus* 235. Nasalis sonans 235. St. part. perf. 238. Sonstige bildungen mit *n* 240, mit *m* 242, mit *l* 243, mit *r* 246. Procli-tische partikeln 247.

12. Eingeschobener vocal zwischen consonant mit li-liquida oder nasal. Bedingungen des eintritts 249. Qualität 250. Verwandschaftswörter 252.

NACHTRAG.

Zu meinen beiden auf den germanischen vocalismus bezüglichen arbeiten (Beitr. IV, s. [315](#) ff. und VI, [1](#) ff.) habe ich einige bemerkungen hinzuzufügen, die wesentlich dazu dienen sollen, diejenigen punkte zu markieren, in betreff deren ich nach vollendung des druckes zu einer modification meiner ansicht gelangt bin.

IV, s. [334](#). Der unterschied zwischen der betonung von *ginadono* und der von *selidono* beruht nicht bloss darauf, dass der nebeton in ersterem weniger hervortritt, sondern darauf, dass er auf einer andern silbe liegt, vgl. VI, s. [140](#). [168](#). Eine quantitätsverschiedenheit in *-ota*, *-eta* könnte nicht durch die quantität der wurzelsilbe bedingt sein, sondern nur durch die stellung des nebetones, welche nach Sievers ausführungen davon unabhängig ist. Die prosabetonung im fränkischen war wahrscheinlich der des gen. entsprechend *régonô ta*, aber *win-totà* wie *lôbotà*, vgl. s. [140](#), und von der ersteren betonungsweise ist nur nach dem bedürfnisse des metrums eine weitere anwendung gemacht.

[344](#). Ueber das *e* der *ja*- und *a*-stämme vgl. jetzt VI, s. [212](#) ff.

[345](#) unten. Ueber *fela* vgl. jetzt VI, s. [55](#).

[348](#) ff. Ueber die unterscheidung zweier verschiedener laute, die in dem got. *ô* zusammengefallen sind, vgl. jetzt Osthoff, Morphol. unters. [I](#), s. [241](#) ff. und Beitr. VI, s. [184](#). Die westgermanische scheidung in *o*—*a* steht aber damit nicht im zusammenhange. Ueber ihre wahrscheinliche ursache vgl. VI, s. [184](#). Anders Osthoff a. a. o. s. [253](#).

[361](#). Ueber das verhältnis von *-un* und *-on* in der schw. decl. vgl. jetzt VI, s. [223](#).

365. *-emês, -em* sind von den *ja*-stämmen her verallgemeinert; vgl. VI, s. **219**.

366. Das schwanken zwischen *a* und *e* im part. und ger. hat nichts mit einer wirkung des folgenden *i* oder *j* zu tun, sondern *e* kommt ursprünglich dem schw., *a*, dem st. verb. zu, vgl. VI, s. **219**.

368. *-an* und *-en* im part. stehen ursprünglich im verhältnis der stammabstufung, vgl. VI, s. **238**.

369. 70. *-ân* und *-ôn* ist urgermanisch, vgl. VI, s. **223**.

373 oben. Die hier vorgetragene auffassung des verhältnisses von *o* und *a* im ags. beruht noch auf irrigen voraussetzungen über den nenton und ist unhaltbar, vgl. jetzt VI, s. **181 ff.**

374 unten. *-eno, -ino* im gen. pl. sind nicht abschwächung, sondern aus *-jono* entstanden, vgl. VI, s. **213**.

375 oben. In *jungaro* ist *a* nicht aus *ô* entstanden, vgl. VI, s. **155**.

376. In Rush. ist *oppe* die gewöhnliche form, daneben aber *oppa*, z. b. Mt. **7, 4. 9. 12, 25. 29, eppa** Mt. **5, 18, eða** Mt. **6, 30**. Auch in Rit. *odðe* und *odða* neben einander.

376. Joh. Schmidt hat jetzt in Kuhns zs. XXIV, s. **303 ff.** ausgeführt, dass es nicht seine auffassung gewesen ist, dass die von ihm neben **gâbjâm* angesetzte germanische grundform **gâbim* lautlich entwickelt sei. Auf diesen aufsatz verweise ich überhaupt in bezug auf die ursprünglichen verhältnisse im opt. Es ergibt sich daraus unter anderem, dass die zusammenziehung im du. und plur. nicht bloss, wie ich s. **381 ff.** angenommen habe, europäisch, sondern schon indogermanisch ist.

380. Die form *uulle* lautlich aus einem **uulleo* = got. *viljau* zu erklären, geht nicht an, wenn sonst die entstehung eines *e* aus *io*, wie VI, s. **212 ff.** ausgeführt ist, schon urgerm. ist. Wir werden sie mit *uilliu* auf eine linie zu stellen haben und müssen das *e* mit dem ags. *e* in der 1. sg. ind. praes. vergleichen als einen rest der lautlich entwickelten form in der schwachen conjugation, vgl. VI, s. **216**. Ich trage ferner noch nach, dass sich im ags. wie sonst in der 1. sg. ind. praes. neben *e* auch *o* (*a*) = *u* findet, vgl. *nillo* Lind. Prol. **26**. Mt. **8, 3. 9, 13. 10, 33. 12, 7. 44. 13, 30** etc., *willio* Kemble II, s. **317, willa** Kemble I, s. **231** neben *wille* **3**. sg.

389. Die länge des vocals in *hwêne* wird durch die schreibung *hwoene* in Ps. 93, 17 bestätigt.

397. Die in der anm. angedeutete möglichkeit der erklärung von *maz*, *haz* etc. ist zu verwerfen, vgl. VI, s. 149.

399 ff. Die untersuchung über das verhältnis von *e* und *i* in nicht hochtoniger silbe ist ergänzt und berichtet VI, s. 84 ff.

401. Die in der anmerkung versuchte zurtückführung des unterschiedes von a_1 und a_2 auf consonantischen einfluss ist nicht aufrecht zu erhalten, vgl. VI, s. 112. 3.

412 ff. Ueber die *s*-stämme vgl. jetzt VI, 115. 187. 226.

419. Ueber das verhältnis von *-er*, *-ar*, *-ur* vgl. jetzt VI, s. 246. 252.

431. Der dat. *felda* steht auch Ps. 77, 12. 43; als dat. nach der *u*-declination ist auch wol *ægypta* (in *eorðan ægypta* in terra ægypti) Ps. 77, 12 zu fassen.

434. Das *o* in altbulg. *synove* kann, worauf mich Osthoff aufmerksam macht, auf europ. *e* zurtückgeführt werden, indem im slav. das gleiche gesetz gilt wie im lat., dass *e* vor *v* zu *o* wird. Und ebenso muss das *a* in sanskr. *sunawas* = a_1 sein, denn a_2 wäre *â*. Demnach spricht die übereinstimmung der indog. sprachen dafür, dass a_1 das ursprüngliche ist.

439. Ueber die in der anmerkung als eine möglichkeit hingestellte ursprünglichkeit des *ai* und *au* gegenüber *i* und *u* vgl. jetzt VI, s. 115. 6.

451. Zu den resten der alten nominativform sind noch *huâl* und *chimeinidh* aus Is. hinzuzufügen und weitere fälle, zum teil mit übertritt in das masc. oder neutr., die Behaghel, Germ. XXIII, s. 272 verzeichnet.

451. Ueber die 1. sg. ind. praes. im ags. vgl. jetzt VI, s. 216, über die bewahrung der endung im altn. ib. s. 176.

453 unten. Ueber das *e* des ags. dat. sg. fem. vgl. VI, s. 216.

468 ff. Ueber das verhältnis der adverbialen und präpositionellen formen vgl. jetzt VI, s. 144.

472. Ueber altn. *hani* vgl. jetzt VI, s. 211.

473. Ueber got. auslautendes *ê* vgl. jetzt Osthoff, Morphol. unters. I, s. 232 ff. und Beitr. VI, s. 210 ff.

VI, 29. Zu den vom westnord. abweichenden brechungen des ostnord. gehört noch, worauf mich Sievers aufmerksam

macht, gotländ. *ieru* (sunt), *ier* neben *ir* (est). Gemeinnordisch war **is* (?) — **eoru*.

32. Als sicheres beispiel für umlaut des *o* dürfen wir *æle* (oleum) P. C. 368, 11, sonst *ele* bezeichnen.

81. Auf wechsel zwischen *e* und *i* in consonantischen stämmen deutet auch altn. *syster* = ahd. *suestar*.

143. J. Hoffory in seiner sehr beachtenswerten recension von Wimmers altnordischem lesebuch in der Tidskrift for filologi ok pædagogik, ny række III, s. 289 ff. nimmt (s. 300) gerade umgekehrt an, dass im altn. die contraction zweier an einander gerückten vocale dann stattfände, wenn ein nebeton auf der zweiten silbe liegt. Es hängt diese auffassung damit zusammen, dass er die umkehrung des accentus beim zusammentreffen unähnlicher vocale vor die contraction setzt, nicht wie ich nach derselben, wo sie aus dem für alle diphthonge, deren erster component *e*, *i* oder *o*, *u* ist, geltenden gesetzte fließt. Die unrichtigkeit seiner auffassung erhellt aus folgenden gründen. Erstens muss doch die contraction der unähnlichen vocale auf eine linie gestellt werden mit der der ähnlichen, und bei den letzteren kann keine umkehrung des accentus stattgehabt haben, da der erste vocal den zweiten verschlingt. Man muss die gleichung ansetzen *sæing* : *sæng* = *na'ing* : *naŋg* = *féhús* : *fjós*; und ebenso stehen *frjás*, *sjá* etc. auf einer stufe mit *na'ng*. Zweitens kann es nicht zweifelhaft sein, dass die erhaltung des *h* in der form *féhús* ein stärkeres tongewicht der zweiten silbe voraussetzt als der ausfall in *fjós*. Drittens ist der übergang des *u* in *o* in letzterem worte nicht zu erklären, wenn dieser vocal nicht einmal zweiter unbetonter component eines diphthongen gewesen ist; selbst das kurze *u* würde ohne gänzliche tonlosigkeit nicht zu *o* geworden, also formen wie *sjóm*, *knjóm* unmöglich sein. Hoffory stützt sich hauptsächlich darauf, dass im nom. acc. pl. aus dem älteren *treo* (er setzt **tréo* an) etc. nicht *trjó* (wie im gen. und dat. *trjá*, *trjóm* aus *trea*, *treom*). sondern *tré* werde, was er auf den mangel des nebetons schiebt. Hiergegen ist erstens zu bemerken: in *treo* kann das *eo* nur contractionsvocal sein; denn hätte keine contraction stattgefunden, so müsste das *o* nach dem syncopierungsgesetze in vorhistorischer zeit abgefallen sein, eine form **tréo* kann es daher nicht geben.

Zweitens wenn diese letzte form noch in vorhistorischer zeit existiert hätte, so gibt es kein gesetz, wonach das *o* hätte abfallen können. Also sind die formen *treo* und *tré* nicht lautlich mit einander zu vereinigen, sondern die eine ist analogiebildung, vgl. s. 106 unten.

151. *unuanda* ist aus versehen durch 'inopinati' übersetzt; es ist part. zu *uuendan*.

157. Ganz die gleiche entwicklung, welche die syncopierten formen von *unser* im westgerm. durchgemacht haben, ist auch im altn. eingetreten, wie Hoffory a. a. o. s. 297 ff. nachweist: *órom* und *ossom* aus **unsrom* etc. Die formen *vár*, *várn*, *várrar* etc. erklärt Hoffory nach dem vorgange Bugges aus **úsarr* etc. durch ausfall des *s*. Da ich aber keine möglichkeit sehe, den ausfall des *s* lautlich zu begründen, so möchte ich folgende vermutung zu erwägen geben. Wie Hoffory nachweist, bestand einmal folgende flexion:

n. * <i>úsarr</i>	* <i>úsor</i>	* <i>ústart</i>
a. * <i>úsarn</i>	* <i>úra</i> (aus * <i>úsla</i>)	* <i>ústart</i>
d. * <i>úrom</i> (aus * <i>úsrom</i>)	* <i>úsarre</i>	* <i>úro</i> (aus * <i>ústro</i>)

u. s. f. den gewöhnlichen syncopierungsgesetzen gemäss. Es bestand dann zwischen den syncopierten und unsyncopierten formen die discrepanz, dass die letzteren ein *s* mehr enthielten, und es konnte die beseitigung des *s* durch ausgleichung eintreten. Dieselbe erklärang würde bei *járn* anwendbar sein: also einmal *isarn* — dat. **irne* etc. (vgl. s. 202), dann **iarn* neben *isarn* und danach dann weiter auch **iarne*, endlich contraction zum diphthongen und umspringen des tonverhältnisses der beiden componenten.

167. Auch das ags. kennt abwerfung des *u* im nom., acc. pl. neutr. der mehrsilbigen wörter der ursprünglichen betonung gemäss. Beispiele für das subst. stehen s. 187 (*lombor*, *calfur*), für das adj. dient das s. 234 angeführte *hefuz*. Auch für den nom. sg. fem. des adj. liegt ein entsprechender beleg vor in *micul* P. C. 405, 21, vgl. s. 245, *ôðor* Rit. 182, 2. Bemerkenswert sind auch die a. a. o. belegten formen *lomboru*, *calferu*, *lytulu* (n. sg. f.), *oðoro* (n. pl. n.) mit scheinbarer bewahrung beider vocale, aber nicht lautlich entwickelt.

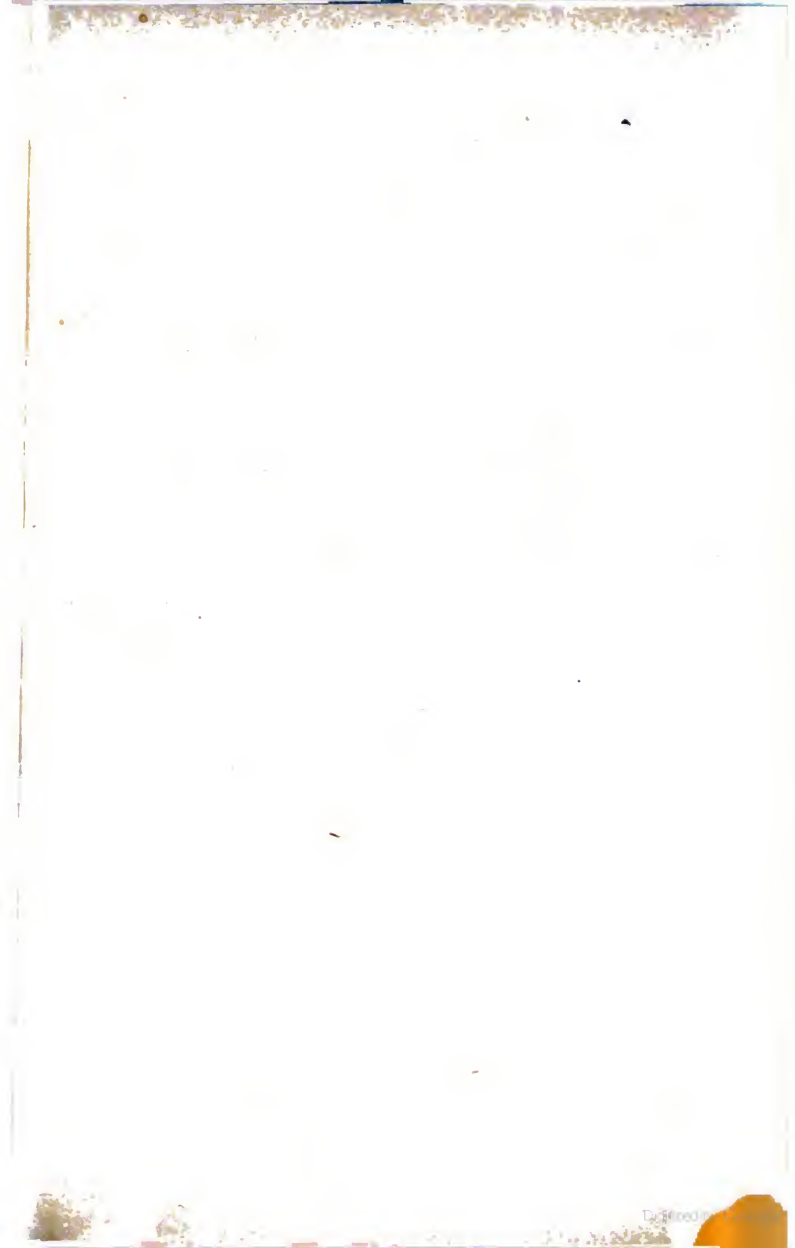
Berichtigungen.

S. 9 z. 15 v. u. *lies starke statt schwache.*

S. 75 *ist überall zu lesen skr. cana statt çana.*

S. 126 z. 7 v. u. *lies dêvâhûtiâi.*

E
7/2



Verlag von **MAX NIEMEYER** in Halle.

Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts
Heft 1—14. à 60 Pf.

1. **Martin Opitz**, Buch von der deutschen Poeterei. Abdruck der ersten Ausgabe (1624).
2. **Johann Fischart**, Aller Praktik Grossmutter. Abdruck der ersten Bearbeitung (1572).
3. **Andreas Gryphius**, Horribilicribrifax. Scherzspiel. Abdruck der ersten Ausgabe.
4. **M. Luther**, An den christlichen Adel deutscher Nation (1520).
5. **Johann Fischart**, Der Flöhkhaz. Abdruck der ersten Ausgabe (1573).
6. **Andreas Gryphius**, Peter Squenz. Schimpfspiel. (Abdruck der Ausgabe von 1663.)
7. u. 8. **Das Volksbuch vom Doctor Faust**. Abdruck der ersten Ausgabe (1587).
9. **J. B. Schupp**, Der Freund in der Not. Abdruck der ersten Ausgabe (1657).
10. u. 11. **Lazarus Sandrub**, Delitiæ historicæ et poeticæ das ist: Historische und poetische Kurzweil. Abdruck der einzigen Ausgabe (1618).
12. 13. u. 14. **Christian Weise**, Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt. Abdruck der Ausgabe von 1673.

Die „Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts“ sollen eine Anzahl wichtiger Erscheinungen aus der prosaischen und poetischen Litteratur jener Periode durch genaue Abdrücke der meist sehr seltenen Original-Ausgaben den weitesten Kreisen der Litteraturfreunde wieder zugänglich machen. Die Erreichung dieses Zweckes glaubt die Verlagsbuchhandlung zu fördern, indem sie jedes Stück zu dem billigen Preise von 60 Pf. einzeln abgibt. Umfänglichere Werke werden in doppelten oder mehrfachen Heften zur Ausgabe gelangen. Die Redaktion der Sammlung, welche ununterbrochen fortgesetzt wird, hat Herr Professor Dr. Wilhelm Braune in Leipzig übernommen.

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

8251.35
Untersuchungen ueber den Germanisch
Widener Library 003453225



3 2044 086 649 126